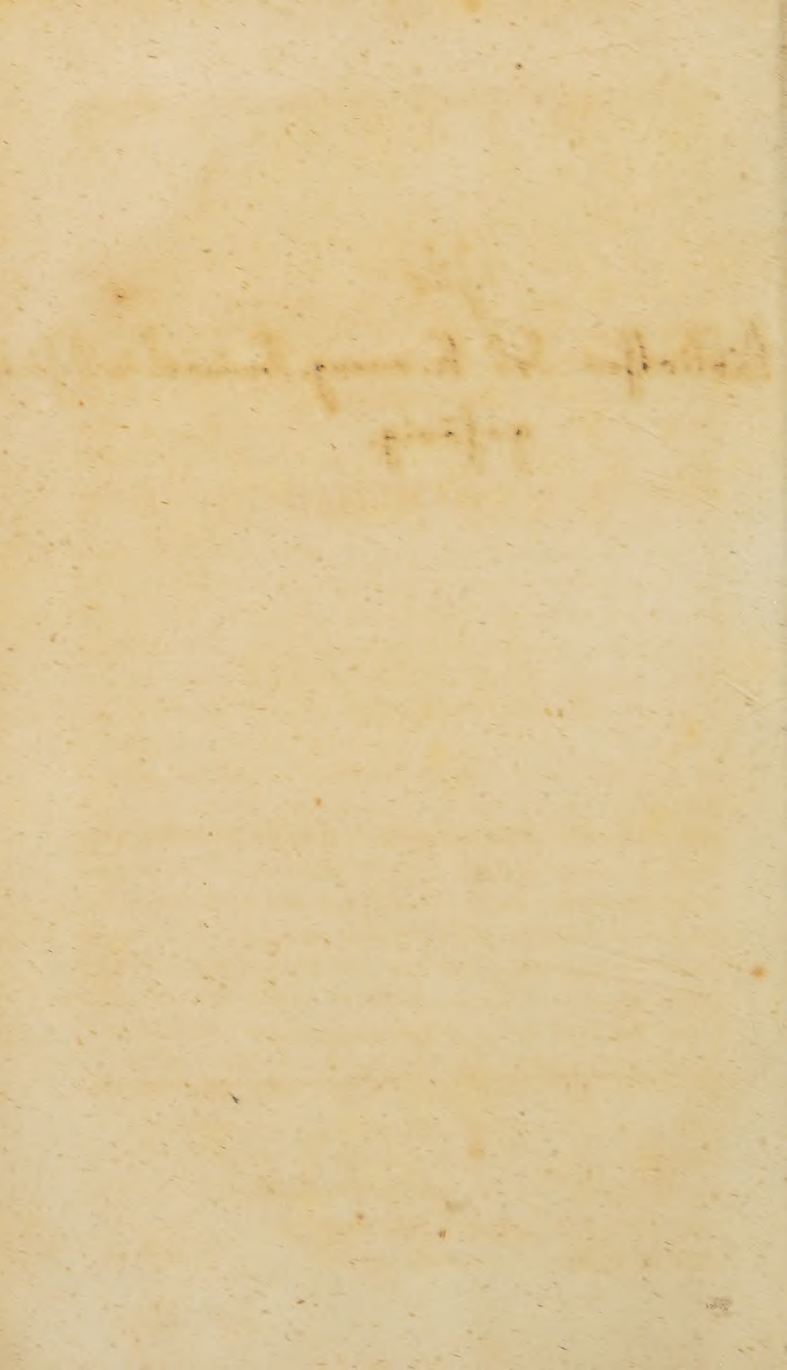




Magazin

für

die neueste Geschichte

der evangelischen

Missions- und Bibelgesellschaften.

Jahrgang

1836.



Im Verlage
des Missions-Institutes zu Basel,
gedruckt bey Felix Schneider.

Jahrgang
1836.

Erstes Quartalheft.

Betrachtungen

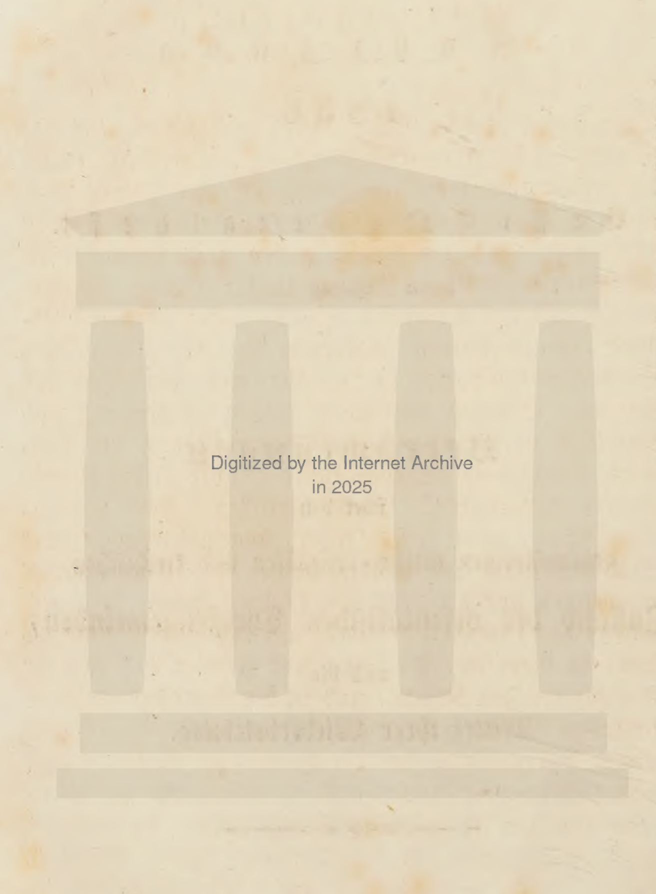
über den

gegenwärtigen sittlich-religiösen und kirchlichen

Zustand der orientalischen Christengemeinden,

und die

Mittel ihrer Wiederbelebung.



Vorerinnerung.

Wir haben in dem letzten Hefte unseres Magazins unsern Lesern die lehrreichen Wanderungen erzählt, welche die beiden amerikanischen Sendboten, die Herren Prediger E. Smith und H. G. O. Dwight in den Jahren 1830 und 1831 im Auftrage der nordamerikanischen Missionsgesellschaft zu Boston in die Länder des Euphrats und des Kurflusses gemacht haben, um den Zustand der armenischen, nestorianischen und chaldäischen Kirchengemeinschaften in den türkischen, persischen und russischen Staaten persönlich kennen zu lernen, und denselben zu ihrer geistigen Wiederbelebung die hülfreiche Hand ihrer protestantischen Brüder in den Abendländern darzubieten. Einer derselben, Herr Smith, hatte schon zuvor sechs Jahre lang als evangelischer Sendbote unter den Völkerstämmen des Morgenlandes gearbeitet, und dieselben von Malta, seinem Missionsposten, aus, in Griechenland, auf den griechischen Inseln, in Egypten, Palästina und Syrien auf längere oder kürzere Zeit besucht, und in der Mitte des syrischen Volkes zu Beyrut mehr als ein Jahr zugebracht. Seine genaue Bekanntschaft mit der arabischen, türkischen und neugriechischen Sprache und der Literatur derselben, hatte ihn um so mehr in Stand gesetzt, in Gemeinschaft mit seinem Reisegefährten, Herrn Prediger Dwight, mit gesegnetem Erfolg diese Untersuchungsreise nach den Euphratländern zu machen, und tiefer in den sittlich-religiösen Zustand unserer christlichen Brüder in den morgenländischen Kirchen hineinzublicken, da ihm eine geübte Beobachtungsgabe und eine reiche Erfahrung zu Gebote stand, und auf diesen Gefilden unsere

deutschen Missionarien zu Schuscha ihnen zuvor den Weg zu nützlicher Bekanntschaft unter dem armenischen Volke bereitet hatten.

Herr Prediger Dwight blieb nach seiner Rückkehr in Konstantinopel zurück, um dort den klein-asiatischen Kirchengemeinden seine Dienste zu widmen. Herr Smith hingegen kehrte für einige Zeit nach den vereinigten Staaten Nordamerikas zurück, um als Agent der Missionsgesellschaft zu Boston seinen christlichen Brüdern in diesen Staaten in öffentlichen Ansprachen die fruchtbaren Ergebnisse mitzutheilen, welche er auf seinen Wanderungen unter den Gliedern der verschiedenen morgenländischen Christen eingesammelt hatte, und sie zu reger Thätigkeit für ihre Wiedererweckung zu einem neuen evangelischen Leben aufzumuntern; worauf er sodann nach Syrien zurückzog, um unter den Einwohnern dieses Landes seine Kräfte im Dienste Christi zu verzehren.

Mehrere dieser öffentlichen Ansprachen sind zu Boston im Jahr 1833 durch den Druck bekannt gemacht, und von Tausenden unserer transatlantischen Brüder zu ihrer Belehrung und Erbauung gelesen worden. Die Mittheilung dieser Missionsreden ist uns jetzt um so willkommener, da wir im vorhergehenden Hefte den Faden der Erzählung durch Bemerkungen dieser Art nicht unterbrechen wollten, sondern gerne der Gelegenheit warteten, den fruchtbaren Stoff ernster Betrachtung, welcher den Christen der Abendländer durch die nähere Bekanntschaft mit dem zerfallenen kirchlichen Zustande ihrer morgenländischen Brüder geboten ist, an einer andern Stelle aufzufassen, und unsern Lesern ans Herz zu legen. Dieß geschieht nun hier nur um so zweckmäßiger von einem dieser Wanderer selbst, und wir dürfen getrost hoffen, daß seine ernste und begeisternde Stimme auch in den Kreisen unserer deutschen Brüder nicht fruchtlos verschallen wird.

Erste Rede.

Sittlicher und religiöser Zustand der Völker des westlichen Asiens.

Es ist, meine Freunde, ein ernstes und bedeutungsvolles Wort, das einst der Heiland zu seinen Jüngern sprach: „Ihr seyd das Salz der Erde; so nun das Salz seinen Geschmack verliert, womit will man es salzig machen? Es ist hinfort zu nichts nütze, denn daß man es hinaus schütte, um von den Leuten zertreten zu werden."

Dieser Ausspruch unsers HErrn beschreibt den heilsamen Einfluß des wahren Christenthums, so wie die Werthlosigkeit desselben, wenn es in den Händen der Menschen verfälscht worden ist. Ich habe ihn zu meinem Führer gewählt, um Euch eine umfassendere Schilderung vor die Augen zu stellen über den religiösen und sittlichen Zustand der Völker des westlichen Asiens, unter denen ich während der letzten sechs Jahre umhergewandert bin und gearbeitet habe. Ihr erhaltet eine richtigere Vorstellung von dem weiten Länderumfange, auf den sich meine Beobachtungen beziehen, wenn ich Euch kurz sage, an welchen Stellen die Leitung der Vorsehung sie mich machen ließ. Meine eigentliche Arbeitsstelle war die Insel Malta; aber drei Mal bin ich auf langen Reisen von derselben abwesend gewesen. Einmal führte mich der Weg nach Egypten, und von da durch die Wüste nach Palästina und Syrien; ein anderes Mal wanderte ich in Griechenland und auf den griechischen Inseln umher; zuletzt führte mich mein Missionsberuf nach Armenien, und leitete mich über Smyrna und Konstantinopel durch die Länder Kleinasiens hindurch, bis nach Georgien und Persien, auf eine Entfernung von mehr als 400 Stunden hin, welche östlich hinter Konstantinopel liegen.

Dieser ganze Länderumfang, der Hunderte von Meilen in sich faßt, wird, mit einigen geringen Ausnahmen, von Muhamedanern, Namenchristen und Juden bewohnt. Die Zeit gestattet mir jetzt nur, von den beiden erstern, den Muhamedanern und den Namenchristen, ein Wort zu Euch zu reden.

Ich bin Jahre lang unter ihnen umhergewandert, habe ihre Sprachen gesprochen, in fortgesetztem persönlichem Verkehr mit den Einwohnern dieser Länder gelebt, und viele ihrer zahlreichen Schriften gelesen, und eben dadurch die beste Gelegenheit gehabt, ihre Denkart, ihren Volkscharakter und ihren gegenwärtigen leiblichen und geistlichen Zustand kennen zu lernen.

Ich darf nur dem oben angeführten Ausspruch unsers Erlösers Schritt für Schritt folgen, um den geordneten Faden zu finden für die ernsten Betrachtungen, welche ich Euch über den Zustand dieses Volkes mitzutheilen habe. Ein einfacher Blick auf den seligen Einfluß des wahren Christenthums gibt mir, an der Hand des Gegensatzes, die natürlichste Veranlassung, die schädliche Wirksamkeit des Muhamedanismus in einer Reihe von Thatsachen Euch darzuthun.

Aus diesen Gefilden des Irrthums ziehen wir zu den zerfallenen christlichen Kirchen des westlichen Asiens hinüber; indem wir Euch zu zeigen suchen: daß die lautern evangelischen Heilswahrheiten in ihrer Mitte verloren gegangen sind; — daß das Christenthum unter ihnen aufgehört hat, seinen heilsamen Einfluß zu üben; — daß endlich dasselbe ein Gegenstand der Verachtung und Unterdrückung unter den Muhamedanern geworden ist.

Zum Schlusse wird uns die ernste Frage näher treten: Wie können diese Gewebe des Irrthums und der Sünde zernichtet, auf welchem Wege kann und soll der ächte Geist des Christenthums unter ihnen wieder lebendig gemacht werden?

„Ihr seyd das Salz der Erde." Die eigenthümliche Eigenschaft des Salzes besteht darin, daß animalische Körper durch dasselbe vor der Fäulniß bewahrt werden. In dieser Beziehung ist das Salz ein Sinnbild des Christenglaubens. Die menschliche Natur neigt immer zu sittlicher Verderbniß hin. Die Grundsätze der wahren Religion üben einen erhaltenden Einfluß aus, um sie vor gänzlichem Untergange zu bewahren.

Dieser Einfluß tritt vor Allem an den Gläubigen ans Licht hervor. Durch ihn ward der gerechte Loth bewahrt, daß er nicht ganz von den Befleckungen der Bewohner Sodoms verderbt wurde, welche seine gerechte Seele von Tag zu Tag mit ihren ungerechten Werken plagten. 2 Pet. 3, 7. 8. Aber die Grundsätze des lautern Christenthums bewahren nicht blos die Herzen der Gläubigen vor den Ansteckungen des Bösen, das in dieser Welt herrscht; sie sind zugleich auch das kräftigste Reinigungsmittel der Seele. Wie viele unserer Mitmenschen, welche unter unsern Augen mit gieriger Lust den Becher der Lasterhaftigkeit schlürften, sind nicht durch die Kraft des Glaubens in edle Geschöpfe Gottes, in liebende Freunde, in nützliche Bürger, in würdige Glieder der menschlichen Gesellschaft, in Mitbürger mit den Heiligen, und Hausgenossen Gottes umgewandelt worden?

Durch den heilsamen Einfluß, den wahre Christen auf Andere ausüben, werden auch die Unbußfertigen von dem Abgrunde des sittlichen Unterganges zurückgehalten, in welchen sie ohne denselben hinabgestürzt seyn würden. In den Umgebungen lebendiger Frömmigkeit mag zwar die fühlbare Berührung der Wahrheit bisweilen den verhärteten Bösewicht zum Ausbruche wilder Ruchlosigkeit und selbst zur Gotteslästerung reizen; aber häufiger noch verbirgt die Ruchlosigkeit vor ihr das Gesicht, und der Unbekehrte fühlt in der Nähe eines erleuchteten Gewissens einen sittlichen Zwang, der ihn nöthigt, die Religion hoch zu achten, und die

Vorschriften der Sittlichkeit, so wie die Verordnungen des Vaterlandes schweigend zu befolgen.

Wollt Ihr den heilbringenden Einfluß des wahren Glaubens kennen lernen, blickt nur auf die zahllosen Segnungen und Vorrechte hin, welche unser Vaterland vor so vielen andern Ländern der Erde genießt. Wandert hin zu den heiligen Stätten, wo das Gesetz des HErrn von einem Sonntage zum andern verkündigt wird, um durch seine sittliche Kraft die tobenden Leidenschaften verkehrter Menschen zu zügeln! Schauet hin nach dem heitern Lichte der Wissenschaft und der Wahrheit, das von unsern niedern und höhern Schulen über die Bewohner unseres Vaterlandes ausstrahlt! Blicket hin auf die weiten Gefilde, welche mit den reichen Ergebnissen der Segnungen Gottes und des Fleißes der Menschen prangen, und den wohlthätigen Einfluß einer gesetzlichen Ordnung kund thun, die stark genug ist, sowohl die Raubgier tyrannischer Herrscher, als die Gewaltthaten gesetzloser Räuber aus dem Lande zu verbannen, und jedem einzelnen Einwohner das Glück zu bereiten, daß er ungestört im Schooße seiner Familie die Früchte seiner Arbeit genießen kann. Diese Segnungen alle, deren Werth wir so hoch anzuschlagen pflegen, was sind sie anders, als die rechtmäßigen Erzeugnisse des wahren Christenthums!

Fraget die Geschichte aller Jahrhunderte, betrachtet den gegenwärtigen Zustand aller Völker; ihr findet in der ganzen Welt, außer dem Christenthum, keine Religion, welche diesen heilsamen Einfluß auf das Völkerleben auszuüben vermag. Vergleicht einmal mit der Religion der Bibel die anerkannte Wirksamkeit des Muhamedanismus, der ihr unter allen falschen Religionsweisen am nächsten kommt, und lernet aus dem schneidenden Gegensatze den Werth des Christenglaubens kennen!

Schon der persönliche Charakter des Stifters des Korans bietet jedem heilsamen Einflusse von seiner

Seite entfremdet. Es sey ferne von mir, dem Charakter der Türken jede gute Eigenschaft abzusprechen. Ihren guten Ruf in Hinsicht auf ihre größere Zuverläßigkeit im Handel, welche ihnen einen so entscheidenden Vorzug vor ihren christlichen Nachbarn gibt, welche um sie her wohnen, möchte ich keinen Augenblick in Zweifel ziehen. Gerne gestehe ich, daß die Natur die Osmanen zu einem edlen Geschlechte gemacht hat, indem sie Keime einer Denkweise in sich tragen, deren gehörige Pflege unter dem Sonnenscheine lauterer Wahrheit sie zu einer der größten Nation der Erde erheben würde. Aber verwittert und ausgeartet durch den Einfluß ihrer falschen Religionsweise hat ihr Volkscharakter nunmehr zahlreiche und große Flecken aufgenommen, welche dem unbefangenen Beobachter nicht unbemerkt bleiben können, und deren eigentliche Quelle er in ihrem Leben leicht zu entdecken vermag.

Der stolze Uebermuth und die Grausamkeit der arabischen und türkischen Muhamedaner gegen andere Religionssekten ist zum Sprüchwort geworden; auch ist es nicht leere Verläumdung, welche sie in diesem Charakter den Augen der Völker darstellt. Zwar sind es nicht mehr jene rohen und unmenschlichen Zügellosigkeiten des saracenischen Uebermuthes, wie sie in die früheste Eroberungsgeschichte der arabischen Horden mit blutigem Griffel eingezeichnet sind, welche der Europäer auf seinen Wanderungen durch die türkischen Staaten in unsern Tagen zu fürchten hat. Die Muhamedaner lassen ihn meist unangefochten und unbeschimpft seine Straße ziehen. Aber die Behauptung, als habe diese Duldung in einem Gefühle von Achtung ihre Wurzel, ist völlig ungegründet, und wäre kaum je gewagt worden, hätten die Reisenden die Sprachen des Landes so weit verstanden, daß sie den wahren Beweggrund solcher Behandlung hätten auffinden können. Alles, was ich zu beobachten Gelegenheit hatte, bestärkt mich in der festen Ueberzeugung, daß, den Einfluß des

Geldes abgerechnet, wodurch sich ein Reisender die Dienstleistungen einzelner Muhamedaner erkauft, die Furcht vor der Gewalt und Rache der Europäer allein es ist, welche den Muselmanen einen gewissen Grad von Hochachtung gegen die Europäer abnöthigt. So oft daher ein Feldzug, ein verlornes Treffen, oder irgend eine Züchtigung von Außen her sie die Stärke Europas und ihre eigene Schwachheit fühlen läßt, so oft kann man der Aeußerungen ihrer Artigkeit gewiß seyn; aber wenn plötzliche Aufreizung sie zu Thätlichkeiten hinreißt, so bricht ihr Haß und ihre Verachtung gegen die Christen in Handlungen aus, welche rohe Barbarei und schonungslose Unbarmherzigkeit von ihrer Seite kund thun.

Oder warum mußten so oft vor der Stadt Smyrna und den andern Marktplätzen der Türkei europäische Kriegsschiffe aufziehen, um durch den Schrecken ihres Geschützes die Bürger Europas gegen die Wirkungen türkischer Wuth zu schützen? Warum haben so oft Europäer zu ihren Schiffen oder auf Gebirge ihre Zuflucht genommen, um dem Zorn der Muselmanen zu entfliehen? Nach der Schlacht von Navarino war ich selbst unter dem großen Haufen der christlichen Fremdlinge, welche dieser Vorfall mit lebhaften Besorgnissen erfüllte, und war einer der letzten unter den Europäern in Beyrut, welcher auf dem Gebirge Libanon eine Zufluchtsstätte suchte. Jene finstere und stürmische Nacht bot dem Lobredner der Muselmanen die beste Gelegenheit dar, seine Ansichten über türkische Duldung zu berichtigen. Wir hatten jeden Augenblick den Ausbruch eines schonungslosen Rachgefühles zu befürchten. Aber kaum hatten die Moslemiten Zeit gefunden, über die demüthigende Züchtigung, die sie in jener Seeschlacht traf, nachzudenken, und an den Folgen derselben ihr Betragen zu berichtigen, so war jede Besorgniß vor denselben verschwunden.

Die eingebornen Christen sind am meisten den Wirkungen dieser kalten Gefühllosigkeit ausgesetzt. Das einzige Schutzmittel, das sie besitzen, ist ihr Geld, — eine Rücksicht, um welcher willen auch der Koran die Duldung ihres Daseyns gestattet, — und dieses wird beinahe eben so schnell, als sie es erworben haben, durch gesetzmäßige oder willkührliche Erpressungen in die Schatzkammer der Regierung oder in den Beutel ihrer Beamten abgeleitet. Wirklich werden auch diese zerstreuten Christenhaufen in der Landessprache Rayahs, d. h. eine Schafheerde, genannt; und diese wird in den muhamedanischen Staaten nur um der Wolle willen geweidet. Sobald die Leidenschaft die Muhamedaner für die Interessen ihres Beutels verblendet, so werden sie dem Christen mit Peitschen die Fußsohlen zerschlagen, bis das Fleisch von seinen Füßen hängt; sie werden ihn auf einen Pfahl spießen oder den Kopf abschlagen, ohne dabei auch nur ein Zeichen von Gewissensbissen zu erkennen zu geben.

Die Zerstörung der Inseln Scio und Psarra, und die fürchterlichen Mordscenen der griechischen Empörung, welche das Gefühl des christlichen Menschenfreundes mit Grauen erfüllten, — sie waren nur schlichte Aeußerungen einer Gesinnung, welche allgemein in den türkischen Staaten angetroffen wird. Vor den Wirkungen derselben in dieser oder jener Gestalt sind die Christen im Lande niemals gesichert, und bisweilen weckt nur eine schmerzliche Erfahrung derselben ihre Besorgnisse auf, und dann ist das Lispeln eines Baumblattes im Stande, sie in die Flucht zu jagen. Während meines Aufenthaltes auf dem Gebirge Libanon brachte ich einen Sonntag bei meinen Missionsbrüdern in einer der Vorstädte von Beyrut zu. Am Montag Morgen sahen wir große Christenhaufen eilends aus der Stadt fliehen. Einige derselben eilten nach dem Gebirge, wo sie unter des Emir Beschirs Schutze in einem Khan eine Zufluchtsstätte fanden, und wieder Athem schöpfen konnten.

Als ich nicht lange hernach an ihnen vorüber zog, fragte ich sie nach der Ursache ihrer Besorgnisse, und zu meiner Verwunderung machten sie die gleiche Frage an mich, indem sie nicht wußten, warum sie geflohen waren. Im ersten Augenblick wollte ich über ihre grundlose Aengstlichkeit lächeln, aber alsobald trat eine Mitleidsthräne in mein Auge über ihre Lage, die solche Bestürzung möglich macht. Man denke sich einmal, wenn man kann, die Veränderung, die bei uns vorausgehen muß, ehe man einem solchen panischen Schrecken Raum gibt. Später zeigte sichs, daß zwei christliche Priester in einer 24 Stunden weit entfernten Stadt Händel mit einander gehabt hatten, und eingesperrt worden waren. Das bloße Gerücht hievon, das sich durch Fortpflanzung vergrößerte, mußte diesen Sturm in der Stadt Beyrut um so mehr erzeugen, da die christlichen Einwohner daselbst kurz zuvor eine Reihe barbarischer Erpressungen erduldet hatten, und einige unter ihnen, selbst unter den Augen der Missionarien, schuldlos Stockschläge auf die Füße erhalten hatten, bis sie nicht mehr gehen konnten. Aus ähnlichen, oft noch viel unbedeutendern Ursachen entspringt die Furcht der eingebornen Christen in der ganzen Türkei. Wer ist je im Lande gewesen, und weiß nicht, daß diese Aengstlichkeit zum Sprüchwort geworden ist, und daß sie sich selbst solchen Europäern mittheilt, welche unter ihnen ein Paar Jahre zugebracht haben. Was opfern sie nicht gerne auf, um unter den Schutz einer europäischen Macht zu gelangen? Für solchen Gewinn sind, während der Zeit, als mein Freund Dwight und ich in ihrem Lande uns aufhielten, nicht weniger als 100,000 Armenier von ihrer alten Heimath hinweg in das russische Gebiet eingewandert, um unter dem Scepter Rußlands eine Sicherheit gegen die gefühllosen Mißhandlungen und Grausamkeiten der Türken zu finden.

Eine Hauptursache dieses Uebermuthes und dieser Gefühllosigkeit der Muhamedaner liegt in den Lehren

ihrer Religion. Diese verdammt nicht allein alle Christen zum höllischen Feuer, sondern fordert auch alle Bekenner des Islams auf, unter Todesstrafe sie zu zwingen, ihren Glauben anzunehmen und ihrem Joch sich zu unterwerfen. Nicht als ob allein der Grundsatz des Korans, nach welchem Alle, welche nicht an denselben glauben, der Hölle anheimfallen, die fruchtbare Mutter dieser grausamen Gesinnung wäre. Auch das lautere Christenthum schließt die Ungläubigen von der Seligkeit des Himmels aus; und gerade die Besorgniß, sie dem ewigen Verderben preisgegeben zu sehen, weckt die edelsten Gefühle des Mitleids in der Seele auf, und ist einer der mächtigsten Beweggründe, sie auf dem Wege der Ueberzeugung für den Glauben an Christum zu gewinnen. Gerade aus dieser Quelle strömte ja der Geist der evangelischen Mission hervor. Aber da in der Religion des Islams dieser Grundsatz der Ausschließung mit der Pflicht verbunden ist, die Nichtgläubigen mit Waffengewalt zum Glauben an den Koran zu bekehren, so liegt gerade hierin der fruchtbare Quell des Uebermuthes und der Grausamkeit, welche den Charakter der Muhamedaner beflecken. Hat doch in den verflossenen Jahrhunderten des römischen Papstthums derselbe Grundsatz, das Christenthum mit blutigen Dragonaden zu verkündigen, und die vermeintlichen Ketzer dem Scheiterhaufen zu überliefern, dieselben Gesinnungen mitleidsloser Grausamkeit erzeugt, welche wir in der Religionsgeschichte des Muhamedanismus verabscheuungswürdig finden.

Zum Beweise, daß dieser Haß der Türken zunächst nur den Christen und Juden gilt, könnten viele Beispiele aus dem täglichen Leben angeführt werden. Sie selbst behandeln einander als Brüder, aber die Christen scheinen ihnen nicht zu dem gleichen Geschlechte verwandter Geschöpfe zu gehören. Als wir von Persien zurückkehrten, lief unsere kleine Reisegesellschaft Gefahr, auf einem der höchsten Gebirge Armeniens unter einem

tobenden Schneegestöber umzukommen. Einigen von uns gelang es, vor Anbruch der Nacht den Stall eines Muhamedaners zu erreichen. Ein armenischer Jüngling und ein muhamedanischer Maulthiertreiber, beide in den Diensten unserer Reisegesellschaft, waren unter großer Todesgefahr einige Stunden hinter uns zurückgeblieben. Als sie endlich zum Stalle gelangten, sank der junge Armenier, der wohl zum ersten Mal im Leben aus seinem Dorfe gekommen war, mit dem Rufe, er sey todt, ohnmächtig an der Schwelle nieder. Der alte Muhamedaner, unser Hauswirth, spottete des armen Jünglings, und auf unsere Bitte, ihm etwas trockene Kleidung zu geben, brach er in ein lautes Gelächter aus, währerd er in demselben Augenblick unserm Maulthiertreiber, einem Kurden, ein Stück Kleid vom Leibe weggab, und zu einem seiner Freunde sagte, daß Gott ihm dieses gute Werk belohnen werde. Er hielt es für etwas verdienstliches, einem Muhamedaner zu helfen, aber für einen Christen hatte er nicht das geringste Gefühl des Mitleidens, und verweigerte sogar, ihm ein Stückchen Brod zu reichen.

Unwissenheit und Abneigung gegen jede Verbesserung ist ein weiterer hervorstechender Zug im Bilde der Muhamedaner. Nur erst vor zehn Jahren noch waren die Türken auf der Bahn der Bildung kaum um einen Schritt weiter vorwärts geschritten, als sie vor beinahe 400 Jahren bei der Eroberung von Konstantinopel gewesen waren. Zwar hatten sie Schulen, und viele unter ihnen konnten lesen; aber ihr Unterricht beschränkte sich ausschließend auf ein Paar todte Religionsbegriffe, während sie jede andere Art von Kenntniß schnöde verachteten, und jede Unterrichtsquelle, die nicht muhamedanisch war, mit Hohn von sich wiesen. Die Völker Europas hatten indeß in Wissenschaften und Künsten reißende Fortschritte gemacht, aber der Stolz der Moslemiten blickte auf sie mit höhnender Verachtung herab, und wies Alles von sich weg, was

von

von den Ungläubigen sie berühren wollte. Selbst darum kümmerten sie sich nicht, von auswärtigen Völkern auch nur etwas zu erfahren, und eine fast gänzliche Unbekanntschaft mit der Geographie der europäischen Länder war allgemein. Noch viel weniger wußten sie von Amerika; sie hatten blos gehört, daß es irgendwo eine Stelle gebe, welche man die neue Welt nenne, ob sie aber von Muhamedanern, von Christen oder Heiden bewohnt sey, das wußten sie nicht. Im Systeme des Muhamedanismus ist kein Lebenskeim des Fortschreitens, und umzäunt von Vorstellungen des Uebermuthes bleibt jede Regsamkeit fürs Bessere im Stocken, und Jahrhunderte schwinden dahin, ohne irgend eine Aenderung fürs Bessere gebracht zu haben. Zwar hat der gegenwärtige Großherr europäischen Neuerungen die Thore zu seinen Völkern aufgeschlossen; aber schon der Umstand, daß er von den meisten seiner Unterthanen des Unglaubens beschuldigt wird, zeigt deutlich, daß sein Handeln mit dem Geiste des Muhamedanismus im Widerstreite liegt.

Noch eine andere sittlich schlechte Wirkung, welche der Glaube an den Koran in dem Sinne und Leben seiner Bekenner erzeugt, ist die fleischliche Wollust. Nur wer die Sprachen dieser Völker spricht, und durch sie tiefer in das Privatleben derselben hineinzublicken vermag, weiß es, auf wie fürchterliche Weise die eigenthümlichen Lehren des Korans ihr Betragen verschlechtert und ihre Herzen befleckt haben. Unnatürliche Laster, wie sie die Bewohner Sodoms getrieben haben, Gräuel, die keine Sprache nennen darf, gehen hier im täglichen Leben im Schwunge, und es ist ein Wunder der göttlichen Gnade, daß nicht auch sie, wie jene, vom Zorne Gottes verzehrt worden sind. Aber das Gefühl des Anstandes gebietet mir, diese Gräuel der Verwüstung nur mit leisen Worten anzudeuten, um Euch bemerklich zu machen, wie weit entfernt die Religion Muhameds von dem heiligenden Einflusse ist, den der

wahre Glaube an Christum auf das Leben seiner Bekenner ausübt. Wie wenig ist sie doch im Stande, aus ihren Bekennern ein Salz der Erde zu bereiten!

Aber nicht nur auf die persönliche Denkart derselben übt sie einen vergiftenden Einfluß aus, sie zerstört auch jede Gewerbsthätigkeit, und ist ein Fluch für die zeitliche Wohlfahrt der Völker.

Die türkischen Staaten schließen die schönsten Theile des Erdkreises in sich, welche einst von dichten Menschenhaufen bewohnt waren, unter der fleißigen Hand des arbeitsamen Landmannes blühten, und die als Pflegerinnen der Wissenschaften und Künste, so wie als Geburtsstätte unserer heiligen Religion, die früheren Jahrhunderte verherrlicht haben. Wäre ein fruchtbarer Boden und ein günstiger Himmelsstrich zureichend, um das Glück eines Volkes zu machen, so müßten fürwahr die Bewohner dieser Länder die glücklichsten auf der Erde genannt werden. Aber in einem Lande, wo alles gut, und nur der Mensch schlecht ist, da wird auch der reichste Ueberfluß der Gaben Gottes umsonst ausgegossen. Egypten, diese Kornkammer für die Nachbarvölker in der frühesten Vorzeit, verdankt noch immer den befruchtenden Ueberschwemmungen des Nilstromes eine Ergiebigkeit des Bodens, wie sie selten anderswo zu finden ist. Nie erblickte mein Auge das Bild üppigerer Fruchtbarkeit, als da ich auf dem Gipfel einer der Pyramiden von Gizeh stand, und auf das enge Nilthal und die weite Ebene des egyptischen Delta hinab schaute. Allein die frühere Wiege der Völkerbildung ist jetzt die düstere Grabesstätte der Unterdrückung, der Armuth und des menschlichen Elendes geworden. Der Pflanzer des Bodens muß hier eine Fußgeißelung in demselben Augenblicke erwarten, wenn er von den Erzeugnissen seines Bodens früher etwas genießt, bis er sie zuvor an den Pascha verkauft, und diesem wieder um einen willkührlichen Preis abgekauft hat. Es soll viele Ein-

wohner in den Dörfern von Ober-Egypten geben, welche, Dürftigkeit halben, in vollen Sinne des Wortes nackt umherlaufen. Und die Verstümmelten, die Lahmen, die Blinden, diese herzzerreißenden Gestalten der Armuth und des menschlichen Elendes, welche die Straßen von Kairo versperren, sie sind viel zahlreicher, als ich sie irgendwo angetroffen habe. Man spricht viel von den Verbesserungen des Mohamed Ali, aber alle sind nur dahin gerichtet, mit seinem Einkommen seine Macht zu vergrößern. Keine derselben hat die Wohlfahrt seines Volkes zum Ziele.

Die Hügel und Ebenen des alten Philisterlandes sind noch immer schön. Ihr liebliches Grün entzückte mein Auge, als ich, nach einem Nachtritt, an einem schönen Februarmorgen aus dürren Sandsteppen der Wüste in ihre Mitte mich versetzt sah. Aber die Heerden der Beduinen ziehen allenthalben über sie hin; ein Kameelsfell war die Lagerstätte, welche Gaza uns verschaffen konnte, und unter den stolzen Mauern von Askalon sahen wir nichts weiter, als hie und da die niedrige Hütte armer Fischer. Auf der weiten Ebene zwischen Tyrus und Sidon ist in Phönizien auch nicht eine Spur des Ackerbaues wahrzunehmen, und die Berge des gelobten Landes sind nicht mehr mit goldenen Weinreben bekleidet. Der herumstreifende Araber schlägt jetzt sein Gezelt auf der breiten Ebene von Jesreel auf, und ein Paar elende Dörfer und zerfallene Städte nehmen nunmehr das Land ein, das einst unter dem heilsamen Einflusse des Bibelglaubens eine mächtige Bevölkerung in seinem fruchtbaren Schooß genährt hat.

Die weiten Länderstrecken Kleinasiens, vormals geschmückt mit den vollendeten Werken der griechischen Kunst und des verständigen Landbaues, und noch jetzt unter dem Einflusse des herrlichsten Himmelsstriches, auf ihren Bergen und in ihren Thälern, mit jedem andern Lande des Erdkreises in Bildern der Schönheit

wetteifernd, — sie sind jetzt eine öde Wildniß geworden. Wilde Kurden und Turkmanen, wandernde Räuberhorden schlagen dort ihre Zelte auf, und nur wenige Einwohner, in Schmutz und Armseligkeit dahinlebend, und jedes Hülfsmittel des zivilisirten Lebens entbehrend, bauen eine sehr kleine Strecke des trefflichen Bodens an, welchen Gott ihnen gegeben hat.

In Armenien, das einst durch Kornbau und Viehzucht mit den ergiebigsten Ländern Asiens wetteiferte, lebt eine ausnehmend geringe Bevölkerung in Hütten, die zur Hälfte unter dem Boden stehen, auf eine elende Weise dahin, und ist in den kalten Wintermonaten gewohnt, bei seinem Vieh im Stalle zu hausen. Diese armseligen Viehställe waren fast immer die einzigen Lagerstätten, welche mir und meinem Freunde, Herrn Dwight, angeboten wurden, als wir unsere Wanderungen durch dieses Land machten.

Vielleicht mag gesagt werden, daß eine solche beklagenswerthe Verwüstung der Gaben Gottes nur dem Einflusse despotischer Regierung zuzuschreiben sey. Aber wo findet sich irgend eine selbstständige Regierung in der Welt, die nicht ihren Charakter von ihren Unterthanen entlehnt hätte? Immer wird ein frommes und erleuchtetes Volk, so lange es nicht unter der Herrschaft einer auswärtigen Gewalt schmachtet, sich eine gute und erleuchtete Regierung zu verschaffen wissen. In dem Volke selbst müssen wir die Quellen und Ursachen seines Elendes aufsuchen, und dieß um so mehr, wenn sein Boden und sein Himmelsstrich Alles thut, um seine zeitliche Wohlfahrt zu befördern. Und wo anders mag die Ursache von dem Jammer dieser Völker gefunden werden, als in einer Religionsweise, welche die Grundlagen aller Sittlichkeit untergräbt, und mit der geordneten Thätigkeit des Volkes im Kampfe liegt? Ueberdieß darf nicht vergessen werden, daß ja die türkische Regierung das Geschöpf des Muhamedanismus ist, und daß der Koran als Gesetzbuch des Landes gilt.

Aber wie kommt es doch, fraget ihr vielleicht, daß die Vorsehung einen so schönen Theil des Erdkreises unter dem verderblichen Einflusse dieser Religion verwelken ließ? So oft sich die oben genannten Thatsachen meinem beobachtenden Blicke darstellten, so oft trat auch diese Frage in ihrer geheimnißvollen Gestalt meinem Herzen nahe. Nur eine Antwort auf dieselbe konnte ich finden, die mich beruhigte, als ich eine der schönsten Strecken Kleinasiens in eine Wildniß verwandelt sah. Hätte die Religion des falschen Propheten sich nie über die Sandwüste Arabiens hinaus verbreitet, so wäre ihr Einfluß auf menschliche Glückseligkeit immerhin eine zweifelhafte Frage geblieben. Aber nun hat sie diesen Versuch in weitem Umfange mit sich selbst gemacht, und zwar unter Umständen, die in hohem Grade günstig für sie waren, um wohlthätig auf ihre Bekenner einwirken zu können, wenn je eine Tüchtigkeit hiezu in ihr zu finden ist. Aber das Ergebniß dieses Versuches liegt in großen und fruchtbaren Ländern, welche unter ihren Händen verödet wurden, und in Menschenmassen vor unsern Augen da, welche mitten im Ueberflusse der reichsten Naturgaben in Barbarei, Dürftigkeit und Elend hinabgesunken sind. Die Zweifelsucht selbst kann es nun nicht länger läugnen, daß der Muhamedanismus ein Zerstörungsmittel zeitlicher Glückseligkeit und ein Fluch für die menschliche Gesellschaft ist. Vergleichet mit demselben den veredelnden und bessernden Einfluß, den das Christenthum in jedem Lande, wo es eingeführt wird, selbst unter den widrigsten Umständen, ausübt; blicket hin auf die Bilder einer lebenbringenden Gewerbsthätigkeit, einer fruchtbaren Verständigkeit, einer beglückenden Wohlfahrt, wie sie unter seinen belebenden Sonnenstrahlen, selbst auf vulkanischem Boden, in einem Felsenland und auf den Schneefeldern Islands und Grönlands aufblüht, und ihr habt den kräftigsten Beweis in den Händen, der für den göttlichen Ursprung des Bibelglaubens geführt werden

mag. Er ist allen andern Religionen gegenüber, welche die Welt je gesehen hat, er ist das Salz der Erde.

Aber unser Heiland erinnert uns daran, daß dieses Salz im Menschenleben seine Kraft verlieren kann. Seine Schilderung hievon ist in hohem Grade anwendbar auf den gegenwärtigen Charakter und den Zustand des Christenthums im westlichen Asien. Hat das Salz seine würzende Kraft verloren, so ist es hinfort zu nichts nütze; es wird hinaus geworfen und von den Füßen der Menschen zertreten. Dieß ist das traurige Schicksal der christlichen Völker im westlichen Asien geworden. Das Christenthum hat in den Lehrbegriffen, so wie im Leben seiner Bekenner, die Lauterkeit der evangelischen Grundsätze eingebüßt; — sein heilbringender Einfluß auf die Menschen hat aufgehört; — es ist ein Gegenstand der Verachtung und der Unterdrückung geworden. Unter diesen drei Gesichtspunkten werde ich die Summe der Beobachtungen zusammenfassen, welche ich unter sechs verschiedenen christlichen Völkern und Kirchenabtheilungen der Morgenländer, unter römischen Katholiken, Griechen, Kopten, Armeniern, Georgiern und Nestorianern einzusammeln Gelegenheit hatte.

Die Kopten sind Ueberbleibsel der alten egyptischen Kirche, welche in unsern Tagen unter den muhamedanischen Arabern Egyptens eine Kirchengemeinschaft von 150,000—200,000 Seelen bilden.

Die Griechen sind die Bewohner Griechenlands und seiner Inseln. Sie sind zahlreich in der europäischen Türkei, und durch die Länder Kleinasiens weit umher zerstreut, und ihrer sind mehr als drei Millionen, welche der griechischen Kirche angehören. Auch viele Araber in Syrien betrachten sich als Mitglieder derselben.

Die georgische Nation bekennt sich gleichfalls äußerlich zur christlichen Kirche, und besteht aus etwa 500,000 Seelen, welche am südlichen Fuße des kaukasi-

schen Gebirges, zwischen dem schwarzen und dem kaspischen Meere wohnen.

Die Armenier machen eine besondere Nation in Ober-Asien aus, die sich auf vielleicht zwei Millionen Seelen beläuft. Ihr Land liegt zwischen Kleinasien und Persien, aber viele derselben sind auch in andere Länder weit umher zerstreut.

Die Nestorianer sind ein Zweig der altsyrischen Kirche, welche die Gebirge Kurdistans, an den westlichen Grenzen Persiens, bewohnen, und eine Bevölkerung von beiläufig 100,000 Seelen zählen. Von den eingebornen römischen Katholiken befinden sich etwa 150,000 auf der Insel Malta und in andern Gegenden. Auch werden etwa 100,000 römische Maroniten auf dem Gebirge Libanon, und einige Tausende von Neubekehrten gerechnet, welche ihre ursprüngliche Kirche verlassen, und dem römischen Papstthum gehuldigt haben.

Das Christenthum, so wie dasselbe von allen diesen Kirchengemeinschaften verstanden und geglaubt wird, hat die wesentlichen Grundlehren des Evangeliums eingebüßt; das Salz ist, nach dem treffenden Ausdruck unsers HErrn, unter ihnen dumm geworden. Um diese Behauptung zu beweisen, werdet ihr mir gestatten, die hervorstechenden Grundzüge ihres kirchlichen Lehrbegriffes, wie er in Lehre und Leben sich in unsern Tagen darstellt, etwas umständlicher auseinander zu legen. Zwar ist ihr kirchlicher Begriff von der Lehre der Dreieinigkeit, und der göttlichen und menschlichen Natur Christi eben nicht schriftwidrig zu nennen, obgleich die Nestorianer und Armenier wegen des eigenthümlichen Sprachgebrauches, den sie im Artikel von der Natur Christi eingefügt haben, von der allgemeinen Kirche ausgeschlossen worden sind; aber über den Weg des Heils durch den Glauben an den Sohn Gottes und die Mitwirkung des heiligen Geistes haben sie nur sehr unvollkommene Vorstellungen.

Erlösung von der Schuld und Strafe der Erbsünde ist ein Hauptbestandtheil ihres kirchlichen Lehrbegriffes. Sie glauben nämlich, die Sünde Adams habe eine Schuld über alle seine Nachkommen verbreitet, und sie der Herrschaft des Satans unterthan gemacht, von welcher keiner bis zum Tode Christi befreit worden ist. Selbst die Frommen, welche vor Christo gestorben sind, wurden von der Seligkeit des Himmels ausgeschlossen, und mit den Geistern im Gefängniß gefangen gehalten. Erst Christus hat ihnen die Pforten des Himmels geöffnet, als Er mit seinem Leben das Lösegeld für ihre Schuld bezahlte, und jetzt hinabstieg in die Unterwelt, und den abgeschiedenen Geistern predigte, und die Gläubigen unter ihnen siegreich in den Himmel einführte.

Den Menschen, welche auf der Erde leben, wird die Frucht des Todes Jesu zur Vergebung der Sünden vermittelst der Taufe und des Sakramentes der Buße mitgetheilt. Durch die Taufe wird alle Schuld des Menschen aufgehoben. Sie ist die Wiedergeburt, von welcher das Evangelium spricht, und sie allein bringt die Rechtfertigung des Menschen vor Gott zu Stande. Vermittelst der Taufe wascht das Blut Christi alle Schuld von dem Menschen ab; sie erlöst ihn, wie von den Strafen der Erbsünde, so auch aller wirklichen Sünden, welche er zuvor im Leben begangen hat. Das Herz eines jeden Menschen, wer er immer seyn mag, wird durch die Taufe wiedergeboren. Von einer andern Wiedergeburt weiß keine Kirche des Morgenlandes irgend etwas. Auf diese Weise wird der heilige Geist und seine Wirksamkeit auf das Herz des Menschen gänzlich in Schatten gestellt, und außer der allgemeinen Vorstellung, daß er der Urheber alles Guten ist, habe ich nie gehört, daß dem heiligen Geiste von den morgenländischen Christen irgend eine Wirksamkeit zugeschrieben würde, welche nicht schon mit der Taufe verbunden wäre. Wie einst dem Nikodemus, dem die Forderung unseres HErrn, daß er von Neuem geboren

werden müsse, um in das Reich Gottes zu kommen, als eine unbegreifliche Sache erschien, so finden es auch sie alle in hohem Grade befremdlich, wenn man ihnen sagt, daß ein Erwachsener, obgleich er die Taufe empfangen hat, dennoch durch die Erneuerung des heiligen Geistes wiedergeboren werden müsse, wenn er selig werden wolle. Ebenso ist auch die Taufe nach ihren Vorstellungen die wirkende Ursache der Rechtfertigung; und, wie im Lehrbegriffe der tridentinischen Kirchenversammlung, so wird auch in den morgenländischen Kirchen die ganze Lehre von der Rechtfertigung in den Segen der Taufe aufgelöst. Daher kommt es denn auch, daß sie mit der Natur des lebendigen und seligmachenden Glaubens gänzlich unbekannt sind. Der Glaube ist nach ihrer Vorstellung nichts weiter, als ein allgemeines Fürwahrhalten der Lehren und Glaubensbekenntnisse ihrer Kirchen. Von einem Glauben, der uns vor Gott gerecht macht, dieser Grundlehre des Evangeliums und der protestantischen Kirche, habe ich in allen Kirchen des Morgenlandes fást keine Spur angetroffen.

Mit einem Wort, die Taufe ist, nach ihrem Dafürhalten das unfehlbare Mittel, einen jeden, der sie erhält, aus dem Zustand der Natur und Sünde in den Zustand der Gnade und der Gottgefälligkeit zu versetzen. Sie zerbricht alle Fesseln der Erbsünde und des Satans, und macht jetzt den Menschen geschickt, sich seinen eigenen Weg zum Himmel zu bahnen. Auf diesem Wege schreitet man vorwärts, so bald man nur die Gebote Gottes und die Verordnungen der Kirche beobachtet. Letztere, welche im Fasten, im Besuch der Messe, im Hersagen gewisser Gebete, im Mitmachen von Ceremonien, in Wallfahrten und dergleichen mehr bestehen, werden dem Gemüthe so wiederholt und eifrig aufgedrungen, daß leider von Gehorsam gegen die Gebote Gottes nur selten dabei die Rede ist. Das Laufen auf dieser Rennbahn des Verdienstes wird durch

tägliche Sünden, die der Mensch begeht, zwar erschwert, aber keineswegs zum Stillstande gebracht, vorausgesetzt, daß diese Sünden nur leicht sind. Denn nach ihren kirchlichen Lehrbüchern werden die Sünden in kleine und in große, in abkäufliche und in Todsünden eingetheilt. Verzeihliche Sünden bringen der Seele eben keinen Schaden, und sie werden getilgt durch das Verdienst der gleichen kirchlichen Werke, welche den Menschen dem Himmel entgegen führen. Unter den Kirchengebräuchen ist, ihrer Vorstellung nach, die Messe die Hauptsache, und sie besteht in der Einweihung des Brodes und Weines im heiligen Abendmahl. Durch den Genuß des heiligen Abendmahles werden nur die verzeihlichen Sünden abgethan, und die Seele mit geistlichem Brode gesättigt. An dieser Feier nehmen sie nur selten und höchstens zwei Mal im Jahre Antheil. Eine viel höhere Wirksamkeit wird der Messe zugeschrieben. Sie hat nicht den Endzweck, die bußfertigen Abendmahlsgenossen an den Tod des HErrn bloß zu mahnen, sie wird vielmehr als eine Erneuerung dieses Todes selbst betrachtet. Durch eine wunderbare Umwandlung soll nämlich beim Aussprechen der Einweihungsworte: dieß ist mein Leib, das Brod aufhören Brod zu seyn, und wesentlich und wahrhaftig in den Leib Christi umgewandelt werden. Dieß ist derselbe Irrthum, den wir auch in der katholischen Kirche des Abendlandes antreffen. Das Unheil, welches dieser Irrthum erzeugt, läßt sich gar nicht berechnen. Auf ihn gründet sich eine Priesterschaft, welche die Bestimmung hat, Opfergaben Gott darzubringen, und welche die Stelle evangelischer Diener einnimmt, die das Amt haben, die Heerde Gottes auf den Auen der lautern Lehre zu weiden. Sie schwächt die Wirksamkeit des Todes Christi, und verwandelt die geistige Verehrung Gottes in einen leeren Ceremoniendienst; sie ist eine Abgötterei, welche mitten im Schooße der christlichen Kirche getrieben wird. Von keiner der morgenländi-

schen Kirchen, welche ich besucht habe, wird die Verkündigung des Wortes als Hauptbestandtheil der Berufspflichten eines Geistlichen betrachtet. Das Messelesen ist ihr Geschäft, das mit aller Sorgfalt täglich getrieben wird, indeß nur höchst selten die Predigt des Wortes eine Stelle findet. Auf unsern Wanderungen durch ganz Armenien hatten wir nur Einmal Gelegenheit eine solche zu hören; auch haben wir in keiner einzigen Kirche eine Kanzel angetroffen. Durch die Vorstellung eines täglich wiederholten Opfers Christi, muß nothwendig die Wichtigkeit des großen Opfers geschwächt werden, das Christus ein für alle Mal am Stamme des Kreuzes für die Sünde dargebracht hat. Wirklich ist auch, nach der Vorstellung der orientalischen Christen, der Tod Christi nichts weiter als ein einfaches Gegengift gegen die Erbsünde, welche durch denselben aufgehoben worden ist. Diese Vorstellung wird in der armenischen Kirche durch das Ansehen eines ihrer gefeiertsten Kirchenväter bestätigt, welcher sich hierüber also ausdrückt: „Wenn Christus durch sein Opfer, das Er ein Mal am Kreuze darbrachte, die Sünde der menschlichen Natur weggenommen hat, welche der Mensch von Adam her erbte, und wenn Er jetzt in unsern Kirchen täglich geopfert wird: wo ist eine Sünde, welche uns der himmlische Vater nicht um des Opfers willen seines eingebornen Sohnes vergeben sollte?"

Durch diese vermeintliche Verwandlung des Opferzeichens in ein Söhnopfer selbst wird die Theilnahme des Volkes am wirklichen Genusse des Leibes und Blutes Christi im heiligen Abendmahle für etwas ganz unwesentliches betrachtet, und eben darum auch gänzlich vernachläßigt; es wird nicht einmal für nöthig erachtet, daß das Volk an den Gebeten Theil nehme, welche bei dieser Weihe gesprochen werden. Sie brauchen die Sprache nicht zu verstehen, ja sie haben nicht einmal nöthig, sie zu hören, wenn sie nur die Ceremo-

nien sehen, und auf ihre Kniee niederfallen, so ist Alles geschehen, was von ihnen gefordert wird. Auf diese Weise nehmen Leute, welche auf Malta Quarantaine halten, an der Messe Theil. Diese wird in einer kleinen offenen Kapelle auf der Stadtmauer gesprochen. Die Theilnehmer kommen auf Booten bis auf eine gewisse Entfernung herbei, welche immer so weit ist, daß ich nur mit einem Fernglase den dienstthuenden Priester sehen konnte; jetzt wird beim feierlichsten Akt der Ceremonie ein Zeichen mit der Glocke gegeben, und alles Volk wirft sich auf die Kniee nieder, schlägt das Kreuz, und geht jetzt mit der getrosten Zuversicht davon, auf alle Fälle den Gottesdienst besucht zu haben. Auf diese Weise wird mit der Hostie ein ganz heidnischer Götzendienst getrieben. Wenn diese auf Malta in feierlicher Prozession über die Straße getragen wird, so muß alles Volk mit unbedecktem Haupte auf die Kniee niederfallen, und sie anbeten. Auftritte dieser Art kommen täglich dort vor.

Wie der Mensch mit seiner Erbsünde im Morgenlande fertig werde, das haben wir so eben gezeigt; aber was ist nun mit den sogenannten Todsünden anzufangen? Diese bringen der Seele den Tod, löschen das Licht der Gnade aus und überliefern sie den Strafen der Ewigkeit. Die Zahl dieser Todsünden ist nach der Schätzung der kasuistischen Theologie so groß und mannigfältig, daß ein jeglicher fast täglich dieselbigen begeht. Wo kann nun der Mensch von ihrer Last befreit und der Vergebung seiner Schuld theilhaftig werden? Zum Verdienste Christi, dessen wir durch den Glauben theilhaftig werden, wird der Mensch nicht gewiesen, und eben so wenig zu der Wirksamkeit des heiligen Geistes, welcher Buße und Glauben und die Kraft der Heiligung in seinem Herzen schafft. Der einzige Weg, dieser Todsünden entledigt zu werden, besteht im Sündenbekenntnisse bei dem Beichtvater. So wie nämlich nur vermittelst der Taufe das Verdienst des Todes

Christi dem Menschen zur Vergebung seiner Erbsünde zugerechnet werden kann, so kann auch nur durch die Ohrenbeichte oder das Sakrament der Buße, von welchem die Beichte ein wesentlicher Theil ist, die Vergebung wirklicher Todsünden für die bereits Getauften gewonnen werden. So wie nämlich im Lehrbegriffe des tridentinischen Conziliums behauptet wird: „Das Sakrament der Buße ist für den gefallenen Menschen, nach der Taufe, eben so nothwendig, als die Taufe für den noch nicht Wiedergebornen (Ungetauften) nothwendig ist:" eben so wird die Buße und Beichte in den morgenländischen Kirchen betrachtet. Gott hat nämlich, nach ihrer Vorstellung, dem Priester seine Macht übertragen, Sünden zu vergeben. Zwar kommt diese Vergebung von ihm, aber erlangen kann sie der Sünder auf keinem andern Wege, als wenn ihm der Priester die Absolution von der Sünde ertheilt hat. So darf man nur zu ihm zur Beichte gehen, oder wenn dieß nicht immer thunlich ist, wenigstens nur die Absolution von ihm verlangen, und man ist von allen Todsünden und ihren Strafen losgesprochen.

Die armenische Kirche schreibt ein Bekenntnißformular vor, welches von dem Priester bei jeder Gelegenheit auswendig hergesagt wird. Nach einer langen Aufzählung der schwärzesten Laster und Sünden, welche das Anstandsgefühl mir zu nennen verbietet, redet der Beichtende den Priester in folgenden Worten an: „Heiliger Vater, (er meint den Priester) ich habe dich als meinen Fürsprecher und Mittler der Versöhnung bei dem eingebornen Sohn Gottes, und bitte dich, du wollest mich, Kraft der Vollmacht, welche dir gegeben ist, von den Banden meiner Sünden losmachen." Nun spricht ihn der Priester mit folgenden Worten los: „Möge der barmherzige Gott sich dein erbarmen, und dir alle deine gebeichteten und vergessenen Sünden verzeihen, und ich, vermöge meines priesterlichen Amtes, und göttlichen Auftrags: was du auf Erden lösen wirst.

soll auch im Himmel los seyn, vermöge dieses Wortes spreche ich dich los von aller Theilnahme an deinen Sünden in Gedanken, Wort und That, und ich nehme dich wieder auf zu den Sakramenten der heiligen Kirche, und was du Gutes thun magst, das soll dir angerechnet werden, als ein gutes Werk und in dem zukünftigen Leben als ein Mittel deiner Verherrlichung. Amen." Jetzt kann er raschen Laufes seine verdienstvolle Bahn aufs Neue fortsetzen. Soll diese Ceremonie wirksam sein, so wird zwar, dem Buchstaben nach, Herzenszerknirschung dabei vorausgesetzt, aber im täglichen Leben denkt der Priester selten daran, seine Beichtkinder an die Nothwendigkeit derselben zu erinnern; und die Unwissenden, aus denen die große Masse des Volks besteht, gehen vom Beichtstuhle hinweg voll freudiger Zuversicht, daß blos die äußerliche Verrichtung derselben ihre Sündenschuld für immer getilgt habe.

Diese von dem Priester ausgesprochene Sündenvergebung reicht indeß nicht für Alles zu. Zwar ist die Gnade Gottes wieder hergestellt, und die ewigen Strafen sind dadurch gehoben, aber eine zeitliche Strafe bleibt doch immer noch übrig. Die göttliche Gerechtigkeit muß nämlich jetzt durch gewisse Bußübungen, zu denen das Fasten, das Almosengeben, das Gebethersagen, die Wallfahrten ꝛc. ꝛc. gehören, befriedigt werden; und es gehört dem Priester zu, die Art und das Maaß dieser Büßungen zu bestimmen. Diese werden für die wahrhaftigen Früchte der Buße gehalten, und als Mittel angesehen, die sündlichen Neigungen des Herzens zu züchtigen und zu zähmen. Weil aber der einzige Lebensquell der Heiligung dabei gänzlich übersehen wird, so bestehen sie, so weit nur immer meine Beobachtung reicht, in herzlosen Ceremonien, welche für das Leben des Menschen nicht den geringsten Werth haben.

Das Fasten hat im Ganzen mit der Religion nichts zu thun, und besteht nur darin, an gewissen

Tagen weniger und minder nahrhafte Speisen zu sich zu nehmen. Statt es nun als Mittel zu gebrauchen, das Herz mit geistlichen Dingen zu beschäftigen, wird dasselbe von Allen als eine schwere Last betrachtet, und obgleich sie Bedenken tragen, dasselbige zu brechen, hält doch jeder für gestattet, über die Beschwerde der Fasten Klage zu führen, und mit gedoppelter Eßlust setzt er sich nun bei der Mahlzeit nieder, welche der Fastenzeit gierig auf dem Fuße folgt.

Die Almosen werden mehr für das geistliche Wohl des Gebers, denn als Wohlthat für den Empfänger, dargereicht. Ersterer will sich ein Verdienst mit demselbigen erwerben, und er fragt daher nicht lange, wie ferne der letztere seiner Unterstützung bedürfe. Wirklich nehmen auch die Bettler im Oriente die Stellung an, daß sie sich als Helfer zur Seligkeit betrachten, und auf diese Weise ist das Betteln ein Beruf geworden. Als solchen habe ich ihn allenthalben angetroffen, und die Entstehung dieser Ansicht kann ich in nichts anderm, als in den herrschenden Religionsbegriffen finden.

Die vermeintliche Wirksamkeit des Gebets steht in keinem Zusammenhang mit der Aufrichtigkeit des Herzens, von Seiten dessen, der das Gebet verrichtet. Dieß spricht sich deutlich durch den Umstand aus, daß fast in allen Kirchen des Orientes die Gebete in einer Sprache gehalten werden, welche das Volk gar nicht versteht. Stellte ich mich im Herzen Armeniens an den Fuß des Gebirges Ararat, wo einst Noah sein merkwürdiges Opfer darbrachte, so konnte ich auf 5 bis 6 Völker und Religionspartheien, Muhamedaner und Christen, umherblicken, welche Gott in einer Sprache anbeten, die sie nicht verstehen. Das Beten ist eben so gut ein Werk der Lippen, als die Arbeit des Tischlers ein Werk seiner Hände ist. Man hält es kaum für unschicklich mitten im Gebet abzubrechen, um ein Kind zu schelten, oder dem Knecht ein Geschäft anzu-

weisen; dieß habe ich hundertmal nicht blos in den Hütten der Einwohner, sondern selbst bei Priestern vor dem Altare wahrgenommen. Wo ist nun die Uebereinstimmung des Herzens mit solchem Gebet? Das bloße Abmachen des Gebrauches, das gedankenlose Herplappern der Worte wird als ein Gott angenehmer Dienst betrachtet, ohne darnach zu fragen, ob man das verstanden habe, was die Zunge nachspricht, oder nicht. Nicht selten sahen wir Christen verschiedener Völkerstämme neben einander ihre Abendandacht verrichten. Ein jeder Theil sprach seine eigene Gebete in einer unbekannten Sprache her. Ein jeder machte auf seine Weise seine Kniebeugungen und andere Figuren, und alle zeigten uns aufs deutlichste, wie wenig ihr Herz Antheil genommen habe an dem, was ihre Zunge gesprochen hat.

Es ist wichtig, dieser fremdartigen Heilslehre, die sich eine christliche nennt, bis an die Grenzen der zukünftigen Welt nachzufolgen. Wer vor der Taufe stirbt, sei es ein erwachsener Heide oder ein Kind von gestern her, der muß ins ewige Verderben wandern. Eben so hoffnungslos ist auch der Zustand aller Getauften, welche in Todsünden sterben, ohne sie zuvor gebeichtet zu haben. Wer unmittelbar nach der Taufe stirbt, ohne eine Sünde begangen zu haben, wird alsobald in den Himmel aufgenommen; dasselbe gilt auch von dem, welcher seine Buße für Todsünden vollständig gemacht hat. Wer aber nach der Beichte vom Tode überrascht wird, während seine Büßungen noch nicht vollendet sind, der kommt zwar nicht in die Hölle, er ist aber auch noch nicht für den Himmel vorbereitet, und muß daher zuvor in einem vorübergehenden Strafzustande seine Sündenschuld abbüßen. Diesen Zustand nennen die Papisten das Fegfeuer; die übrigen Kirchen des Morgenlandes verwerfen zwar diese Benennung, aber die Sache selbst wird beharrlich festgehalten. Alle glauben die Leiden der Abgeschiedenen, welche auf diese Weise vom

Himmel

Himmel zurückgehalten sind, können durch das Verdienst guter Werke abgekürzt werden, welche ihre hinterlassenen Verwandten zu ihren Gunsten verrichten, und die ihnen zugerechnet werden. Daher werden häufig Gebete für die Todten in den Kirchen und auf den Grabstätten wiederholt, auch Todtenmessen in ihrem Namen gehalten, und der Reisende wird oft um eine Beisteuer angesprochen, um Messen für die Seelen im Fegfeuer bezahlen zu können. Auf der Insel Malta geht jeden Montag ein Ausrufer durch die Straßen der Stadt mit einer Büchse in der einen, und einer Glocke in der andern Hand, um für die Seelen der Abgeschiedenen Geld zu betteln. Bei dieser Vorstellung der Lehre hatte ich besonders die päpstliche und die armenische Kirche im Auge. Mit den Büchern der andern Kirchengemeinschaften bin ich zwar weniger bekannt, aber alles, was ich in den Unterhaltungen mit den Priestern und dem täglichen Verkehr von ihren gangbaren Religionsbegriffen unter ihnen gesehen und gehört habe, weicht in keinem wesentlichen Stück von dem obengesagten ab; das allein ausgenommen, daß die Nestorianer die Ohrenbeichte gänzlich verwerfen. Deßwegen aber konnte ich auf keinerleiweise gewahren, daß sie im Widerstreite mit ihren Nachbarn, in dem Verdienste Christi allein die Vergebung ihrer Sünden suchen. Auch ist ihnen keine andere Wiedergeburt als diejenige bekannt, welche durch die Taufe geschieht.

Die Papisten fügen noch die Lehre vom Ablasse hinzu, welche, so weit ich in Erfahrung bringen konnte, von keiner andern Kirchengemeinschaft in den Morgenländern zugegeben wird. Außer der Aufhebung der ewigen Sündenstrafen, welche durch die Absolution des Priesters in der Beichte geschieht, wird nämlich dem Papste die Vollmacht zugeschrieben, auch die zeitlichen Strafen der Sünde, in dieser Welt und im Fegfeuer, aufheben zu können. Solche Sündenaufhebung wird

Ablaß genannt, und dieser wird in allen Theilen der Welt, wo das Papstthum einen festen Fuß gefaßt hat, ausgespendet, und jeder, der unter dem Namen einer Liebessteuer Geld hergibt, oder gewisse Ceremonien verrichtet, kann zum Besitz desselbigen gelangen. In manchen Kirchen wird ein vollständiger Ablaß für alle Strafen des gegenwärtigen Lebens und des Fegfeuers auf ein Mal käuflich ausgeboten, und mit großen Buchstaben, die man auf weite Entfernung hin lesen kann, wird vollkommener Ablaß auf jeden Tag, für die Lebendigen und die Todten, angekündigt. In andern Kirchen ist nur an gewissen Tagen vollkommener Ablaß zu haben; hingegen wird die Sündenvergebung für eine Anzahl von Wochen und Tage an das Volk verkauft.

Wo können nun, fragen wir, in diesem Umrisse der Fundamentallehren, welche in den kirchlichen Lehrbegriffen des Orients als Glaubensartikel ausgeboten werden, wo können die großen evangelischen Wahrheiten angetroffen werden, welche die Grundlage unseres Christenglaubens bilden, und die den Menschen zu der ernsten Frage hinführen: Was sollen wir thun, daß wir selig werden? Wo immer diese allerwichtigste Frage unter unsern morgenländischen Brüdern gemacht wird, welche Antwort kann ihnen ihre eigene Kirchenlehre auf dieselbige ertheilen? Gewiß nicht die Antwort, welche einst die Apostel gegeben haben: Thut Buße und glaubet an den HErrn Jesum Christum. Ich will euch die Antwort eines armenischen Bischofes in Persien nennen, den ich noch für einen der verständigsten Geistlichen halten muß, welche ich im Oriente kennen gelernt habe. Er fragte uns nämlich über unsere Ansicht über die ewige Jungfrauschaft der Mutter Christi, und auf unsere Erklärung, daß unter uns über diesen Gegenstand niemals gesprochen werde, rief er voll Verwunderung aus: Was, ihr seyd Priester! über was wollt ihr denn predigen, wenn solche wichtige Punkte von euch nicht beachtet werden? Wir verkündigen die Grundlehren des

Evangeliums, gaben wir zur Antwort, und unter diesen namentlich die Lehre vom Tode Christi, der für die Versöhnung der Welt geschehen ist, und vom Wege des Heiles, den Er uns eröffnete. Und nun machten wir die Frage an ihn: was muß denn der Mensch thun, um selig zu werden? Er antwortete uns auf eine Weise, die uns deutlich zu erkennen gab, daß wir nach seiner Meinung eine sehr unnütze Frage aufgeworfen haben. Was, versetzte er, wir sind ja schon selig, wir dürfen nur beichten, die festgesetzten Büßungen verrichten, zum heil. Abendmahl gehen, und dann kommen wir in den Himmel. Dieß ist der Weg des Heils, welcher unsterblichen Seelen in den zerfallenen Kirchen des Orientes angewiesen wird. Es ist nicht eine Heilslehre, welche auf den Glauben sich gründet, denn die Lehre vom rechtfertigenden Glauben ist unbekannt; es ist eben so wenig eine Seligkeit, die man sich durch gute Werke, durch Fleiß im Beruf, durch Rechtschaffenheit, durch Wohlthätigkeit u. s. w. erwirbt, sondern es ist eine Seligkeit, zu deren Besitz der Mensch durch lauter Ceremonien gelangt. Nicht nur das Evangelium, sondern auch das Gesetz wird dabei gänzlich hintangesetzt, und der Mensch wird ohne Begnadigung und ohne Sittlichkeit dem Himmel zugewiesen. Einem solchen Christenthum fehlt es wahrlich an allen wesentlichen Grundlagen des Evangeliums. Das Salz ist dumm geworden.

Eben darum hat auch dieses verfälschte Christenthum seinen heilsamen Einfluß nicht blos auf seine Bekenner, sondern auch auf Andere gänzlich eingebüßt. Nicht als ob dasselbe ganz wirkungslos geworden wäre, denn es fehlt ihm nicht an Mitteln aller Art, das Gemüth des Menschen zu schrecken. Wenn es darauf ankommt, die fürchterlichen Qualen der Verdammten in der Hölle oder im Fegfeuer zu schildern, so wird wohl keine Kirche des Abendlandes dem lebendigen Farbenspiel der morgenländischen

Priester gleichzukommen vermögen. Immerdar gehen die Priester darauf aus, die Gemüther des Volkes mit den schauerlichsten Bildern der zukünftigen Qual zu erfüllen; und die grellsten Züge der Einbildungskraft werden aufgeboten, um Gemälde von unerhörten Martern zusammenzusetzen. Nicht selten sind an den Mauern der Kirchhöfe solche Scenen aus der Geisterwelt gemalt, in welchen der dampfende, glühende Feuerpfuhl mit allen seinen Schrecknissen für das Auge versinnlicht ist, um jeden Vorübergehenden an die Seelen im Fegfeuer zu erinnern. Dieß ist namentlich der Fall bei jedem Begräbnißplatze in Malta, und auch den armenischen Kirchen fehlt es an solchen entsetzlichen Bildergallerien nicht, welche den jüngsten Tag und die Strafen der Verdammten mit glühenden Farben darstellen sollen, vor deren Anblick jedes zartere Gefühl zurückschaudert. Solche Hebel der Furcht können immerdar auf einen sichern Erfolg im Morgenlande rechnen; denn wohl unter keinem Volke der Welt wird der Zustand nach dem Tode mehr gefürchtet, als hier. Mit dem vollkommensten Recht kann von ihnen behauptet werden, daß sie durch Furcht des Todes in lebenslänglicher Knechtschaft dahinleben. Aber leider haben diese Antriebe der Furcht auf keinerlei Weise die Richtung, daß durch sie heilsame Eindrücke erzeugt werden sollen. Sie führen weder zur Versöhnung mit Gott, auf dem Wege wahrer Frömmigkeit, noch zum Abscheu gegen die Sünde, durch ein lauteres Streben nach Heiligung, sondern sie werden blos als Mittel gebraucht, die Leute zur Beobachtung kirchlicher Ceremonien anzutreiben.

So weit nur immer meine Beobachtungen reichen, so habe ich bei keinem Mitglied dieser Kirchen die schriftmäßigen und genügenden Kennzeichen wahrer Gottseligkeit angetroffen, es sey denn unter dem kleinen Häuflein derer, welche durch evangelische Missionarien zum lebendigen Glauben an den HErrn Jesum hinge-

führt worden sind. Ein achtungswerther Missionar, welcher gegenwärtig in Syrien arbeitet, machte mir einst folgende Bemerkung, mit welcher der Bericht der andern Missionarien zusammenstimmt. „Als ich vor einigen Jahren in dieses Land kam, bemerkte er, so hoffte ich, bei Ausrichtung meines seligen Auftrages, von einem Dorf zum andern zu reisen, und den Leuten das Wort des Heiles zu verkündigen, in den Versammlungen, die mich hören, hie und da einen frommen Kornelius anzutreffen, welcher darauf wartet, den Weg Gottes genauer kennen zu lernen, und der mich, als einen Verkündiger froher Botschaft, freundlich willkommen heißen würde. Aber ich habe keinen gefunden. Nicht ein Herz ist mit Freuden der angebotenen Wahrheit entgegen gekommen."

Fragt man uns, wie weit dieser todte Schein von Christenglauben dazu beitrage, das Volk von den Wegen der Sünde zurückzuhalten, so müssen wir gestehen, daß der Einfluß desselben im Leben kaum bemerkbar ist. Lasset uns zuerst einen Augenblick bei der Priesterschaft stille stehen. Die Klostergeistlichkeit in jeglicher Gestalt ist ein entsittlichtes Geschlecht; viele derselben sind in die tiefen Abgründe schnöder Sinnenlust hinabgesunken, und fast alle haben ein verhärtetes Gewissen, und ihr Gefühl für Recht und Unrecht ist verfälscht. Da sie in ihrem abgeschiedenen Zustande durch keines jener einflußreichen Bande der Natur an die Interessen Anderer angeknüpft sind, und keine Antriebe der göttlichen Gnade sie für wohlwollende Gesinnungen gegen ihre Nebenmenschen begeistern, so hat zügellose Selbstsucht ihre schmählichen Fesseln um sie geschlungen, welche einen Theil von ihnen zur ungebändigten Befriedigung roher Sinnenlüste hinreißt, indeß andere die niedrigsten Kunstgriffe sich erlauben, um zeitliche Vortheile an sich zu ziehen, oder alle Winkelzüge der Hinterlist in Bewegung setzen, um den Planen des Ehrgeizes zu fröhnen. Besonders sind ihre Klöster die eigentlichen

Mördergruben des Lasters, und ein Schaamgefühl verbietet mir, das rohe Spiel von Auftritten zu entschleiern, so wie mir dasselbe von erfahrenen Bewohnern dieser Klosterzellen erzählt wurde. Mit Eckel und Abscheu würdet ihr euer Auge von diesen Lagerstätten sittlicher Verwüstung hinwegwenden! Da die Weltgeistlichkeit der griechischen, so wie der übrigen orientalischen Kirchen, durch die Bande der ehelichen und elterlichen Liebe an die andern Volksklassen angeknüpft ist, so zeichnet sich ihre Denk- und Lebensart auch weniger vor dem allgemeinen Volkscharakter aus. Nach einem allgemeinen Brauche der armenischen Kirche hängt indeß ein Theil ihres Einkommens von Einladungen zu gewissen Gastmahlen ab, welche häufig gehalten werden, und bei denen die Geistlichen wegen ihres Hanges zur Trunkenheit zum Sprüchwort geworden sind. Die Macht dieser Verführung ist so groß, daß selbst solche ein Raub der Sünde geworden sind, welche früher mit bessern Lebensgewohnheiten in den geistlichen Stand eingetreten sind.

Daß der Charakter des Volkes nicht viel besser seyn müsse, läßt sich schon von den schlechten Beispielen erwarten, welche sie in dem Lebenswandel ihrer Geistlichen überall vor Augen haben. Vielleicht ist es Folge der kurzen und strengen Weise, womit in der Türkei die Gerechtigkeitspflege gehandhabt wird, daß, einzelne Distrikte ausgenommen, in welchen die Dieberei für eine Ehrensache gehalten wird, Mord, Straßenraub und Diebstahl nicht so häufig vorkommen, wie dieß selbst in einzelnen Theilen Europas der Fall ist. Aber diejenigen Laster, welche das Gesetz nicht für Staatsverbrechen erklärt, z. B. Betrug, Lügenhaftigkeit, Fluchen und Unzucht sind in einem schauerlichen Grade unter dem Volke herrschend.

Im vollen Sinne des Wortes kann behauptet werden, daß man die Wahrheit mit Füßen tritt. Oft hörte ich einen unserer ältesten Sendboten, der am

längsten in diesen Gegenden gelebt hat, die Versicherung aussprechen, daß vielleicht kein einziger Mann von strenger Wahrheitsliebe unter ihnen angetroffen werden könne. Vielleicht eine geringere Erfahrung ist der Grund, warum ich gerne ein Paar Ausnahmen von dieser schmerzhaften Regel machen möchte; aber dieser dürften immer leider nur sehr wenige seyn. Selbst alltägliche Fragen, die ich an die Leute machte, wurden mir so oft auf lügenhafte Weise beantwortet, und zwar unter Umständen, wo nicht der geringste Reiz von Gewinnsucht vorhanden seyn, sondern nur die vorherrschende Gewohnheit zur Lüge oder gänzliche Gleichgültigkeit gegen die Wahrheit die Ursache hievon seyn konnte, daß ich am Ende keiner Aussage Glauben zuzustellen für nöthig fand, so lange sie nicht durch Kreuzfragen aller Art und durch die Zusammenstimmung der Umstände bestätigt wurde. Männer, welche die größte Achtung in der bürgerlichen Gesellschaft genießen, machen sich kein Bedenken daraus, jeden Tag zu lügen und zu betrügen, ohne auch nur von ferne zu ahnen, daß Handlungen dieser Art für unanständig und ehrenrührig gehalten werden könnten. Andere zu betrügen wird durchgängig als etwas angesehen, was der Religion und den guten Sitten auf keinerlei Weise zuwider ist, es sey denn, daß man dadurch ein wesentliches Unrecht gegen Andere beabsichtigt hätte. Wirklich hat es auch die Erfahrung bewiesen, daß Täuschung und Betrug so tief in ihrem Herzen eingewurzelt ist, daß selbst alsdann, wenn die göttliche Gnade Besitz von einer Seele genommen hat, eine klare Unterscheidung und richtige Würdigung der Wahrheit eine der spätesten Früchte ist, welche unter diesem Volke zur Reife kommt.

Das verwandte Laster der Unehrlichkeit im täglichen Verkehr ist nicht minder allgemein. Daß diese nicht recht sey, wird ihr Verstand öfters zugeben, aber dann werden durchgängig die äußerlichen Umstände zur

Rechtfertigung angeführt. Es ist allerdings nicht recht, werden sie sagen; aber wie kann man ohne solche Kniffe in einer Welt, wie diese ist, durchkommen? Leben wir ja doch in keinem Kloster, wo wir eher als ehrliche Leute gegen einander handeln könnten. Die Ueberzeugung scheint tief in ihren Gemüthern eingewurzelt zu seyn, daß man im täglichen Leben und dem augenblicklichen Verkehr mit Andern durchaus nicht auf Ehrlichkeit rechnen könne, daß sie es geradezu für unmöglich erklären, daß ein ehrlicher Mann in der Welt durchkommen und sein Stücklein Brod erwerben könne. Ein frommer, junger Araber, der in Syrien mein Lehrer war, wurde durch dieses Vorurtheil nicht selten in peinliche Gemüthsunruhe versetzt. Er hatte früher Handelsgeschäfte getrieben, ehe er zur lebendigen Gottseligkeit aufgeweckt wurde, und es war ihm wohl bekannt, wie es bei solchen Geschäften zugehe. Nun sollte er als Christ seinen frühern Beruf fortsetzen, und er erwartete dabei durchaus nichts anderes, als daß er jetzt, da er aus Grundsätzen ehrlich zu Werke gehen müsse, unausbleiblich zum Bettler werden würde.

Die Gewohnheit des Fluchens und Schwörens herrscht allgemein unter dem Volke. Selbst falsche Eide werden als unbedeutend angesehen, und der Name Gottes wird bei jedem geringfügigen Umstand auf die schnödeste Weise entheiligt, ohne daß man sich im Geringsten Gewissensvorwürfe darüber macht. Auch die Priester im Allgemeinen machen keine Ausnahme von der beklagenswerthen Regel.

Das Laster der Trunkenheit — ich schäme mich, dieß zu sagen — ist unter dem Volke des Orientes weniger herrschend, als selbst unter unsern Landsleuten in Amerika; was jedoch andern Ursachen, und nicht irgend einem sittlich religiösen Einflusse zuzuschreiben ist. Da sie mitten unter den Muhamedanern leben, denen jedes berauschende Getränk durch den Koran verboten ist, so scheinen sie den Eindruck zu haben, als ob die Gestat-

tung des Gebrauches dieser Getränke ein ausgezeichneter Vorzug des Christenthums sey. Diesen Vorzug, auf den sie sich vieles zu gut thun, scheinen sie dem Hohne ihrer Nachbarn nicht preisgeben zu wollen, und daher sucht selbst der Trunkenbold die Verborgenheit auf, um seine Unmäßigkeit mit Finsterniß zu bedecken. Wohl dürfte auch der Umstand dazu mitwirken, daß jeder Rayah, der sich öffentlich berauscht, den Groll seiner muhamedanischen Nachbarn in so hohem Grade aufreizt, daß er Gefahr läuft, von jeglichem derselben auf eine rohe Weise mißhandelt zu werden. — Auf unsern Wanderungen durch diese Länder trat überall beim Anblick der sittlichen Verwüstung, welche in tausendfachen Gestalten sich auf jeder Stelle des Menschenlebens unserm Auge darstellt, die Wahrheit in ihrer ganzen Bedeutung entgegen, welche schon im Psalmbuche (Ps. 14, 1—3.) vom alten Volke Gottes geschrieben steht, und welche der Apostel Paulus (Röm. 3, 10—18.) vom Zustande seiner Zeitgenossen schmerzhaft zu wiederholen sich gedrungen fühlte: „Da ist nicht, der gerecht sey, auch nicht einer; da ist nicht, der verständig sey; da ist nicht, der nach Gott frage. Sie sind alle abgewichen und allesammt untüchtig geworden; da ist keiner, der Gutes thue, auch nicht einer. Ihr Schlund ist ein offenes Grab; mit ihren Zungen handeln sie trüglich; Otterngift ist unter ihren Lippen. Ihr Mund ist voll Fluchens und Bitterkeit. Ihre Füße sind eilend Blut zu vergießen. In ihren Wegen ist eitel Unfall und Herzeleid, und den Weg des Friedens wissen sie nicht. Es ist keine Furcht Gottes vor ihren Augen."

Fragt ihr, woher es doch kommen möge, daß Menschen, denen die Strafen der Ewigkeit unaufhörlich in so grellen Bildern vor die Augen gemalt werden, dennoch fortfahren, ihrem Hange zur Sünde zu fröhnen? Es kommt nicht daher, daß sie nicht wissen sollten, daß das, was sie thun, böse ist; dieß ist ihnen gar wohl bekannt; aber das Bewußtseyn ihrer Schuld lastet eben

nicht schwer auf ihrem Herzen, da ihnen ein so leichtes Mittel dargeboten wird, der gefürchteten Sündenstrafen los zu werden, ohne eben der, vom Evangelio gebotenen Quelle zu bedürfen, welche uns allein von aller Unreinigkeit zu reinigen vermag.

Die Geschichte zeigt es uns, daß es zu keiner Zeit irgend einer falschen Religion, von den phantasieenreichen Mythologien Indiens und Griechenlands an, bis zu den schlichten Träumen des amerikanischen Wilden herab, an schauerlichen Bildern der zukünftigen Strafen je gemangelt hat. Dennoch waren alle diese Götterlehren nie im Stande, das Laster zu verhüten, und die Tugend zu befördern. Der Grund hievon liegt zunächst darin, daß sie das Gewissen des Menschen durch äußerliche Ceremonien von der Furcht zu befreien suchen, indeß diese Ceremonien das Herz nie von der Gewalt der Sünde zu erlösen vermögen. Dasselbe ist der Zweck bei jedem Erzeugniß des Aberglaubens, in welcher Gestalt es immer auftreten mag. Der natürliche Mensch steht unter zwei verschiedenen Gewalten in seinem Innern; sein böses Herz lockt ihn zur Sünde hin, indeß sein Gewissen ihn dagegen warnt, indem es ihm die Folgen der Sünde vor die Augen malt. Nur e i n e Religion gibt es in der Welt, welche beide Gewalten im Innern des Menschen mit einander aussöhnt, indem sie an der Besserung des Herzens so lange arbeitet, bis es in einem heiligen Sinn und Wandel mit dem Gewissen des Menschen zusammenstimmt; und dieß ist die Religion des Bibelbuches. Alle andern Formen der Welt- und Völker-Religionen, welche das menschliche Herz ersonnen hat, um seinen Neigungen zu dienen, haben auch mit der sittlichen Bildung des menschlichen Herzens nichts zu thun, und sie gehen blos darauf aus, die warnende Stimme des Gewissens zu verdrängen oder zum Stillschweigen zu bringen. Dieses thun sie, indem sie eine Reihe äußerlicher, körperlicher Ceremonien als eine Vergütung für die Sündenschuld

festsetzen, und das Gewissen bereden, als ob sie die geeigneten Mittel wären, die unausbleiblichen Folgen der Sünde abzuhalten.

Gerade so verhält es sich mit den verschiedenartigen Gestalten des falschen Christenthums, von denen ich rede. Durch keinen ihrer kirchlichen Gebräuche wird das Herz des Menschen gebessert, indeß der heiligende Einfluß des göttlichen Geistes über ihnen vergessen und versäumt wird. So wächst die Liebe zur Sünde üppig heran, bis sie die volle Herrschaft über die Seele des Menschen gewonnen hat. Dabei wird keine Mühe gespart, die lauten Warnungen des Gewissens vor dem zukünftigen Zorne zum Schweigen zu bringen, indem sich der Mensch immer aufs Neue in dem langweiligen Umkreise abergläubischer Ceremonien herumdreht. Die schuldbeladene Seele, statt auf dem Wege der Buße und des Glaubens geradezu bei Christo Vergebung der Sünde zu suchen, eilt mit ihrer Last dem Beichtstuhle des Priesters zu, vertraut seiner Lossprechung von den verdienten Sündenstrafen, und hofft durch peinliche Büßungen die Folgen ihrer Uebertretung wieder gut zu machen. Auf diesem Wege wird am Ende das Gewissen des Menschen, statt der strafende Richter gegen das Böse zu seyn, in die fremdartige Rolle hineingezwungen, der Vertheidiger des Aberglaubens zu werden. Schamlos darf nun das Laster unter den Augen des Gewissens einherziehen, während dieses alle seine Kräfte aufbietet, den äußerlichen Ceremonien, als selbsterfundenem Ersatzmittel der Sünde, eine Lobrede zu halten.

Was nun mit Verfälschung des Gewissens begonnen wurde, das wird durch eine verkehrte Priesterschaft vollendet. Gerade die kirchlichen Gebräuche, zu deren Verrichtung nur das Bewußtseyn der Schuld den Menschen hinzieht, sind zugleich eine bedeutende Quelle des zeitlichen Gewinns für die Geistlichkeit. Zwar wird keck behauptet, daß die Beichte nicht bezahlt wird; auch habe ich Grund zu glauben, daß dieß im Allgemeinen

wirklich der Fall ist, ob es gleich unter meinen Augen an dem Hauptsitze der armenischen Kirche geschehen ist; aber mittelbar oder unmittelbar fließt doch das Geld, das für jede Beichte gegeben werden muß, in den Beutel ihrer Priester. Der Beichtende wird angehalten, in irgend ein Kloster zu gehen, und demselben ein Geschenk zu bringen; es wird ihm auferlegt, eine Messe lesen zu lassen, und diese muß bezahlt werden; ein Ablaß wird ihm angeboten, und diesen kann er nicht umsonst erhalten. Mit einem Wort, die Sünden der Menschen sind das große Kapital, von dessen Interessen die Geistlichkeit der morgenländischen Kirchen sich füttert. Wie läßt sich nun erwarten, daß die Priester dem Laster des Volkes sich ermahnend, strafend und hemmend in den Weg stellen werden, wenn ihr zeitlicher Vortheil dadurch gefördert wird, je mehr Sünden von ihren Beichtangehörigen begangen werden? Es ist wahr, daß sie mit glühenden Farben die Qualen der Hölle schildern, aber geschieht dieß etwa darum, um vor der Sünde zu warnen? Dieß ist höchst selten der Fall, denn mit dem Gewissen des Menschen haben sie nichts zu thun, und nur die aufgeregte Furcht soll den Menschen um so geneigter machen, sich ihren willkührlichen Anordnungen zu unterwerfen. Mag einer fluchen und schwören, stehlen und lügen, und die Gebote Gottes täglich übertreten; kommt er nur, wie sichs gebühret, zum Beichtstuhle, und läßt er sich die aufgelegte Büßung gefallen, so ist er ein treuer Sohn der Kirche, und an seiner Seligkeit ist keinen Augenblick zu zweifeln. Laßt aber den andern einen sittlich tadellosen, christlich rechtschaffenen Menschen seyn, läugnet er dagegen die Wirksamkeit kirchlicher Ceremonien, und sucht er die Vergebung seiner Schuld, statt bei dem Priester, bei dem Erlöser, den uns Gott gegeben hat, so wird er aus der Kirche hinausgeworfen, und ist aller Gnade Gottes verlustig geworden. Mag ein Mörder zum Tode verurtheilt worden seyn, so ist das letzte Wort, das er

aus dem Munde seines ihn begleitenden Priesters hört, der Trost, daß unter den Umstehenden Geld eingesammelt werde, um Seelenmessen für ihn zu lesen. Laßt einen andern dagegen, von der Kirche als einen sogenannten Ketzer verurtheilt worden seyn, so muß er freund- und trostlos in einem finstern Kerker schmachten, bis er in das Grab der Vergessenheit, und am Ende des Todes hinabgesunken ist.

Ich rede, was ich weiß, und was ich gesehen habe. Nicht ein einziges Beispiel ist mir bekannt geworden, daß irgend einer seiner Laster halben von der Kirche ausgeschlossen worden wäre; aber mehr als einen Fall habe ich gesehen, wo ein wahrhaft frommer christlicher Mitbruder um vermeintlicher Ketzerei willen schmählich aus der Kirchengemeinschaft hinausgestoßen wurde. Was hat nicht unser frommer Asaad Schidiak unter den Händen der Priesterschaft in Syrien erduldet, bis er sein Leben im finstern Kerker aufgab? Welches Schicksal hatte nicht der fromme armenische Tirazzu Moses, der um seines evangelischen Glaubens willen in einem finstern Loche zu Etschmiazin unter den Händen der Mörder sein Leben als Blutzeuge aufopferte? Ich selbst, nebst zwei andern Missionarien, war einmal in Gefahr, von einem tobenden Pöbel gesteinigt zu werden, weil wir es versuchten, einem frommen Manne ein anständiges Begräbniß zu geben, dessen Verbrechen blos darin bestand, daß er auf seinem Sterbelager dem Priester nicht in gewohnter Weise beichten wollte. Das Herkommen forderte, daß er, einem Thiere gleich, auf ungeweihtem Boden begraben werden sollte; eine Strafe, die vom Volke mehr als der Tod selbst gefürchtet wird, und welche die Priester als Mittel gebrauchen, um die Leute vom Austritt aus ihrer Kirche abzuschrecken.

Wer kann sich unter solchen Umständen darüber wundern, wenn rohe Unsittlichkeit überall unter dem Volke ihre Herrschaft ausübt? Dieß kann nicht anders seyn, wo eine Reihe geistloser Ceremonien, welche den

Leichtsinn im Sündigen begünstigen, an die Stelle der Religion getreten ist, und diesen Namen führt. Sind sie doch aufgelöst, die heiligen Bande, welche die Religion mit einem gottseligen Wandel verknüpft, und eitle Menschensatzungen werden nun höher geachtet, als die heiligen Gebote, welche uns Gott in seinem Wort gegeben hat. Eine Anzahl griechischer Seeräuber wurden gefänglich nach Malta eingebracht und zum Tode verurtheilt, weil sie auf der hohen See Raub getrieben hatten. Bei ihrem Verhör fand sichs, daß sie bei gänzlicher Ausplünderung eines Schiffes ein Fäßchen mit Fischen unangetastet gelassen hatten, weßhalb sie von ihrem Richter um die Ursache hierüber gefragt wurden. Diese Räuber gaben zur Antwort: es sey Fastenzeit gewesen, als sie das Schiff ausplünderten, und zu solcher Zeit sey der Genuß von Fischen von der griechischen Kirche verboten, und Gott solle sie bewahren, die Gesetze der Kirche jemals zu übertreten. Sie hatten auf ihren Seeräuberzügen Jahre lang ihre Hände mit unschuldigem Blut befleckt, und die abscheulichsten Verbrechen begangen, aber sie waren zu gewissenhaft, zur Fastenzeit Fische zu essen. — Ein Bischof auf dem Gebirge Libanon traf einmal an einem Sonntag mit mir zusammen. Der Mann war wegen seines unzüchtigen Wandels allgemein bekannt, auch befand er sich in dem Augenblick, da ich ihn sah, im Zustande der Berauschung. Aber als ich am folgenden Tage, dem ersten Tage der Fastenzeit, in seine Wohnung eintrat, war er zu bedenklich, seine Fasten zu brechen, und eine Tasse Kaffee mit mir zu trinken. — Das größte Kloster in Armenien ist weit und breit unter dem ganzen Volke wegen der schandbaren Ausschweifung seiner Mönche verrufen, und dennoch wallen Haufen von Pilgrimen nach dieser Stätte, die für so heilig gehalten wird, daß man sich durch eine Wallfahrt zu derselben eine hohe Belohnung im Himmel verdient. Als ich daselbst war, sahe ich eine Anzahl junger Weiber bei einem

dieser Mönche zur Beichte gehen, und von ihm die Absolution empfangen, welche alle ihre Sünden bedecken sollte. Doch es ist schon zu viel gesagt von dem tiefen sittlichen Verfalle dieser Kirchengemeinschaften, und der Untüchtigkeit derselben, einen heilsamen Einfluß auf ihre Mitglieder auszuüben.

Wie sollte je von ihnen ein sittlich religiöses Einwirken auf die Muhamedaner erwartet werden dürfen, in deren Mitte sie sich befinden? Was war denn die Quelle, aus welcher die Religion des falschen Propheten in jenen Ländern hervorgegangen ist? Wie war es möglich, daß dieser, in rohe Fabeln eingewickelte unsittliche Glaube entspringen, und sich weit und breit über Länder verbreiten konnte, wo die Apostel einst die Kirche Christi gepflanzt, wo Schaaren von Blutzeugen um Christi willen ihr Leben aufgeopfert hatten, und das Christenthum so lange bekannt worden war? Das Salz hatte seine Kraft verloren; das Christenthum hatte aufgehört, seinen heilenden und erhaltenden Einfluß auf die Völker auszuüben; die kirchliche Gesellschaft war eine in gährende Fäulniß aufgelöste Masse geworden, aus welcher düstere Nebelwolken von Irrthümern aller Art, dem Dampfe ähnlich, emporstiegen, welcher über dem Feuerpfuhle brütet. Aus solchem Zustande sittlicher Verworfenheit sind einst die Irrlehren des falschen Propheten, gleich Heuschrecken, hervorgegangen, denen die Macht der Scorpione gegeben ward. Die Christengemeinden wurden gewaltsam zerschmettert und niedergedrückt, weil ihre Glieder das Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes, nicht mehr zu gebrauchen wußten, und sich nicht länger gegen die Anläufe des Widersachers mit dem Schild des Glaubens vertheidigen konnten. Der Gebrauch des Bibelbuches war vernachläßigt, wahre Frömmigkeit fast gänzlich erloschen, und nur die willkührlichen Satzungen einer herrschsüchtigen Priesterschaft und die lästigen Haufen äußerlicher Ceremonien, welche von fleischlich gesinnten Bekennern

geglaubt und geübt wurden, stellten noch das Zerrbild der Religion Christi und seiner Apostel in den Morgenländern dar. Da war jetzt Raum und Zunder genug, eine neue Religion zu erdichten, und mit jugendlicher Kraft brach diese über die Völker herein, trat mit leichtem Schritte die armseligen Schattenbilder eines zerfallenen Christenthums, die sie auf dem Wege antraf, zu Boden, und setzte ihre Siege bis an die Enden der Erde fort.

Es liegt nichts geheimnißvolles und wunderbares in dem Ursprunge so wie in der Verbreitungsgeschichte der muhamedanischen Religion. Sollte der Unglaube oder Aberglaube das Bibelbuch und mit ihm den frommen Sinn der Väter von unsern Gefilden verdrängen, so bedürfte es nur weniger Menschenalter, um selbst in unsern christlichen Abendländern Bestandtheile eines religiösen Glaubens emporkeimen zu sehen, welche nicht minder sittlich vergiftet wären, als es die Lehren des Muhamedanismus sind. Wahrlich, wir alle sollten es im Innersten der Seele fühlen, daß die ganze Darstellung vom Zustande der morgenländischen Kirchen, die ich euch in einfach wahren Zügen vor die Augen führe, nichts anderes ist, als ein weissagendes Bild von dem Schicksal, das unser geliebtes Vaterland unausbleiblich treffen wird, wenn das Salz unter uns dumm werden sollte. Laßt die Religion einen bloßen Namen, und das Bibelbuch unter uns vergessen werden, und ein besseres Loos kann und darf die Christenwelt des Abendlandes nicht erwarten, als das traurige Loos ist, das dem Vaterlande der Propheten und Apostel den Untergang bereitet hat.

So wie ein verfälschtes Christenthum keine Kraft hatte, den Muhamedanismus in seinem Ursprung aufzuhalten, eben so wenig ist es in seinem gegenwärtigen Zustand tüchtig, demselbigen jetzt ein Ende zu machen. Nie ist den Muhamedanern die Gelegenheit bereitet worden, sich selbst und ihren religiösen Glauben mit dem

Sinn

Sinn und dem Zustande einer Christengemeinschaft zu vergleichen, welche durch ihre christliche Lebensweisheit und durch ihre frische Glaubenskraft stark genug gewesen wäre, den Muhamedaner wegen seiner Religion und seinem Charakter zu beschämen. Fast einstimmig ist das Zeugniß der Europäer in der Türkei, daß die eingebornen Christen daselbst schlechter sind, als die Türken selbst; auch muß ich bekennen, daß alles, was ich unter ihnen gesehen und gehört habe, mich geneigt macht, derselben Ansicht beizupflichten. Das Christenthum hat in ihrer Mitte von seinem göttlichen Wesen nicht so viel übrig behalten, um die Bekenner desselben zu bessern Menschen zu machen, als die Anhänger Muhameds sind. Wenn eben darum die Muhamedaner nur an lebendigen Beispielen, die ihnen vor Augen liegen, den wahren Zweck und Gehalt des Christenglaubens zu erkennen vermögen, wie dieß überall der Fall ist: wie läßt sich erwarten, daß derselbe in seinem gegenwärtigen Zerfalle einen heilsamen Einfluß auf seine muhamedanischen Nachbarn ausüben werde?' Im Gegentheil kann und wird der Erfolg kein anderer seyn, als er uns klar vor Augen liegt, daß die Verachtung der Muhamedaner auf demselben ruht, und daß sie, geärgert und zurückgestoßen durch diesen Anblick, zum Festhalten an ihren Irrthümern sich ermuntert fühlen.

Dieß ist leider die Wirkung, welche wir allenthalben unter den Bekennern des Muhamedanismus angetroffen haben. Die deutschen Missionarien zu Schuscha, in den nordöstlichen Gebieten Armeniens, waren dorthin gekommen, um zunächst und ausschließend an der Bekehrung der muhamedanischen Völkerstämme daselbst zu arbeiten. Allein schon beim ersten Schritte und bei jeder Gelegenheit trat ihnen die zuversichtliche Behauptung entgegen, daß der Koran ungleich besser sey, als das Bibelbuch; denn die Bekenner des letztern, die armenischen Christen im Lande, seyen ja sittlich schlechter,

als die Muhamedaner, welche dem Koran folgen. Diese Thatsache konnten sie nicht läugnen, und vergeblich gaben sie darauf die Antwort, daß das Evangelium an diesem Zustande der Armenier keine Schuld habe, indem die Wirkungen desselben ganz anders beschaffen seyen; ihre Gegner glaubten dieß nicht, weil sie nie zuvor die wahren Wirkungen des Evangeliums gesehen hatten. Auf diese Weise sahen sich die Missionarien genöthigt, ihre Kräfte zuerst der geistigen Wiederbelebung der armenischen Christen zu widmen, weil ein solches Werk nothwendig vorausgehen mußte, wenn je an die Bekehrung der Muhamedaner gedacht werden sollte. Alle übrigen Missionarien in den türkischen Staaten haben gerade dieselbe Erfahrung gemacht. Wirklich kann auch kein denkender Beobachter in diese Länder hineintreten, ohne sich zu überzeugen, daß die schlechten Beispiele der Christen mehr als alles andere den Muhamedanismus in seinem Bestande erhalten. Wo ist nun der heilsame Einfluß, den ein solches Christenthum auf seine Bekenner oder auf andere auszuüben vermöchte? Er hat aufgehört, das Salz ist dort zu nichts weiter nütze.

Ja es ist hinaus geworfen, um von den Leuten zertreten zu werden; das Christenthum ist unter den Moslemiten ein Gegenstand der Verachtung und der Unterdrückung geworden.

Der einzige Grund, um dessen willen die Nachfolger Muhameds die Christen zu jeder Zeit geduldet haben, besteht darin, weil sie ihnen, als ein unterjochtes, knechtisches Geschlecht, Steuern bezahlen. Mit dem Koran in der einen, und dem türkischen Säbel in der andern Hand haben sie zu ihnen gesprochen: wenn ihr ersteren nicht annehmet, so sollt ihr das andere fühlen, oder einen schönen Preis für eure Köpfe bezahlen. Und bis auf diesen Tag ist jeder christliche Unterthan in den türkischen Staaten dieser beschimpfenden Kopfsteuer unterworfen, und genöthigt, zum Unterschied von

den Muhamedanern, mit ihr die Gnade seiner moslemitischen Gebieter zu erkaufen. Auch die übrigen Steuern werden in so ungleichem Verhältnisse vertheilt, daß die Christen die Last des Staates tragen müssen. Jede Art von Waffe ist dem Christen zu tragen aufs strengste verboten. Während der Türke jeden Tag mit Pistolen und seinem Jatagan bewaffnet ausgeht, und diese Waffen einen Theil seiner gewöhnlichen Tracht ausmachen, muß der Christ neben ihm als ein vertheidigungsloses Lamm erscheinen, das zur Schlachtbank geführt wird. Um ihrer Religion willen sind die Christen von jedem öffentlichen Amte ausgeschlossen, das mit einiger Macht begleitet ist; und nur auf den niedrigsten Posten, zu denen sie zugelassen werden, um die Last der Arbeit zu tragen, gelingt es ihnen bisweilen, einen Einfluß zu gewinnen, welcher bemerkbar ist.

Selbst in seinem Anzug mußte der Bekenner des Christenthums von jeher sich sorgfältig von seinen Gebietern unterscheiden. Während der weiße, grüne oder rothe Turban das Haupt des Moslemiten schmückt, und sein schönes Gewand in heiterem Farbenspiele sich darstellt, verhüllt der Christ seinen Kopf in einen braunen oder schwarzen Schaal, und auch seine Kleidung hat die gleiche Farbe der Dunkelheit, wenn er nicht für seinen Stolz gestraft werden will. Bis auf die neueste Veränderung in der Kleidertracht konnte man keinen Theil der Türkei durchziehen, ohne die Religion fast jedes einzelnen schon durch seine Kleidung bezeichnet zu sehen. An manchen Orten war es den Christen nicht gestattet, zu Pferd zu reiten, sie mußten zu Fuße gehen, oder mit dem demüthigen Sitze auf einem Esel vorlieb nehmen.

Man möchte einwenden, daß diese erniedrigenden Unterscheidungen den Christen mehr als einem eroberten Volke, denn als Bekennern einer verachteten Religion auferlegt sind. Allein die Araber Syriens und

Egyptens sind eben so gut eine von den Türken unterjochte Nation, als es irgend eine christliche Sekte ist, und dennoch ist keiner von denen, welcher den Muhamedanismus bekennt, diesen beschimpfenden Auszeichnungen unterworfen, indeß sie nur denjenigen gelten, welche die Lehre des Korans nicht angenommen haben. Selbst Europäer müssen in manchen Fällen die Gewalt dieser Unterschiede fühlen. Durchgängig findet es der Türke unter seiner Würde, ihr Diener zu seyn, so wie keiner in die Dienste eines eingebornen Christen tritt; auch dürfen sie nur in seltenen Fällen erwarten, selbst gegen Bezahlung, eine Handreichung von ihnen zu erhalten. Gewisse herkömmliche Höflichkeiten werden ihnen durchgängig verweigert. Die orientalische Sitte, vor dem grauen Haupte und dem ehrenwerthen Manne aufzustehen, wird fast mit religiöser Pünktlichkeit von den Moslemiten gegen einander beobachtet; aber nie erhält ein eingeborner oder ausländischer Christ, gewisse Neuerungen der letzten Zeit ausgenommen, von einem Türken ein solches Zeichen der Hochachtung. Einer meiner englischen Freunde ritt vor einigen Jahren in einer Stadt Kleinasiens, welche selten von Europäern besucht wird, an dem Hause eines Türken vorüber. Dieser fiel dem Pferde in den Zügel, setzte eine Pistole an seine Brust, und hieß ihn augenblicklich absteigen, indem er erklärte, daß kein Ungläubiger an seiner Thüre vorüber *reiten* dürfe. Der Türke ward zwar für diese Beleidigung in das Gefängniß geworfen, aber ein allgemeiner Ausbruch des Volksunwillens darüber, daß ein Moslemite wegen der Beschimpfung eines Christen gestraft werden solle, nöthigte bald den Gouverneur, ihn los zu lassen, und dem Engländer, obgleich dieser sein Arzt war, den Rath zu geben, die Stadt zu verlassen. Bis zur Eroberung von Damaskus durch die Egypter würde jeder Europäer, der mit einem weißen Turban oder zu Pferd in die Stadt gezogen

wäre, sich der Gefahr ausgesetzt haben, von dem Pöbel niedergestoßen zu werden. In seiner eigenen europäischen Kleidung durfte er sich durchaus nicht sehen lassen. Eine der Ursachen, um welcher willen neuerlich die Einwohner dieser Stadt gegen den Sultan sich empörten, war diese, daß er einem englischen Konsul die Gestattung gegeben hatte, in seiner Landestracht dort auszugehen.

Der unerfahrne Ausländer mag solches Betragen als eine persönliche Beschimpfung und als Ausdruck eines Nationalvorurtheiles deuten, oder dasselbe als Zeichen einer rohen Erziehungsweise auslegen. Aber es ist nichts von diesem allem; vielmehr ist es ein religiöser Widerwille, eine Verachtung gegen die christliche Religion, die sich in ein Nationalgefühl verwandelt hat, und sich als Ausdruck einer Volkssitte darstellt. Der Widerwille erstreckt sich selbst über unsere heiligen Bücher. Die Bibel wird als ein Buch behandelt, das zu schlecht ist, als daß man ihr irgend einen Werth beilegen, oder sie lesen sollte. Ein deutscher Missionar (Zaremba) machte, unter dem Schutz der russischen Armee, während ihres letzten Einfalles in die Türkei, den Versuch, einen öffentlichen Verkauf der heiligen Schriften für die Türken im türkischen Armenien zu veranstalten. Es wurden indeß nur 15 Exemplare verkauft, und 25 andere verschenkt; und selbst von diesen wurden 8 Exemplare, wie er nachher erfuhr, in Stücke zerrissen. Brauch' ich mehr zu sagen, um Euch die Verachtung und Unterdrückung darzuthun, unter welcher das Christenthum in den türkischen Staaten seufzt? Dasselbe ist im vollen Sinne des Wortes hinausgeworfen, um von den Leuten zertreten zu werden.

Wie lebendig stellt sich uns doch die Wahrheit dieses Bibelwortes vor die Augen hin! Konnte unser Heiland auf anschaulichere und treffendere Weise die gegenwärtige Beschaffenheit, den Einfluß, so wie den Zustand des Christenthums in den Morgenländern be-

zeichnen, als Er es in diesem Bilde gethan hat? Dieser Ausspruch steht da als ein leuchtendes Denkmal seines tiefen Seherblicks und seiner prophetischen Erkenntniß. Das dumm gewordene Salz ist zu nichts weiter nütze, denn daß man es hinauswerfe, und lasse es die Leute zertreten.

Ich frage nun zum Schlusse mit unserm göttlichen Meister: womit soll es wieder salzig gemacht werden? durch welches Mittel können diese Gewebe des finstern Irrthumes zerrissen, und die wahre Religion wieder zum Leben gerufen werden?

Eine solche Veränderung ist keineswegs unausführbar. Freilich müßten wir wohl für immer die Hoffnung für sie aufgeben, wenn es der unterdrückten Wahrheit nie wieder gelingen könnte, das Herz des Menschen zu erreichen. Allein es ist nicht blos der Buchstabe, es ist der Geist des HErrn, welcher durch die Wahrheit wirkt; und darum haben wir überall keine Ursache, an einer solchen Wiedergeburt der orientalischen Kirchen-Gemeinschaften zu verzagen. In den türkischen Staaten darf nunmehr die Wahrheit verkündigt werden, und zwar in viel weiterem Umfange, als man sich gewöhnlich denkt. An jedem Punkte dürfen Missionarien in sie hinein treten, und unter der christlichen Bevölkerung ihrer Provinzen arbeiten, ohne daß ein türkischer Gewalthaber sie an solchem Beginnen hindern oder von demselben zurückschrecken dürfte. So lange die Moslemiten nicht durch Andere zum Widerstande aufgereizt werden, sehen sie mit gleichgültigen Blicken auf unsere Arbeiten unter ihren christlichen Unterthanen hin. Wollte einer freilich geradezu die Bekehrung der Muselmanen zum Christenthum bezwecken, so würden sie sich entgegen setzen; denn ihr Gesetz bedroht jeden, der vom Muhamedanismus abfällt, ohne alle Schonung mit der Todesstrafe; und der Versuch, die Muhamedaner zum Christenthum zu bekehren, würde natürlich als ein

schweres Verbrechen gegen den Staat behandelt. Uns blieb eben darum bis jetzt nichts anderes zu thun übrig, als unsere unmittelbare Wirksamkeit auf die sogenannte christliche Bevölkerung des Landes zu beschränken.

Aber damit sind wir keinen Augenblick von dem eigentlichen Ziele unseres Missionsgeschäftes abgewichen. Die Christen in der Türkei haben sich eben so weit von dem Wege des Heiles verirrt, und bedürfen in gleichem Maaße, wie die Moslemiten, oder Heiden, wieder zu demselben zurückgeführt zu werden. Man mag dagegen einwenden, daß sie ihr Christenthum so gut treiben, als sie es eben verstehen; und daß es doch in jedem Fall darauf ankomme, ob sie es damit redlich meynen oder nicht. Aber man trete nur einmal unter sie hinein, und man wird sich bald überzeugen, daß meine Behauptung der Wahrheit viel näher liegt, wenn ich sage, daß sie viel schlechter handeln, als ihre Erkenntniß es mit sich bringt, und es gar wohl wissen, daß ihre Handlungsweise nichts taugt. Sie sind in der Regel, nach meiner durchgängigen Erfahrung, weder so unwissend noch so halsstarrig, daß sie es nicht bekennen sollten, daß sie in vielen Stücken dem Willen Gottes zuwider leben. Allerdings meynen sie es bis auf einen gewissen Grad aufrichtig; nicht als ob sie glaubten, ihr Thun und Lassen sey gut und Gott wohlgefällig, vielmehr wissen sie es wohl, daß dieß nicht der Fall ist. Ueberhaupt kann ich nimmermehr glauben, daß die Anhänger irgend einer falschen Religion in der Welt sich aufrichtig bereden können, daß ihr Sinn und Wandel rechtschaffen sey vor Gott. Aber darin mag die Ueberzeugung der Christen im Oriente im Allgemeinen eine redliche Ueberzeugung seyn, daß sie mit ihren abergläubischen Gebräuchen und ihren Ceremonien die verdiente Sündenschuld abzuverdienen glauben. Aber wie kann eine solche Redlichkeit von dem Verderben erretten und selig machen? Hat sie nicht gerade das Gegentheil zur Folge? Ist sie nicht das

geeignete Mittel, ihren Leichtsinn im Sündigen zu befördern, und die Bahn des Verderbens nur desto breiter zu machen? Auf diesem Wege werden sie blindlings in den Abgrund sittlicher Verworfenheit hinabgezogen. Sollten daher die Wirkungen unserer evangelischen Arbeit auch nur auf ihre Bekehrung beschränkt bleiben, wäre dieß nicht immerhin ein Gegenstand, der im Kreise von mehr als sechs Millionen unsterblicher Menschenseelen der kräftigsten Anstrengungen der Christenliebe werth ist?

Die türkische Regierung ist auf keinerlei Weise geneigt, unser Beginnen, diesen großen Haufen von Namenchristen das Evangelium von Christo mitzutheilen, auf irgend eine Art zu verhindern; auch liegt demselben im Allgemeinen eben kein anderes wesentliches Hinderniß im Wege. Allerdings mußten wir von Seiten der Papisten, wo wir sie immer im Morgenlande auf dem Wege antrafen, einen heftigen Widerstand erwarten. Alle Feindseligkeiten, die wir unter unserer Arbeit erduldeten, sind uns zunächst von dieser Seite zugeflossen, und in einzelnen Fällen ist es ihnen durch Bestechungen und andere Mittel gelungen, selbst den verfolgenden Arm der muhamedanischen Gewalt gegen uns aufzuregen. Bei andern Gelegenheiten hat die geistliche Behörde für sich alle Mitglieder der römischen Kirche von uns weggetrieben; meist aber konnten sie dennoch nicht verhindert werden, die lautere Wahrheit des Evangeliums von unsern Lippen zu vernehmen. Ueberdieß machen sie eine nur sehr unbedeutende Minderheit von der christlichen Bevölkerung in der Türkei aus, indem sie nach wahrscheinlicher Berechnung sich auf weniger denn 300,000 Seelen belaufen. Von den Griechen, den Armeniern und den andern orientalischen Brüdern, welche die große Mehrheit bilden, durften wir keinen solchen Widerstand erfahren. Wo wir immer den Versuch in den türkischen Staaten begonnen haben, da gestatteten sie uns gerne, durch Schulunter-

richt, durch Verbreitung heiliger Schriften und christlicher Traktate, durch Bibelerklärung und religiöse Unterhaltung sie zu belehren, und zu ihrer christlichen Erleuchtung beizutragen. Und wie sollte eine Wiederbelebung des lautern Christenthums ein unausführbares Beginnen seyn, wo diese kräftigen Mittel in Bewegung gesetzt werden dürfen, um die Wahrheit dem Herzen nahe zu bringen!

Auch in dem befreiten Griechenland ist der Weg zur Wiederbelebung der abgestorbenen Kirche in unsern Tagen wieder aufgeschlossen worden. Ueber die Gesinnung der gegenwärtigen Regierung und ihre Stellung zur evangelischen Missionssache läßt sich noch nichts bestimmtes sagen. Die frühere Regierung des Landes legte den Missionarien und ihrer Arbeit nichts in den Weg, auch gestattete sie es gerne, daß Schulen unter dem Volke eingeführt werden durften. Abgabenfrei dürfen die heiligen Schriften und andere christliche Bücher ins Land eingeführt werden, weil man sie als Wohlthaten betrachtet, die der Nation geschehen. Eine persönliche Beobachtung, die ich in den meisten Theilen Griechenlands zu machen Gelegenheit hatte, läßt mich von den Gesinnungen des Volkes für geistige Verbesserung nur Gutes sagen. Ferne ist der Gedanke von ihnen, erleuchtete und fromme Lehrer des Christenthums von ihren Grenzen abzuhalten. Nie weigern sie sich, die heiligen Schriften von uns anzunehmen. Die Aufrichtung von Schulen ist ein wahres Vergnügen für das Volk; gerne nehmen sie diese Wohlthat von uns an, und gestatten es, daß christliche Bücher als Lesebücher in den Schulen gebraucht werden dürfen. Ich sah nicht selten das Auge des niedrigen Landmannes von Freude glänzen, wenn vom Schulunterrichte die Rede war. Einer ihrer Priester fragte mich nach dem Namen unserer Gesellschaft, um denselben in das tägliche Gebet seiner Schüler einzuschließen; auch wurde ich von der Jugend einer ganzen Stadt frohlockend

bewillkommt, indem sie dem Empfang von Büchern mit Wonne entgegen blickten. Mit einem Wort, so lange nicht die Regierung aufhört, im Sinne der Nation zu handeln, so lange wird jeder Seehafen und jede Flußmündung der durchbrochenen Ufer Griechenlands und seiner Inseln eine offene Thüre für Missionarien seyn, um vermittelst der Schulen, der Bücher und des täglichen Verkehrs christliche Erleuchtung unter dem Volke zu befördern.

Wir wenden unser Auge für einen Augenblick nach Persien hin. In diesem Reiche findet sich überall kein Hinderniß, um die Erkenntniß des Evangeliums als Mittel religiöser Wiederbelebung unter den christlichen Einwohnern desselben einzuführen. Gerade diejenige Provinz Persiens, in welcher die meisten Christen zu Hause sind, die Provinz Aderbaitschan, hatte erst noch vor kurzer Zeit den königlichen Prinzen Abbas Mirza an der Spitze der Regierung, welcher die Einführung europäischer Kultur auf jegliche Weise in seinem Lande beförderte. Daß derselbe auf keinerlei Weise die Missionsarbeiten unter dieser Klasse seiner Unterthanen zu hindern Willens war, das ist mir aus den Zeugnissen Anderer und aus eigener Beobachtung bekannt. Auch die christlichen Einwohner des Landes, unter denen wir als protestantische Lehrer des Evangeliums eingeführt wurden, legten nicht das geringste Vorurtheil gegen uns zu Tage. Die meisten derselben sind Nestorianer, und diese nahmen uns mit einer Freundlichkeit auf, wie wir sie in diesem Grade von ihren armenischen Brüdern nicht erfahren durften. — Wirklich macht sie auch der Umstand, daß sie von der Ohrenbeichte nichts wissen, durch welche die andern alten Kirchen des Orientes gegen den vertrauten Verkehr mit ihren christlichen Nachbarn wie mit einem Walle verschanzt sind, um so zugänglicher und geneigter, alle diejenigen, welche den Namen Christi tragen, als christliche Brüder in ihre Mitte aufzunehmen. Evan-

gelische Missionarien haben daneben keineswegs nöthig, die Moslemiten gänzlich zu umgehen, welche die Hauptmasse der Bevölkerung in Persien ausmachen. Unbekannt mit jener hochmüthigen, abstoßenden Zurückhaltung der Türken, sind die bildsamen Perser für religiöse Unterhaltung und tiefere Untersuchungen zu jeder Zeit aufgelegt. Statt die Bibel als ein Buch zu verachten, das des Lesens nicht werth ist, legen sie Hochachtung gegen dieselbe zu Tage, und ihrer Verbreitung, so wie ihrem Gebrauche unter den Persern stellt sich im Allgemeinen kein Volksvorurtheil in den Weg. Ich selbst habe es gesehen, wie in dem Buchladen eines persischen Muhamedaners neben dem Koran Exemplare unserer heiligen Schriften öffentlich zum Verkaufe ausgesetzt waren. Welches Hinderniß könnte demnach die Wiederbelebung des lautern evangelischen Glaubens in Persien unthunlich machen? Allerdings sind für manches europäisches Volk die Berührungen mit dem entfernten Persien nur schwer aufzufinden, und nicht jeder europäische Volksname dürfte dieselbe Geltung und dieselbe argwohnlose Aufnahme in Persien erwarten; aber sollte dieser Umstand nur für die Christenliebe ein unübersteiglicher Schlagbaum seyn, über welchen jährlich doch so viele englische Reisende hinüber zu kommen verstehen, welche die bloße Neugierde oder Gewinnsucht nach diesem Lande hingezogen hat? Ein jeder Christ müßte vor sich selbst erröthen, wenn er hierin einen zureichenden Grund finden wollte, vom heiligen Werke der Wiederbelebung der zerfallenen Kirche Christi in Persien seine Hand zurückzuziehen.

So ist demnach weder in den türkischen Staaten, noch in Griechenland, noch in Persien in unsern Tagen irgend ein Umstand vorhanden, welcher die Verbreitung der lautern evangelischen Erkenntniß als unausführbar darthun sollte; denn in allen diesen Ländern können Missionarien sich niederlassen, sie dürfen umher reisen, und auf verschiedenen Wegen wenigstens den

Herzen der zahlreichen, im Lande gebornen Bekennern des Christenthums, die Wahrheit nahe legen.

Ja noch mehr, es fehlt keineswegs an bestimmten Ermunterungsgründen, um eine solche Wiederbelebung daselbst erwarten zu dürfen. Ich habe Euch nichts geringes bewiesen, wenn ich Euch gezeigt habe, daß die Mittel der göttlichen Gnade in so weitem Umfange den offenen Zutritt zu den Herzen der dortigen Einwohner haben. Ich habe in jedem Falle damit jeden aus der Schrift hergenommenen Grund weggeräumt, der uns bei solchem Beginnen den Glaubensmuth schwächen könnte. Alle die köstlichen Verheißungen des Segens, welche Gott auf die Predigt seines Wortes gelegt hat, sind eben darum als solche dargestellt, welche auch diesen Missionsgebieten gelten, und so hat der wahre Christenglaube auch für seine Arbeit in den Ländern des westlichen Asiens einen festen Ankergrund gefunden. Und dieser Glaube an die Zusage Gottes, faßt er nicht einen zureichenden Grund in sich, uns zu diesem Werke zu ermuntern? Ist es nicht derselbe Grund und Boden, auf welchem die Hoffnung jedes evangelischen Predigers in jedem Lande ruht? Wer wollte wohl, ohne das Vertrauen auf diese Zusage, irgendwo das Evangelium verkündigen? und wer wollte aufhören dieß zu thun, wo und so lange ihm diese Verheißung des treuen und wahrhaftigen Gottes gilt? In keinem Lande und unter keinerlei Umständen vermag der Prediger aus eigener Kraft die Herzen der Menschen zu verändern. Sein Beruf fordert nur, die Mittel der göttlichen Gnade weise und gewissenhaft anzuwenden, und glaubensvoll nach dem Gott hinzublicken, der sie allein wirksam zu machen vermag. Und wo immer diese Mittel angewendet werden können, da ist Grund genug vorhanden, dieses Glaubenswerk in Thätigkeit zu setzen.

Mir ist nur ein einziger Umstand bekannt, der den Christen von dem schweren Vorwurfe des Unglaubens

entledigen kann, wenn er in irgend einem Theile der Welt den Muth nicht hat, die Bekehrung seiner Mitmenschen zu versuchen. Dieser Umstand liegt nämlich in der erwiesenen Unmöglichkeit, auf irgend einem Wege einem Volke die Gnadenmittel nahe bringen zu können. Nur von solchen Städten sollten die ersten Herolde des Heiles sich entfernen, welche ihre Botschaft nicht hören wollten, und den Staub abschütteln von ihren Füßen, zu einem Zeugnisse gegen sie. Der Prophet Jonas war deßwegen keinen Augenblick entschuldbarer, wenn er sich aus Muthlosigkeit weigerte, den Bewohnern der großen Stadt Ninive das Wort des HErrn zu verkündigen, als wenn er den Befehl erhalten hätte, unter den Einwohnern Jerusalems mit demselben aufzutreten. O wie viele Jonasse hat es nicht in den alten Kirchen jener Länder gegeben, welche aus Mangel an Glauben und Liebe vor jedem kühnen Versuche zurückbebten, durch welchen die Kirche Christi schon längst siegreich über jede falsche Religion bis an die Enden der Erde getragen worden wäre. Wie oft wurde nicht um des Fluches willen, der deßhalb auf ihnen lag, die Kirche Christi daselbst auf den Wogen des Krieges und der Verfolgung hin und her gestoßen, um sie aus ihrer schlaffen Trägheit aufzuwecken; oder was für ihr Fortschreiten noch schlimmer war, in eine kalte Todesstille eingewiegt, welche der unevangelische Buchstabendienst über sie verbreitet hatte. Die übrig gebliebenen Trümmer ihres frühern Schiffbruches liegen jetzt in den muhamedanischen Staaten umher zerstreut, und ihre stockende Fäulniß droht selbst das christliche Europa anzufressen. Möchten doch keine treulosen Jonasse den gleichen Fluch über unser abendländisches Zion herbeiführen! Fürchtet nur nicht, meine Freunde, an der Welt Eure Christenpflicht zu üben; gefahrlos wird die Kirche Christi über die Wogen des Meeres in den Hafen der verheißenen Vollendung einlaufen.

Dieß ist der eigentliche Quell, aus welchem wir das Lebenswasser der Aufmunterung für unsere Missionen schöpfen. Es ist der Glaube an Gott, der sich in der treuen Anwendung der dargebotenen Gnadenmittel übt. Gerne bekenne ich es, daß in jedem Falle meine Ueberzeugung, und ich darf hoffen, auch mein Sinn und mein Leben, auf diesem Grunde ruht. Festgehalten von demselben durfte ich bereits einige Gefahren und einige Trübsale unter fremdem Himmelsstrich und unter einem barbarischen Volke mit Freuden erdulden, und gestützt auf diesen Anker des Glaubens, bin ich bereit, innerhalb kurzer Zeit von meinem Vaterlande und von meines Vaters Hause den letzten Abschied zu nehmen. Irre ich mich darin, so ist der Irrthum nicht unbedeutend; zeigt mir denselbigen nach, so höre ich auf, ein Bote Christi in der Heidenwelt zu seyn; ja noch mehr, ich höre aus demselben Grunde auf, ein Verkündiger des Evangeliums im Vaterlande zu seyn. Ich erwarte eben nicht, daß alle, die mich hören, meine Ueberzeugung mit mir theilen werden; denn der Glaube ist nicht Jedermanns Ding. Aber an meine christlichen Brüder wende ich mich mit derselben; denn das Geistliche will geistlich gerichtet seyn. Mag mich immerhin die Welt deßhalb einen Schwärmer und einen Unweisen schelten; denn ich weiß, daß ein solcher Sinn mit der obersten Regel ihrer Klugheit im Widerstreite liegt; aber wenn ich dieß bin, so ist dieß auch ein Apostel Paulus gewesen. Oder war das Werk der Heidenbekehrung, das er einst in denselben Ländern unternahm, mit geringern Schwierigkeiten umwunden? Oder sahe er sich irgendwo nach andern Quellen um, um Glaubensmuth für seine Arbeit und Segen für dieselbige zu finden. Auch der Apostel Paulus ward einst für einen Rasenden erklärt (Apost. Gesch. 26, 24.); aber es war der Heide Festus, der dieses Urtheil über ihn fällte. Ferne sey es von mir, mir den Glaubensmuth und die Glaubenskraft eines Apostels Paulus zuzuschreiben. Doch hätte

ich sie, wie viel mehr denn jetzt wäre ich im Falle, von den Kindern dieser Welt als ein Unweiser bezeichnet zu werden?

Glaubet eben nicht, als seyen dieß die einzigen Ermunterungsgründe, welche wir auf dem weiten Brachfelde des westlichen Asiens, gleich Blumen der Liebe, abzupflücken haben; die Ergebnisse, welche als Thatsachen bereits in jenen Ländern vor unsern Augen liegen, reichen uns eine erfreuliche Aussicht auf gesegnete Erfolge unserer Arbeit dar. Die Art und Weise unserer Wirksamkeit daselbst war allerdings eigenthümlicher Art, und eben so eigenthümlich ist auch, wie sich erwarten läßt, die Frucht, welche sie unter Gottes Beistand erzeugte. Vielleicht in keinem andern Lande, wie hier, besteht der Beruf des christlichen Missionars größtentheils in der Nothwendigkeit, unausgesetzt von einer Stadt zur andern umher zu ziehen. Während viele derselben mit der Bibel und christlichen Schriften in der Hand Egypten, Palästina, Syrien, Griechenland und viele Theile von Kleinasien durchwandert haben, sind deren nur wenige, die sich bleibend an einzelnen Stellen niederließen, um ihre ganze Kraft auf beschränktere Kreise zu verwenden. Der Einfluß dieser Missionsarbeiten kann allerdings nur auf Kosten seiner Tiefe und Gründlichkeit erweitert werden, aber dennoch so groß und bedeutungsvoll seyn, als ob er sich auf engere Grenzen beschränkt, und sich tiefer angewurzelt hätte. Der Natur der Sache nach lassen sich im Anfange weniger einzelne Bekehrungen erwarten, aber der Weg bereitet sich je mehr und mehr zu einer allgemeinen Ernte, welche unter Gottes Segen diese Arbeiten zur Folge haben werden. Welcher von beiden Erfolgen dürfte nun wohl unter den gegenwärtigen Umständen wünschenswerther seyn? Wäre es besser, sich da und dort der Erleuchtung einer kleinern Anzahl von Einwohnern anzunehmen, und sie in besondere Gemeinlein zu sammeln, während die Masse ihrer Landsleute so

unwissend ist, daß sie dieselben als Heiden und Zöllner verachten und verfolgen, und auf diese Weise ihren heilsamen Einfluß auf sie zernichten würden? Oder ist es nicht vielmehr unter den gegenwärtigen Umständen vorzuziehen, wenn zuerst das Licht der evangelischen Arbeit so allgemein in diesen Ländern umher verbreitet wird, daß Alle etwas von demselbigen sehen können, und am Ende in größern Haufen hervortreten, um die alte Herrschaft tief eingewurzelter Mißbräuche abzuschaffen.

Ich glaube genügende Ursache zu haben, Euch die freudige Versicherung zu geben, daß das Licht des Evangeliums auf diesem Wege seit einer Reihe von Jahren unter diesen Völkern ausgebreitet wurde, und daß allmählig seine wohlthätige Wirksamkeit immer sichtbarer ans Licht hervortritt. Ich hatte mannigfaltige Gelegenheit, verschiedene Länder und Völker, unter denen Missionarien gearbeitet haben, mit solchen Völkern zu vergleichen, in deren Mitte noch keine Friedensboten eingetreten sind; und diese Vergleichung liefert mir die freudige Zuversicht für die Behauptung, die ich so eben in Eurer Mitte ausgesprochen habe. Die Gegensätze sprangen mir deutlich in die Augen, so wie ich aus dem Zustande des ersten sittlich-religiösen Erwachens der syrischen Gemeinden, das nach dem Hingang unseres vollendeten Freundes, des Missionars Fisk, im Gebirge Libanon sichtbar wurde, und eine herannahende Kirchenreformation hoffen ließ, in Provinzen hinüber wanderte, in denen bei geringerem Maaße von Missionsarbeit auch eine kleinere Summe neuer religiöser Impulse in Umlauf gesetzt worden war, und am Ende in das mitternächtliche Dunkel von Christengemeinden in Persien hineintrat, deren Gebiet der Fuß eines evangelischen Sendboten zuvor noch nie betreten hatte. Auch an einzelnen Einwohnern, welche zum lebendigen Glauben an den HErrn Jesum bekehrt worden waren, hatte es auf

diesen

diesen Wanderungen nicht gefehlt, und ich traf an verschiedenen Orten kleine Häuflein derselben auf dem Wege an. In den Familien von zwei derselben brachte ich in Syrien in genußreichem christlichem Umgange mehrere Monate zu, und ich habe Ursache, diese Zeit für eine der glücklichsten meines Lebens zu halten. Wirklich ist auch eine Missionsstation kaum einige Zeit besetzt worden, ohne daß nicht einige bekehrte Seelen hatten gezählt werden können; und Ergebnisse dieser Art werden sich, wie sich erwarten läßt, in demselben Verhältnisse mehren, als wir im Stande seyn werden, uns an einzelnen Stellen des Landes bleibend niederzulassen.

Dieß ist keineswegs also gemeint, als ob wir unsere Erwartungen blos auf die Bekehrung eingeborner Christen beschränken müßten. Diese sind allerdings um ihres jämmerlichen Zustandes und ihrer großen Anzahl willen schon an sich würdige Gegenstände unserer Missionsarbeit; aber unser letzter und hauptsächlichster Endzweck reicht weit über sie hinaus. Das eigentliche Ziel unserer Missionsarbeit in jenen Gegenden besteht darin, dem faulen Baume des Muhamedanismus die Axt an die Wurzel zu legen. Ich habe Euch gezeigt, daß auch die Missionarien zu Schuscha unter Umständen, wo der Arbeit unter den Christen des russischen Armeniens viele und große, unter den Muhamedanern hingegen nur wenige Hindernisse im Wege stehen, es dennoch für nöthig erachtet haben, zuerst an das Werk der geistlichen Wiedergeburt der armenischen Kirche daselbst die Hand anzulegen, und sich auf diese Weise unter Gottes Beistand eine Brücke zu bauen, über welche sie desto leichter dem Verstande und Herzen der Muhamedaner nahe kommen mögen. Indem wir in den türkischen Staaten, wo die Umstände das Gleiche erfordern, auch dieselben Maßregeln in Thätigkeit setzten, wurden wir gewahr, daß wir zwar langsamen, aber nur desto

sicherern Schrittes dem gewünschten Ziele, der Bekehrung der Muhamedaner, entgegen ziehen. Wenn nur einmal die eingebornen Namenchristen anfangen, ihrem gottlosen Wesen den Abschied zu geben, und sich der Quelle des Heiles zuzuwenden, so ist die Hauptstütze der Muhamedaner gefallen, und sie sind für immer aus ihrem versteckten Hinterhalte herausgetrieben. Statt daß ihre Feindschaft gegen das Christenthum bisher im Schatten eines geistlosen Aberglaubens, der sich den Namen des Christenthums beilegt, aufranken und emporwachsen durfte, stelle man einmal den Glauben an den Koran in das Sonnenlicht biblischer Erleuchtung, so wie dasselbe aus dem gottseligen Leben wahrer Christen hervorstrahlt, und er wird für immer verwittern und dahinsterben müssen. Man gebe einmal den Bekennern des Islams Gelegenheit, die alberne Gestaltung dieses Aberglaubens dem ebenmäßigen Bilde wahrer Gottseligkeit gegenüber zu stellen, und sie werden für immer beschämt ihr Angesicht bedecken müssen. — Warum geschah es doch, daß die Vorsehung Gottes unter den von den Moslemiten zu Boden getretenen Christensekten des Orientes, so lange Zeit wenigstens an die äußerlichen Formen ihres Glaubens eine Anhänglichkeit bewahrte, nachdem sie schon längst die Kraft desselben eingebüßt hatten, warum anders, als damit durch sie, wie durch eine Thüre, die lautere Wahrheit in die furchtbaren Bollwerke, in welche sich der Muhamedanismus verschanzt hat, eindringen, und ihn in seiner eigenen Festung angreifen möchte.

Wir schließen unsere Betrachtung mit der Bemerkung: daß das Werk der religiösen Wiederbelebung in diesen Ländern durch auswärtige Hülfe bewerkstelligt werden muß. Das Salz hat dort seinen Geschmack verloren, wie sollte es sich selbst wieder schmackhaft machen? Alles umher ist, dem todten Meere ähnlich, in faulende Geistesträgheit hinabgesunken. Der Mensch kennt seine sittlichen Be-

dürfnisse nicht mehr, um auf die Befriedigung derselben bedacht zu seyn; er fühlt nicht weiter seine geistlichen Gefahren, um die Mittel der Sicherheit aufzusuchen. Sich selbst überlassen wird ein Geschlecht um das andere fortfahren, im unaufhaltsamen Laufe dem ewigen Verderben entgegen zu eilen. Vom Auslande her muß den Unglücklichen eine Bruderhand dargereicht werden; Andere müssen ihnen die Gefahr, in welcher sie schweben, so wie die Mittel, derselben zu entfliehen, vor die Augen stellen, und sie wieder bekannt machen mit ihren wahren Bedürfnissen, und dem Wege, auf welchem die Befriedigung derselben zu finden ist. Und auf wen fällt diese heilige Verpflichtung anders zurück, als auf die Christen der abendländischen Kirche, von welcher auch wir einen Bestandtheil ausmachen? Wir, meine Freunde, wir müssen uns umgürten zu solchem Werke. Sprechet nicht, es ist schwer; wie, frage ich Euch, können wir das anders erwarten? Hier ist der Sitz des Thieres, und des falschen Propheten, der furchtbarsten Feinde des Reiches unseres Erlösers. Wir ziehen hin, sie in ihrer festen Burg anzugreifen. Auf diesen Gefilden muß der große Kampf gekämpft werden, der das Lamm mit endlichem Siege krönen soll. Ein schwerer und ein langer Krieg muß hier erwartet werden, aber der Sieg ist so gewiß, als die Allmacht Gottes und die ewige Kraft der Wahrheit ihn machen kann, und er ist glorreich genug, um alle unsere Anstrengungen und Mühen aufs herrlichste zu belohnen.

Wir reden viel von dem tausendjährigen Reiche, meine Brüder; aber ehe dieses kommt, muß zuvor ein schwerer Kampf gekämpft, und ein großes Werk verrichtet werden. Kein träger, am großen Markte müßig stehender Christ wird diese herrliche Zeit herbeiführen. Auf denn! lasset uns zu diesem großen Werk uns umgürten. Die Welt wird nicht besser, so lange wir träge die Hände in den Schooß legen werden. Die Richtung

des fortschreitenden Menschengeistes ist ohne die Leitung der göttlichen Wahrheit eine Richtung nach unten. Nach hundert Jahren wird, wenn drei Menschenalter aufs Neue dem ewigen Verderben anheimgefallen sind, dasselbe Werk nur um so schwieriger, als jetzt, zu verrichten übrig seyn, und eine Aufgabe der Gläubigen bleiben. Auch alsdann wird nur der Glaube an den wahrhaftigen Gott den Muth verleihen, dasselbe zu unternehmen, und die Ermunterung, welche dieser Glaube einflößt, können wir heute schon in vollem Maaße in Empfang nehmen. Wir sind eben so sehr zu solchem Werke verpflichtet, als die Menschengeschlechter, welche nach uns kommen, eine Aufgabe der Christenpflicht in demselben finden werden; und wohl stehen uns eben so viele Erleichterungsmittel hiezu zu Gebote, als dieß bei unsern Nachkommen der Fall seyn dürfte.

Meine ernsten Ansprachen an Euch bedürfen keiner Entschuldigung. Ich bin heute in eurer Mitte der Stellvertreter einer großen Zeugenwolke von Brüdern, welche Ihr und unsere Schwesterkirchen im Abendlande nicht nur in die Länder, wo ich gewesen bin, sondern auch in andere Theile der großen Welt, als Friedensboten an die Heiden ausgesendet haben, und ich habe an ihrer Stelle nicht die kleinen Angelegenheiten ihrer Privatinteressen, sondern die Rettung einer ganzen verlornen Sünderwelt zu vertreten. Millionen von Seelen senden Euch durch mich den Hülferuf zu: kommet herüber und helfet uns! Hunderte kämpfender Sendboten lassen Euch durch mich sagen, daß ihr sie in dieser unübersehbar großen sittlichen Wildniß nicht allein stehen lassen sollet! Weither um uns, rufen sie, sind nach jeder Richtung ungeheure, mit den Trümmern einer zerfallenen Welt überdeckte Gefilde; überall umher die finstern Fußstapfen vom Verheerungskrieg der Sünde. Wir sehen uns in dieser und jener Umgebung, in dieser und jener Stadt nach einer Seele um, welche

Gott liebt, und seine Gebote hält; aber ach, wie wenige derselben sind zu finden! Wir sagen es Euch frei und mit blutendem Herzen heraus, sie wandeln alle auf dem breiten Wege, und sind auf nichts anderes bedacht, als denselben zu verfolgen. Aber wir haben darum den Muth nicht verloren. Obgleich in diesem fürchterlichen Todesthale die Gebeine dürre sind, so glauben wir doch, daß sie zum Leben gebracht werden können. Wir können ja, und wir dürfen in der Kraft des HErrn weissagen über sie. Wir können hineintreten unter ihre Haufen, und zu ihnen sprechen: ihr verdorreten Gebeine höret des HErrn Wort! Auch können wir beten: Odem komm herbei aus den vier Winden, und blase diese Getödteten an, daß sie wieder lebendig werden! Und siehe da, es rauscht, und es fangt an sich zu regen. Gebein kommt zu seinem Gebein, der Odem kommt in sie, und sie fangen an, wieder lebendig zu werden. Ezechiel 37, 2—10.) In solcher Stellung rufen wir Euch, meine Brüder, um Hülfe an. Vermehret unsere Reihen, vergrößert unsere Mittel, betet für uns!

Leider fühlen freilich von dem Volke, dessen Sache ich als Stellvertreter meiner Brüder in Eurer Mitte führen soll, nur wenige ihre sittlichen Bedürfnisse so, daß sie sich klar darüber auszusprechen vermöchten. Aber spricht nicht ihr Zustand viel lauter zu unsern Herzen, als es ihre Sprache thut? Der Ruf desselben ist gleich dem Rufe der Welt, der unsern Erlöser vom Himmel auf die Erde herabzog. Seine Ankunft war nicht von Vielen erfleht, noch war sein Hereintreten in ihre Mitte denselbigen willkommen. Ihr verlorner Zustand war die Stimme, welche sein Herz erreichte. Eine solche Stimme dringt zu Euern Ohren von allen Völkern der Erde her, welche durch die Erkenntniß Christi noch nicht beseligt worden sind. Ein Gefühl der Verantwortlichkeit überwältigt meine Seele, wenn ich dieser Stimme meine Worte leihen soll. Sachwalter von

Millionen verlorner Seelen soll ich in eurer Mitte seyn; aber wie kann ich ihre Sache also führen, daß ihre Erlösungsstunde näher herbeigerückt wird? Ich muß ihren verlornen Zustand zu euern Herzen reden lassen. Ich habe ihn Euch so offen und ehrlich, als ich vermochte, und gerade so geschildert, wie ich ihn mit meinen eigenen Augen gesehen habe. Daß ich freilich Euren Gemüthern nur die schwachen Umrisse eines Gemäldes, das aus dem Gebiete der Anschauung als Thatsache mit glühenden Farben in meiner Seele liegt, vor die Augen gestellet habe, das fühle ich nur allzusehr. Meine Rede hat Euch mehr die Quellen einiger Mißgestalten dieser sittlichen Verwilderung, als das wirkliche Tagesleben derselbigen nachgewiesen. Könnte ich Euch nun durch die Erzählung meiner Reisen und meiner Arbeiten bei der Hand fassen, und im Geiste von einer Stadt zur andern, und von einer Hütte zur andern führen, und jeglichem von Euch alle die dunkeln Schatten sittlicher Verworfenheit vor die Augen malen, welche die Beobachtung mit unauslöschlicher Schrift in meine Seele gezeichnet hat; oder hätte jeglicher von Euch an meiner Seite diese todten Gefilde persönlich durchwandert: wahrlich, Ihr könntet nicht länger bei solchem Anblick gleichgültig bleiben. Eure Herzen würden bluten, und Ihr würdet mit uns rufen: wen sollen wir senden, und wer will für uns gehen, um diesen unglücklichen Menschen das Heil Gottes zu verkündigen?

Zweite Rede. *)

Gegenwärtige Stellung des Muhamedanismus in seinem Verhältnisse zum evangelischen Missionswerke.

Gerne möchte ich Euch heute, wenn es möglich wäre, alle die Länder und die gemischten Völkerstämme vor die Augen führen, welche in den Gebieten in Klein-Asien in den verflossenen sechs Jahren der Gegenstand meiner aufmerksamen Beobachtungen und meiner Arbeiten gewesen sind; aber wenn ich es auch versuchen wollte, Euch innerhalb der kurzen Zeit, die mir zu einer Ansprache in eurer Mitte gestattet ist, im Geiste auf diesem mächtigen Schauplatze rings umher zu führen, so würde dieß nur eure Vorstellungen verwirren, und einen unbestimmten Eindruck in euren Gemüthern zurücklassen. Wir müssen einen einzelnen Gegenstand der Beobachtung aus der großen Fülle herausnehmen, und mit unserer Betrachtung länger bei demselbigen verweilen; und wohl dürfte Keiner geeigneter und nützlicher seyn, als wenn ich Euch die Stellung bezeichne, in welcher in unsern Tagen die Herrschaft des Muhamedanismus dem Verbreitungswerke des Evangeliums gegenüber steht.

Bekanntlich hat der Muhamedanismus seinen hauptsächlichsten Wohnsitz in den türkischen Staaten, in denen ich, meiner Anweisung gemäß, umhergewandert bin und gearbeitet habe. Bis hieher hat derselbe der Religion Jesu eine stolze Stirne entgegen gestellt. Seine Gesetze haben zu jeder Zeit eine schmähliche Steuer, oder die Todesstrafe dem Ungläubigen aufer-

---

*) Diese Rede, aus welcher hier ein Auszug gegeben wird, ist von Herrn Prediger Smith in einer Versammlung thätiger Mitglieder der nordamerikanischen Missionsgesellschaft, in einer Kirche zu New-York, den 10. Mai 1833, gehalten worden.

legt, und einen unvermeidlichen Tod gegen Alle aus-
gesprochen, welche vom Glauben an den Koran abge-
fallen sind. Seine Bekenner haben seit Jahrhunderten
große Massen unterjochter Christenvölker an das Gängel-
band ihrer despotischen Willkühr angekettet: sie haben
oft die mächtigsten Königshäuser Europas besiegt, und
die Nachfolger Muhameds haben sich als Herren der
Welt auf den umgestürzten Thron der römischen Kaiser
gesetzt. Die Lehre sowohl als die Geschichte des Mu-
hamedanismus läßt uns denselben zu jeder Zeit in einer
feindseligen und übermächtigen Stellung erblicken, in welcher
er das Evangelium Christi verdrängte, und der Verbrei-
tung desselben nicht blos unter den Muhamedanern,
sondern auch unter den ihm unterworfenen Haufen von
Namenchristen sich gewaltsam entgegen stellte.

Lasset uns einen Augenblick bei der Gestalt ver-
weilen, in welcher uns das Licht der Geschichte den
Muhamedanismus in den verflossenen Jahrhun-
derten darstellt, um sodann desto bestimmter die Stel-
lung zu bezeichnen, welche derselbe in unsern Tagen
dem evangelischen Missionswerke gegenüber eingenom-
men hat.

Ein unabänderliches Staatsgesetz ist es, was von
den frühesten Zeiten her die Religion des Korans der
Verbreitung des Christenthums unter den Muhameda-
nern als gewaltigen Schlagbaum entgegen stellte, und
dieses Gesetz wurde mit schwärmerischer Strenge aus-
geführt. Selbst in Egypten, wo seit mehreren Jahren
verschiedene Zweige der europäischen Civilisation mit
freigebiger Hand eingeführt wurden, war ich bei mei-
nem ersten Eintritt in dasselbe Zeuge davon, mit welch
unerbittlicher Strenge die gesetzliche Todesstrafe an
Jedem vollzogen wurde, der vom Glauben an den Ko-
ran abfiel. Man hatte die Entdeckung gemacht, daß
eine muhamedanische Frau an die griechische Kirche sich
angeschlossen hatte, und den Beweis für ihren neuen
Glauben fand man in der Gestalt eines Kreuzes, die

ihr unauslöschlich auf ihren Arm eingeätzt worden war. Sie ward jetzt ergriffen, an die Ufer des Nils gebracht, und in dem Wasser desselben ersäuft. Lange war es wirklich der Ruhm der halb unabhängigen Völkerstämme des Gebirges Libanon, daß ihre Berge die einzige Stelle in den türkischen Staaten sind, wo ein Muhamedaner ungestraft dem Glauben seiner Väter den Abschied geben durfte.

Das Gesetz, oder vielmehr die Anwendung desselben, ging noch weiter, als daß blos den abgefallenen Moslemiten die Todesstrafe getroffen hätte; selbst Christen wurden mit dem Tode bestraft, sobald bewiesen werden konnte, daß sie auf eine beschimpfende Weise von Muhamed zu reden gewagt hatten. Als ich zu Alexandria mich aufhielt, wurde ich von einem armen Christen benachrichtigt, welcher durch heftige Aufreizungen des Zorns veranlaßt worden war, dem Muhamed zu fluchen. Alsobald wurde er ergriffen, und nur dadurch vermochte er sein Leben zu retten, daß er selbst den Muhamedanismus annahm. Kein Christ in der Türkei durfte es bisher wagen, in Gegenwart von Muhamedanern nachtheilig von ihrem Propheten zu reden. Sie würden es gerne thun, denn ihr Haß gegen seine Anhänger ist groß, und immer nennen sie unter der Menge ihrer Beschwerden auch diese, daß sie sich nicht frei über Muhamed aussprechen dürfen. Den Missionarien würde es keineswegs geziemen, auf eine höhnende Weise von Muhamed zu reden. Ihr Beruf fordert nur, auf dem Wege einer klaren und nüchternen Ueberzeugung den Beweis zu führen, daß er ein falscher Prophet ist. Aber nach dem Urtheile der Muhamedaner ist letzteres von dem erstern eben nicht weit verschieden. Als ich zuerst vor sechs Jahren in das türkische Gebiet eintrat, gab man sich wirklich alle Mühe, mir zu beweisen, daß ein Missionar, wenn er sich öffentlich gegen den Muhamedanismus aussprechen wollte, sich gegen die bestimmten Landesgesetze so sehr

verfehlen würde, daß er sich des Schutzes der europäischen Konsuln unfehlbar verlustig machen, und der Rache der Moslemiten ohne Rettung aussetzen würde. Ich konnte es damals nicht glauben, und ich habe bisher nie gefunden, daß diese Behauptung richtig ist. Aber das ist gewiß, daß jeder unmittelbare Versuch, einen Muhamedaner zum Christenthum zu bekehren, zu jeder Zeit als ein Staatsverbrechen angesehen wird. Ein deutscher Missionar (Zaremba) wagte es unter dem Schutze der russischen Armee, während des letzten Einfalles derselben in die Türkei, auf den Straßen von Erzerum gegen den Muhamedanismus zu zeugen, und die Anhänger desselben zur Annahme des Christenthums einzuladen. Nur wenige Tage verflossen, so ließ der Kadi (Richter) und der Mufti (Oberpriester) der Stadt den russischen General wissen, daß der Groll des Volkes über den Missionar so groß sey, daß sie sich für sein Leben nicht weiter verantwortlich machen könnten.

In Hinsicht auf die Verbreitung des Evangeliums unter den Namenchristen in der Türkei hatte der Widerstand des Muhamedanismus nicht sowohl die Gestalt eines ausdrücklichen Gesetzes, als vielmehr der willkührlichen Unterdrückungslust, welche jeder Einzelne gegen seine christlichen Nachbarn zu üben pflegte. Wenn nur der Christ seine Kopfsteuer und übrigen Abgaben richtig bezahlte, so gab sich die moslemitische Regierung das Ansehen, daß sie sich wenig um den besondern kirchlichen Lehrbegriff bekümmere, den er annehme, oder um die kirchliche Verbindung, in welche er einzutreten für gut fand. Aus Rücksichten der Staatsklugheit betrachtete allerdings die Regierung den obersten Vorsteher jeder einzelnen Kirchenabtheilung als den Mann, welcher verantwortlich war für das, was innerhalb des Umkreises seiner Kirchengemeinschaft vorfiel, und die natürliche Klugheit gebot ihr, mit ihrer Staatsgewalt sein Ansehen zu unterstützen. Indeß hing es immer von diesen Würdeträgern der Kirche ab, daß sie

selbst zuerst bei der Regierung die Klage gegen Maßregeln einbrachten, welche zum Proselytismus oder zu Kirchenverbesserung führen konnten. Blieben diese ruhig, so konnten auswärtige Missionarien im Hause jedes christlichen Einwohners eine Bibel niederlegen, und mit ihrer Genehmigung den Samen göttlicher Erleuchtung in das Herz jedes Christen ausstreuen, ohne daß das muhamedanische Gesetz ihre Schritte gehindert hätte, und im schlimmsten Falle konnte eine gesetzliche Verfügung weder ihre Freiheit noch ihr Leben antasten.

Aber in den türkischen Staaten ist das Staatsgesetz etwas anderes, und etwas anderes sind die Maßregeln, welche häufig von den einzelnen Statthaltern, im Widerspruch gegen dasselbe, verfügt werden. Die hochmüthige Stellung gegen das Christenthum, welche der religiöse Glaube und seine Geschichte den Türken einnehmen ließ, gab ihm hundert Mal Veranlassung, selbst die Befugnisse der Europäer in ihren Landesbezirken willkührlich mit Füßen zu treten. Die Missionarien, als verordnete Diener dieser verachteten Religion, sind willkührlichen Ausbrüchen dieser Unterdrückungslust nicht selten ausgesetzt gewesen. Ich wanderte durch Gegenden, wo die Missionarien Roms, obgleich sie unter dem Schutze der Gesandten ihres europäischen Königs standen, ins Gefängniß geworfen, mit Stockschlägen mißhandelt, und aus dem Lande verbannt worden waren, blos darum, weil sie es versucht hatten, den Glauben ihrer Kirche unter den Namenchristen der Türkei auszubreiten. Wie viele Tausende von Thalern ihren Klöstern und übrigen Anstalten in Palästina, in Syrien und in andern Ländern der türkischen Staaten willkührlich abgepreßt wurden, davon können allein ihre Rechnungen zeugen. Wohl haben auch wir nicht vergessen, daß unsere eigenen Missionsbrüder, Fisk und Bird, einst zu Jerusalem ins Gefängniß gelegt wurden. Und wer von uns erinnert sich nicht noch gar wohl der jüngst verflossenen Zeit, wo die türkische Staatsgewalt

als eine so mächtige Widersacherinn evangelischer Missionsversuche betrachtet wurde, daß wir unsere ersten Missionsarbeiten in Palästina nur mit Furcht und Zittern angefangen haben. So groß war ehmals der Widerstand, welchen die muhamedanische Religion der Verbreitung des Evangeliums unter ihren eigenen Bekennern, so wie unter den Haufen der Namenchristen in ihren Ländern entgegen stellte.

Wenn nun von der gegenwärtigen Stellung derselben gegen das Verbreitungswerk des Evangeliums die Rede werden soll, so kann ich Euch eben nicht sagen, daß diese feindselige Richtung ihres öffentlichen Staatsgesetzes in unsern Tagen geradezu aufgehoben worden sey. Die Veränderungen, welche in der allgemeinen Stellung des Muhamedanismus gegen das Christenthum wirklich stattgefunden haben, lassen sich auf zwei Punkte zurückführen: Derselbe hat nämlich angefangen, seine Anhänger an eine freisinnigere Denkart zu gewöhnen; auch hat seine gegenwärtige Lage viel dazu beigetragen, seinen bisherigen Stolz zu demüthigen.

Wohl zum ersten Mal in der Geschichte der türkischen Staaten sind in unsern Tagen aus dem Leben christlicher Völker Neuerungen aller Art als anerkannte Verbesserungen förmlich unter der muhamedanischen Bevölkerung eingeführt worden. Jahrhunderte lang hatte eine große Ringmauer des Uebermuthes, welche den Blick auf die Vorzüge des Auslandes abschnitt, die Moslemiten allein auf die Betrachtung ihrer eigenen eingebildeten Vortrefflichkeit zurückgewiesen. Mögen immerhin diese Neuerungen zunächst nur dem Soldatenstande gelten, und an sich selbst keinen sittlichen Werth haben, so machen sie doch einen gewaltigen Einschnitt in diese Scheidewand, und in ihrem Gefolge werden bald Veränderungen von ganz anderer Art sich in das Volksleben dieser Länder hereindrängen. Sie bleiben immer ein öffentliches Anerkenntniß, daß auch von Christen etwas Gutes erborgt werden mag; und noch wichtiger ist die

Richtung derselben, die Muhamedaner für die Zulassung anderer Veränderungen noch zugänglicher zu machen.

Aber auch gedemüthigt wurden die Moslemiten in unsern Tagen durch die Erfahrungen sowohl ihrer innern Schwäche, als der Ohnmacht, die sie in ihren Verhältnissen nach außen von allen Seiten erblickten. Die Gewalt des Sultans über seine Unterthanen ruhte in früherer Zeit auf einer gedoppelten Grundlage; in seinem Ansehen nämlich, das er als Oberhaupt der Moslemitenkirche besaß, und in seinem Einflusse, den er als unbeschränkter Beherrscher des türkischen Reiches ausübte. Als dem Oberhaupte ihres Kirchenstaates wurde ihm die tiefste Verehrung und der bereitwilligste Gehorsam gezollt. Sein Befehl, mit welchem er in dieser Eigenschaft einen schuldigen Pascha zum Tode mit der seidenen Schnur verurtheilte, durfte nur am Hofe desselben verkündigt werden, und seine eigenen Hofbedienten standen in demselben Augenblick zur Ausführung desselben bereit. Durch die Einführung von Verbesserungen, welche er den Staaten christlicher Völker ablernte, hat er in der neuern Zeit diesen festen Haltungspunkt in der Verehrung seiner Unterthanen untergraben. Manche derselben tragen sogar kein Bedenken, ihn einen Ungläubigen zu nennen. Auf jene religiöse Schwärmerei, welche zu jeder Zeit den türkischen Bürger zum unbedingtesten Gehorsam, und den türkischen Soldaten zu aufopfernder Tapferkeit begeisterte, kann er sich nicht länger berufen. Wie sehr von dieser Seite her sein Einfluß sich vermindert hat, das zeigte sich am deutlichsten, als er die heilige Kriegsfahne Muhameds, während des letzten russischen Kriegs, entfalten ließ. Früher durfte er nur den Bannstrahl des Reiches auf das Haupt des berüchtigten Ali Pascha von Janina hinschleudern, dessen Hof selbst in den Rathssälen der europäischen Staatskunst während des Revolutionskrieges eine Rolle spielte, und das Haupt des Geächteten ward bald an der Pforte des Serails als

Schmuckstück aufgehängt. Später wurde derselbe Bannstrahl gegen Mohamed Ali in Egypten versucht, aber nur desto kühner eilten die siegreichen Heereshaufen desselben den Mauern der Hauptstadt entgegen. Ueber die Schwäche ihrer Macht im Verhältnisse zum Auslande haben die Türken in der neuern Zeit mehr als eine gebieterische Weisung empfangen. Eine derselben war das Seetreffen im Hafen von Navarino, das ihre Flotte zerstörte, und in seinen Folgen Griechenland von ihrem Reiche gewaltsam losriß. Eine andere bestand in dem russischen Kriege, der in seinem Fortschritte ihre Hauptstadt der Gnade eines siegreichen Feindes Preis gab, und an seinem Schlusse die Hülfsquellen ihrer Schatzkammern erschöpfte. Ich habe Gelegenheit gehabt, den Charakter des türkischen Volkes in seinen mannigfaltigen Gestaltungen kennen zu lernen, und wenn ein Zug in demselben sich klar hervorhob, so besteht derselbe darin, daß er sich unter die Zuchtruthe gebeugt hat. Diese Erfahrung nun von innerer und äußerer Schwäche mußte nothwendig als Gegengift zurückwirken auf den stolzen Uebermuth, der in dem Widerstreite des Muhamedanismus gegen das Christenthum so oft in der ganzen Fülle seiner Bitterkeit sich zu Tage gelegt hat.

Welches sind denn nun die Veränderungen, welche dieser Wechsel in der allgemeinen Umgestaltung des Muhamedanismus, auch in der besondern Stellung desselben zu dem Verbreitungswerke des Evangeliums erzeugte? Der Verbreitung christlicher Erkenntniß unter den Moslemiten bietet in unsern Tagen selbst der Widerstand derselben eine mildere Gestalt entgegen. Allerdings läßt sich selbst jetzt noch nicht mit Wahrheit behaupten, daß die Muselmanen in ihrer eigenen Schätzung dem Punkte nahe genug gebracht worden sind, daß sie sich mit den Bekennern einer andern Religion in die gleiche Linie stellen, und sich aus dem Munde der eingebornen

Christen Beweise für die Falschheit ihres Glaubens geduldig vorsagen lassen. Aber dem Europäer muß jetzt doch der Muselmann eine solche Befugniß zugestehen, und diese Befugniß führt je mehr und mehr den Missionarien, welche unter ihnen umher ziehen, die Freiheit herbei, die Sache des Muhamedanismus öffentlich anzugreifen und zu widerlegen. Von Egypten her, wo man mir vor wenigen Jahren noch die Ueberzeugung aufdringen wollte, daß ich in demselben Augenblick, wenn ich den gefeierten Propheten der Araber des Betrugs beschuldigen wollte, mein Leben der Todesgefahr aussetzen würde, kommt uns jetzt eine Nachricht um die andere zu, daß die Missionarien sich nicht länger scheuen, ihre Ueberzeugung von der Falschheit und Untauglichkeit der muhamedanischen Religion öffentlich gegen die Muhamedaner auszusprechen.

Von Damaskus, dem eigentlichen Wohnsitz des muhamedanischen Stolzes und der verfolgenden Frömmelei, wo jeder Europäer die demüthigende Kleidung eines osmanischen Rayahs tragen mußte,' wenn er nicht vom Pöbel niedergestoßen werden wollte, und wo erst noch vor kurzer Zeit zwei Europäer mit einer Bewachung von dreißig Reitern weggebracht werden mußten, weil das Volk die gerechte Bestrafung des stolzen Uebermuthes eines ihrer Mitbürger nicht dulden konnte: selbst von diesem Damaskus vernehmen wir, daß für die Verbreitung der heiligen Schriften eine weite Thüre innerhalb seiner Mauern sich aufgethan habe. Auch zu Sidon wurde das Evangelium furchtlos den Muhamedanern verkündigt. Noch sind es erst wenige Jahre, daß die Gattinn und die Kinder eines angesehenen Christen in dieser Stadt, mit welchem ich persönlich bekannt war, an einem Morgen ihr Haus verließen, ihren christlichen Glauben vor dem dortigen Gouverneur abschwuren, und als Moslemiten zum Hausvater zurückkehrten. Dieser Augenblick hatte den Mann zu einem kinderlosen Wittwer gemacht. Die Mutter war nicht

länger seine Gattinn, und die Kinder durfte er nicht mehr die Seinigen nennen; denn solche Verbindungen können zwischen einem Christen und den Muselmanen nicht stattfinden. Selbst sein Vermögen war nicht länger sein Eigenthum; der Gouverneur hatte sie von einem seiner Beamten nach Hause begleiten lassen, um dort ihre Ansprüche auf dasselbe geltend zu machen; indeß der Mann nicht das geringste Recht vor dem Gesetze hatte, seine Klage über diese Gewaltthätigkeit zu führen. Und gerade in diesem Sidon wurde in der neuesten Zeit von einem frommen Armenier, der unter europäischem Schutze steht, mehrere Monate lang die Heilslehre des Evangeliums öffentlich verkündigt.

Veränderungen dieser Art sind groß, sie sind mit Recht erstaunlich zu nennen. Aber ich muß mir selbst die Regel der Vorsicht wiederholen, nicht zu große Erwartungen auf dieselbige zu bauen; denn erst die künftigen Tage müssen kund thun, wie weit sie gehen, und wie tief sie gewurzelt sind. Etwas anderes ist es, die stolzen Muhamedaner dahin zu bringen, daß sie öffentliche Erörterungen über den Werth oder Unwerth ihres Glaubens sich gefallen lassen; und wieder etwas anderes, daß sie es stille dulden, wenn einer der Ihrigen den Glauben der Väter aufgibt, und sich zum Christenthum bekennt. Mag immerhin der Sinn der Muhamedaner so weit gebeugt seyn, daß er es ertragen kann, wenn ein Missionar die Gültigkeit seines Glaubens in Zweifel zieht; aber lasset einmal einen bekehrten Muhamedaner von demselben getauft werden, so dürfte es sich gar bald kund thun, daß das Gesetz gegen Abgefallene noch keineswegs als abgeschafft betrachtet wird. Indeß läßt sich immerhin von dem stillen Fortschreiten der Muhamedaner zu einer freiern Denkart, so wie dasselbe in unsern Tagen unverkennbar stattfindet, auch eine solche Veränderung getrost erwarten. Sollten nicht die vielfachen Neuerungen, die sich im türkischen Staatshaushalte täglich vermehren, einen solchen Einfluß auf

die herrschenden Vorurtheile der Einwohner ausüben, daß die unverträglichen Gesetze des Korans nach und nach zu einem todten Buchstaben herabsinken, und daß die Menschen für die Veränderung ihrer Religion sich nicht länger gegen den Staat und ihre Mitbürger, sondern nur gegen Gott und ihr eigenes Gewissen für verantwortlich halten? Bereits hat sich ein solcher Zustand der öffentlichen Meinung zu bilden angefangen. Die Ursachen, welche denselben erzeugen, sind in Egypten am längsten schon in Wirksamkeit gewesen; und ihnen darf ohne Zweifel der Umstand als Wirkung zugeschrieben werden, daß unter der gegenwärtigen Regierung frei und furchtlos über religiöse Gegenstände gesprochen werden darf. Die Ausdehnung der egyptischen Regierung über Syrien ist ohne Zweifel die Ursache, daß in diesem Lande viele Bande alter Vorurtheile zerbrochen, und dadurch den Missionarien neue Erleichterungsmittel ihrer Arbeit in die Hände gegeben worden sind. Auch zu Konstantinopel, der Hauptstadt des Muhamedanismus, lassen sich bereits ähnliche Erscheinungen beobachten. Dort wird unter den türkischen Einwohnern ein Gefühl allgemein bemerkt, daß mit der Annahme der europäischen Kleidung es ihnen gezieme, auch vom europäischen Charakter sich etwas anzueignen. Als ich während meines letzten Aufenthaltes in dieser Stadt den Verlag der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft daselbst besuchte, sah ich beim Hereintreten einen Herrn im Zimmer sitzen, welcher mit viel Aufmerksamkeit die heilige Schrift las. Endlich stand er von seinem Sitze auf, und kaufte sich ein Exemplar der türkischen und arabischen Bibel. Erst jetzt wurde ich gewahr, daß es ein Türke war, so viel Aehnlichkeit hatte er an der Kleidung und an seinem ganzen Aeussern mit einem Europäer. Dieser Herr hat bereits eine bedeutende Anzahl von Bibeln in der Hauptstadt in Umlauf gesetzt, und dieß ist, wie ich versichert wurde,

nicht der einzige Türke, der es fühlt, daß, während man andere Dinge von den Europäern entlehnt, es wichtig sey, sich auch nach der Religion derselben umzusehen.

Aber vielleicht denkt mancher unter Euch, daß ich in Gefahr sey, zu viel auf blos politische Gegenstände zu bauen. Einen solchen Einwurf muß ich mit ein Paar Worten berichtigen. Zur Bekehrung der Muhamedaner waren, in Hinsicht auf die äußerlichen Umstände, zwei besondere Schritte erforderlich. Vor Allem mußte der Zutritt zu ihnen aufgeschlossen werden, und sodann bedurfte es der Missionsarbeiter, welche die Gelegenheit benützten, mit dem Evangelium Christi in der Hand, durch die geöffnete Pforte zu ihnen einzutreten. Das erste lag keineswegs in unserer Gewalt, sondern konnte allein durch eine gnadenreiche Fügung der Vorsehung bewirkt werden. Ich habe Euch einige der merkwürdigen Leitungen unseres Gottes vor die Augen gezeichnet, durch welche seine Weisheit es fügte, daß der sonst so stolze und zurückstoßende Sinn der Muhamedaner eine etwas günstigere Stellung zu der Verbreitung des Christenthums im Lande genommen hat. Dieß hat Gott auf wundervolle Weise zu Stande gebracht, und wir durften seinem Thun mit unsern Augen zusehen. Aber jetzt ist es Zeit, nicht mehr länger bloße Zuschauer zu seyn; wir müssen anfangen, Hand ans Werk zu legen. Mag immerhin die Stunde noch nicht geschlagen haben, daß wir geradezu den Muhamedanern Missionarien zuschicken; aber wir sollten Missionarien genug unter den Namenchristen der Türkei haben, damit einige derselben immer bei der Hand seyn mögen, das Licht der göttlichen Wahrheit in das offene Gemüth eines jeden wahrheitsuchenden Muhamedaners auszugießen, und durch jedes erlaubte Mittel die Anzahl solcher Seelen zu vermehren, welche der Predigt des Evangeliums gerne ihr Ohr und wohl auch ihre Herzen leihen.

Wenn wir nicht Maßregeln dieser Art ergreifen, so dürften die stillen Anbahnungen, welche die Vorsehung Gottes für dieses Werk gemacht hat, erfolglos an unsern Augen vorüber ziehen, oder gar der Verbreitung des Christenthums in der Türkei vergrößerte Hindernisse in den Weg legen. Wie sehr auch politische Ursachen dazu mitwirken mögen, den Sinn der Muhamedaner zu demüthigen, uud sie für den Einfluß des Auslandes zugänglicher zu machen, so werden in keinem Fall die Muhamedaner auf diesem Wege weder zu frommen Menschen noch zu wahren Christen umgeschaffen. In dieser eigenthümlichen Stellung der Dinge muß der Uebergangszustand, in welchem sich gegenwärtig das türkische Volk befindet, von den Dienern Christi emsig benützt, und demselben ein bestimmter Anstoß für die Sache des Christenglaubens gegeben werden, wenn es nicht bleiben soll, wie es ist, oder vielmehr viel schlimmer werden. Ich habe keinen Glauben an Reformen, welche von Händen bewirkt werden, wie diejenigen sind, welche sich in unsern Tagen in volle Thätigkeit gesetzt haben. Die Diener Christi können sich dabei in der Ferne halten, aber die Knechte des Teufels werden dieß nicht thun, und diese sind überall bei der Hand. Viele Volksverbesserer in der Türkei machen sich es jetzt zum angelegentlichen Geschäfte, die Muselmanen an Bälle, an Maskeraden, an das Weintrinken und an lauter Dinge zu gewöhnen, welche früher in ihren Augen ein Gräuel waren. Auch gelingt es wirklich diesen Meistern der Reformationskunst, diese Zwecke unter dem Volk zu erreichen; denn es ist jetzt Tagesordnung in der Türkei geworden, den Europäer in diesen Stücken nachzuahmen, und leider muß gesagt werden, daß die europäischen Muster, welche die Moslemiten bis jetzt gesehen haben, fast durchgängig also beschaffen sind, daß leichtsinnige Schwelgerei in diesen Dingen von ihnen für Nachahmung europäischer Sitte gewöhnlich

gehalten wird. Können wohl Christen ihre Hände träg in den Schoos legen, und eine solche goldene Ernte unthätig dem Feinde in die Hände fallen lassen? Wann werden die Jünger Christi im Dienste ihres göttlichen Meisters eine solche Thatkraft zu Tage legen, daß sie den Herolden des Satans zuvorkommen, und diese nicht länger die reif gewordenen Gefilde des Reiches Gottes zum Voraus besetzen lassen! Soll dieß denn nicht früher der Fall seyn, als bis Satan seine tausend Jahre gebunden ist, und jetzt die Christen ohne Widerstreit ihre langsame Bahn vorwärts ziehen können.

In Hinsicht auf die Verbreitung des Evangeliums unter den Namenchristen der Türkei hat, wie sich mit Recht hoffen läßt, der Widerstand der Muhamedaner in unsern Tagen gänzlich aufgehört. Daß viele dieser Christen selbst die bürgerliche Gewalt aufrufen dürften, um die evangelischen Arbeiten in ihrer Mitte zu unterdrücken (was der einzige gesetzliche Weg wäre, den die Feindschaft gegen das lautere Evangelium jetzt noch einschlagen könnte): dieß haben wir, nach dem Zeugniß der frühern Erfahrung, zu befürchten eben keine Ursache; es wäre denn, daß Schritte dieser Art von Papisten geschehen sollten, deren Anzahl jedoch immer die geringere ist. Die willkührliche Unterdrückung, in welcher in früherer Zeit der Widerstand der Muhamedaner hauptsächlich bestand, kann als völlig vernichtet betrachtet werden, und nur eine gänzliche Auflösung der öffentlichen Gewalt, welche an Gesetzlosigkeit grenzt, könnte dieselbe wieder herbeiführen. Die türkische Regierung hat in der letzten Zeit zu viele heilsame Mahnungen zur Gefälligkeit gegen Andere erhalten, als daß sie es länger wagen dürfte, im stolzen Uebermuthe die Rechte der Ausländer mit Füßen zu treten. Europäische und amerikanische Bürger haben nunmehr Achtung genug gewonnen, um selbst dem Missionar nicht blos

sein Leben und seine Freiheit, sondern auch den Genuß seiner bürgerlichen Rechte zu sichern; und wo immer das Staatsgesetz geachtet wird, da kann er furchtlos hingehen, und den zahlreichen christlichen Sekten das Evangelium verkündigen, ohne daß ein türkischer Gewalthaber geneigt wäre, ihn daran zu hindern, oder ihn von seiner Arbeit zurückzuschrecken.

Wenn ich die gewaltigen Veränderungen, welche in unsern Tagen in den türkischen Staaten stattgefunden haben, andern als religiösen Ursachen zuschreibe, so folgt keineswegs daraus, daß dieselben nicht ein von der Vorsehung Gottes beabsichtigtes, und dem Christen dargebotenes Mittel seyn dürften, um sie zur Förderung des evangelischen Verbreitungswerkes in den türkischen Staaten weislich zu benützen, und als Vorboten einer bessern Zukunft für die muhamedanische Welt freundlich zu begrüßen. Hätten die verflossenen sechs, an wichtigen Begebenheiten so reichen Jahre, welche ich in den Ländern des Mittelmeeres verlebte, und innerhalb welcher ich dort Schlag auf Schlag ein erfolgreiches Ereigniß dem andern die Hände bieten sah, solchen Sinn und Muth in meiner Seele nicht erzeugt, daß ich in ihnen den Anbruch eines schönen Tages ahnen dürfte, so müßte ich mit Recht beschuldigt werden, weder den Blick eines denkenden Beobachters, noch den Sinn eines gläubigen Christen dabei geübt zu haben. Um mich her lag der Schauplatz, auf welchem diese großen Ereignisse sich zutrugen, welche nach dem Zeugniß der alten und der neuen Geschichte immer die Schicksale der Völker bestimmt hatten; dort sollten die wundervollen Auftritte einer noch unerfüllten Weissagung je mehr und mehr vor meinen Augen sich entfalten, und die Begebenheiten, die sich jeden Tag zutrugen, schienen ein immer neues und größeres Gewicht in die Wagschale niederzulegen, welche das Schicksal dieser Nationen entscheiden soll. Welcher denkende Mensch, frage ich, welcher Christ konnte wohl sein Auge

zuschließen gegen ein solches Buch der Vorsehung, das vor seinem Blicke geöffnet war? Förderungen des Reiches Christi dürfen wir getrost von diesen merkwürdigen Erscheinungen erwarten; und wir haben in diesen Augenblicken einige der erfreulichen Spuren zusammengelesen, durch welche sich dieselben bereits als heilbringend für die Völker des Orientes verkündigen.

Aber wie wahr ist es doch, daß Gottes Wege nicht unsere Wege sind, und Gottes Gedanken nicht unsere Gedanken! Sein Rath ist wunderbar, aber Er weiß ihn doch immer herrlich hinauszuführen. Glaubten wir nicht, um noch einmal auf die Vergangenheit zurückzublicken, glaubten wir nicht unsere Erwartungen vereitelt zu sehen, als die siegreiche russische Armee fast vor den Thoren der türkischen Hauptstadt stille stand, und auf das Beginnen verzichtete, die Herrschaft der Nachfolger Muhameds mit Einem Schwertschlage zu zernichten? Aber hätte sie dieß wirklich gethan, so ließe sich mit Recht vermuthen, daß die Verbreitung der russischen Staats- und Kirchengesetze über diese Länder auch die verschiedenen Kirchengemeinschaften in denselben gleichsam versteinert, und für den Einfluß evangelischer Missionsarbeiten unantastbar gemacht haben würde. Wohl würde in solchem Falle die griechische Kirche Rußlands die im westlichen Asien weit umher zerstreuten Christengemeinden als ihr altes Eigenthum betrachtet, sie in das todte Meer ihres Schlummers hineingezogen, und dem Boten Christi aus der evangelisch-protestantischen Kirche den freien Zutritt zu denselben für immer verschlossen haben, wie sie dieß überall in ihrem eigenen Lande thut. Aber der Rath Gottes scheint die muhamedanische Regierung hauptsächlich darum noch länger aufzuhalten, um ihr einerseits so viel Kraft übrig zu lassen, durch ihre niederhaltenden Gesetze die großen Christenmassen in ihrem Reiche beim Bewußtseyn ihrer Macht in den nöthigen Schranken zu halten, und vor Unduldsamkeit gegen andere bewahren zu können; aber auch auf der andern Seite sie

lebhaft genug ihre Schwäche fühlen zu lassen, um es möglich zu machen, daß die Missionarien ruhig ihre Arbeiten unter denselben fortsetzen können, und daß die Haufen dieser Namenchristen dem evangelischen Einflusse nahe gebracht werden mögen. Wer wollte es nicht eingestehen, daß gerade dieser Zwischenzustand zwischen Macht und Schwäche, welcher in den muselmanischen Staaten unserer Tage stattfindet, die allergünstigste Gelegenheit darbietet, um in der Kraft des HErrn auch die Muhamedaner für den Glauben an den HErrn Jesum zu gewinnen. Diesen preiswürdigen Erfolg werden wir am sichersten erwarten dürfen, wenn einmal gerade diejenigen Kirchen, welche bisher durch ihr ungöttliches Betragen den Namen Christi unter den Muselmanen gelästert, und ihnen den Christenglauben zum Aergernisse gemacht haben, in wahre und lebendige Gemeinden Jesu, in eine Stadt auf dem Berge werden umgewandelt seyn, die nicht verborgen bleiben können; und wenn alsdann diese selbst anfangen werden, jede Gelegenheit zu ergreifen, um den Muselmanen Christum den Gekreuzigten zu verkündigen. In jedem Falle hat sich auf diesem Wendepunkt des Muhamedanismus durch die Fügungen der Vorsehung unter den eingebornen Christen in den türkischen Staaten ein weites Feld für Missionsarbeiten aufgethan, und unter diesen hauptsächlich sind in unsern Tagen evangelische Missionarien in hohem Grade nothwendig geworden. Wäre mir die Zeit hiezu vergönnt, wie gerne möchte ich Euch diese Nothwendigkeit dadurch anschaulich machen, daß ich Euch ein Bild des geistlichen Elendes vor die Seele führte, in welchem sie alle darnieder liegen. Aber wie wäre ich im Stande, Euch dieses Bild in so treuen Zügen auszumalen, daß sein Anblick dieselben unauslöschlichen Eindrücke in Euren Seelen zurückließe, wie sie in meiner Seele eingegraben sind? In den verflossenen sechs Jahren meiner Missionswanderungen und Arbeiten hatte ich es in den Ländergebieten des mittelländischen Meeres

vorzugsweise mit solchen Menschen zu thun, welche den Namen Christi tragen. In Egypten fand ich die Kopten; in Palästina und Syrien Griechen, römische Griechen und maronitische Araber; in Griechenland und den Inseln desselben, in der europäischen Türkei und in Kleinasien traf ich meist solche Bekenner des Christenthums an, welche der griechischen Kirche angehören; in Armenien und in den andern Ländern hatte ich es mit großen Haufen der Armenier zu thun, und in den Nachbarländern von Georgien und Persien wanderte ich unter den Georgiern der griechischen, und den Syrern der nestorianischen Kirche umher. Schon bei einer andern Gelegenheit ist bemerkt worden, daß sich die Gesammtzahl dieser christlichen Bekenner, von denen die meisten in den türkischen Staaten leben, auf etwa sechs Millionen derselben angeschlagen werden können. Es sind die alten Ueberbleibsel von Christengemeinden, welche von den Händen der Apostel gepflanzt wurden, in deren Mitte die heiligen Offenbarungen Gottes zuerst niedergelegt worden sind; unter denen der Leuchter wahrer Gottseligkeit in den frühern Tagen so helle brannte, und aus deren Schoos das Licht ausgegangen ist, das nun in unsern Tagen bis an die äußersten Enden der Erde hinüberglänzt. Aber indem ich über diese Länderstrecken hinwanderte, auf deren Boden einst die heiligen Apostel und die Blutzeugen des HErrn ihre Kräfte im Dienste des Evangeliums verzehrt, und ihr Leben aufgeopfert haben, so sahe ich mich stets vergeblich nach einer Seele um, in welcher jetzt noch der Geist Jesu Christi athmet. Ich fand keine, außer in den kleinen Kreisen der Edlen, welche vom Auslande her den glimmenden Docht des Glaubens wieder angezündet haben.

Die Geschichte des gänzlichen Zerfalles dieser einst so blühenden Christengemeinden ist kürzlich folgende: In ihren frühesten Zeiten hatte es ihnen an den erforderlichen Mitteln gemangelt, um, dem wachsenden Be-

dürfnisse gemäß, die Abschriften des göttlichen Wortes in ihren weiten Kreisen zu vervielfältigen. Auf diese Weise wurde am Ende das Bibelbuch zu theuer, als daß Einzelne zum Besitze desselben hätten gelangen kön-können, und nach und nach ward es eine Seltenheit, eine Bibel in ihren Kreisen anzutreffen. Auf diesem Wege wurde das Volk, um Schrifterkenntniß zu gewinnen, von dem Unterrichte seiner Priester und dem Vorlesen des Wortes Gottes in der Kirche gänzlich abhängig. Die erste Erkenntnißquelle, der Unterricht der Priester, ward je mehr und mehr verfälscht, und die zweite trocknete im Laufe der Jahrhunderte aus. Die Geistlichen dieser Kirchen fielen nach und nach in Welt- und Fleischessinn hinab, setzten an die Stelle des Wortes Gottes ihre eigene Weisheit und eitle Menschensatzungen, und am Ende wurde die Predigt des göttlichen Wortes ganz und gar aus den Kirchen verbannt, und an der Stelle desselben blos äußerliche Gebräuche und geistlose Ceremonien eingeführt. Unter der ganzen griechischen Nation wird nunmehr eine Predigt selten mehr gehört, außer etwa in der Fastenzeit; und in Armenien, wo ich in keiner einzigen Kirche einen Predigtstuhl antraf, ist es mir auf meinen Wanderungen nur ein einziges Mal gelungen, einen öffentlichen Vortrag in der Kirche zu vernehmen. Auch das Lesen des Wortes Gottes war bald zwecklos und unnütz geworden, denn neue Redeweisen kamen auf; die frühern Mundarten des Volkes veralterten, und wurden den Nachkommen unverständlich. Und so ist die heilige Schrift diesen Geschlechtern ein versiegeltes Buch geworden, das in einer todten, und für sie unverständlichen Sprache, da und dort im Staube modert. Dasselbe ist der Fall mit ihren öffentlichen Kirchengebeten. Seit Jahrhunderten haben sie in einer ihnen unbekannten Sprache nicht nur die Offenbarungen Gottes vernommen, sondern auch in der Kirche zu Ihm gebetet; und unter allen, von denen diese Bemerkung gilt, machen in

unsern Tagen die wenigen Araber in Syrien eine Ausnahme, welche noch ihre eigene Volkssprache beim Gottesdienste gebrauchen.

Auf diese Weise sind die Christen im Morgenlande, um mich kurz auszudrücken, ein Volk ohne Bibel. Und was heißt es denn, ohne die Bibel in dieser Welt zu leben? Was das heißt, das können die meisten Einwohner in unserem Vaterlande sich gar nicht denken. Wollt Ihr dieß erfahren, so müßt Ihr selbst hingehen und sehen. Ihr müßt die Predigt und die frommen Gebete an euren Sonntagen mit allen seligen Hoffnungen, die sie dem Herzen einflößen, für immer fahren lassen. Ihr müßt Verzicht leisten auf alle die gesunden Grundsätze, welche die öffentliche Meinung und das bürgerliche Leben in unserm Vaterlande leiten, und mit Eurem einträglichen Handel und Eurem gedeihlichen Ackerbau müßt Ihr zugleich jede Erwartung aufgeben, in Eurem nächsten Nachbar, mit dem Ihr Verkehr treibet, einen ehrlichen Mann zu finden, auf dessen Wort Ihr euch verlassen könnet. Eure zahlreichen Schulen und die blühenden Pflanzstätten wissenschaftlicher Bildung, mit allen Anstalten Euerer gepriesenen Freiheit müßt Ihr für immer verlassen, und hinziehen zu einem verfinsterten Volke, in dessen Mitte das heilige Bibelbuch seinen erleuchtenden und beseligenden Einfluß auszuüben aufgehört hat. Sehet nun, wie sie, weil die Religion des Herzens aus ihrer Mitte verschwunden ist, um ihr Gewissen zu befriedigen und ihre Furcht zu stillen, den armseligen Mantel eitler Ceremonien um sich her geworfen haben, um ihre Blöße zuzudecken, und sich unter die schnöde Knechtschaft leerer Menschensatzungen beugen. Weil jetzt abergläubische Gebräuche das Mittel seyn sollen, für ihre Sünden genug zu thun, so sehet nur, wie die Sprache ihres Gewissens verkehrt wurde, und wie die Grundlagen des sittlichen Sinnes und Lebens aus ihrer Mitte verschwunden sind! Betrachtet nur einmal das allgemeine Bild des Elendes,

das die schnöde Herrschaft des Betruges über alle Zweige ihrer Berufsthätigkeit und ihrer Unternehmungen verbreitet hat, und wie alle Quellen der Erkenntniß in ihrer Mitte ausgetrocknet sind, und nur verbleichte Spuren ihres frühern Daseyns zurückgelassen haben. Und nun fasset die türkische Gewaltherrschaft ins Auge, wie sie auf dem Boden ihrer Unwissenheit, ihrer Trägheit und ihrer Ehrlosigkeit sich einklammernd, das klirrende Joch der Knechtschaft um ihren Nacken kettet. Und habt ihr so durch ein jammervolles Leben sie bis zum Grabe hin begleitet, so seyd die erschütterten Zeugen, wie Tausende derselben, ungekannt und für immer hienieden vergessen, in eine freudenleere und hoffnungslose Ewigkeit hinabsinken.

Bedürft Ihr wohl noch weiterer Beweise, und einer noch kräftigern Ansprache, um dem Jammerruf eurer gefallenen Brüder in den Morgenländern eure christlichen Gefühle aufzuschließen? Es war einst eine Zeit, da ein Ruf von dorther die ganze abendländische Christenwelt in Bewegung setzte. Es verlautete die Botschaft, daß das heilige Land von den Füßen der Ungläubigen zertreten, daß seine heiligen Stätten entweiht, und seine frommen Jungfrauen geschändet werden, und das entrüstete Europa schickte Hunderttausende ihrer edlen Krieger hinüber, wendete Millionen von Gold- und Silberstücken auf den Kampfpreis, und vergoß in Strömen das Blut seiner Kinder auf jenen blutbeträuften Gefilden. Dem sehnlichen Verlangen nach, daß auch der Hülferuf, den ich Euch zu überbringen habe, gehöret werden möge, war ich einige Augenblicke in Gefahr zu wünschen, daß ich Peter der Einsiedler seyn möchte, der auf irgend einem Marktplatze Frankreichs oder Italiens steht, und Worte der Begeisterung zu der großen Volksmenge redet, und daß auch diese Versammlung mit derselben Aufmerksamkeit auf meinen Ruf hören möchte, mit welcher am Ende des eilften Jahrhunderts jene Ritterhaufen auf den Seinigen gehöret

haben. Könnte sich fürwahr der Schauplatz des finstern Mittelalters in unsern Tagen erneuern, so wäre wohl kein Ohr, das nicht mit verschlingender Begierde zuhören, es wäre kein Herz, das sich nicht zum Kampfe bereitwillig finden lassen würde, und unser Vaterland würde in kurzer Zeit seine Flotten und seine Heereshaufen hinaussenden, um das gelobte Land von der Gewalt der Ungläubigen zu befreien. Aber ich bin kein umherwandernder Mönch, welcher blos von der Entweihung heiliger Stätten zu berichten hat; auch seyd Ihr kein Ritterhaufe des Mittelalters, den der Aberglaube des päpstlichen Stuhles in Bewegung setzt. Ich bin ein christlicher Missionar, welcher gekommen ist, um Euch die Botschaft zu bringen, daß im Thale Egyptens, unter den Trümmern Palästinas, auf den Ebenen Griechenlands, in den Gebirgen Armeniens und wohin mich immer meine Füße getragen haben, Menschenseelen, M e n s c h e n s e e l e n, sage ich, Eure Brüder dem Blut und dem Namen nach, verloren gehen! Ihr seyd eine Versammlung von Gläubigen in Christo; Ihr seyd Leute, die es laut bekennen, daß Euer Herz jene heilige und warme Liebe zu den Menschenseelen theilt, welche einst den Sohn Gottes vom Throne der Herrlichkeit herabgezogen hat, um am Kreuze auf Golgatha für die verlorne Sünderwelt sein Leben aufzuopfern. Und diese Botschaft, soll sie weniger Kraft besitzen, um die Saiten eines Herzens zu berühren, das diesen Sohn Gottes lieb gewonnen hat? soll sie weniger wirksam seyn, einen erleuchteten Eifer für das Werk Christi in unsern Herzen zu entzünden, als jene Botschaft des Einsiedlers, welche Tausende verfinsterter Kreuzfahrer in Flammen zu setzen vermochte? Soll ein kleines Häuflein von Missionarien alles seyn, was die erleuchtete Christenliebe zusammen zu bringen vermag, indeß der Aberglaube der finstern Jahrhunderte große Heereshaufen ausgesendet hat?

Indem ich meine Botschaft Euch dringend ans Herz lege, tritt das ehrwürdige Bild der frühesten Voreltern derer, für welche ich das Wort in Eurer Mitte führe, es treten die Erstlinge der apostolischen Aussaat, die Stifter der Christengemeinden in Asien, vor meine Seele hin. Ich werde gewahr, wie diese vollendeten Geister, entzündet von heiliger Liebe gegen ihre Nachkommen, wie sie nur der Himmel geben kann, über dieser Versammlung schweben. Sie sprechen zu Euch: „Brüder, ehemals gaben auch wir, so wie Ihr thut, unsern Kindern Unterricht im Christenglauben; unser tägliches Gebet stieg für sie zum Himmel empor, und wir hinterließen ihnen bei unserem Abschied von der Welt jenes köstliche Vermächtniß, das Wort Gottes, in der gewissen Zuversicht, daß ihre Kinder und Kindeskinder in ununterbrochenen Reihen bis ans Ende der Tage uns in die Heimath des ewigen Friedens nachfolgen werden. Aber ihre Herrlichkeit ist dahin, die Krone des Christenglaubens ist unsern Nachkommen vom Haupte gefallen, und sie sind ein Raub der Finsterniß, sie sind die Beute des ewigen Verderbens geworden! In den geheimnißvollen Tagen der Zukunft mag auch Eurem schönen Vaterlande eine Nacht des Abfalls kommen, wie sie unserem alten und verwüsteten Pilgerlande gekommen ist, und barbarische Horden wilder Fremdlinge, deren Namen Euch die Geschichte noch nicht nennt, dürften vielleicht die giftigen Saaten eines neuen Muhamedanismus über die Fluren Eurer Nachkommen ausstreuen. Würdet Ihr alsdann nicht selbst wonnevoll Euch aufmachen in den Hütten seliger Vollendung, und jauchzend einer Versammlung in irgend einem fernen Lande entgegen lächeln, die in der Absicht zusammentreten würde, um Euren verfinsterten und niedergedrückten Nachkommen die Lampe des ewigen Lebens wieder zu geben? Höret nun, wir bitten Euch, höret die bittende Fürsprache für die Unsrigen! Gebt ihnen das Licht wieder, das so lange schon in ihrer

Mitte verloschen ist, und empfanget dafür die Segnungen der ganzen Versammlung der Propheten, der Apostel und der Blutzeugen Christi."

III.

Die Christengemeinden in Syrien.

Schon in den frühesten Tagen des apostolischen Zeitalters war das syrische Volk von Jerusalem aus mit dem Evangelium von Christo besucht, und in der Mitte desselben da und dort ein Gemeinlein der Gläubigen gesammelt worden. Kaum hatte einer der frühesten Verfolger des Christenglaubens, der eifrige Saulus, in einer der Hauptstädte Syriens, zu Damaskus, den Glauben an den HErrn Jesum gefunden, und durch einen himmlischen Ruf die Aufforderung von oben erhalten, ein Verkündiger des Christenthums unter den Völkern der Erde zu werden, als wenige Jahre hernach zu Antiochia in Syrien eine lebendige Christengemeinde unter der Pflege des Apostels Petrus aufblühte, in welcher die Anhänger des verachteten Nazareners zuerst den Namen der Christen erhielten. Von dieser Zeit an ward Antiochia der Muttersitz des Christenglaubens, und die ehrwürdige Stelle, von welcher aus die erste Mission unter die heidnischen Einwohner von Kleinasien ausgesendet wurde. Es dauerte nicht lange, so ward der größte Theil der Bewohner Syriens zum Glauben an den HErrn Jesum bekehrt, und von Antiochia aus wurde von Schaaren ehrwürdiger Knechte Christi die Freudenbotschaft von dem gekreuzigten Erlöser in den ersten Jahrhunderten weithin bis in die Euphratländer und nach den persischen Grenzen hingetragen. Später ward Antiochia zu einem Patriarchensitze der orientalischen Kirche erhoben, und die gelehrte

Bildungsschule, welche schon lange zuvor innerhalb ihrer Mauern aufgerichtet war, trug nicht wenig dazu bei, daß nicht blos im großen römischen Reiche, sondern auch in den Nachbarländern das Christenthum nach und nach den veralterten Götzendienst der Völker besiegte, und in den Provinzen des ost-römischen Reiches zur herrschenden Staatsreligion emporgehoben wurde.

Aber schon in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts war die blühende Kirche in Syrien in den gewaltigen Streit hineingezogen worden, der zu Konstantinopel durch Nestorius und seine Widersacher entzündet worden war, und es dauerte nicht lange, so riß sich der mächtige Patriarchensprengel von Antiochia von der allemeinen griechischen Kirche los, und ward von jetzt an im Laufe der Zeit in mancherlei Christensekten zersplittert, die sich unter einander haßten und bekriegten, und deren allmähliger Untergang durch die raschen Eroberungen beschleunigt wurde, welche im Laufe des siebenten Jahrhunderts die muhamedanischen Araber mitten im Schooße der orientalischen Kirchengemeinschaften zu machen begonnen hatten. Von diesem Zeitpunkte an treffen wir in Syrien eine seltsame Mischung von christlichen Sekten an, von denen die einen sich zu der allgemeinen christlichen Kirche hielten, und daher den alten Namen der Griechen beibehielten; die andern an dem ursprünglichen antiochischen Glaubensbekenntnisse festhielten, und altsyrische Christen genannt wurden; indeß wieder andere der zahlreichen Parthei des Nestorius getreu blieben, und sich Nestorianer zu nennen pflegen.

Noch finden wir bereits in der Geschichte des sechsten Jahrhunderts eine neue Sekte von Bekennern des Christenthums in Syrien, welche sich den Namen der Maroniten beilegten. Der Stifter derselben war vermuthlich ein gewisser Priester Maro im fünften Jahrhundert, welcher am Flusse Orontes in Syrien ein Kloster aufgerichtet hatte, welches in der spätern

Zeit das Kloster des heiligen Maro genannt wurde, und dessen Bewohner sich in kurzer Zeit ein großes Ansehen unter dem syrischen Volke zu verschaffen wußten. Gegen den Anfang des siebenten Jahrhunderts lebte noch ein anderer Maro in diesen Gegenden, welcher wahrscheinlich ein Mönch dieses Klosters gewesen war, und von ihm scheinen die sämmtlichen Bewohner des Gebirges Libanon den Namen Maroniten, als einer besondern Religionssekte, erhalten zu haben. In der spätern Zeit wurde mit diesem Namen ein besonderes Volk bezeichnet, das die Gebirge Syriens inne hatte, sich von der Oberherrschaft der griechischen Kaiser losriß, und von der festen Lage ihrer Wohnplätze im Libanon begünstigt, auch gegen die Ueberfälle der Araber seine Freiheit und Unabhängigkeit zu behaupten wußte. Diese Maroniten pflanzten sich im Laufe der Jahrhunderte in den syrischen Gebirgen fort. Bald wurde ihre altsyrische Muttersprache aus ihrer Mitte verdrängt, und von den arabischen Ansiedlern des Landes die arabische Sprache nach und nach unter ihnen in allgemeinen Umlauf gebracht, welche heute noch von den Maroniten in Syrien gesprochen wird.

Im Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts wandte der Papst zu Rom, welcher um diese Zeit die römische Kirche für die in den Abendländern durch die Kirchenreformation erlittenen Verluste jetzt im Morgenlande aus allen Kräften zu bereichern sich bemühte, diesem Christenvolke der Maroniten in den syrischen Gebirgen seine Aufmerksamkeit zu, und glaubte um so mehr alte Ansprüche an diese Christengemeinden zu haben, da sie bisher das ursprüngliche Glaubensbekenntniß der ersten allgemeinen Kirche unversehrt unter sich bewahrt hatten. Es wurden ihnen daher vom Jahr 1525 an von Zeit zu Zeit Jesuiten-Missionarien zugesendet, welche sich nach und nach zu Aleppo, zu Damaskus, zu Antura, zu Tripolis und in andern Städten Syriens als Missionarien der römischen Kirche niederließen, in der Folgezeit

in

in den Hauptstädten des Landes Bisthümer aufrichteten, und nicht selten unter blutigen Verfolgungen überall umher die maronitischen Araber des Libanon zu Christengemeinden sammelten, welche durch ihre Vermittlung jetzt mit der Kirche Roms vereinigt wurden. Im Jahr 1591 wurde das Glaubensbekenntniß der katholischen Kirche, so wie dasselbe auf der tridentinischen Kirchenversammlung beschlossen worden war, auch unter den Maroniten in Syrien eingeführt, von denselben angenommen, und sie auf diese Weise bleibend an den päpstlichen Stuhl angefesselt. Auch hatte wenige Jahre zuvor der Papst Gregor XIII. ein Collegium zu Rom für die Maroniten aufgerichtet, um daselbst taugliche Jünglinge aus diesem Volke zu Priestern desselben erziehen zu lassen. Allein der eifersüchtigen Bemühungen ungeachtet, womit der päpstliche Stuhl kein Mittel unversucht ließ, nicht blos die Maroniten in Syrien in gänzlicher Unterwürfigkeit unter seiner Herrschaft zu bewahren, sondern auch, von ihrer Mitte aus die andern christlichen Bewohner des Landes, die Syrer, Griechen und Armenier in den kirchlichen Verband mit der römischen Kirche hineinzulocken, blieben diese zahlreichen Christenhaufen in tiefer Unwissenheit begraben. Das Wort Gottes war gänzlich aus ihrer Mitte verschwunden, und nur ein Paar christlich genannte, äußerliche Kirchengebräuche waren unter ihnen übrig geblieben, an denen man sie unter den Schaaren muhamedanischer Nachbarn, von denen sie umgeben waren, als Bekenner des Christenthums erkennen sollte.

Ein Paar fromme amerikanische Missionarien, Herr Fisk und King, waren im Jahr 1823 auf ihrer Wanderung nach Palästina auch nach Syrien gekommen, und hatten die erste Bekanntschaft der protestantischen Kirche des Abendlandes mit den christlichen Einwohnern dieses Landes angeknüpft. Der tiefe sittlich-religiöse Verfall, in welchem nicht nur die letzten Ueberbleibsel

der alt-syrischen Kirche daselbst, sondern namentlich auch die, dem größern Theile nach mit der Kirche Roms verbundenen Maroniten, Griechen und Armenier im Lande sich befanden, ging ihnen zu Herzen, und sie ließen sich deßhalb noch in demselben Jahre in der wichtigsten Handelsstadt Syriens, zu Beyrut, nieder, um sich vor Allem nach den Mitteln und Wegen umzusehen, einer zerfallenen ehrwürdigen Kirche durch die Wiedereinführung der gänzlich erloschenen lautern Bibelerkenntniß in ihrer Mitte, zu einer geistlichen Wiedergeburt behülflich zu werden, und in den Herzen ihrer abendländischen Brüder durch die Bekanntmachung ihres hülflosen Zustandes ein theilnehmendes Mitgefühl der Christenliebe zu entzünden.

Ihre stillen Missionsarbeiten daselbst blieben nicht ungesegnet; nach und nach sammelte sich ein kleines Häuflein von Gläubigen um sie her, welche Erbauung in dem lautern Worte Gottes bei ihnen suchten. Da die Gottesdienste der Maroniten in arabischer, so wie die der zerstreuten Armenier in alt-armenischer Sprache gehalten wurden, welch letztere für die armenischen Einwohner eine unverständliche Sprache geworden ist, so fingen diese beiden Missionarien jetzt an, das Wort Gottes in diesen Sprachen unter dem Volke in Umlauf zu setzen, und durch eine, auf der Insel Malta von ihnen aufgerichtete Druckerpresse, durch zweckmäßige christliche Schriften in arabischer und west-armenischer Sprache ihrem Unterrichtsbedürfnisse hülfreich entgegen zu kommen. Wie unbefangen und fühlbar menschenfreundlich auch die Zwecke ihrer Missionsarbeiten, und die Art und Weise ihrer Thätigkeit unter dem syrischen Volke waren, so sah sich doch die kirchliche Eifersucht des römisch-griechischen Patriarchen zu Beyrut und anderer maronitischen Geistlichen durch dieselbige verletzt, und ein kirchlicher Bannfluch ward gegen jeden Einwohner ausgesprochen, welcher mit diesen beiden evangelischen Missionarien in irgend eine Verbindung treten

würde. Selbst einer der eifrigsten Neubekehrten, Asaad, wurde auf Befehl des Patriarchen gefänglich eingezogen, und bei seiner treuen und unerschütterlichen Anhänglichkeit an das lautere Evangelium Jahre lang in einer finstern Klosterzelle gepeinigt, bis er, den emsigsten Nachforschungen seiner Freunde ungeachtet, für immer aus ihren Blicken entschwand, und wahrscheinlich ein Opfer seines Glaubens an Jesum geworden ist.

Das weite und bedürfnißvolle Saatfeld, welches die Bewohner Syriens und Palästinas dem Auge und Herzen des christlichen Menschenfreundes in unsern Tagen darbieten, bewog in den folgenden Jahren die nordamerikanische Missionsgesellschaft zu Boston, die dortige Missionsstelle durch ein Paar thätige Mitarbeiter zu verstärken, und nun ließ sich eine kleine Schaar von Missionarien zu Beyrut nieder, um von dieser Stelle aus die erstorbene Kirche Syriens mit der Predigt des Evangeliums zu umfassen. Da von Seiten der muhamedanischen Regierung, deren Zügel, indeß der egyptische Vizekönig, Mohamet Ali, ergriffen hatte, keine Hindernisse der Missionsarbeit zu befürchten waren, so beschloß die Missionsgesellschaft, die arabische Abtheilung ihrer Druckerpresse von der Insel Malta nach Beyrut zu versetzen, und durch eine Vermehrung der Missionarien die Grenzen ihres evangelischen Wirkungskreises weithin über Syrien und die Nachbarländer auszudehnen. „Die letzten Mittheilungen unserer Missionarien zu Beyrut, so heißt es in ihrem Jahresberichte vom Jahr 1833, nennen uns nicht allein die Städte Sidon, Tripoli, Damaskus und Jerusalem als wichtige Missionsstationen, welche besetzt werden sollen, sondern auch Aleppo, Antiochia, Ladakia, Acre, Jaffa und Safed, nebst den volkreichen Städten in dem fruchtbaren Thale von Cölo-Syrien, welche willkommene Arbeitsstätten für die Anpflanzung des evangelischen Glaubens darbieten. Sie wünschen, daß 5—6 Missio-

narien ihnen als Gehülfen zugesendet werden möchten, um ohne weitern Verzug an den wichtigsten Stellen des Landes neue Stationen aufzurichten. Zugleich bemerken sie, daß namentlich christliche Aerzte dem Lande als Missionarien zugesendet werden möchten, indem diese vorzugsweise geeignet seyn dürften, das Zutrauen und die Liebe des Volkes zu gewinnen, und der Predigt von Christo weite Bahnen zu dem verlassenen und hülflosen Volke aufzuschließen."

Da Herr Prediger Smith gerade um diese Zeit von seinen fast zweijährigen Wanderungen in den Ländern des Mittelmeeres umher nach Boston zurückgekommen war, um seinen christlichen Brüdern daselbst die fruchtbaren und ermunternden Beobachtungen mitzutheilen, welche er unter den christlichen und muhamedanischen Bewohnern dieser Länder eingesammelt hatte, so wurde er nebst einem christlichen Arzte, dem Herrn Asa Dodge, von der Missionsgesellschaft im Namen des HErrn berufen, die Reihen seiner Brüder in Syrien zu verstärken, und mit seiner Gattinn und seinem Reisegefährten noch im Sommer dieses Jahres (1833) die Wanderung dorthin anzutreten. Seine Abschiedspredigt, welche derselbe vor dem Antritt seiner Reise am Jahresfeste der Gesellschaft in der Mitte einer mächtigen Versammlung thätiger Missionsfreunde zu Boston hielt, haben wir in den nächstfolgenden Blättern unsern Lesern, als eine köstliche Hinterlassenschaft seines erleuchteten und frommen Missionssinnes, um so mehr beizufügen für zweckmäßig erachtet, da der Inhalt derselben vorzugsweise geeignet ist, uns im Lichte seiner Erfahrungen, welche er während eines zwölfmonatlichen Aufenthaltes in Syrien zu machen Gelegenheit hatte, den gegenwärtigen zerfallenen Zustand der dortigen Christengemeinden genauer kennen zu lernen, und der Anstalten uns zu freuen, welche unsere amerikanischen Brüder zu ihrer Wiederbelebung durch die Kraft des Evangeliums zu beginnen sich gedrungen fühlten.

Ein kurzer Auszug aus der, diesen beiden Missionarien von der amerikanischen Missionsgesellschaft für ihre künftigen Arbeiten ertheilten Instruktion läßt uns die Bedeutung und den weiten Umfang des Zweckes gewahren, den sie bei dieser syrischen Mission ins Auge gefaßt hat; und uns bleibt dabei nur der aufrichtige Wunsch übrig, daß ein reicher Segen Gottes die Arbeiten seiner Knechte begleiten möge.

„Ein wichtiger Bestandtheil Ihres Missionsberufes, heißt es hier, besteht ferner darin, daß Sie jene Länder und Völker genauer kennen lernen, um die angemessenen Wege zur Pflanzung und Belebung des Christenthumes unter denselben immer richtiger ins Auge fassen. Palästina ist bereits durch Missionarien in allen seinen Winkeln durchforscht worden; aber es fehlt uns noch an einer gehaltreichen Schrift, welche die neuern Beobachtungen und Erfahrungen in Hinsicht auf Landes- und Volkeskunde zweckmäßig zusammenstellt. Etwas dieser Art sollte von Ihnen oder Ihrem Mitarbeiter, dem Missionar Bird, geleistet werden. Vieles bleibt hier noch zu erforschen übrig, und manche Aufhellung der heiligen Geschichte und Geographie läßt sich noch weiter erwarten, welche von den Missionarien ohne Nachtheil für ihren eigenen Beruf geleistet werden könnte. Ein Ausflug in das alte Idumäa würde zu gleicher Zeit über einen Theil der biblischen Geographie, so wie über ein bis jetzt noch unbekanntes Missionsgebiet ein erwünschtes Licht verbreiten. Gilead und Basan sind bis jetzt von protestantischen Missionarien noch nicht besucht worden. Cölo-Syrien wurde zwar durchwandert, aber wie wenig wissen wir noch von den Einwohnern desselben. Damaskus, das an der Hochstraße der moslemitischen Pilgrime zum Grabe des falschen Propheten liegt, sah sich in der neuesten Zeit veranlaßt, der Vertheilung des Bibelbuches seine Thore aufzuschließen. Blicken wir östlich von Syrien hin, so sehen wir hier zwei große Karawanenstraßen, die auf

Bagdad zulaufen, von denen jede einer baldigen Berücksichtigung werth ist. Die eine läuft von Damaskus aus über die große syrische Wüste, an den Ruinen von Palmyra (dem Tadmor der Schrift) vorüber, dem Euphrat zu, und an den Ufern dieses Flusses hinab über eine Strecke von 100 deutschen Meilen hin. Die andere zieht sich über Aleppo nach dem alten Edessa hin, das jetzt Orfa heißt; von da läuft sie südlich von Diarbekir Mosul zu, und sodann den Tigris hinab, auf eine Entfernung von 120 deutschen Meilen. Diese letztere Straße ist bei weitem die wichtigste; aber beide haben ihre Gefahren für den Reisenden. Die Schulen, die Büchersammlungen, die Gelehrten, die kaufmännische und wissenschaftliche Thätigkeit, welche einst das mächtige Kalifat an den Ufern des Tigris zierte, sind vorüber gegangen; aber noch immer bleibt dem christlichen Beobachter viel zu untersuchen übrig. Die Bevölkerung dieser Länder ist aus einem seltsamen Gemisch zusammengesetzt, und Muhamedaner, Heiden, Juden und Christen werden hier angetroffen. Vier Sekten im westlichen Asien dürften wohl den Namen der Heiden verdienen; es sind die Jezidis, die Drusen, die Ansaren und die Ismaeliten, welche zerstreut umher angetroffen werden. Die sogenannten Chaldäer oder päpstlichen Syrer haben ihr Patriarchat zu Diarbekir. Auch werden die Jakobiten, eine alte Christensekte von Monophysiten, häufig in den Städten und Dörfern dieser Gegenden gefunden. Der Umstand, daß die letzten Ueberbleibsel der ächten syrischen Kirche noch in der Nähe von Bagdad angetroffen werden, muß das forschende Gemüth jedes Boten Christi ermuntern, eine so interessante Reliquie der alten Kirche von Antiochia genauer kennen zu lernen, deren Mitgliedern in den frühesten Tagen der apostolischen Kirche die Ehre zu Theil geworden war, zuerst den Namen Christi zu tragen, und die ersten Missionarien unter die Heiden auszusenden.

Noch liegt in der Nähe Syriens ein anderes Missionsgebiet, das alte Cilicien, auf das wir gerne die Aufmerksamkeit unserer geliebten Sendboten hinlenken möchten. Zu Wasser läßt sich leicht von Syrien aus in diese Provinz gelangen, und von ihrer Mitte aus dürfte aufs Neue, wie dieß in den alten Tagen der Fall war, das Evangelium über das Taurusgebirg hinüber nach den Provinzen des Nordens getragen werden. Ist es darum zu thun, eine passende Stelle für eine bleibende Missionsniederlassung in Cilicien zu finden, so dürfte vor Allem das Auge des evangelischen Sendboten sich nach Tarsus, dieser ehrwürdigen Geburtsstelle des Apostels Paulus, hinlenken, welche durch ihr hohes Alterthum, und als früherer Sitz der Wissenschaften einen ruhmvollen Namen in der Geschichte bewahrt hat. Adana ist indeß gegenwärtig die Hauptstadt Ciliciens, in welcher jedoch der Aufenthalt den Sommer über ungesund seyn soll, und Massisa ist die zweite Stadt dieser Provinz, welche in einer wasserreichen Gegend liegt, in der Berge und Thäler lieblich mit einander abwechseln."

IV.

Abschiedsbitte für die syrische Mission. *)

Text:

2 Thessalonicher 3, 1.

Zuletzt, lieben Brüder, betet für uns, daß das Wort des HErrn laufe und gepriesen werde, wie bei Euch.

Diese Worte des großen Heidenapostels Paulus enthalten eine Bitte an die Gläubigen zu Thessalonich

*) Gehalten von Missionar Smith, im Sommer 1833, vor seiner Abreise nach Syrien.

für ihn selbst und für seine Mitarbeiter. Indem ich heute von Euch Abschied nehme, gedenke ich, mich dieser apostolischen Worte zu bedienen, um Euere gläubige Fürbitte für mich, so wie für meine Mitgefährten in der syrischen Mission in Anspruch zu nehmen.

Eine solche Anwendung dieser Stelle fällt mit ihrer ursprünglichen Veranlassung wundersam zusammen. Die Lage des großen Heidenapostels hatte, als er diese Worte niederschrieb, in Hinsicht auf die Oertlichkeiten und Umstände eine große Aehnlichkeit mit derjenigen, in welcher wir uns befinden. Auf meinen frühern Wanderungen habe ich häufig die alten Bahnen angetroffen, und bin an Stellen gestanden, wo sein Fuß gewandelt hatte. Ich bin längs der Küste der Insel Cypern von Salamis nach Paphos hingesegelt, wo er einst seine apostolischen Arbeiten begonnen hatte; ich habe den Weg über die Meerenge gemacht, wo er von Troas geraden Weges nach Somothrazien hinüber schiffte, um nach Macedonien zu wandern; ich habe zu Corinth über den Trümmern der einst daselbst von ihm gepflanzten Kirche geweint, und habe oft den Weg an dem Seehafen hin gemacht, wo er vor der Insel Malta Schiffbruch gelitten hat.

Die syrische Mission, an welche ich mich nun bleibend anzuschließen gedenke, hat ihren Sitz in der Stadt Beyrut, in welcher ich bereits mehr als ein Jahr zugebracht habe, und wo ich künftig mich zur Arbeit niederzulassen gedenke. Diese Stadt war nicht lange nach der Zeit des Apostels Paulus unter dem Namen Berytus bekannt, welcher jedoch in den Schriften des Neuen Testamentes nicht genannt ist. Sie liegt auf der Meeresküste, etwa 20 Stunden südlich von dem alten Tyrus, an deren Ufer ich über die Stelle hingewandelt bin, auf welcher Paulus betend mit den Brüdern niedergekniet war, als er gebunden im Geist nach Jerusalem wanderte; und noch etwas weiter nördlich von Antiochia entfernt, wo er einst im Schooße

der dortigen Christengemeinde, durch Händeauflegung der Brüder zu dem Werke des Amtes verordnet wurde, zu welchem ihn der HErr berufen hatte. Etwa 25 Stunden weiter nach Osten hin liegt jenseits des Gebirges Libanon die Stadt Damaskus, wo er bekehrt worden war, und etwa 60 Stunden südöstlich hinab finden wir die Stadt Jerusalem, wo er einst zu den Füßen Gamaliels gesessen hatte, und später um des Zeugnisses Jesu willen in das Gefängniß gelegt worden war.

Auch seine äußern Umstände waren eben so wenig von den unsrigen verschieden, als die Stellen, an welchen er gearbeitet hat. Willkührliche Gewaltherrschaft, in der Hand bestechlicher und rücksichtsloser Statthalter, schwang auch damals, wie jetzt, ihren eisernen Scepter weit über jene Länder hin. Diese Gewaltherrschaft war mit dem Tyrannenjoche des heidnischen Aberglaubens so enge verknüpft, daß in ihrer Hand die herrschende Religionsweise nur das Werkzeug zur Unterdrückung und Verfolgung des Christenthums geworden war. Dieselbe Verbindung treffen wir in unsern Tagen zwischen dem Muhamedanismus und der türkischen Regierung an; auch finden wir sie überall von den gleichen Wirkungen begleitet. Der Apostel Paulus fand überall in diesen Ländern zerstreute Haufen seiner alten Religionsgenossen, welchen er zuerst die Botschaft des Heiles zu verkündigen bemühet war, die ihn aber fast durchgängig als einen Irrgläubigen und Abgefallenen zu betrachten pflegten. Solchen Brüdern begegnen auch wir unter den Namenchristen in den türkischen Staaten, und wir müssen es uns gefallen lassen, daß auch sie uns mit demselben Vorurtheil entgegen treten, und Scheu gegen uns tragen. Noch in vielen andern Beziehungen ließe sich diese Aehnlichkeit zwischen der äußern Lage des Apostels Paulus zu der unsrigen nachweisen, um Euch zu zeigen, wie passend in dem Munde eines Missionars in Syrien das Wort des heiligen

Apostels ist, das ich Euch so eben vorgelesen habe. Nur in einer Hinsicht war Paulus von uns verschieden; denn er war ein Apostel; aber wenn er selbst als hocherleuchteter Apostel des HErrn sich gedrungen fühlte, mit so vieler Angelegenheit die Christen zur Fürbitte aufzufordern, mit wie viel größerem Rechte geziemt es uns, den schwachen, so vielfachem Irrthum ausgesetzten Sendboten Eures Glaubens, mit der Inbrunst des Bedürfnisses Euch das Wort des Apostels ans Herz zu legen: schließlich, lieben Brüder, betet für uns.

Soll ich Euch kürzlich einige der wichtigsten Gründe nennen, welche mich zu dieser Bitte zu Euch veranlassen, so müsset Ihr mir gestatten, Euch vor Allem

I.) zu sagen, daß es Euere Pflicht ist, für uns zu beten. — Es ist ein eigenthümlicher Vorzug der Religion, zu welcher wir uns gemeinschaftlich bekennen, daß sie eine Religion für die Welt ist. Die Schätze ihres Heils reichen für alle Menschen zu, und es ist der ausdrückliche Wille ihres göttlichen Stifters, daß sie aller Welt verkündigt und von Allen angenommen werden soll. Schon sein Vorläufer, der Täufer Johannes, sprach das Wort von Ihm aus: „Siehe, das ist Gottes Lamm, das die Sünden der Welt hinwegnimmt;" und sein letzter Auftrag an seine Jünger lautete also: „Gehet hin in alle Welt, und prediget das Evangelium aller Kreatur." Auf diese Bestimmung unseres Glaubens gründet sich die feierliche Verpflichtung, welche der Apostel Paulus so nachdrücklich einschärft, daß die Christen für alle Menschen beten sollen. „So ermahne ich nun vor allen Dingen, schreibt er an seinen Timotheus, daß man thue Bitte, Gebet, Fürbitte und Danksagung für alle Menschen. Denn solches ist gut und angenehm vor Gott unserem Heilande, welcher will, daß allen Menschen geholfen werde, und daß sie zur Erkenntniß der Wahrheit kommen." (1 Tim. 2, 1—4.)

Der Verpflichtungsgrund, hauptsächlich für Missionarien zu beten, liegt in dem Zusammenhang, in welchem ihre Arbeit mit der Bekehrung der Welt steht. Ihnen, als den Trägern der Heilsbotschaft an die Völker, ist dieses große Werk anvertraut, und vom Erfolge ihrer Arbeiten hängt die Erreichung desselben ab. Kommt ja der Glaube der Menschen an das Evangelium durch das Hören desselben. Wie sollen sie aber hören, ohne Prediger? und wie sollen sie predigen, wo sie nicht gesendet werden, d. h. so lange es keine Missionarien gibt? Diese Verpflichtung wird verstärkt durch den Umstand, daß die Missionarien Euere Stellvertreter sind, daß sie Euer Werk thun. Das Gebot des HErrn, aller Kreatur das Evangelium zu verkündigen, geht einen jeden Christen an, und Jeder hat seinen Antheil an dem großen Werke, die ganze Welt durch die Lehre Christi zu erleuchten. Die Missionarien geben sich freiwillig dar, um persönlich in die Vorderreihen des Kampfes zu stehen, die Mühseligkeiten desselben zu erdulden, und seinen Gefahren sich auszusetzen. Eben damit nehmen sie Euch diesen persönlichen Dienst ab, und es ist Euch gestattet, zu Hause zu bleiben, und hier Euren Antheil an dem großen Werke zu verrichten, in welcherlei Gestalt dasselbe jedem Einzelnen angewiesen seyn mag. Und dieser Antheil am Missionswerke, worin kann er anders bestehen, als daß Ihr Euern Stellvertretern die Hand thätiger Liebe bietet, und Euere Fürbitten für sie vor dem Throne der Gnade niederleget? So wie nun am Tage des endlichen Triumphes auf der Wagschaale der Gerechtigkeit von dem Lohne des Sieges einem Jeglichen, der in den Kampf hinausgezogen ist, sein Theil zufallen wird, so werden gewißlich auch diejenigen, welche zu Hause das G e r ä t h e treulich besorgt haben, an dem Lohne der Ueberwinder ihren Antheil nehmen. Aber eben darum ist auch Jeglicher berufen, die Pflicht seiner Stellung auszurichten. Sehet darauf, meine Brüder, daß einst in dem Buche des Lebens

das anhaltende Gebet, das ihr für die Missionarien Gott dargebracht habt, als Beweis möge genannt werden können, daß die Pflichten Eurer Stellung von Euch nicht versäumt worden sind.

Meine Bitte für Euer Gebet gilt heute zunächst der Mission in Syrien, weil ich persönlich mit derselben verbunden bin. Gott hat mir während eines Aufenthaltes von mehr als einem Jahr in diesem Lande vielfältige Gelegenheit bereitet, mit den geistlichen Bedürfnissen seiner Einwohner bekannt zu werden, und hat es mir ins Herz geschenkt, mein Leben ihrer Rettung und Wohlfahrt zu weihen, und darum fühle ich mich auch gedrungen, in Eurer Mitte aufzustehen, und ein Wort für sie zu reden. Mein Herz wird durch mächtige Bande des Mitleidens zu ihnen hingezogen, und wie gerne möchte ich auch einige Fäden der Liebe für dieses Volk um Eure Herzen ziehen. Nicht als wollte ich Euer christliches Wohlwollen ausschließend diesem Volke zuwenden, wie sehr wünschte ich vielmehr, daß Sendboten hier wären von den Sandwichsinseln, von Indien, von China und aus jedem Theile der Welt, um auf die gleiche Weise für die Völker Eure Menschenfreundlichkeit anzusprechen, unter denen das Loos ihnen zugefallen ist, damit Eure Herzen für Alles, was auf der Erde verloren ist, geöffnet werden mögen.

II) Wir bedürfen Eurer Gebete für uns selbst; und zwar haben wir sie nöthig für die Erhaltung unseres Lebens und unserer Gesundheit. Beide sind mehr oder weniger der Gefahr ausgesetzt, wenn wir unsere Wohnung in Syrien aufschlagen. Zwar ist das Klima des Landes eben nicht ungesund, und kein Theil desselben, mit dem ich bekannt bin, ist so nachtheilig für die Gesundheit, wie dieß in den niedern Gegenden unserer südlichen Staaten (von Amerika) der Fall ist. Die Lage der Stadt Beyrut, in welcher unsere Mission aufgerichtet ist, genießt zwei Vortheile, welche für die Gesundheit nicht unwichtig sind; denn

während der heißen Tagesstunden des Sommers bläst fast jeden Tag, von Südwesten her, eine erquickliche Seeluft; auch erhebt sich im Osten das Gebirg Libanon in solcher Nähe, daß man nach einem Wege von sechs Stunden Berghöhen finden kann, auf denen man jeden erforderlichen Grad von Kühlung genießt.

Aber bei allen diesen Vorzügen ist es eben doch ein südlicher Himmelsstrich, welcher von dem Unsrigen in Neu-England sehr verschieden ist, und neben anderem Ungemach, dem man daselbst nicht entgehen kann, muß man sich in jedem Fall eine Veränderung des Klimas gefallen lassen, welche nicht selten von den ernsthaftesten Folgen für den Körper begleitet ist. Fast sechs Monate lang fällt dort kaum ein Tropfen Regen vom Himmel herab, um die belebenden Veränderungen zu erzeugen, durch welche so oft ein wohlthätiger Regen die Hitze unseres Sommers mildert. In der heißesten Jahreszeit zeigt der Wärmemesser kaum ein Paar Grade der Abwechselung in der Temperatur, welche bei Tag und Nacht sich fast durchgängig gleich bleibt. Sind nun in großer Sommerhitze die Fibern des Körpers abgespannt, und für jeden Einfluß geöffnet, so erhebt sich nicht selten von der arabischen Wüste her ein Ostwind, der mit solcher Gewalt über das Gebirg Libanon hervorbricht, und seine Gluth über das Land ausgießt, daß jede Lebensthätigkeit gelähmt, und der Körper zur Arbeit untüchtig gemacht wird.

Ziehen wir uns in die Gebirge zurück, so finden wir zwar in der kühlen Gebirgsluft eine Erquickung, aber stellet Euch nicht vor, als ob dort irgend etwas ähnliches mit unsern gesunden und luftigen Landhäusern anzutreffen wäre. Die Wohnungen der Einwohner sind kleine rohe Hütten, kunstlos von einem Haufen unbehauener Steine aufgerichtet, und so armselig in ihrem Innern gestaltet, daß wir Bedenken tragen würden, sie unsern Hausthieren zum Aufenthaltsorte anzuweisen. Dabei ist für den Fremdling ein solches Wohnhaus so

selten anzutreffen, daß ein Viehstall an mancher Stelle der einzige Ort ist, den er für seine Nachtherberge finden kann. Ich brachte dort einen Winter in einer Hütte zu, welche weder Fenster, noch Tisch oder Stühle hatte, und wo das nackte Erdreich zum Boden diente. Auch war die obere Bedeckung so lückenhaft, daß jeder Regen herein fiel, und der Eingang zu derselben so offen, daß ich immer einen großen Stein vor die Oeffnung wälzen mußte, um bei Nacht die Schakale von meiner Wohnung abzuhalten. Diese Hütte war noch dazu die bequemste in dem ganzen Dorf. Mein Mitarbeiter, Herr Bird, hatte den Sommer zuvor dort in einer Wohnung zugebracht, welche für Schafe und Ziegen zubereitet war, und die er durch ein Gehäge von Baumästen erweiterte.

Die Häuser von Beyrut sind gleichfalls nicht besser gebaut, und die Wände derselben von rohen Tropfsteinen aufgeführt, die den Regen auffassen, und in der stürmischen Winterzeit das Wohnen in denselben sehr unfreundlich machen, obgleich das Thermometer selten unter 10° über dem Gefrierpunkte steht. Weder im Bau ihrer Wohnungen noch in den häuslichen Einrichtungen scheinen es die Syrer auf irgend eine Art von Bequemlichkeit anzulegen, so wie sie auch gar keine Vorstellung von derselbigen haben. Ihr höchster Lebensgenuß besteht darin, mit ihrer Pfeife und einer Tasse Kaffee einen Abend hinzubringen, und sich zu ihrer Unterhaltung ein Paar arabische Mährchen erzählen zu lassen, oder nachsinnend unter dem Schatten eines Baumes an einem Bache sich niederzusetzen.

Von unsern äußerlichen Lebensbequemlichkeiten im Vaterlande hinweg in solche Lage versetzt zu werden, ist eine Veränderung, von welcher ein jeder einen starken Eindruck auf seine Lebensbeschaffenheit erwarten muß, welche durch die Veränderung des Himmelsstriches erhöht wird. Man füge zu diesen und andern lästigen Beschwerden, die sich nicht beschreiben lassen, die täg-

lichen Verlegenheiten hinzu, welche der Umgang mit einem so verkehrten Volke erzeugt, und alle die ermüdenden Anläufe und Mühsale, die das Missionsleben mit sich bringt, so werdet Ihr Euch nicht wundern, wenn ich glaube, daß ein Sendbote im Heidenland ein früheres Ende seiner irdischen Laufbahn erwarten muß, als wenn er zu Hause geblieben wäre. Geschwächte Gesundheit und abgekürztes Leben gehören zu den Punkten, die man beim allgemeinen Kostenüberschlag der Missionslaufbahn in die Rechnung bringen muß. Der bei weitem größte Theil der Völker, welche mit dem Evangelium Christi noch gänzlich unbekannt sind, kann nur in heißen Himmelsstrichen angetroffen werden, während man bis jetzt noch die Heimath der Sendboten nur in gemäßigten Klimaten findet. Aber was sollen wir thun? sollen wir von dem Werke der Heidenbekehrung zurücktreten? Nimmermehr! Um der Besorgniß willen, unsere irdische Pilgerbahn um ein Paar Jahre zu verkürzen, dürfen wir keineswegs die Hand von einem Werke zurückziehen, in welchem der große Führer und Herzog unserer Seligkeit nach blos dreijähriger Arbeit sein Leben gelassen hat. Vielmehr wollen wir, von Eurem inbrünstigen Gebet begleitet, mit dem heitern Muthe des Apostels in dasselbe hineintreten, der gelernt hatte, mit jeglicher Lage zufrieden zu seyn, in welche ihn sein Missionsberuf führte, und sich an das Satthaben und an das Hungern, an den Ueberfluß und an den Mangel leicht gewöhnen konnte.

Auch für unser *geistliches Gedeihen* und *unser Wachsthum in der Gnade* haben wir Eure Fürbitte nöthig, und zwar für dieses noch viel mehr, als wenn es der Erhaltung der Gesundheit und des körperlichen Lebens gilt. Es ist Euch unbekannt, und Ihr vermöget Euch auch keine Vorstellung davon zu machen, welchen Gefahren in dieser Hinsicht mit der Lage des Boten Christi im Heidenlande verbunden sind. Vergleichet nur einmal einen Augenblick unsere Umstände

mit den Eurigen. Wie vielfältig sind nicht die Mittel der Gnade, die Euch von allen Seiten umgeben, und sich Euch gleichsam aufdringen! Der Sonntag tritt regelmäßig mit seiner feierlichen Stille in den Lauf der irdischen Geschäfte hinein, und bietet Euch mitten unter dem Menschengewühle um Euch her eine Stelle dar, wo Ihr stille stehen, und die herrlichen Güter der unsichtbaren Welt Eurem Geiste zur Betrachtung nahe bringen könnet. Das Heiligthum des HErrn schließt jede Woche ihre Pforten für Euch auf, und ladet Euch ein, den freundlichen Warnungen, Ermunterungen und Vorschriften des Evangeliums Gehör zu geben, welche Euch im Namen Eures göttlichen Erlösers verkündiget werden. Erbauungs- und Gebetsversammlungen mahnen Euch im Laufe der Woche, unter den Geschäften des Berufes, Euren Gott nicht zu vergessen, und über Eure tägliche Arbeit die heilige Weihe der Gottseligkeit zu verbreiten. Zahlreiche christliche Freunde bringen Euch in persönlichem Verkehre zu rechter Zeit oder zur Unzeit ein Wort der Ermunterung nahe, um die stille Flamme des gottgeweihten Sinnes in Eurem Herzen rege zu erhalten. Nicht minder laut spricht der ganze Ausdruck der öffentlichen Meinung, so wie sie aus den weiten Kreisen christlicher Verbindung vor Euch tritt, oder selbst im höhnenden Spotte der Widersacher über Euere Fehltritte wiederhallt, in der Sprache jener großen Wolke von Zeugen, die ihren Lauf selig vollendet haben, auf jedem Schritt zu Eurem Herzen: „lasset uns ablegen jede Bürde, und die Sünde, die so leicht verführt, und laufen mit Geduld in dem Kampfe, der uns verordnet ist!"

Und dennoch, wie oft findet Ihr Euch nicht mitten unter diesem Reichthum von Gnadenmitteln ermattet in Eurem Christenlaufe, und Ihr fühlt das Bedürfniß besonderer Antriebe und Handreichung, wenn nicht die lange Nacht des geistlichen Schlummers Euch aufs Neue ergreifen soll. Und gar oft will es Euch bei allen diesen

Hülfsmitteln

Hülfsmitteln doch bisweilen nur halb gelingen, und Ihr fühlet Euch beständig in Gefahr, am geistlichen Leben abzunehmen, und eher rückwärts als vorwärts zu schreiten.

Versetzt Euch nun einmal einen Augenblick in die seelentödtende Lage hinein, der uns unsere Stellung in der Heidenwelt von allen Seiten aussetzt. Zwar kommen am Sonntage einige von uns zusammen, um unsern Gott zu verehren, und in dem süßen Klang unserer Muttersprache seine Gnadenstimme zu vernehmen; und wie köstlich sind nicht solche Stunden, die man in der verborgenen Gemeinschaft Christi verleben darf! Aber wie ganz anders sind dennoch die Gefühle, die Euch hier in der großen Versammlung so reichlich zufließen, wo so viele theilnehmende Herzen ihre Lobgesänge und ihre Gebete in einer Weihrauchwolke vor dem Gnadenstuhle vereinigen! Ueberall um uns her erblickt unser Auge nichts, was mit unserm Gefühl von der Heiligung des Sonntages zusammen stimmte. Die Muhamedaner fragen nach unserm Sonntage ganz und gar nichts, und die christlichen Einwohner enthalten sich zwar an demselben strenger Handarbeit, aber blos um sich dem Müßiggange, fleischlichen Ergötzungen oder ihrem geistlosen Ceremonienwerke hinzugeben. Sie haben für die Heiligung des christlichen Sonntages so wenig Sinn, daß sie meist geneigt waren, uns für Juden zu halten, weil wir über die Sonntagsfeier streng zu halten pflegten. Wollten wir auf unsern Wanderungen ungestört die heilige Sabbathsruhe genießen, und uns dem Umgange mit dem himmlischen Vaterlande hingeben, so blieb uns gewöhnlich nichts übrig, als von jeglichem Verkehr mit Menschen hinweg in die Einsamkeit der stillen Natur hinaus zu gehen, und den Tag des HErrn in einem verborgenen Winkel in der freien Natur Gottes zuzubringen. Wie manche selige Stunde des Umgangs mit dem HErrn und der Gemeinde

der Heiligen im Himmel und auf Erden haben wir nicht in solcher Einsamkeit genießen, und mit Jakob ausrufen dürfen: Wahrlich, hie ist nichts anders denn Gottes Haus! Hie ist die Pforte des Himmels. Aber die Gegenwart des Menschen trübt und befleckt diese heiligen Gefilde, und in den armseligen Löchern, in denen er sich einen Tag wie den andern in gleichem Kreise roher Sinnenlust umher treibt, fühlt sich die Andacht des Herzens so gebunden und gelähmt, daß sie sich über die Trauergestalten der Gegenwart nicht leicht hinüber zu schwingen vermag.

Nicht minder herabdrückend und lähmend ist der Einfluß, den der Verkehr mit Andern auf unsere Gemüther ausübt, so wie der ganzen geistigen Atmosphäre, in welcher wir uns täglich bewegen. Da findet sich nirgends ein Beispiel ächter Gottseligkeit und thätiger Menschenliebe, das uns zu gleichem Eifer für Gott und für unsere Mitmenschen entzündete. Da finden wir nirgends Muster eines Gott geheiligten Sinnes und eines regen Strebens nach Heiligkeit, an welchem wir unsere eigenen Fehler berichtigen, und uns zum Jagen nach dem vorgesteckten Ziele ermuntert fühlen könnten. Da finden wir nirgends einen christlichen Mitbruder, der in Hinsicht auf Erkenntniß und Erfahrung im Christenthum mit uns übereinstimmte, und uns als Mittel diente, um unsern Glauben an seinem Glauben zu stärken. Wir fühlen es nach allen Seiten hin, daß wir allein stehen, und in Zeiten, wo Gott sein Angesicht verbirgt, und wir nicht mit innerm Herzensgefühle sagen können: ich weiß, daß mein Erlöser lebt! ist der Unglaube alsobald bereit, die zweifelhafte Frage über unsere Seele hinzuwerfen, ob es überhaupt bei uns selbst und bei unsern Mitmenschen auf dieser Erde eine wahre Gottseligkeit gebe; und mit dem Glauben, daß alle Menschen Lügner sind, und ein Jeglicher seinem eiteln Wahne nachläuft, unsere Seelen zu verdunkeln.

Ist es ein Wunder, wenn wir unter solchen Umständen bisweilen an dem Rande geistlicher Erkaltung uns befinden, und über die Besorgniß erbeben müssen, daß die verzehrende Todesluft, die wir einathmen, auch am Ende das schwache Fünklein unseres geistlichen Lebens ermorden, und uns in dieselbe Empfindungslosigkeit des Herzens und des Gewissens hinabstürzen möchte, welche alle andern um uns her ergriffen hat. Diese Gefahr, meine Brüder, ist keine blos erträumte; sie besteht in der Wirklichkeit, und es thut Noth, sie Euch in ihrer wahren Gestalt vor die Augen zu stellen, und dieß um so mehr, da sie von den Christen bei ihrem Urtheil über das Missionsleben so oft übersehen wird. Man scheint gar häufig sich vorzustellen, als ob man sich bei den Entbehrungen des Missionsberufes nur Gott zum Opfer übergeben dürfte, um alsdann gleichsam von selbst, und auf unfehlbarem Wege die höchste Stufe der Frömmigkeit zu erreichen, und der süßesten Genüsse des Geistes theilhaftig zu werden. Aber eine solche Vorstellung vom Missionsleben ist weiter nichts als ein leerer Wahn; denn vielleicht mehr als jeder andere Christ bedarf der Missionar, daß er mit Furcht und Zittern, mit ununterbrochener Wachsamkeit und Treue darnach ringe, daß sein Glaube nicht unterliegen, und seine Liebe nicht erkalten möge. Er gleicht einem Soldaten, der auf dem verlornen Posten steht, und der eben darum seine Waffen nie aus der Hand legen darf.

Andere Anfechtungen und Gefahren haben in Vergleichung mit dieser, auf meiner zurückgelegten Missionslaufbahn, keinen bedeutenden Eindruck auf mich gemacht. Gar häufig bin ich seit meiner Rückkehr in die Heimath von meinen Freunden gefragt worden, ob nicht die schlechte Kost und die Entbehrung aller geselligen Annehmlichkeiten des Lebens mich viel Mühe und Ueberwindung gekostet habe. Auf diese Frage kann ich in Wahrheit antworten, daß ich auf meinen Mis-

sionswanderungen diese leiblichen Entbehrungen und Mühseligkeiten höchst selten in Anschlag gebracht, und wenn sie mich drücken wollten, gar bald vergessen habe; aber desto heißer dürstete meine Seele, wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser in einem trockenen und dürren Lande, da kein Wasser ist; und die Erinnerung an diesen Durst meiner Seele hat sich ihr unauslöschlich eingedrückt. Bei dem Entschlusse meines Herzens, mich zum zweiten Mal von den geistlichen Schätzen loszureißen, welche die Kirche Christi darbietet, und nach einem Lande zu ziehen, wo eine Theurung an diesem Lebensbrode allenthalben stattfindet, ist diese Aussicht auch der einzige Gedanke, der über die Freudigkeit meiner Seele einen düstern Schleier hinwerfen will.

Denket nicht, als hätte ich dabei die köstliche Versicherung vergessen, welche der HErr einem seiner Apostel in schwerer Trübsalszeit gemacht hat: meine Gnade sey dir genug, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig! Wollte ich diese Verheißung des HErrn vergessen, so würde ich, nachdem ich so oft die Wahrheit derselben erfahren habe, des schnödesten Undankes gegen Ihn mich schuldig machen. Es ist und bleibt in allen Fällen wahr, daß durch die einfachsten Mittel, durch das bloße Lesen des Wortes und das stille Gebet, Gott nicht blos mächtig genug, sondern auch bereitwillig ist, seinen Kindern in dieser Welt einen reichen Ueberfluß seiner Gnade zufließen zu lassen. In jedem Falle bleiben diese Heilsquellen dem Missionar allenthalben bei der Hand. Und wie köstlich sind diese nicht! Welche Tröstungen, welche Freuden, welche Hoffnung führen sie nicht täglich seiner Seele zu! Die Missionarien dürfen es in Wahrheit bestätigt finden, daß es gewiß ist, was der HErr zugesagt hat: „Es ist kein Mensch, der verlässet Haus, oder Eltern, oder Brüder, oder Weib, oder Kinder um des Reiches Gottes willen, der es nicht vielfältig mehr schon in dieser Welt em-

pfahet, und in der zukünftigen Welt das ewige Leben."
Aber solchen göttlichen Ersatz bringt nicht der bloße Beruf an und für sich selbst mit sich; will man zu ihm gelangen, so muß man etwas für ihn thun. Diese Verheißung legt dem christlichen Missionar eine gedoppelte Wachsamkeit auf; er darf in seinem schweren Berufe nicht träge und nachläßig seyn; er darf sein Leben nicht dahinlaufen lassen, wie es läuft; er muß jede Stunde sich umgürten, und nach diesem Segen sehnsuchtsvoll sich umsehen, der ihm von Gott verheißen ist. Auch seine Freunde im Vaterlande haben etwas dabei zu thun, wenn er dieses Ersatzes auf seinem Missionsposten theilhaftig werden soll. Sie müssen für die Missionarien beten, und täglich hinzutreten zu dem Quell der Gnade, um immer neue Vorräthe für sie zu erflehen. Gerade dieser Liebesdienst ist es, um den ich Euch heute bitten möchte. Ihr erwartet mit Recht viel von Euren Missionarien; sie sollen hinanwachsen zu dem vollkommenen Mannesalter in Christo; auch sollen sie ein reicher Segen werden für ihre Brüder in dieser Welt; billige Erwartungen von Eurer Seite, unter deren Gewicht jedoch unser Herz beinahe zu ersinken droht. Wollt Ihr aber, daß wir muthig wandeln in dem verordneten Laufe, und nicht in Trägheit und Lauigkeit untergehen, und eben dadurch Eure Hoffnung zu Schanden machen: dann müßt Ihr für uns beten. Ich wiederhole mit großem Andrang diese Bitte, weil ich die Wichtigkeit derselben aus Erfahrung kenne. Sind wir der Erfüllung dieser Bitte gewiß, so können wir mit freudiger Zuversicht und gewisser Hoffnung nach dem Wanderstabe greifen. Aber ach, welche Besorgniß müßte nicht unser Herz erfüllen, wenn Ihr uns und unsere Brüder in Euren Gebeten vergessen solltet. Wir bitten Euch, geliebte Brüder, uns zu solcher Besorgniß keine Veranlassung zu geben. In der Stunde, wenn Gott Euren Herzen nahe ist, wenn sein Ohr auf Eure Bitten merkt, wenn Ihr zu Ihm fleht, mit Ihm ringet; o in

dieser Stunde gedenkt auch Eurer Missionarien im Heidenlande! Betet für uns, daß unser Glaube nicht aufhöre. Aber auch

III.) der Erfolg unserer Arbeiten fordert Euer anhaltendes Gebet. Was ist es denn, meine Freunde, das uns zu thun obliegt? Erlaubet mir, daß ich in wenigen Worten unser Arbeitsfeld Euch vor die Augen male. Syrien ist die allgemeine Bezeichnung des Landes, das längs der ganzen östlichen Grenze des mittelländischen Meeres das Küstenland in sich begreift, sich landeinwärts bis zu der Wüste Arabiens hinziebt, und im Süden von Egypten, im Norden vom Euphratstrome und den Gebirgen Ciliciens begrenzt wird. Der vorzüglichste Hafen dieses Landes, und zugleich der Wohnort der meisten auswärtigen Konsuln und Kaufleute für die ganze Küste ist Beyrut. Die südliche Abtheilung dieses Landes ist Palästina, dieses alte Land der Verheißung. Im Norden desselben, jenseits des Euphrats, liegt Mesopotamien, zu welchem Lande nur von Syrien her ein leichter Zutritt zu finden ist. Dieß ist unser Arbeitsfeld in geographischer Hinsicht.

Die Einwohner dieses Landes, welche sämmtlich, mit Ausnahme der Syrer in Mesopotamien, die arabische Sprache reden, und eben damit ihre gemeinschaftliche Abstammung vom arabischen Stamme beurkunden, theilen sich in verschiedene religiöse Sekten ab. Man findet hier ein Paar tausend Juden, welche in Safet, Tiberias, Jerusalem, Hebron und in andern Städten zerstreut umher wohnen, welche aber fast sämmlich von Polen oder aus andern Ländern Europas eingewandert sind. Die größere Mehrheit der Einwohner bekennt sich zur Lehre des Korans: und sind meist strenge Muhamedaner; nur wenige derselben gehören der Schiiten-, die meisten der Sunitensekte an. Zu ihnen können etwas mehr als 100,000 Drusen auf dem Gebirge Libanon, nebst ein Paar kleinern Sekten im Norden des Landes gerechnet werden, deren religiöser Glaube geheim ge-

halten wird, aber eine Abart vom Muhamedanismus seyn soll.

Trümmer der alten christlichen Gemeinden, welche einst in diesem Lande von den Aposteln gepflanzt wurden, sind, nach so vielen Mißhandlungen des falschen Propheten, immer noch übrig geblieben, und zahlreich ist die Menge von Einwohnern, welche den Christennamen tragen. Von diesen gehört ein ansehnlicher Theil der eigentlichen orientalisch-griechischen Kirche an, an deren Spitze ein Patriarch, meist ein geborner Grieche, steht, welcher der Patriarch von Antiochia genannt wird, der aber gewöhnlich zu Damaskus sich aufhält. Diese griechischen Christen reden allein das Arabische, und auch ihre Gottesdienste werden in dieser Sprache gehalten. Ein Theil derselben ist vor nicht vielen Jahren zu der römischen Kirche übergetreten, und sie werden unirte oder katholische Griechen genannt; aber ihre Sprache so wie die Sprache ihrer Kirchenbücher ist noch immer die arabische. Die Maroniten auf dem Gebirge Libanon, die sich auf etwa 100,000 Seelen belaufen, bilden eine eigene kirchliche Gemeinschaft, welche jedoch den römischen Papst als geistliches Oberhaupt anerkennt. Auch sie reden unter einander nur das Arabische; aber die Sprache ihrer Kirchengebete ist syrisch, und beweist ihre Abstammung von der alten syrischen Diözese von Antiochia. Sie sind, wie es sich mit triftigen Gründen beweisen läßt, Abkömmlinge der alten Monotheleten, einer Sekte, welche schon frühe vom Antiochinischen Patriarchate abfiel, und sich später dem römischen Papstthum anschloß. Von den beiden andern häretischen Sekten, den Nestorianern und den Monophysiten, welche noch früher von dem gleichen Kirchsprengel Antiochiens sich lossagten, werden noch immer die Monophysiten, in unsern Tagen Jakobiten genannt, in einigen Theilen Syriens in kleiner Anzahl angetroffen; aber ihr hauptsächlicher Aufenthaltsort ist Mesopotamien. Die Nestorianer

wohnen in den Gebirgen von Kurdistan, im Norden von Mesopotamien, so wie in den umliegenden Gegenden. Die öffentlichen Gottesdienste beider Sekten werden gewöhnlich in der syrischen Sprache gehalten, und diese ist hie und da auch noch als Volkssprache übrig geblieben. Aus ihnen haben die römischen Missionarien eine neue Kirche, die chaldäische genannt, gesammelt, in welcher noch immer die chaldäische Sprache zu Hause ist. Früher glaubte ich aus Zeugnissen der Geschichte und zerstreuten Nachrichten von Reisenden den Schluß ziehen zu dürfen, daß diese so eben genannten drei häretischen Sekten in der frühern Zeit völligen Besitz von der großen syrischen Diözese genommen haben müßten, welche einst die ausgezeichnetste war unter den vier Patriarchaten, in welche in den frühern Jahrhunderten die Christenheit eingetheilt wurde, und daß die ursprüngliche syrische Kirche gänzlich ausgestorben sey, mit etwaiger Ausnahme des griechischen Patriarchen zu Damaskus, welcher als Oberhaupt der arabischen Christen der griechischen Kirche betrachtet wird. Allein ich habe seither Gelegenheit gefunden, mich davon zu überzeugen, daß noch immer in mehreren Dörfern Mesopotamiens, welche von Syrern bewohnt werden, Leute angetroffen werden, welche noch bis auf diesen Tag zu dem Glauben ihrer alten Mutterkirche von Antiochia sich bekennen.

Dieß ist ein kurzer Abriß unseres Missionsgebietes in Syrien, in Hinsicht auf die Menschen, welche dieses Land bewohnen. Man findet hier zwei bis drei muhamedanische, und fünf bis sechs christliche Sekten, unter denen nur zwei Sprachen im Gebrauche sind, deren eine, die arabische, fast überall die vorherrschende ist. Die große Aufgabe nun, welche in unsern Händen liegt, besteht darin, im ganzen Umfange dieses interessanten Landes, die verschiedenen Klassen von Einwohnern dahin zu vermögen, daß sie der Wahrheit, welche in Christo ist, mit aufrichtigem Herzen huldigen. Und

diese Aufgabe, so wie sie vor unsern Augen steht, ist unstreitig von unermeßlicher Größe und Wichtigkeit.

Wie schwierig ist nicht schon unter uns das Werk, die Sünder zur Buße zu rufen. Vielleicht sind gerade in dieser Versammlung noch gar manche gegenwärtig, welche bis auf diese Stunde dem umschaffenden Einflusse hartnäckig widerstanden haben, welchen die Predigt des Evangeliums ihren Herzen nahe bringt. Sie hatten fromme Eltern, welche viel für sie gebetet haben, aber elterliche Sorgfalt und Erinnerung hat nichts bei ihnen ausgerichtet. Das Wort Gottes hat seine Kraft an ihnen vergeudet, und sein Inhalt ist, gleich einem alten Mährchen, geschmacklos für sie geworden. Die kräftigsten Ansprachen an ihr Herz haben sie im Heiligthume Gottes vernommen; aber immer aufs Neue den Eindruck derselben von sich abgewiesen, bis kein Wort der Ermahnung weiter sie aus dem gefährlichen Schlummer ihrer Seele aufzuwecken vermag. All den mannigfaltigen aufweckenden Einflüssen, welche das Erwachen ihrer Brüder um sie her zu einem neuen, göttlichen Leben auch auf ihre Herzen ausübte, haben sie hartnäckig widerstanden, so daß kaum noch ein neuer erfolgreicher Zutritt zu ihren Herzen gefunden werden mag. Selbst die stärksten Bande der Freundschaft hatten nicht Kraft genug, um sie zum Himmelreiche hinzuziehen; denn während manche ihrer vertrautern Reisegefährten ihr Angesicht umwandten, um dem himmlischen Jerusalem zuzuziehen, haben sie, statt mit ihnen zu wandern, lieber die zartesten Bande der Freundschaft zerrissen, und sie in eine Geißel zusammen gebunden, um Brandmahle des Spottes und der Verachtung ihren alten Freunden auf den Rücken zu schlagen. Und wenn nun ein Hunger, nicht nach Speise und Trank, sondern nach dem Brode des Lebens im Lande sich verbreitet, wie sollen, fragen wir uns, wie sollen Menschen dieser Sinnesart zur lebendigen Erkenntniß ihres gefahrvollen Zustandes gelangen? Was kann, was wird

je im Stande seyn, ihre Herzen der Wahrheit unterthan zu machen? Daß kein menschliches Mittel an und für sich selbst dieß auszurichten vermag, dieß fühlet Ihr alle; und wenn alle Weisheit und alle Kraft des Menschen hier zu Schanden wird, so bleibt uns nur noch ein Weg der Rettung übrig; wir nehmen unsere Zuflucht zu Gott, der allein Kraft genug besitzt, verlorne Menschenherzen umzuschaffen. Das einzige Mittel, das uns noch eine Hülfe hoffen läßt, ist das inbrünstige Gebet, das wir für die Bekehrung unbußfertiger Sünder vor dem Thron der Gnade niederlegen. Dieß ist die Weise, nach welcher mitten im Schooße der christlichen Kirche und im überfließenden Besitze der evangelischen Gnadenmittel an der Rettung verirrter Sünder gearbeitet werden kann, [illegible] nicht ohne Erfolg gearbeitet wird.

Aber um wie viel schwerer ist nicht ein solches Werk in dem Lande der Syrer! Wir haben es unter denselben nicht blos mit dem hartnäckigen Widerstand gegen die Wahrheit zu thun, der überall in der ganzen Welt im Herzen des unwiedergebornen Menschen angetroffen wird; es sind noch besondere Schwierigkeiten, welche sich hier dem Bekehrungswerke entgegen stellen. Der Muhamedaner, zu welcher Sekte er gehören mag, tritt dem Christenglauben schon an seiner Schwelle mit einer Miene angeerbter Verachtung entgegen. Man hat ihn gelehrt, die Bibel als ein Buch zu betrachten, das unter den Händen der Christen so verfälscht worden ist, daß von dem Gesetz und dem Evangelium, das einst dem Moses und Jesu geoffenbaret ward, nichts mehr angetroffen wird. Er ist von Jugend an gewöhnt worden, unter diesen angeblich verfälschten Lehren des Christenthums vor allem die Lehre von der Dreieinigkeit und der Würde des Sohnes Gottes in seinen täglichen Gebeten förmlich zu verfluchen, und zugleich jede Vorstellung von einer Versöhnung durch das Blut Christi von sich abzuweisen. In der öffentlichen Gottesverehrung

aller derer, welche er als Bekenner des Bibelbuches betrachtet, und die um ihn her wohnen, haben die Namenchristen von jeher die Verehrung von Bildern als wesentlichen Theil der Religion geübt, welche er als Götzendienst verabscheut. Der schlechte Lebenswandel dieser sogenannten Christen, den er täglich vor seinen Augen sieht, erscheint ihm als ein unumstößlicher Beweis, daß die Religion der Christen, ihrem Einflusse nach, seiner eigenen Religionsweise weit nachstehen müsse. Die Medawalis, ein Zweig der Schiitensekte, der in Syrien sehr zahlreich ist, halten uns für so unrein, daß sie es als einen Verstoß gegen ihre Religion betrachten, wenn sie uns auch nur berühren. Ich sahe eines ihrer Weiber mit Gewalt einen Wasserkrug zerbrechen, den sie so eben gefüllt hatte, weil ein Christ, um seinen heißen Durst zu stillen, durch die Berührung seiner Lippen ihn befleckt hatte. Gerade in entgegengesetzter Richtung wendet der Druse dem Christenthum den Rücken zu. Seine Religion gestattet ihm, seinen Glauben zu verläugnen, so oft es die Umstände erfordern, und sich zu der Religion dessen zu bekennen, mit welchem er es zu thun hat. Auf diese Weise weicht er, gleich einem Chameleon, jedem Eindruck aus, den das Christenthum auf sein Herz machen könnte. Oder glaubt man, sein Herz wirklich gefunden zu haben, so muß man am Ende sich überzeugen, daß es nur ein Schatten war, nach welchem man gegriffen hatte. Hat man ihm mit aller Freimüthigkeit die großen Heilslehren des Evangeliums nahe gelegt, so wird er mit viel scheinbarem Wohlgefallen Euch versichern, daß Ihr nichts anderes ihn gelehret habt, als was seine eigene Religion ihm vorhält.

Den Namenchristen, die in großer Anzahl in diesen Ländern umher wohnen, erscheint die Lehre, welche wir ihnen verkündigen, als ein Stein des Anstoßes, und ein Fels der Aergerniß, von welchem sie sich nicht selten mit Widerwillen hinweg wenden. Gewohnt, ihre

eigene Kirche als die wahre apostolische Kirche zu betrachten, deren Vorzüge und Lehren von einer langen Reihe ehrwürdiger Kirchenväter den Nachkommen aufbewahrt und vertheidigt wurde, und daher immer aufgelegt, uns als verurtheilte Ketzer zu betrachten, erscheint es ihnen schon von vorne herein als eine seltsame Schwärmerei, daß wir mit der hochmüthigen Erwartung zu ihnen kommen wollten, sie die christliche Religion zu lehren. Da sie selbst schon seit Jahrhunderten in verschiedene Sekten unter einander gespalten sind, so sind es auch immer zuerst die eitlen Fragen ihres Sektenunterschiedes, welche sie zur Sprache bringen. Mit einer sehr wichtigen Miene stellen sie z. B. die Frage an uns, auf welche Weise wir das Zeichen des Kreuzes zu machen pflegen? Ob wir gesäuertes oder ungesäuertes Brod bei dem heil. Abendmahle gebrauchen? Ob der heil. Geist von dem Vater allein, oder ob er von dem Vater und Sohne zugleich ausgehe? Was wir von der Vereinigung der beiden Naturen in Christo halten? u. s. w. Diese Fragen schweben in ihren Gemüthern, wenn sie sich anders in ein Religionsgespräch mit uns einlassen, so sehr oben an, daß die fremdartigen Lehren von der Wiedergeburt des Herzens und der Rechtfertigung durch den Glauben, welche wir ihnen vortragen, als eine Sache erscheint, die sie auf keinerlei Weise zu fassen vermögen. Da diese Lehren nach ihrem heiligenden und beseligenden Einflusse ihnen noch nicht in dem Sinn und Leben eines wahrhaft wiedergebornen Christen zur Anschauung unter die Augen gestellt worden sind, so mangelt ihnen eben damit das Mittel, eine klare Vorstellung von der Beschaffenheit derselben, und einen Eindruck von ihrer Wahrheit zu gewinnen; und wir sind häufig in der Lage, als Leute zu erscheinen, die von einem andern Planeten hergekommen sind, und jetzt Dinge erzählen, welche unsere Zuhörer nie zuvor gesehen und gehöret haben. Da sie bisher immer nur an eine Religion der Sinne ge-

wöhnt worden sind, welche sie Schritt vor Schritt unter pomphaften Ceremonien an sichtbaren Bildern vorüber führt, vor denen sie ihre Kniee beugen; und da mit ihrer Religion von einem Priesterorden abhängen, der, ihrer Meinung nach, vom Himmel herab die Vollmacht empfangen hat, ihnen laut und hörbar die Vergebung der Sünden vorzusprechen, so kommt ihnen unsere Aufforderung, den Vater im Geist und in der Wahrheit anzubeten, als ein sonderbarer Wechsel vor, der sie von der Sache hinweg in eine Schattenwelt hinüber führt. Zugleich findet sich in ihren Gemüthern der größte Abscheu vor jeder Abweichung von ihren religiösen Gewohnheiten, der ihnen, um sie vor den Fallstricken des Muhamedanismus zu bewahren, schon in ihrer frühesten Jugend von ihren Eltern eingeflößt wurde; und eben darum ist auch eine allgemeine Schmach das bittere Loos, das sie bedroht, sobald sie von ihrer väterlichen Religion zu der unsrigen übertreten sollten; und uns ist kein Fall bekannt, wo nicht ein jeder, der zum Lichte des evangelischen Glaubens hindurch drang, nicht nur sich selbst die größte Schmach zugezogen, sondern auch seine ganze Familie der Verachtung ausgesetzt hätte. Dazu kömmt noch eine zahlreiche Priesterschaft, deren Einkommen hauptsächlich in der Verrichtung von Ceremonien besteht, deren Nichtigkeit durch unsere Belehrungen zu Boden sinkt, und die immer bereit ist, so oft ihr zeitliches Interesse in Gefahr kommt, mit den Silberarbeitern zu Ephesus laut auszurufen: groß ist die Diana der Epheser!

Vielleicht denket Ihr, die Albernheit ihrer religiösen Gebräuche sey so augenfällig, daß es eben nicht schwer seyn müsse, sie davon zu überzeugen. Allein es liegt etwas wahres in der Behauptung: „Je alberner eine Sache ist, desto fester ist der Glaube an dieselbe.“ Die sittliche Urtheilskraft des Menschen kann so abgenutzt werden, daß sie die Wahrheit nicht weiter zu erkennen vermag, und das Gewissen des Menschen so

verhärtet, daß es dieselbe nicht mehr fühlt. Will man einen religiösen Glauben geltend machen, der mit allen sittlichen Begriffen und Gefühlen des menschlichen Herzens wie mit sich selbst und mit der Natur der Dinge im Widerstreite liegt, so thut vor Allem Noth, daß man den gesunden Menschenverstand und die Urtheilskraft des Menschen in seiner Wurzel verfälsche, und ihn dadurch untüchtig mache, auch dem handgreiflichsten Beweis Gehör zu geben. Wer einmal so weit gebracht ist, daß er Dinge glauben kann, die sich selbst in ihren innern und äußern Merkmalen widersprechen, der ist in eine Gemüthslage versetzt, in welcher er auch das Thörichtste für wahr halten, und auch den überzeugendsten Beweis für das Gegentheil von sich abweisen kann.

Denket nicht, daß das Lästige ihrer kirchlichen Gebräuche uns einen um so gewissern Erfolg unserer Arbeit unter diesem Volke hoffen lasse, und daß es uns desto leichter gelingen werde, sie dahin zu bringen, daß sie denselbigen entsagen. Gerade die schwere Bürde, welche ihr Aberglaube ihnen auf den Nacken wirft, macht in ihren Augen den Werth ihrer kirchlichen Gebräuche nur desto größer. Diese sollen keinen andern Zweck haben, als den, für die Sünden des Volks genug zu thun. Fühlen sie ihr Gewissen mit Schuld beladen, so kennen sie kein anderes Mittel, als zu diesen Anordnungen der Kirche ihre Zuflucht zu nehmen. Je schwerer nun die Aufgabe ist, welche sie von den Menschen erhalten, für desto vollgültiger wird die Genugthuung gehalten, welche sie leisten; dieß ist der einfache Grund, warum jede falsche Religion, bis auf einen gewissen Grad, nur desto hochgeschätzter ist, je schwerer die Lasten sind, welche sie dem Menschen auferlegt.

An wen sollen wir uns nun, um für unsere Arbeit unter einem solchen Volke einen glücklichen Erfolg zu gewinnen, anders wenden, als an den allmächtigen Gott, der allein das Wollen und Vollbringen des Guten,

nach seinem Wohlgefallen, zu wirken vermag. Ist Er ja doch in unserem christlichen Vaterland die einzige Zuflucht, bei der wir Hülfe finden, wie viel mehr ist Er es nicht in jenem Lande der Finsterniß, wo alle Quellen der Wahrheit und des Lebens vertrocknet sind. Wer unter uns die Unentbehrlichkeit der kräftigen Wirkungen des Geistes Gottes zur Bekehrung des Menschen noch nicht klar genug zu erkennen gelernt hat, der entschließe sich nur, als ein Verkündiger des Evangeliums unter ein heidnisches Volk hinein zu treten, und er wird bald von seinem Irrthum überzeugt werden. Diese Kraft des heil. Geistes ist die einzige Ermunterung, auf welche hin wir es wagen dürfen, in den Gebieten der Finsterniß das Kreuz Jesu Christi aufzurichten. Müßte ich den gesegneten Erfolg meiner Arbeit blos von der Wirksamkeit erwarten, welche in den angewendeten Mitteln liegt, und von der Macht menschlicher Beredsamkeit, so würde ich nie einen Fuß bewegen, um mit fruchtlosen Versuchen dieser Art die Kraft des Lebens zu verschwenden. Ich kann mich keinen Augenblick darüber wundern, wenn die Kinder dieser Welt zum Voraus der Missionsthätigkeit unserer Tage jeden glücklichen Erfolg absprechen, da sie bei solchem Urtheil nur auf die Werkzeuge und Mittel, welche uns zu diesem Werke dargeboten sind, und nicht auf den allmächtigen Beistand unseres Gottes ihr Auge hinrichten. Aber unser einziger Hoffnungsgrund liegt in der Verheißung des Geistes Gottes, der den angewendeten Mitteln alle erforderliche Kraft beilegt, um die Herzen der Menschen umzuschaffen; und in der Kraft dieser Verheißung ziehen wir in diese Länder der Todesschatten hin. Wie sehr bedürfen wir eben darum Eurer inbrünstigen Fürbitte, daß diese Verheißung Gottes auch an uns und unserm Werke erfüllet werden möge; und wie sehr thut es Noth, daß Ihr hiefür Eure Gebete mit den unsrigen vereiniget. Wünschen wir, daß an unserm Wohnorte eine allgemeine Aufweckung

der Sünder stattfinden möge, so ist es nicht genug, daß der Prediger allein um dieselbige zu Gott bittet. Die ganze Gemeinde der Gläubigen versammelt sich um ihn, um ihre Hände zu Gott aufzuheben, und nicht nur in der stillen Kammer, sondern auch in öffentlichen Gebetsversammlungen gemeinschaftlich seinen Segen zu erflehen. Wir sind nun in den Ländern der Heiden von solchen Häuflein der Gläubigen nicht umringt, die bereitwillig wären, einen Segen Gottes auf unsere Arbeit herabzuflehen. Und sollen wir da allein beten? Will keiner mit uns seine Hände zu Gott empor heben? Wir sehen uns nach Euch um, meine Brüder. Bei dem Gebete kommt es ja auf die Entfernung nicht an, und wenn Ihr für uns zu Gott flehet, so ist es, als ob Ihr bei uns zugegen wäret, und wir, umringt von einem Streiterhaufen, in die Kriege des HErrn hinausziehen. Flehet daher, daß der Geist des HErrn den ausgestreuten Samen auf dem Brachacker der Welt lebendig mache, und Er wird seinen Segen von unserer Arbeit nicht zurückhalten.

Häufig wird an den Missionar die Frage gemacht: was hat deine Arbeit unter den Heiden ausgerichtet? Ich möchte immer, ehe eine Antwort gegeben werden kann, die Vorfrage an den Fragenden machen: Wie viel und wie inbrünstig hast du für unsere Arbeit gebetet? Sobald nur die Missionarien in der Anwendung der Mittel die Treue üben, welche der HErr von ihnen fordert, sobald wird das Missionswerk in demselben Grade gelingen, als die Fürbitte allgemein und kräftig ist, welche im Vaterlande von den Gläubigen für ihre Arbeit vor dem Throne der Gnade niedergelegt wird. Bleibt unsere Missionsarbeit im Heidenlande fruchtlos, so dürfte der Grund hievon eben sowohl in einem Versehen der Gläubigen im Vaterlande, als in den Missionarien gefunden werden. Da das Gedeihen des Missionswerkes im Auslande auch von Eurem Gebete abhängt, meine Brüder, so liegt in dieser Hinsicht eine

Verantwortlichkeit auf Euch, deren sich der Einzelne vielleicht nicht klar genug bewußt ist. Hättet Ihr zu Gott gefleht, wie das Wort des HErrn gebietet, wer von uns kann sagen: wie viele Tausende der Heiden mehr von dem Irrthum ihrer Wege zur Gemeinde Jesu Christi hinzugeführt worden wären?

IV.) Auch fehlt es nicht an Gründen, Euch zu solchem Gebete zu ermuntern. Die Hindernisse, mit welchen wir zu kämpfen haben, sind unstreitig groß; aber hat nicht in den alten Tagen der Christenglaube gerade in den gleichen Ländern Hindernisse besiegt, welche nicht minder groß waren, als die unsrigen sind? Waren die Vorurtheile, mit welchen einst der Apostel Paulus dort im Kampfe lag, geringer und weniger hartnäckig, als sie es in unsern Tagen sind? Wohin er immer kam, da behandelten ihn gewöhnlich die Juden als den Verbreiter eines verderblichen Irrglaubens, der, wie sie wähnten, ihrer väterlichen Religion widersprach. Die heidnischen Götzendiener pflegten die Lehre, die er vortrug, als eine verächtliche Thorheit anzusehen. Die Handwerker zu Ephesus stießen ihn hinaus, und die Weltweisen zu Athen spotteten sein. Kein Bote Christi in unsern Tagen vermag auf seiner Laufbahn ein solches Verzeichniß von Gefahren aufzuzählen, wie sie der Apostel Paulus von den Widersachern des Christenthums erduldete, und wie er sie uns in seinen hinterlassenen Sendschreiben geschildert hat. Wie oft ward er nicht von den Obrigkeiten in das Gefängniß geworfen, oder von dem Volke mit Steinwürfen begrüßt! Sein einziger menschlicher Schutz war das römische Bürgerrecht, aber alles, was ihm dieses zu reichen vermochte, bestand darin, daß er sich auf das Gericht des Kaisers berufen konnte, und dieß war ein heidnischer Gerichtshof, von dem er am Ende zum Blutzeugentode verurtheilt wurde. Die Gefahren der Missionen in unsern Tagen halten auf keinerlei

Weise eine Vergleichung aus mit den Kämpfen und Mühseligkeiten und Todesnöthen jener ersten ehrwürdigen Herolde des Evangeliums, welche allenthalben das Sterben des HErrn Jesu an ihrem Leibe getragen haben. Wie selten ist es doch der Fall, daß die Missionarien in unsern Tagen ins Gefängniß geworfen, oder zum Tode verurtheilt werden! In den Tagen der Apostel lag das Scepter der Welt in den Händen heidnischer Fürsten, jetzt ist die Macht christlicher Völker vorherrschend auf der ganzen Erde geworden. Dennoch wurden alle Hindernisse, welche sich der Arbeit jener ersten Herolde des Heiles in den Weg legten, durch die mächtige Kraft der göttlichen Gnade besiegt. Dieselbe Macht Gottes ist auch uns zum Schutz und zur Hülfe verheißen, wofern wir nur die Mittel gebrauchen, welche der HErr für die Ausbreitung seines Reiches unter den Völkern der Erde in unsere Hände gelegt hat.

Der Anwendung dieser Mittel liegt in Syrien kein wesentliches Hinderniß im Wege. Laßt mich Euch nur in wenigen Worten die Arbeiten der Missionarien zu Beyrut beschreiben, als ich bald nach dem Anfang ihrer dortigen Niederlassung im Jahr 1827 zu ihnen nach Syrien kam.

Auf eigentliches Predigen vor regelmäßigen Versammlungen wurde vorerst von ihnen Verzicht geleistet. Zwar hätten wahrscheinlich Versammlungen dieser Art zur Predigt des göttlichen Wortes zusammen gebracht werden können, und wirklich hatten auch nicht lange zuvor die beiden Missionarien Fisk und King mit der öffentlichen Predigt den Versuch gemacht. Aber die kirchlichen Verhältnisse der im Lande umherwohnenden Christengemeinden waren so beschaffen, daß wir es für zweckmäßiger erachten mußten, einen weniger in die Augen fallenden, aber vielleicht eben so wirksamen und schriftgemäßen Weg einzuschlagen, um den Herzen der Einwohner nahe zu kommen. Sie besuchten uns in unserer Wohnung, und so weit uns der Weg offen

stand, besuchten auch wir sie in ihren Hütten, und waren darauf bedacht, durch freundlichen Umgang und Privatunterhaltungen sie zu belehren; eine Unterrichtsweise, welche uns den eigenthümlichen Vortheil darbot, ihre Vorurtheile und Irrthümer in den innersten Schleichwinkeln aufzusuchen, und die Mittheilung der evangelischen Wahrheit nach der Fassungskraft und dem besondern Bedürfnisse jedes Einzelnen einzurichten. Dieß war die gewöhnliche Weise, welche unser Heiland einzuschlagen pflegte, als Er als Lehrer der Gerechtigkeit unter seinem Volke umherwandelte, um ein Licht unter demselben anzuzünden. Auch jetzt noch, wie in seinen Tagen, sind die Gewohnheiten des Volks für solche Unterrichtsweise vorzugsweise günstig. Vielleicht jetzt würde es in Syrien mehr auffallen, als es damals der Fall war, wenn große Menschenhaufen um einen reisenden Prediger sich sammeln, und ihm von einer Stelle zur andern nachfolgen sollten. Indeß wird die Zeit von ihnen so wenig angeschlagen, daß sie immer Muße genug zu haben scheinen, manche Stunde bei uns zuzubringen, obgleich meist nur die Neugierde sie dazu antreibt. Auch verging kaum ein halber Tag, daß wir nicht von einigen derselben besucht wurden, und unter den Besuchenden waren bisweilen Leute, die aus weiter Entfernung hergekommen waren. Dabei war es keineswegs schwer, sie auf religiöse Unterhaltungen hinzulenken. Vielmehr waren sie immer bereit, über ihre eigene Religionsweise sich gegen uns auszusprechen. Freilich konnten wir ihnen den Gang der Unterhaltung nur selten überlassen, weil ihre Neigung, viel zu reden und viel zu fragen, ihre Aufmerksamkeit gar bald auf unnütze Dinge ablenkte. Aber wir konnten diese Geneigtheit doch als ein Mittel gebrauchen, um für die Grundlehren des Evangeliums ihre Aufmerksamkeit zu gewinnen. Ein großer Theil derer, welche auf Besuch zu uns kamen, waren wirklich lernbegierige Leute,

welche an nützlicher Unterhaltung Freude hatten. Unter ihnen befanden sich mehrere, welche aus Schaam oder Furcht, in unserer Wohnung gesehen zu werden, so wie einst Nikodemus, bei Nacht ihren Besuch bei uns machten. Wir hatten hiezu eine eigene, still gelegene Wohnung eingerichtet, in die man leicht kommen konnte, ohne viel von andern bemerkt zu werden. Bisweilen geschah es auch, daß Leute, die aus einiger Entfernung herbeikamen, um die Mitternachtsstunde bei uns einsprachen.

Unsere Hausandacht bot eine weitere Gelegenheit dar, Religionsunterricht unter dem Volke zu verbreiten. Unter den Bewohnern Syriens ist die Hausandacht eine ganz unbekannte Sache. Allein bald fanden sie Geschmack an unserer Gewohnheit, uns des Morgens und des Abends mit einander aus dem Worte Gottes zu erbauen; und da auch die Gebete dabei in arabischer Sprache gehalten wurden, so pflegten immer mehrere unserer Hausandacht beizuwohnen; und dieß brachte uns auf den Gedanken, sie als ein weiteres Mittel unserer Missionsthätigkeit zu gebrauchen. Es wurde deßhalb in der Wohnung unseres Freundes, des Herrn Goodells, jeden Abend die Thüre zur Familienandacht weit aufgethan; ein jeder, der herbei kam, bekam ein Neues Testament in die Hand, und alle Anwesenden wurden aufgefordert, einer nach dem andern, einen Vers vorzulesen. Sämmtliche Missionarien waren dabei zugegen, und einer um den andern machte über das Vorgelesene seine kurze, auf das Leben angewendete Bemerkung. Wer sodann eine Frage zu machen, oder ein Wort zu sagen hatte, der wurde eingeladen, dieß zu thun. Die Folge davon war, daß jeden Abend eine nicht selten sehr interessante religiöse Unterhaltung sich entspann, die oft sehr lebhaft wurde. Das Gebet eines Missionars schloß nun die Abenderbauung, und die Leute zerstreuten sich, indem sie manche neue Wahrheit in ihrer Seele mit sich nach Hause trugen.

Am Sonntage wurden zu festgesetzten Stunden zwei Versammlungen gehalten, denen mehr die Gestalt eines öffentlichen Gottesdienstes gegeben wurde, und bei denen es uns hauptsächlich darum zu thun war, unsere Zuhörer tiefer in die Erkenntniß des Wortes Gottes hineinzuführen. In einer derselben wurde ein Kapitel vorgelesen, der Inhalt desselben auf eine einfache Weise ausgelegt, und auf das Leben derer, die zugegen waren, angewendet; in der andern war die Unterhaltung frei, und jeglichem ward gestattet, wenn er eine Frage zu machen, einen Zweifel vorzutragen, oder irgend etwas, was seinem Herzen wichtig war, mitzutheilen hatte, dieß zu thun, und die Missionarien waren bereit, über den vorgelegten Gegenstand ihre Ansicht auszusprechen, ihn aus dem Worte Gottes zu erläutern, und für das Leben, so wie für die Erkenntniß fruchtbar zu machen.

Versammlungen dieser Art boten nicht selten einen wahrhaft erquicklichen Anblick dar. Die Schriftworte finden hier eine so unmittelbare Anwendbarkeit, wie dieß bei uns nicht immer in dem gleichen Grade der Fall ist. Es sind bekannte Gegenden, bekannte Orte, bekannte Volksgebräuche, welche die heiligen Schriften darstellen, und in denen ein jeder sein eigenes Vaterland und sein Volk wieder findet; der pharisäische Sinn und die vielfachen sündhaften Gestalten, gegen welche die Schrift sich auf eine so ernste und bezeichnungsvolle Weise ausspricht, sind noch immer vorherrschend, und ihre Gestalten haben sich nur wenig geändert; die Lehren des Evangeliums, wie sie auf jeder Seite desselben angetroffen werden, begegnen hier Schritt vor Schritt den gleichen Irrthümern und sittlichen Ausartungen, welche heute noch, wie ehemals, die Grundzüge im Charakter und Leben dieses Volkes bilden. Das Zusammentreffende zwischen dem Schriftinhalte und dem Volksleben ist so in die Augen fallend, daß einer meiner Brüder oft zu sagen pflegte, er habe vergleichungs-

weise vom Sinn und dem Nachdruck der heil. Schriften nur wenig verstanden, bis er nach Syrien gekommen sey, und hier seine Bibel wieder gelesen habe. Es war in hohem Grade merkwürdig, wie das Wort Gottes, dieses zweischneidige Schwert des Geistes, nach allen Richtungen hin die Gemüther traf, um die vielseitigen Gestalten einer falschen Lehre in ihrer Blöße darzustellen. Unter den Streichen desselben wogte manches Gemüth von bitterem Unwillen auf, der nicht früher Ruhe fand, bis er seinen heftigen Groll entweder über das Wort der Wahrheit selbst ausgegossen, oder den Versuch gemacht hatte, auf die Missionarien, welche das Wort erklärten, die gleichen Vorwürfe des Irrthums und schriftwidriger Handlungsweise zurückzuwälzen. Andere bequemten sich nach langem Widerstande zu hartnäckigem Stillschweigen, oder sie brachen auf, und wandelten nicht weiter mit uns. Noch andere, deren Herz die Ueberzeugung der Wahrheit gebeugt hatte, traten jetzt unter dem Volke auf, und nahmen die Vertheidigung des Wortes gegen die erbitterten Widersacher auf sich.

Es liegt in der Gemüthsart des Arabers ein eigenthümlicher Zug, welcher Uebungen dieser Art noch einen eigenthümlichen Reiz verleiht. Munter und sinnreich in ihrem Wesen, weiß seine fruchtbare Erfindungsgabe immer einen neuen Gedanken und eine neue Ansicht über einzelne Schriftstellen hervorzubringen, welche die Unterhaltung lebhaft macht, und bisweilen die Urtheilskraft des Missionars nicht wenig auf die Probe setzt. Mit einem, obgleich gezügelten Anstrich von Ungestüm, wie es sich von Ismaels Nachkömmlingen erwarten läßt, läßt er sich gerne mit viel Freimüthigkeit in jede Unterhaltung ein, und legt eine so behagliche Wißbegierde zu Tage, wie ich sie nicht leicht bei einem andern Volke in diesen Ländern angetroffen habe.

Noch weiter muß bemerkt werden, daß, während der Zeit meines Aufenthaltes in Beyrut, in vielen

Gemüthern dieses Volkes sichtbar eine Arbeit des heil. Geistes wahrzunehmen war. Bei einigen legte sich dieser höhere Einfluß dadurch zu Tage, daß sie mit großer Begierde der Wahrheit des Evangeliums Ohr und Herz aufschlossen, indeß in dem Leben Anderer die lieblichen Früchte zum Vorschein kamen, welche Gottes Geist in ihre Herzen gepflanzt hatte. Jener treue und unvergeßliche Blutzeuge, Assaad Schiddiak, war kaum zu einem regen Leben aus Gott aufgewacht, so wurde er bald ins Gefängniß geworfen. Seine Bekehrung erregte eine so allgemeine Bewunderung unter dem Volke, daß, gleich einem Trompetenschalle, der Ruf von unserer Arbeit durch das Land zog, und nah und fern die Aufmerksamkeit des ganzen Volkes auf dieselbe hingelenkt wurde. Es war nicht selten der Fall, daß aus weiter Entfernung her Leute herbei kamen, um unsern Versammlungen beizuwohnen.

Die Erziehung der Jugend bildete einen weitern Zweig unserer Missionsarbeit in Syrien. Solche Hülfe thut in hohem Grade Noth. Ihrer Schulen sind nur wenige, und diese werden schlecht geführt. Die in denselben angestellten Lehrer waren Leute, denen, außer dem Geschick den Stecken zu führen, jede andere Tüchtigkeit zum Unterrichte gebrach. Auch fehlte es durchgängig an Schulbüchern, um die Kinder auch nur in den Elementen des Lesens zu unterrichten. So lange ich im Lande war, ist mir weder ein Rechenbuch noch eine Erdbeschreibung in arabischer Sprache zu Gesicht gekommen. Nicht einmal ein Buchstabierbuch war vorhanden, bis ein solches von den Missionarien gedruckt wurde. Die Lehrer verstanden sich nicht einmal darauf, die Sylben abzutheilen, sondern die Wörter mußten auf einmal gelesen werden. Bei solcher Unterrichtsweise wurden nur wenige Knaben so weit gebracht, daß sie ein wenig lesen lernten. Von dem weiblichen Geschlecht war nur gar die Rede nicht. Von einem einzigen Mädchen hörte ich, die das Neue Testament lesen

konnte, und dadurch allgemeines Aufsehen erregte. Ein gleiches Beispiel mochte wohl in jenen Tagen selten weiter im ganzen türkischen Reiche angetroffen werden. Natürlich war unter solchen Umständen der Weg der Missionarien zu einem so unwissenden Volke von allen Seiten verriegelt. Da sie sich bei dem lauten Widerspruche, welchen die Priester desselben gegen ihren Religionsunterricht erhoben, auf das geschriebene Wort Gottes nicht berufen konnten, so war es ganz natürlich, daß die Einwohner, statt den Fremdlingen Glauben zu schenken, sich den geistlichen Führern unbedingt anvertrauten, denen sie bisher blinden Gehorsam geleistet hatten. Um diesem Mangel abzuhelfen, fingen nun die Missionarien an, Schulen unter dem Volke einzuführen; und noch ehe ich zu Beyrut ankam, waren deren bereits vierzehn aufgerichtet, die eine Schülerzahl von 700—800 Kindern in sich faßten, unter denen sich etwa 150 Mädchen befanden. Um besonders den Mädchenschulen aufzuhelfen, erhielten die Lehrer derselben einen größern Gehalt, um sie desto williger zu machen, die Mädchen zum Unterrichte herbeizulocken. Diese Schulen wurden jetzt von den Missionarien fleißig besucht, und hier fanden sie die willkommensten Arbeitsstätten, um die Erkenntniß der seligmachenden Wahrheit des Evangeliums unter der Jugend auszubreiten. Die Lehrer dieser Schulen waren ein hauptsächlicher Gegenstand der Missionspflege, und sie wurden oft in unserm Hause zusammen gerufen, um Unterricht zu empfangen, und besonders mit den Heilswahrheiten des Christenthums gründlicher bekannt zu werden. Der Unterricht des weiblichen Geschlechtes war ein hauptsächlicher Gegenstand der Aufmerksamkeit. Bei der großen Unwissenheit desselben hatte in seiner Mitte der herrschende Aberglaube seine stärksten Bollwerke aufgerichtet. Da das weibliche Geschlecht in den türkischen Staaten ungleich eifriger als das männliche an den Gebräuchen der väterlichen Religion hangt, und sklavisch den

Priestern sich hingibt, so steht der Einfluß desselben der Forschbegierde der Männer überall im Wege, und kettet die Kinder gewaltsam an das eiserne Joch, das der Muhamedanismus seinen Anhängern auflegt. Es wird dem Baume des Aberglaubens die Axt an die Wurzel gelegt, sobald es nur einmal unter Gottes Beistand den Missionarien gelingt, einen Grad von Bildung unter dem weiblichen Geschlechte zu verbreiten.

In diese durch unsere Schulen umgeschaffene Lesewelt wurden jetzt zweckmäßige Unterrichts- und christliche Religionsbücher eingeführt, und in derselben in Umlauf gesetzt. Die brittische Bibelgesellschaft gab das Wort Gottes in der arabischen Sprache zum Vertheilen her, und die Buchdruckerpresse der kirchlichen Missionsgesellschaft auf der Insel Malta versah uns in derselben Sprache mit tauglichen Schulbüchern und andern christlichen Unterrichtsschriften. Indeß ist erst ein kleiner Anfang in diesem Zweige der Missionsarbeit gemacht, da unsere eigene Buchdruckerpresse zu Beyrut mit dem Druck arabischer Schriften bis jetzt,noch keinen Anfang gemacht hat. Bei meiner Rückkehr wird es dort einen Theil meines Geschäftes ausmachen, die Presse in Bewegung zu setzen, um immer genügende Vorräthe arabischer Schriften zur Vertheilung bei der Hand zu haben. Der Schritt ist freilich noch immer gewagt, aber die Vorsehung unseres Gottes scheint den Weg dazu geöffnet zu haben, und wir dürfen hoffen, daß sein Wohlgefallen auf dieser Arbeit ruhet.

Die Verbreitung von Büchern betrachten wir als einen wichtigen Bestandtheil unseres Missionsgeschäftes. Man hat bisweilen gehofft, daß bei den Missionen unserer Tage die Lieferungen der Buchdruckerpresse die wundervolle Sprachengabe ersetze, wodurch das Ausbreitungswerk des Christenthums in dem apostolischen Zeitalter ausgezeichnet war. In einer gewissen Hinsicht leistet wirklich die Buchdruckerpresse diesen Vortheil. Sie verschafft nämlich dem Missionar eine Art

von Allgegenwart, indem sie ihn in den Stand setzt, durch die Vertheilung von Büchern an vielen Orten auf einmal, und zwar nicht selten an Stellen das Evangelium Christi zu verkündigen, wohin seine Stimme nicht zu dringen vermag. Ihr Einfluß wird indeß in unsern Tagen noch durch den Umstand beschränkt, daß bei weitem die größte Masse von den Bewohnern der Erde noch nicht lesen gelernt hat. Um dieses Hinderniß zu heben, mußte in die Missionsthätigkeit unserer Tage ein Bestandtheil aufgenommen werden, welcher in dem apostolischen Zeitalter nicht Statt fand; und dieser besteht in der Einführung von Schulen unter den unwissenden Völkern der Erde. Schulen haben nun freilich die Apostel in ihren Tagen nicht aufgerichtet, denn die Wirksamkeit des außerordentlichen Mittels der Sprachengabe machte das Bedürfniß des Lesenlernens minder nothwendig. Dieß ist indeß in unsern Tagen überall der Fall, wo das Christenthum unter einem Volke gepflanzt werden soll, und die Schulen sind die unentbehrlichen Begleiter der evangelischen Missionsthätigkeit geworden, theils um durch Leseunterricht die Erwachsenen in den Stand zu setzen, ihre Bekanntschaft mit den Heilslehren des Evangeliums selbst aus dem Worte Gottes zu schöpfen, theils aber auch, um in den zarten Herzen der Jugend schon frühzeitig den Samen der göttlichen Wahrheit auszustreuen.

Indeß reicht es keineswegs zu, daß nur Bücher gedruckt, und die Bewohner eines Landes in den Stand gesetzt werden, dieselben lesen zu können. Die Mission muß auch ihre tauglichen Gehülfen haben, welche mit Verstand und Umsicht diese Schriften unter das Volk bringen. Wollten wir blos eine große Masse von Büchern ohne Unterschied unter ein Volk hineinwerfen, das dem Evangelium noch ganz entfremdet ist, so wäre dieß ein unnützer Aufwand, nicht blos an Geldmitteln, sondern auch an Wahrheit; denn in solchem Falle würden die Bücher mit Füßen getreten. Wir haben den

Versuch gemacht, und in der Erfahrung gefunden, daß die Verbreitung von Büchern nur so weit von Nutzen ist, als die Missionarien einen gewissen Grad von Aufsicht über das Lesen und Benützen derselben ausüben können. Die Bücher müssen denen in die Hand gegeben werden, die sie lesen können und wollen, sonst sind sie hinausgeworfenes Papier. Aber um sie auf solche zweckmäßige Weise zu verbreiten, sind verständige und zuverläßige Gehülfen erforderlich. Solche Gehülfen konnten wir bis jetzt nicht unter den Einwohnern antreffen, und deßhalb müssen Missionarien zu solchem Werke bestellt werden. Auch bestand das einzige Hinderniß, das bis jetzt den Einfluß unserer Druckerpresse beschränkte, blos darin, daß es uns bisher an Mitarbeitern fehlte, denen wir die Verbreitung unserer Schriften mit Zuversicht anvertrauen konnten. Dieß wird, wie ich besorgen muß, in jedem andern Lande der Fall seyn, wo an der Pflanzung der Kirche Christi gearbeitet wird. Je mehr die Bibel und christliche Schriften gedruckt werden, desto mehr Missionarien sind erforderlich, um sie auszubreiten. Nur auf diese Weise kann die Druckerpresse ein gesegnetes Werkzeug werden, um das Missionswerk zu unterstützen und zu fördern. Ihre Wirksamkeit hingegen muß gänzlich fehl schlagen, sobald man die Vertheilung von christlichen Schriften als das Missionswerk selbst, und nicht als ein bloßes Hülfsmittel betrachten wollte, dem der lebendige Einfluß und die persönliche Anregungskraft des Boten Christi zur Seite gehen muß.

Dieß sind einige der Wege und Mittel, durch welche unsere Missionsthätigkeit in Syrien die seligmachende Kraft der evangelischen Wahrheit den Herzen der Einwohner nahe zu bringen versuchte. Und auch diese Mittel, wie ermunternd sind sie nicht für jeglichen unter Euch, um für das Gedeihen derselben zu Gott zu flehen. Hat uns doch das Evangelium Christi selbst auf ihren Gebrauch hingewiesen, und den reichen

Segen desselben uns zugesagt. Zeigt uns doch die Geschichte der Apostel, daß wir, mitten in einer Welt, die im Argen liegt, von diesen Worten den gewissesten Sieg erwarten dürfen. Mag immerhin die einfache Predigt von Jesu Christo dem Gekreuzigten und seinem Heile als ein geringfügiges und schwaches Mittel betrachtet werden, um die Vorurtheile der Widersacher niederzuschlagen, die Blindheit der Unwissenden zu erleuchten, und die Herzen der Sünder zu erneuern, so ist es doch dasjenige Mittel, das uns das Evangelium vorzeichnet, und das einzige, das uns Gottes Geist selbst in die Hände gelegt hat. In den Tagen des Apostels Paulus gefiel es Gott wohl, durch die thörichte Predigt des Evangeliums selig zu machen alle, welche an dasselbige glaubten, und dieses Wohlgefallen Gottes ruht heute noch auf dem Werke unserer Mission. Um sein großes Beseligungswerk in den Herzen der Menschen aufzurichten, hat es die Weisheit Gottes nicht für gut gefunden, glänzende und überwältigende Mittel seinen Dienern zur Verfügung zu stellen, und an diese Mittel einen immer gleichen Erfolg anzuknüpfen. Vielmehr sollte der Welt auch durch die Art und Weise, wie das Evangelium seine Siege zu erkämpfen pflegt, recht klar und sichtbar werden, daß es nicht Menschenkraft und Menschenklugheit ist, sondern allein die Macht Gottes, die dieses alles ausrichtet. Dieses Wort der Wahrheit, das wir verkündigen, ist das einfache Werkzeug in der Hand des göttlichen Geistes, um die verhärteten Herzen der Sünder zu durchbrechen, und wo immer diese Wahrheit dem Herzen des Menschen nahe gebracht wird, da beginnt der Geist des HErrn seine göttliche Wirksamkeit zu äußern, und alle Knechte Christi, die sich beim Gebrauche desselben auf diese allmächtige Kraft verlassen, finden in den Zeugnissen der Schrift, und in ihrer eigenen Erfahrung Ermunterung genug, um getrost ihre Streiterbahn weiter zu ziehen.

Hätten wir freilich den heiligen Sinn und die Treue, welche die Apostel Jesu Christi in ihrem Missionsberufe übten, ich weiß nicht, warum wir nicht einen eben so raschen Erfolg von unsern Arbeiten erwarten dürften, wie der Erfolg war, welcher ihre Arbeiten gekrönt hat. Leider aber ermangeln uns noch gar sehr diese apostolischen Eigenschaften, obgleich wir sie haben könnten und haben sollten. Aber immer noch verleiht das so beschränkte Maaß von Geistesgaben, mit dem wir uns nur allzu leicht befriedigen, unserm Unterrichte unter den Eingebornen ein merkliches Gewicht. Das Volk, unter welchem wir leben, ist mit jedem andern Beweggrunde, der nicht irdisch und selbstsüchtig wäre, so gänzlich unbekannt, und so allgemein gewohnt, jeder Versicherung des Andern zu mißtrauen, daß die Lehre, welche wir ihnen verkündigen, und die lautere Absicht der Liebe, welche uns in ihre Mitte führt, demselben anfänglich als ein bloßes Mährchen erscheint, womit wir sie hintergehen wollen. Werden sie aber am Ende überzeugt, daß wir es bei unserer Arbeit ehrlich meynen — und solche Ueberzeugung wird uns jetzt von allen bereitwillig zugestanden — und wird es ihnen klar, daß sich bei uns keine schlechte Beweggründe bei unserm Wohlthun entdecken lassen, so sehen sie sich genöthigt, unserem religiösen Glauben eine Kraft zuzuschreiben, welche der ihrige nicht hat, und unser Unterricht fängt an, sich ihrem Herzen und Gewissen zu empfehlen.

Es fehlte unserer Arbeit zum Preise Gottes keineswegs an ermunternden Beispielen, in welchen wir den Einfluß des lebendigen Christensinnes erkennen durften. Als nach der Schlacht von Navarino Missionar Goodell auf dem Gebirge Libanon sich aufhielt, suchte ein arabischer Priester seine Bekanntschaft auf. Einige Wochen später kam der gleiche Priester bei Nacht auch zu mir auf Besuch, und bat mich um ein schleuniges Arzneimittel gegen das verzehrende Gift, das ihm einer

seiner Widersacher gereicht hatte. Da er seinen schnellen Tod vor sich sah, so war seine geängstete Seele um sein Leben und seine armen Kinder bekümmert, die er in der Welt zurück ließ. Er flehte zu Gott, daß Er sich seiner armen Seele erbarmen wolle, und seine Kinder übergab er unserm Freunde Goodell. Er nähre sie, sprach er, und unterrichte sie in seiner Religion; er ist ein frommer Mann, er wird als Vater für sie sorgen, und sie werden ihn als Kinder ehren. Die Verwandten des Priesters saßen an seinem Sterbelager, und der Missionar, obgleich man ihn nicht kannte, ward von ihnen ersucht, für diese Kleinen Sorge zu tragen, denn sein Charakter hatte ihr Zutrauen gewonnen. — An meinem syrischen Lehrer wurde es offenbar, welch einen Einfluß das Sterben des Christen zu äußern vermag. Unser unvergeßlicher Freund, Missionar Fisk, ging zu Beyrut im heitern Glauben an den HErrn aus dieser Zeit. Während seines Krankenlagers hatten ihn häufig seine syrischen Freunde besucht, und seiner gottseligen Unterhaltung zugehört. Der Auftritt war ihnen neu. Mit ruhiger Ergebung in Gottes Willen sterben zu können, war das höchste, was sie von der Religion erwarteten. Aber daß man im lebendigen Glauben an Christum freudig sterben könne, das hatten sie nicht einmal geträumt; und als sie dieses hohe Wonnegefühl in unserm Freunde Fisk sahen, so durchdrang die Ueberzeugung ihre Seele, daß seine Religion einen Vorzug haben müsse, den sie bis jetzt an ihrem Glauben nie wahrgenommen hatten. Dieser Eindruck ward in dem Herzen eines jungen Mannes so lebendig, daß er gründlich zu Christo bekehrt wurde, und ich hatte die Freude, ihn stets als einen christlichen Bruder zu lieben. Wenn nun schon der unvollkommene Christensinn des Missionars in unsern Tagen so herrliche Wirkungen erzeugt, was würde er nicht ausrichten, wenn wir wie die Apostel zum vollkommenen Mannesalter in Christo heranreifen würden! Daß wir die-

ses schöne Ziel erreichen mögen, dafür haben wir von Anfang an Euch zur inbrünstigen Fürbitte aufgefordert.

Flehet aber auch zum HErrn, daß uns der Glaube der Apostel zu Theil werden möge, und daß er nicht blos in unsern, daß er auch in Euern Herzen überfließe. Lasset Euch nimmermehr durch den Gedanken an der Uebung des Gebetes stören, daß eine lange, lange Zeit dazu erfordert werde, bis die Welt zu Christo bekehrt worden ist. Was berechtigt uns, möchte ich Euch fragen, die Dauer dieses Werkes in die Rechnung zu nehmen, sind nicht dem HErrn alle Dinge möglich? und hat Er nicht Weisheit und Kraft genug, um auch durch geringe Mittel große und ausgebreitete Wirkungen in den Herzen der Menschen auszurichten? Unser Heiland sprach von den unbußfertigen Einwohnern der beiden Städte Chorazin und Bethsaida seiner Tage: Wären solche Thaten zu Tyrus und Sidon geschehen, die bei ihnen geschehen sind, sie hätten längst im Sack und in der Asche Buße gethan. Wer von uns vermag zu bestimmen, bis zu welcher Stufe biblischer Erkenntniß der Menschengeist ausgebildet seyn müsse, bis eine wirkliche Bekehrung des Herzens erfolgt? Kann nicht der Geist Gottes auch eine kleine Summe erkannter Wahrheit als Mittel benützen, um das Herz des Menschen zu erneuern? Blicket hin, von welch außerordentlichem Erfolg die Predigt des Apostels Petrus am ersten christlichen Pfingsttage begleitet war. Durch einen kurzen Vortrag wurden bei dreitausend Menschen zu Christo bekehrt, welche aus vielen und entlegenen Ländern hier zusammen gekommen waren, und von denen wohl die Meisten bis auf diese Stunde nichts von Jesu von Nazareth gehöret hatten. Aber wie kam es, daß ein so kurzer Vortrag von einem so plötzlichen und mächtigen Erfolg begleitet war? Der heilige Geist legte seine Gotteskraft auf denselben, und er drang durch die Herzen, und gewann sie für den gekreuzigten Christus, der ihnen verkündigt worden war. Wenn die gleiche

Wirksamkeit desselben allmächtigen Geistes den ersten Posaunenschall des Evangeliums begleitet, so wie er sich von Ohr zu Ohr in den Heidenländern verbreitet, so werden wir bald die Jahre nicht mehr zählen dürfen, welche erforderlich sind, um alle Völker der Erde zu bekehren. Und darf nicht etwas Aehnliches auch heute noch erwartet werden, um den Lauf des Evangeliums durch die Welt zu beflügeln? Derselbige Geist ist ja uns heute noch verheißen, der am ersten Pfingsttage diese Wunder verrichtet hat. Würden wir nur anfangen, so eifrig und glaubensvoll, wie die Apostel thaten, zu beten und zu arbeiten, wer weiß in wie kurzer Zeit die Kraft des Evangeliums die ganze Masse der Weltvölker durchdringen würde! Oder gelten die Gesichte der alten Propheten nicht auch heute noch der Gemeinde der Gläubigen? Sollen nach dem Verheißungswort dem HErrn der Heerschaaren nicht an Einem Tage ganze Völker geboren werden! „Die Inseln harren auf mich, spricht Jehovah (Jes. 60, 9—12.), und die Meerschiffe vorlängst her, daß sie deine Kinder von ferne her bringen, sammt ihrem Silber und Gold, dem Namen des HErrn deines Gottes und dem Heiligen in Israel, der dich herrlich gemacht hat. Deine Thore sollen stets offen stehen; weder Tag noch Nacht zugeschlossen werden, daß der Heiden Macht zu Dir gebracht und ihre Könige herzugeführet werden. Aus dem Kleinsten sollen Tausend werden, und aus dem Geringsten ein mächtiges Volk. Ich, der HErr, will solches zu seiner Zeit eilend ausrichten." Ich habe nun, meine Brüder, das große Erntefeld, das Eure Missionarien in Syrien besetzt haben, die Arbeiten, die wir daselbst verrichten, so wie die Aussichten, die vor uns liegen, vor Euren Augen auseinander gesetzt, und im Hinblick auf sie werdet Ihr wohl alle uns Glück auf unsere Reise wünschen. Ich kann kaum glauben, daß in diesem rührenden Augenblicke irgend ein Herz unter uns ist, das mit Mißbilligung auf unser Unternehmen hinblickt;

ja vielleicht sind einige unter uns, welche sagen werden: warum wollt ihr es euch so sauer werden lassen, in entfernte Länder zu ziehen, um fremden Völkern Gutes zu thun, da doch der Arbeit genug zu Hause noch übrig ist, welche eure christliche Thätigkeit erfordert! Allein lasset mich Euch den mächtigen Unterschied bemerken, welcher zwischen den Ungläubigen in christlichen Ländern, und den Ungläubigen in Heidenländern Statt findet. Den erstern ist ja das Evangelium schon längst verkündigt worden; der Weg des Heils ist ihnen bekannt gemacht; die Kirche hat in den meisten Fällen ihre Pflicht an ihnen geübt; und wollen sie jetzt dennoch zu Grunde gehen, so ist dieß ihre Schuld. Ganz anders verhält sich die Sache unter heidnischen Völkern. Diese kennen den Weg nicht, auf dem sie selig werden sollen, und nach dem gewöhnlichen Gang der Gnadenhaushaltung Gottes, ist so lange ihre Rettung unmöglich und bis jetzt aufgehalten worden durch die strafwürdige Gleichgültigkeit der Kirche, die es versäumt hat, ihnen das Evangelium zu verkündigen. — Wollet Ihr, daß wir zu Hause bleiben, um die Anerbietungen der göttlichen Gnade Menschen aufzudringen, welche dieselbigen wohl schon tausend Mal von sich gestoßen haben, und eine unendlich größere Schaar von solchen ihrem eigenen Elend überlassen, welche darum zu Grunde gehen, weil sie nie Gelegenheit gehabt haben, diese Anerbietungen der Gnade in Empfang zu nehmen?

Wer könnte wohl von uns verlangen, dieß zu thun? Wollen uns etwa die Unbußfertigen selbst, welche unter uns umher wandeln, zurückhalten? Dann mögen sie der Verantwortlichkeit gedenken, welche sie auf diese Weise sich zuziehen. Weil sie im Besitze der Gnadenmittel sind, die ihnen täglich aufs Neue angeboten werden, und die sie bisher schnöde von sich abgewiesen haben, so wollen sie Millionen andere von denselben

zurückhalten, die sie entbehren, und darum dem ewigen Verderben entgegen laufen. Ihr Unglücklichen nehmt den Schlüssel der Erkenntniß hinweg, ihr gehet selber nicht ins Himmelreich hinein, und wollt diejenigen zurückhalten, welche gerne hineingehen möchten! Ihr richtet eure eigenen Seelen zu Grund, und vermehret eure Schuld dadurch, daß ihr noch Millionen andere mit euch in das gleiche Verderben hinabziehen wollet! Es ist ein gerechter Vorwurf, welcher allen unbußfertigen Sündern in den Ländern der Christenwelt ans Gewissen gelegt werden sollte, daß sie das Verderben der Heidenwelt vermehren und vergrößern. Denn woher kommt es, daß bei dem gegenwärtigen Mangel an Verkündigern des Evangeliums so wenige gefunden werden können, welche der Heidenwelt zugesendet werden mögen? Es kommt daher, weil man sie zu Hause braucht, um an der Bekehrung derjenigen zu arbeiten, welche schon lang das Evangelium kennen, und das Heil desselben bis auf diese Stunde noch nicht angenommen haben. Möchten doch alle Unbußfertigen, die mich jetzt hören, dasselbe mit beiden Händen ergreifen, und die Rettung derer nicht länger verhindern, welche aus Mangel an evangelischer Erkenntniß in der Finsterniß schmachten. Welch eine Wonne wäre es für unser Herz, Mitarbeiter der göttlichen Gnade in Euch zu finden! Aber darauf können wir nicht warten; der Ruf derer, welche in den Todesschatten sitzen, fordert uns gebieterisch zu sich, und Ihr könnt uns nicht zurückhalten. Wir müssen an Euch vorübergehen, und weil Ihr selbst Euch des ewigen Lebens unwerth achtet, siehe, so wenden wir uns zu den Heiden. An dem ewigen Verluste eurer Seelen wollen wir darum keine Schuld haben; denn Ihr wißt ja, was der HErr, Euer Gott, von Euch fordert. Sollen wir jetzt ewig von einander Abschied nehmen? Werden wir uns in den Gefilden der seligen Ewigkeit nie wiederfinden? Ach, Gott gebe es, daß durch die allmächtige Kraft seiner Gnade noch

viele von Euch von dem zukünftigen Zorn errettet, und für das herrliche Reich Jesu Christi gewonnen werden möchten.

Unter den erklärten Freunden Christi, welche zugegen sind, wird sich wohl keiner finden, der in seinem Herzen geneigt wäre, ein abmahnendes und abrathendes Wort in dieser Abschiedsstunde zu uns zu reden. Dennoch möchte einer oder der andere unter denselben denken: die Laufbahn, welche ihr betretet, spricht lauter für die menschenfreundlichen Absichten eures Herzens, als für die kluge Berechnung eures Kopfes; denn ein eitler Traum ist eure Hoffnung auf das Gelingen eurer Arbeit. Diese Freunde möchte ich bitten, die Darstellung der Sache, wie ich sie so eben gemacht habe, noch einmal ruhig durchzulaufen. Ich habe mir dabei keine Ideale der Einbildungskraft, keine stürmende Ansprache an Eure Gefühle erlaubt, sondern Euch einfach und klar die Sache, wie sie vor uns liegt, auseinander gesetzt. Beim Kostenüberschlag sind die Aufopferungen und Entbehrungen nicht aus dem Auge gelassen worden. Den Hindernissen, welche dem glücklichen Erfolg unserer Arbeit im Wege stehen, wurde ihr volles Gewicht beigelegt. Auch darauf wurde aufmerksam gemacht, daß die Mittel, an und für sich selbst betrachtet, welche uns zur Erreichung des Zweckes in den Händen liegen, unzureichend zu seyn scheinen. Den einzigen Anker unserer Hoffnung für das Gelingen unserer Arbeit haben wir nur auf die klare Schriftlehre von der allmächtigen Wirksamkeit der göttlichen Gnade gegründet. Ist hier irgend etwas träumerisches, so müßte dieß blos in der Erwartung liegen, daß diese allgenugsame Gnade als Erhörung Eures Gebetes gegeben wird. Allein hier kann über die Schriftlehre von der Wirksamkeit des Gebetes, wenn es ernst ist, kein Zweifel stattfinden. Unsere Berechnungen können nur dann fehlerhaft ausschlagen, wenn Ihr es unterlassen

solltet, Eure inbrünstigen Gebete vor dem Throne Gottes niederzulegen.

Aber ein solches Verfehlen unserer Hoffnung werdet Ihr Euch nicht zu Schulden kommen lassen, meine christlichen Brüder; Ihr werdet den Gedanken nicht ertragen, daß wir um Eurer Nachläßigkeit willen vergeblich arbeiten, vielmehr werdet Ihr unserer glücklichen Erfolge Euch von Herzen freuen. Dann werden die zarten Gefühle christlicher Liebe und Freundschaft uns immer enger verknüpfen, und jeder von uns wird an dem Wohle des Andern seinen freudigen Antheil nehmen. Kann und darf doch keines dieser starken Liebesbande durch unser Scheiden aufgelöset werden. Nur dem Körper, nicht dem Herzen nach, scheiden wir von Euch, und unsere Liebe wird bleiben bis in die Ewigkeit. Wie könnten wir wünschen, daß Ihr unserer, gleich der Todten, vergessen möget, wie weit wir auch im fremden Lande von Euch entfernet sind! Vielmehr dürfen wir hoffen, daß wir oft vor dem Thron der Gnade betend zusammenkommen werden.

Ein wohlthuender Gedanke tritt in meine Seele, während ich dieses letzte Abschiedswort zu Euch rede. Es ist der Gedanke, daß ein großer Schatz des Gebetes bereits für diejenigen, unter welchen wir arbeiten sollen, niedergelegt ist. Sie sind, wie Ihr wisset, die Nachkömmlinge frommer Voreltern. Dürfen wir nicht glauben, daß die Patriarchen, die Propheten, die Blutzeugen und ersten Jünger des Christenthums, welche einst in diesen Ländergebieten gelebt haben, in ihren Tagen für jegliches Geschlecht, das von ihnen abstammen würde, viele Gebete vor Gott niedergelegt haben. Und sollen nicht um der Väter willen die Kinder geliebt, und diese Gebete zu ihrem Heil erhöret werden? Ja, es ist kein leerer Traum, wenn auf unsern künftigen Wanderungen der Gedanke uns erquickt, daß ein Abraham, ein David, ein Jesajas, ein Paulus, daß

die ganze Zeugenwolke der frühesten Nachfolger des Lammes für das Gelingen unseres Werkes zu dem Vater unsers HErrn Jesu Christi flehen. Und wenn wir den Ufern ihres ehrwürdigen Geburtslandes in den künftigen Tagen näher treten, dürfen wir nicht glauben, daß diese verklärten Geister uns an denselbigen bewillkommnen, und uns mit unserem Liebesauftrage segnen werden? Fügt zu ihren Segnungen auch die Eurigen hinzu, dann werden wir einst in den Wohnungen des ewigen Friedens mit Freuden wiederkommen, und unsere Garben mit uns bringen. Und wenn wir dann in glücklichem Gefolge derer, welche uns der HErr als unsere Freude und unsere Krone gegeben hat, ihre ehrwürdigen Stammväter, einen Abraham, Isaak und Jakob und alle Propheten Gottes im Himmelreiche wiederfinden, dann werdet auch Ihr an unserer Freude Antheil nehmen, und wir alle werden bei dem Hochzeitmahle des Lammes uns niedersetzen. Bis zu diesem seligen Wiederfinden, geliebte Freunde, lebet wohl!



Missions-Lied.

Der Brüdergarten auf der malabarischen Küste.

Fern auf Tranquebars Gestade
Unter heißem Sonnenbrand,
Steht ein Garten, reich an Gnade,
Mitten in dem dürren Sand.
Edle Samen,
Fremde Namen
Ruh'n im tiefen Gartenland.

Blumen sind hier nicht zu schauen,
Keine Lilie, kein Jasmin;
Keine Ros' aus Sarons Auen
Sieht der Wand'rer hier erblüh'n.
Süße Träume,
Stille Keime
Harren auf des Frühlings Grün.

Fromme Gärtner sind gezogen
Fernhin über Land und Meer;
Stürmisch schleuderten die Wogen
Oft ihr Schifflein hin und her;
Doch den Garten
Treu zu warten
Ist den Edlen nichts zu schwer.

Andern Samen, als sie denken,
Müssen sie ins tiefe Beet
Unter bitterm Schmerz versenken:
Stille Klage drüber weht.

Aus zwei hellen
Silberquellen
Feuchtet Thau, was sie gesä't.

Also steht der Brüder Garten
In dem ew'gen Sonnenschein;
Und die Gärtner täglich warten
Auf der theuren Saat Gedeih'n.
Nur gestorben,
Nicht verdorben
Sind der schönen Keime Reih'n.

Nun, du edler Gärtner, feuchte
Deine reichbepflanzte Au'.
Und der Strahl der Sonne leuchte
Schimmernd in dem Thränenthau!
Regenbogen ,
Ist gezogen
Goldenroth auf silberblau.

Bald wird Deine Saat erstehen
Aus des Winters langer Nacht;
Reiche Blüthen wirst du sehen
In der schönsten Farbenpracht;
Wenn in hellen
Lichtesquellen
Gottes Morgenglanz erwacht.



Inhalt
des ersten Heftes 1836.

Betrachtungen über den gegenwärtigen sittlich-religiösen und kirchlichen Zustand der orientalischen Christengemeinden, und die Mittel ihrer Wiederbelebung.

(In drei Reden des Herrn Smith.)

Nro. IX. September 1835.

Monatliche Auszüge

aus

dem Briefwechsel und den Berichten

der

brittischen u. ausländischen Bibel-Gesellschaft.

Aus dem dreißigsten Jahresbericht der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft vom Mai 1834.

Hinterindien.

Von Pinang haben die beiden Missionarien Beighton und Dyer unserer Committee berichtet, daß im verflossenen Jahre 263 malayische Bibeln und 552 Testamente in dieser Sprache unter Einwohnern, welche lesen können, verbreitet worden sind. Die Freunde dieser Station beklagen den Hingang eines trefflichen Mitarbeiters des Herrn Prediger Burn zu Singapore, dessen interessante Mittheilungen unserer Committee jeder Zeit willkommen waren.

Malacca. Kurz nach dem vorigen Jahresfeste hatte unsere Committee den wichtigen Inhalt verschiedener Briefe zu berathen, welche Missionar Gützlaff in Hinsicht auf die erweiterten Pforten zur Einführung heiliger Schriften in China ihr zugesendet hatte. Diesem gemäß haben wir unsere Freunde zu Malacca beauftragt, die erforderlichen Zurüstungen zu treffen, um auf Kosten unserer Gesellschaft eine neue Auflage des chinesischen Testamentes von 5000 Exemplaren zu drucken. Eine Antwort auf unsern Brief ist bei uns von

dort noch nicht eingegangen, indeß lauten die Nachrichten, welche von China her uns zukommen, immer im hohen Grade ermunternd. Unsere Freunde zu Malacca fahren fort mit viel Genauigkeit die siamesische Uebersetzung des neuen Testamentes im Druck zu befördern. Sie schreiben uns hierüber Folgendes: „Obgleich zu erwarten ist, daß sich in diesem ersten Uebersetzungsversuche des siamesischen Testamentes mancherlei Unvollkommenheiten einschleichen werden, so möchten wir doch unsern frühern Rath wiederholen, daß der Abdruck des Evangeliums Matthäi als erster Versuch unternommen werden möge. Herr Thomson, Missionar zu Singapore, in dessen Händen das Manuscript der übersetzten Evangelien liegt, hat bereits den Druck des Evangeliums Lucä begonnen. Es wird der Kommittee angenehm seyn zu vernehmen, daß diese Uebersetzung von Eingebornen verschiedener Volksklassen und Bildungsstufen fertig gelesen und wohl verstanden wird, und daß sie die gebildetsten sowohl, als die ungelehrtesten Leser befriedigt."

Von den Aussichten der Mission auf Malacca schreibt Herr Tomlin Folgendes: „Es wird Sie freuen zu hören, daß unsere schwachen Arbeiten vom Herrn gesegnet werden, und daß sein Werk in unsern Händen gedeiht. Die Missions-Schulen unter den Eingebornen, so wie unser Collegium befinden sich in einem blühenden Zustande, und werden unter dem Segen Gottes zu ihrer Zeit viel erfreuliche Früchte tragen. Es befinden sich zu Malacca in 20 Schulen etwa 800 Kinder, Knaben und Mädchen, welche unter christlicher Leitung stehen. Diese alle erwerben nach und nach die Tüchtigkeit und ich darf hoffen, auch die Bereitwilligkeit in ihren verschiedenen Muttersprachen, dem Chinesischen, Malayischen, Chuliah und Portugiesischen die heiligen Schriften zu lesen."

Seit dem letzten Berichte sind zu Singapore 4239 Schriftexemplare meist in tamulischer, malayischer und chinesischer Sprache in Umlauf gesetzt worden.

China.

In der Grenzstadt Canton wird nunmehr regelmäßig eine christliche Monatsschrift: „das chinesische Magazin“ im Druck herausgegeben. Diese Schrift, an deren Herausgabe Herr Dr. Morrison thätiger Mitarbeiter ist, hat im Mai 1832 ihren Anfang genommen. Einige Hefte des Jahres 1833 enthalten Nachrichten über die dritte Reise des Herrn Gützlaff nach den Seeprovinzen China's, welche viel Erfreuliches über die Verbreitung des Wortes Gottes in diesem mächtigen Reiche in sich schließen. (In den beiden ersten Heften des Missions-Magazins von diesem Jahr, sind die Reisen des wackern Gützlaffs nach China ausführlich erzählt worden.)

Seit unserer letzten Jahresfeier hat unsere Committee von dem frommen Mitarbeiter des Herrn Doctor Morisson zu Canton, dem Chinesen Leang afa, ein Schreiben vom 21 Dezember 1833 folgenden Inhaltes erhalten:

„Leang afa entbietet hiemit dem Sekretär der Bibelgesellschaft, Herrn Brantram, seinen ehrerbietigen Gruß.

Die Gläubigen, welche nunmehr das Kirchlein in meinem Hause bilden, belaufen sich über 10 Personen, welche an die Wahrheit der heiligen Schriften glauben und den Vorschriften des Erlösers willig folgen. Zwei dieser Freunde sind Männer von warmem Herzen und lieben den Heiland in hohem Grade. Sie schließen sich von ganzem Herzen jeden Morgen und jeden Abend an mich an, um unsern himmlischen Vater anzubeten, und den Beistand des heiligen Geistes zu erflehen, damit sie die Geheimnisse des Evangeliums verstehen lernen mögen. Jeden Sonntag versammeln sich die andern Gläubigen in meinem Hause, um die Wahrheiten der Schrift erklären zu hören. Diese Freunde sind erfüllt mit Freude, und beten gemeinschaftlich zu dem höchsten Herrn, daß er auf uns herabschauen und uns Frieden und Einigkeit verleihen wolle. Seit dem verflossenen Jahr bis jetzt

war ich stets damit beschäftigt, kleine Büchlein mit Bibelstellen auszufertigen, um mit denselben unter das Volk zu gehen, und den Leuten ihren Inhalt zu erklären und ans Herz zu legen. Alle, welche die Wahrheiten des Evangeliums hörten, horchten mit Freude zu. Da aber nur diejenigen, welche nahe stehen, das verkündigte Wort hören können, so ist es besser, dasselbe gedruckt nah' und ferne auszutheilen, wodurch die Wahrheiten der heiligen Schrift leicht und allgemein verbreitet werden.

Auch Herr Bridgmann und andere Freunde haben zum Druck von kleinen Spruchbüchern gerne beigetragen, und geben mir dieselben reichlich zum Vertheilen, und es macht meinem Herzen große Freude, dieses Werk zu verrichten. Mein einziger Wunsch ist, das Evangelium zu verkündigen, und ich überlasse es dem gnädigen Willen unseres Heilands, ob angenehme oder widrige Schicksale der Erfolg davon seyn mögen. Ich möchte gerne von ganzem Herzen den Vorschriften meines Gottes im Bibelbuche folgen, und dabei mich beruhigen. Steht doch im ersten Brief an die Kor. im 9 Kapitel, dem 15 und 16ten Vers deutlich geschrieben: Denn daß ich das Evangelium predige, darf ich mich nicht rühmen, denn ich muß es thun. Und wehe mir, wenn ich das Evangelium nicht predigte."

Ich darf es nicht wagen, für den Druck der ganzen heiligen Schrift Ihre Liebe anzusprechen, ich bitte Sie nur, Herr Brantram, daß Sie diesen Zeitpunkt der Ruhe benützen und die Gläubigen, die um Sie sind, ermuntern mögen, einzelne Bücher, z. B. die Psalmen, das Evangelium Matthäi, die Apostelgeschichte, den Brief an die Römer, an die Philipper u. s. w. mir drucken zu helfen. Diese Stücke sind vortrefflich geeignet, den Geist und das Herz der Menschen aufzuschliessen. Man drucke von Jedem 1000 Exemplare und ich gehe überall herum, um sie auszutheilen, und so werden

die Nahen und die Fernen die Freudenbotschaft des heiligen Buches vernehmen; und mir ist ja die Gnade unseres Erlösers bekannt, der unsere Sünden versöhnet hat. Es heißt dort 2 Korrinther 9, 9: „Wie geschrieben stehet: Er hat ausgestreuet und gegeben den Armen, seine Gerechtigkeit bleibet ewiglich.“

Möchten doch Alle, alle Kräfte daransetzen, ihre Christenpflicht zu üben, und die Aufrichtigkeit ihrer Liebe zum Erlöser und zu unsern Mitmenschen kund zu thun, welche wir lieben sollen, wie uns selbst. Dieses Jahr hat unser Volk von Wind und Wasser, Regen und Ueberschwemmung große Unglücksfälle erfahren. Die Zahl der Häuser, welche zusammengestürzt, und der Menschen, die im Wasser ertrunken sind, läßt sich gar nicht berechnen. Auch mein Haus wurde von Wind und Regen umgeworfen. Ich hatte kein Geld, um dasselbe wieder aufzubauen, aber Herr Morrison und andere Freunde standen mir bei, daß ich's wieder bauen konnte, damit ich eine Stätte zur Wohnung haben möchte. Ihre Freundlichkeit ist mir ins Herz geschrieben und ich verlange meine ganze Kraft mit der Verbreitung des Wortes Gottes und der Ermahnung meiner Landsleute zu verzehren. In diesem Leben, fürchte ich, werde ich das Angesicht des verehrten Vorstehers der Bibelgesellschaft nicht sehen dürfen, und ich kann nur die Feder gebrauchen, um Ihnen die Wünsche meines Herzens auszudrücken. Aber in der zukünftigen Welt werden unsere Seelen und unsere geistlichen Körper vor dem Richterstuhle des Erlösers sich begegnen, und sich mit einander freuen, Ihm unserm Gott und Herrn durch alle Ewigkeiten hindurch unsere Lobopfer darzubringen. Die Gläubigen in dem Kirchlein in meinem Hause geben mir auf, Sie zu grüßen und Ihnen Wohlsein und Frieden zu wünschen.“

(Wir haben in einem der letzten Blätter unseres Heidenboten (N°. 19) aus einem neuern Briefe des wackern Leang afa die schmerzhafte Nachricht mitgetheilt, daß das kleine Häuflein der Gläubigen zu Canton durch eine Verfolgung zerstreut und Leang afa selbst genöthigt wurde, mit seiner Familie einstweilen seine Zuflucht nach der Insel Singapore zu nehmen. Die Verfolgung hat sich durch die Vermittlung der dortigen Missionarien zwar wieder gelegt, aber über den weitern Gang der Dinge sind uns noch keine Nachrichten bekannt geworden.)

Unsere Committee freut sich über China, noch weitere Nachrichten mittheilen zu können. Herr Swan, ein Missionar der Londner Missionsgesellschaft unter den Mongolen in Siberien, hat die Aufmerksamkeit unserer Committee auf eine geschriebene Uebersetzung beinahe sämmtlicher Bücher des alten Testamentes in der Mantschu-Sprache hingelenkt, welche zu Pekög verfertigt, und kürzlich nach Petersburg gebracht wurde. Herr Swan und andere Freunde in dieser Stadt hielten es für zweckmäßig, sich eine Abschrift von diesem Manuscript zu verschaffen, an welcher derselbe seit einiger Zeit mit unserer vollen Genehmigung gearbeitet hat. Diese Abschrift ist nun fertig geworden und ein Theil derselben liegt bereits in unsern Händen. Der Bericht, den unsere Committee über den Werth dieser Uebersetzung von Sachverständigen einholte, lautet sehr befriedigend. Ueber den Druck des Ganzen ist noch kein Beschluß gefaßt, aber dieser wichtige Gegenstand wird noch weiter berathen werden. Schon längst befindet sich unsere Gesellschaft im Besitz des Neuen Testamentes in der Mantschu-Sprache, und vom Uebersetzer derselben, Herrn Lipoffzoff zu Petersburg, wurde der Druck des Evangeliums Matthäi auf Kosten unserer Gesellschaft veranstaltet, und einzelne Exemplare dieser Auf-

lage wurden an verschiedene Orte zum Vertheilen ausgesendet. Eines derselben hat Herr Gützlaff auf seiner Reise in China angetroffen. Der ganze übrige Vorrath wurde in der fürchterlichen Ueberschwemmung zerstört, welche die Stadt Petersburg im Winter 1824 heimsuchte. Da nun die Aufmerksamkeit unserer Committe auf's Neue auf diese Sprache hingelenkt wurde, so war es ihr darum zu thun, einen tüchtigen Mann für den Druck und die Korrectur dieses Werkes aufzusuchen. Herr Borrow von Norwich hat sich uns hiezu angeboten, der sich mit der Mantschu-Sprache bekannt gemacht hat, und wir haben ihn nach Petersburg gesendet, um seine Bekanntschaft mit dieser Sprache zu erweitern und zu vollenden. Derselbe hat nun den Druck des Neuen Testamentes in der Mantschu-Sprache zu Petersburg bereits begonnen.

Die dritte Hauptsprache, welche in China gesprochen wird, ist die Mongolische. Schon früher wurde das Neue Testament von der russischen Bibelgesellschaft in dieser Sprache gedruckt, und theilweise ausgebreitet. Im Laufe des verflossenen Jahres haben die Vorsteher der Londner Missionsgesellschaft unsere Committee benachrichtigt, daß ihre Missionarien nach zehnjähriger Arbeit auch die Uebersetzung des alten Testamentes vollendet haben, und dieselbe um die Uebernahme der Druckkosten für eine Auflage von 1000 Exemplarien ersucht, welche zu Silenginsk gedruckt werden soll. Unsere Committee hat die erforderlichen Kosten für die Ausarbeitung dieser Uebersetzung und den Druck derselben zu bezahlen beschlossen.

Diese neuen Quellen christlicher Erkenntniß, welche für die Völker China's im Laufe des verflossenen Jahres eröffnet wurden, verbunden mit den verschiedenen Pforten, welche sich in unsern Tagen der Verbreitung

der heiligen Schriften in diesem Lande aufschliessen, sind für jeden Christen ein Gegenstand des gerührtesten Dankes gegen das große Oberhaupt seiner Gemeinde und flößen unserm Herzen die willkommene Hoffnung ein, daß der helle Morgenstern diesem großen Reiche aufzugehen begonnen hat.

Insel Hayti.

Aus einem Schreiben des Herrn Beecham, Sekretär der Methodisten-Gesellschaft, vom 9 Juli 1835.

„Wir haben im verflossenen Jahr unter sehr hoffnungsreichen Aussichten eine Mission zu Port-au Plaat auf der Insel Hayti begonnen. Unser Missionar daselbst hatte eine kleine Kiste mit französischen und spanischen heiligen Schriften erhalten, welche er alsobald zu verkaufen Gelegenheit fand; auch zeigt sich noch immer unter dem Volke ein so großes Verlangen nach dem Worte Gottes, daß er, so bald wie möglich, einen neuen Vorrath heiliger Schriften zu erhalten wünscht. Sein Brief lautet also: „Kaum hatte ich den Verkauf der Bibel öffentlich bekannt gemacht, so waren der Nachfragen nach derselben, besonders nach spanischen Bibeln, so viele, daß mir in kurzer Zeit kein einziges Exemplar übrig blieb, und seither haben sich noch gar viele zum Kauf einer Bibel gemeldet, deren Verlangen ich nicht befriedigen konnte, und die betrübt von mir hinweg giengen. Ich habe nur noch wenige französische Testamente übrig, welche ich in dem französischen Theile der Insel verkaufen werde. Ich mußte den Leuten versprechen, von England her, recht bald neue Vorräthe von heiligen Schriften kommen zu lassen.“

Ein ungemein weites Feld für Missionsarbeiten hat sich auf der Insel St. Domingo (Hayti) aufgeschlossen, fügt Herr Beecham hinzu, und die Aussichten sind so ermunternd, daß unsere Gesellschaft ohne Verzug einen zweiten Missionar nach dieser Insel zu senden gedenkt.

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibel-Gesellschaft.

Nro. X. Oktober 1835.

Monatliche Auszüge
aus
dem Briefwechsel und den Berichten
der
brittischen u. ausländischen Bibel-Gesellschaft.

Aus dem dreißigsten Jahresberichte der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft, vom Mai 1834.

Insel Madagaskar.

Die Auflage des Psalmbuches in der Madagassen-Sprache ist zu London im Druck vollendet worden. Die 5000 Exemp. derselben befinden sich bereits auf dem Wege nach Madagaskar, wo sie, wie wir hoffen dürfen, vom Volke sehnsüchtig erwartet werden, und eine dankbare Aufnahme sich versprechen dürfen. Herr Baker, welcher auf dieser Insel dem Druckgeschäfte der Missionsstation vorsteht, schreibt hierüber in einem seiner Briefe:

„Es ist unmöglich, den Werth eines solchen Werkes für die zahlreiche Bevölkerung dieser großen Insel hoch genug anzuschlagen. Seit fünf Jahren, innerhalb welcher, namentlich in der letzten Zeit, viele derselben zum Glauben an den Herrn Jesum bekehrt worden sind, war unter zwanzig begierigen Fragern, die das Wort Gottes begehrten, kaum Einer so glücklich, zum Besitze einiger kleinen Theile der heiligen Schriften zu gelangen. Dieser Mangel war um so mehr zu beklagen, da viele der Bittenden aus fernen Gegenden der Insel herkamen,

welche vielleicht keine Gelegenheit im Leben wieder finden, ein Exemplar des Wortes Gottes auf der Missionsstation in Empfang zu nehmen. In der neuesten Zeit hat dieses Verlangen nach heiligen Schriften unter den Eingebornen immer mehr zugenommen, indeß es den Missionarien an den Mitteln mangelte, dasselbige zu befriedigen. Viele beklagen dabei, daß sie nicht ein Büchlein mit biblischen Gebeten besitzen, um ihre Andacht zu halten, wenn sie von den Versammlungen der Gläubigen entfernt sind, und mehrere suchen deshalb solche Gebete sich abzuschreiben oder abschreiben zu lassen. Das Psalmbuch, wenn es einmal gedruckt ist, wird alle diese Bedürfnisse befriedigen, und es ist bemerkenswerth, daß nach dem Zeugnisse der Eingebornen selbst, kein Theil des Wortes Gottes, der ihnen bisher gereicht wurde, nach Inhalt und Sprache ihrem Bedürfnisse so zusagt, wie dieß bei dem Psalmbuche der Fall ist."

Herr Jones, ein Missionar dieser Insel, wurde deshalb von dorther nach London berufen, um den Druck der Psalmen in der Madagassensprache, die er versteht, daselbst zu leiten.

Südafrika.

Herr Dr. Philip in der Kapstadt hat im Namen der dortigen Hilfsbibelgesellschaft der unsrigen eine Gabe von 600 Gulden zugesendet, und in dem inhaltsreichen Briefe, der diese Gabe begleitete, folgende Bemerkungen gemacht:

„Auf allen unsern Missionsstationen, auf denen die englische Sprache eingeführt ist, zeigt sich ein reges Verlangen nach heiligen Schriften; aber die Leute sind nicht im Stande, etwas für dieselbigen zu bezahlen. Ein Schullehrer zu Theopolis schreibt mir: Sie würden

sich freuen, die Fortschritte zu sehen, welche unsere Hottentottenschüler in der englischen Sprache gemacht haben. Wir haben angefangen, jeden Sonntag Nachmittags im Englischen zu predigen; und die jungen Leute verstehen die Predigten, welche sie hören, und schlagen gerne die Bibelsprüche, welche angeführt worden sind, in ihrer Bibel nach. Wir sollten für sie 36 englische Bibeln und 80 englische Testamente zu solchem Gebrauche haben."

Bei meinem letzten Besuch auf einer blühenden Niederlassung am Katflusse war ich erfreut, statt bloß einzelner Blätter des N. Testamentes, die ich im Jahr 1830 in der Schule daselbst fand, die geübtesten Schüler im Besitze ganzer Bibeln zu finden, welche sie Ihrer Gesellschaft zu verdanken haben. Es ist mir unmöglich, Ihnen die Empfindungen zu beschreiben, die meine Seele durchströmten, als ich bei meinem letzten Besuch auf dieser neuen Niederlassung, welche 4—5000 Hottentotten in sich faßt, von denen die Meisten nicht lange zuvor kaum mit dem Alphabete bekannt gewesen waren, die heilsamen Wirkungen wahrnehmen durfte, welche eine christliche Erziehung und die Bekanntschaft mit dem Worte Gottes auf diese Hottentotten im Allgemeinen gemacht hat. Diese Empfindungen wurden noch mehr gesteigert durch die Erinnerung an die zahllosen Segnungen, welche alle unsere Missionsanstalten im südlichen Afrika den Arbeiten der Bibelgesellschaft zu verdanken haben. Es verhält sich mit denselben gerade so, wie mit dem Werke der Missionsgesellschaften und aller Anstalten, welche die Beförderung einer christlichen Erziehung zum Zwecke haben; es sind nemlich nicht die unmittelbaren und in die Augen fallenden Ergebnisse, nach welchen wir ihre Wichtigkeit zu schätzen haben. Diese lernen wir erst richtiger kennen, wenn wir größere Volksmassen und verschiedene Perioden der Geschichte der

Kirche Christi mit andern Perioden derselben vergleichen, und auf diesem Wege im größern Ueberblick die heilsamen Wirkungen wahrnehmen, welche das Bibelbuch und eine christliche Erziehung unter ihnen hervorgebracht hat. Wäre die Bibel dem Volke nie entzogen worden, und hätte der fromme Eifer für die Verbreitung ächt biblischer Erkenntniß fortgedauert, wie wir denselben unter den Christengemeinden der frühesten Jahrhunderte antreffen, so läßt sich mit Recht vermuthen, daß der verführerische Betrug des arabischen Propheten und der Abfall der Christenwelt nie so viele Völker der Erde in die allgemeine sittliche Verfinsterung hinabgezogen haben würde, welche so lange Zeit das lautere Licht des Evangeliums von ihnen ferne hielt, und noch bis auf diesen Tag so viele Völker in den Ketten der Unwissenheit, der Barbarei, des Sclavendienstes und des Elendes gefangen hält. Das erste was die Bibel thut, wenn sie verstanden und geglaubt wird, besteht darin, daß sie den Menschen von der Knechtschaft der Sünde befreit; und hat sie Tausende derselben vom Sclavenjoch ihrer Leidenschaften erlöst, so macht sie auch die Völker frei, denn Sclaverei mit dem Gefolge ihrer Laster und Christenthum sind unverträglich mit einander. Und hat das Bibelbuch den Nationen ihre bürgerliche Freiheit geschenkt, so schließt sie auch Tausende von Kanälen auf, um die Segnungen zeitlicher und ewiger Wohlfahrt in jedes Land hinein zu tragen, welches dieser Lebensstrom zu erreichen vermag.

Wenn ich unsere Missionsstationen im südlichen Afrika, oder die Niederlassungen am Katflusse besuche, welche in diesen Tagen die Kraft des Christenglaubens in einem so erfreulichen Bilde darstellten, und vergleiche den Zustand dieser Hottentottengemeinden mit dem, was sie erst noch vor wenigen Jahren gewesen sind, da ich sie im Zustande der tiefsten Herabwürdigung und

Verwilderung erblickte, und fällt mir nun in tausend kleinen und großen Veränderungen das Bild der Wiedergeburt in die Augen, welche ihr nunmehriger Zustand darstellt: so kann ich zwar nicht sagen, was das Bibelbuch für diesen oder jenen Einzelnen gethan hat, aber ich bin keinen Augenblick zweifelhaft, die wirksame Ursache aufzufinden, durch welche dieses Volk ein ganz anderes geworden ist, als es zuvor war, und sich von seinen heidnischen Nachbarn auf eine so augenfällige Weise unterscheidet. Der Grund dieser Erscheinung ist nirgend anderswo, als in dem Umstande aufzusuchen, daß die heiligen Schriften reichlich unter ihnen ausgetheilt und von ihnen zu ihrem Heil angewendet worden sind.

Aber so wie ein erweiterter Ueberblick der herrlichen Ergebnisse, welche die Bibelverbreitung auf der Erde erzeugt, die Trefflichkeit dieses Werkes beurkundet, so fehlt es auch nicht an einzelnen Thatsachen, welche den heilsamen Einfluß der biblischen Erkenntniß auf das Herz und Leben des Menschen bezeugen.

Auf meiner Reise, welche ich kürzlich in einem Distrikte dieser Kolonie machte, kam mir die erfreuliche Wahrnehmung entgegen, daß im Schooße mancher einzelnen Bauernfamilie, welche hier zerstreut umher wohnen, eine religiöse Veränderung statt fand. Ich besuchte mehrere derselben, und überzeugte mich, daß sie Mitgenossen eines neuen geistigen Lebens geworden waren. Auf meine Frage, wie sie zu diesem Glücke gelangt seien, erfuhr ich, daß Einzelne von ihnen Gelegenheit gefunden hatten, da und dort das Wort Gottes zu lesen oder dasselbige zu hören, und daß diese Freudenbotschaft, die ihnen zuvor ganz unbekannt gewesen war, einen so tiefen Eindruck auf ihre Herzen machte, daß sie sich dem Glauben an Christum willig hingaben, und auch ihre Nachbarn aufforderten dasselbe zu thun.

An einer andern Stelle leben zwei Brüder, welche einige Jahre zuvor einen andern Bauernhof gemeinschaftlich bewohnten. Beide waren dem Trunke leidenschaftlich ergeben, und die Führer bei allen Lustbarkeiten, die in ihrer Nachbarschaft Statt fanden. Vor etwa 10 Monaten wurde einer von ihnen über sich selbst nachdenkend, und gab seinen frühern Sündenwegen den Abschied. Sein Bruder gab sich nun alle Mühe, ihn vom Lesen des Bibelbuches abzubringen, und auf seine frühern Irrwege zurückzulenken, und um dieß zu erreichen, lud er alle seine Freunde und Nachbarn zu einem großen Gastmahle ein, und machte mit ihnen aus, daß sie gemeinschaftlich mit ihm jedes Mittel versuchen sollten, um seinen Bruder zum Uebermaaß im Trinken zu verführen. Als er nun vor dem Anfang des Gastmahles den jungen Mann, dem die Schlinge gelegt war, zu demselben abholen wollte, traf er ihn in seiner Stube an, wie er gerade mit dem Lesen des 18 Kapitels im Evangelium Matthäi beschäftigt war. Erzürnt hierüber überhäufte er ihn mit höhnischen Vorwürfen, allein in demselben Augenblick fiel ihm der 6te Vers dieses Kapitels in die Augen: Wer aber einen dieser Kleinen ärgert, die an mich glauben, dem wäre es besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt, und er ersäuft würde im Meer, da es am tiefsten ist. Sein Innerstes ward über diesem Worte von Schrecken ergriffen; sein Angesicht erblaßte; er bekannte dem Bruder die Ursache seiner Gemüthsbewegung, bat ihn um Vergebung, und sein Leben bis auf diesen Tag ist Zeuge dafür, daß er eine neue Kreatur in Christo geworden ist."

Ein anderes Beispiel dieser Art erzählt Missionar B. Schaw von einem Hottentotten, welcher den Glauben an Jesum gefunden hat.

„Vor einigen Jahren, schreibt er, begegnete ich einem armen Hirten auf dem Felde, der ein Päckchen sorgsam in einen Schafpelz eingewickelt, unter dem Arme

trug. Auf meine Frage, was er unter dem Arme trage, gab er zur Antwort: mein Herr, es ist ein Testament, das ich höher schätze denn Gold und Silber, und alles andere in dieser Welt; denn ich lerne den Weg zum Himmel aus demselben. Dieser Hirte hatte in seinem Alter in den Abendstunden lesen gelernt, da er nie Gelegenheit hatte, eine Schule zu besuchen, und der Glaube an das Wort Gottes hat ihn des Glückes jetzt theilhaftig gemacht, das im ersten Psalm beschrieben wird. Es gibt auf den wilden Steppen dieses Landes viele, welche bei ihren Heerden aus den Quellen des Heiles Wasser schöpfen, die ihnen Gott in seinem Wort geöffnet hat, und gar manches Gebet steigt von diesen Wildnissen zu dem Thron der Gnade auf, und fleht zu Gott um Segen für die, welche ihnen sein Wort gesendet haben."

Kaffernland.

Missionar Schrewsbury erneuerte im verflossenen Jahre in seinem und seiner Mitarbeiter Namen die Bitte, um Unterstützung für den Druck derjenigen Schrifttheile, welche in die Kaffernsprache übertragen worden sind. Unsere Committee hat mit Vergnügen dieses Gesuch gewährt, und einen Vorrath von Druckpapier nach der Kapstadt gesendet. Herr Schrewsbury bemerkt in seinem Briefe: „Bis jetzt haben die Missionarien der Wesleyischen Missionsgesellschaft einen ansehnlichen Theil des Alten, und einen Theil des N. Testamentes in die Kaffernsprache übersetzt. Diese Arbeiten unterliegen einer gründlichen Berichtigung, auch wird an der Uebersetzung der neutestamentlichen Schriften emsig fortgearbeitet."

Ueber die Verbreitung des N. Testamentes in der Seschuanensprache meldet Missionar Moffat:

„Das Verlangen nach Büchern nimmt unter den Beschuanen immer mehr zu, und wir haben die verschiedenen Stämme unter denselben mit christlichen Schriften in der Seschuanasprache versehen. Die Verbreitung des Christenthums unter den Beschuanenstämmen wächst und die Missionssache blüht immer lieblicher auf. Da und dort wird ein Sünder bekehrt und für das Lamm Gottes gewonnen. Merkwürdige Beispiele von der Macht der göttlichen Gnade erfreuen unsere Herzen, und muntern uns in unsern Arbeiten auf, weil wir hoffen dürfen, daß die zerstreuten Völkerstämme im Innern Afrikas, die in Unwissenheit und Elend versunken sind, bald die Sonne der Gerechtigkeit erblicken und die Stimme der Friedensboten zu ihrem Heil wahrnehmen werden. Wir bedürfen nur mehr Glauben, um die Schwierigkeiten zu überwinden, die uns noch im Wege liegen, und dem siegreichen Panier des göttlichen Königs zu folgen, der uns vorwärts ziehen heißt.“

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Nro. XI. November 1835.

Monatliche Auszüge
aus
dem Briefwechsel und den Berichten
der
brittischen u. ausländischen Bibel-Gesellschaft.

Aus dem dreißigsten Jahresberichte der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft, vom Mai 1834.

Mexiko.

Der bürgerliche Zustand Mexiko's befand sich im verflossenen Jahr in fürchterlicher Verwirrung; dennoch ist es den rastlosen Bemühungen einiger dortigen Freunde gelungen, mehrere Kisten mit Bibeln, welche in den Zollhäusern der Stadt Mexiko gefangen lagen, aus ihrer Gefangenschaft zu befreien, und die darin enthaltenen heiligen Schriften weit umher im Lande auszubreiten. Der verworrene Zustand der Dinge hat es beinahe unmöglich gemacht, mit den Bibelübersetzungen in den Sprachen der süd-amerikanischen Völker, deren unser letzter Bericht gedachte, vorwärts zu schreiten. Indeß wurde dieses wichtige Beginnen von den dortigen Freunden der Bibelsache nicht aus dem Auge gelassen, und einer derselben schreibt hierüber Folgendes: „Ich setze meine Nachforschungen über diesen Gegenstand fort, und lege Ihnen die Ergebnisse vor, wie ich sie erhalten habe. Die Mayasprache wird auf der ganzen Halbinsel Yukadan gesprochen; die Tarazcasprache hauptsächlich in dem Staate Mechoacan (Valladolid); die Zapoteca-

sprache in einem Theil des Staates Oajaca; in dem andern ist die Miztecasprache vorherrschend. Die Otomisprache ist in den Staaten Queretaro, San-Luis-Potosi, Guana-Tschuato, Tamaulipas und einem Theil von Zacatecas in allgemeinem Umlaufe; und die mexikanische Sprache in den Staaten Mexiko, Vera Cruz und Tabasco. Auch findet sich in dem Gebiete von Neu-Mexiko eine alte Indianerkolonie, welche ihre ursprüngliche Mexikanersprache beibehalten hat. Dabei versteht sich von selbst, daß die spanische Sprache in allen großen Städten der Republik die eigentliche Verkehrsprache der Gewerbsleute ist. In der mexikanischen Sprache sind mehr Schriften verfaßt, als in allen übrigen zusammen. Claviero zählt in seinem Werke über Alt-Mexiko nicht weniger als 44 Verfasser auf, welche in einem Zeitraume von 270 Jahren Wörterbücher, Sprachlehren, oder Schriften über die christliche Religion geschrieben haben; und obgleich nur die Arbeiten von etwa 12 derselben gedruckt worden sind, so ist doch hieraus ersichtlich, daß die mexikanische Sprache ehemals eine der indischen Hauptsprachen in diesem Lande gewesen ist."

Eben so unerfreulich sind auch die Nachrichten, welche aus Süd-Amerika bei uns eingegangen sind. Nur zu Rio-Janeiro ist, mit Hülfe des preußischen Konsuls daselbst und des Herrn Mackä, eine bedeutende Anzahl heiliger Schriften in der deutschen Sprache in Umlauf gesetzt worden, für welche unserer Committee eine Kostenerstattung von 840 fl. zugesendet worden ist. Herr Prediger Armstrong hat zu Buenos-Aires seine Thätigkeit für die Bibelverbreitung fortgesetzt, und es sind demselben von Zeit zu Zeit kleine Vorräthe von heiligen Schriften in der spanischen, portugiesischen und englischen Sprache zugesendet worden. Unsere Committee konnte zwar in diesen großen Länderstrecken nicht thun, was sie zu thun so gerne wünschte, aber so viel ist we-

nigstens geschehen, als die Umstände des Landes gestattet haben, und wir beten zum Herrn, daß der göttliche Saame, der nur in geringem Maaße auf diesem Brachacker ausgestreuet werden konnte, eine reiche Ernte einbringen möge.

Westindien.

Mit Vergnügen richtet unsere Committee ihre Blicke auf die erfreulichen Arbeitsstätten in Westindien. Abermals haben wir der Güte Gottes dafür zu danken, daß sie unserm thätigen Agenten daselbst, Herrn J. Thomson, das Leben erhielt, und ihn, als er schon am Rande des Grabes stand, wieder zu erneuter Thätigkeit ins Leben zurückgerufen hat. Wir theilen hier unsern Freunden nur einen kurzen Abriß seiner Arbeiten und Reisen mit, die er von einer Insel zu der andern machte, mit einigen kurzen Bemerkungen über das Werk der Bibelverbreitung, die er einzusammeln Gelegenheit hatte.

Auf der Insel Trinidad sah sich derselbe in seiner Hoffnung getäuscht, daß ihm dort weiter nichts anderes auszurichten gestattet war, als die nöthigen Anstalten zu treffen, um den öffentlichen Verkauf der heiligen Schriften zu veranlassen. Herr Thomson hörte später, daß die französischen Bibeln dort viel Abnahme gefunden hätten.

Glücklicher war seine Arbeit auf der Insel Grenada. In dem englischen Prediger auf dieser Insel fand er einen warmen Freund der Bibelsache, und eben so in dem Missionar der Methodisten-Missionsgesellschaft, welche beide sich der Verbreitung des Wortes Gottes auf dieser Insel mit großer Thätigkeit annahmen. Auch hier sind Anstalten getroffen worden, daß die heiligen Schriften im öffentlichen Buchhandel gefunden werden können.

Die Insel St. Vincents ist in seinen Erwartungen weit zurückgeblieben; dagegen hatte er die Freude, auf der Insel St. Lucie eine Hülfsbibelgesellschaft aufzurichten.

Auf der Insel Martinique hatte der öffentliche Verkauf der heiligen Schriften einen glücklichen Fortgang; und auch auf der Insel Dominique war der kleine Bibelverein daselbst nicht unthätig geblieben. Mehrere Pflanzungen haben sich dort den Arbeiten der Methodistenmission aufgeschlossen, und bei 2000 Neger empfangen jetzt daselbst christlichen Unterricht von denselben.

Auf der Insel Guadaloupe hatte der Verkauf der heiligen Schriften nur geringen Fortgang, und Herr Thomson macht die Bemerkung: „Als ich voriges Jahr auf dieser Insel ankam, glaube ich gegen die Wahrheit nicht zu verstoßen, wenn ich behaupte, daß nicht eine einzige Bibel auf dieser ganzen Insel angetroffen werden konnte. Ich ließ dort eine französische Bibel zurück, und habe jetzt die Freude zu erfahren, daß indeß wenigstens noch einige Bibelexemplare unter den Einwohnern in Umlauf gesetzt worden sind."

Auf der Insel Antigua machte Herr Thomson einen längern Aufenthalt, weil er dort viel erfreuliche Arbeit vorfand. Von den 20 Bibelvereinen, welche er das Jahr zuvor auf dieser Insel aufgerichtet hatte, hatten 16 derselben eine erfreuliche Thätigkeit bewiesen, und auch die vier übrigen fühlten sich zur Nacheiferung ermuntert. Der Herr ließ es ihm gelingen, noch 20 neue Vereine zu denselben hinzuzufügen, deren Arbeiten uns viel Gutes hoffen lassen. Mehr als 500 Bibeln und Testamente sind demnach auf das Verlangen dieser Freunde den Einwohnern dieser Insel zugesendet worden.

Auf der Insel Montserrat hat die dortige Bibelgesellschaft ihre Arbeiten fortgesetzt, und ansehnliche Vorräthe von heiligen Schriften in Empfang genommen.

Auf St. Christoph gelang es ihm, 25 Bibelvereine ins Leben zu rufen, welche unverweilt einen Vorrath heiliger Schriften zu erhalten wünschen. Es wurden demnach 240 Exemplare derselben dorthin abgesendet. Auch auf der Insel Tortola sind Anordnungen getroffen worden, daß nunmehr dort das heilige Bibelbuch im öffentlichen Verkaufe zu erhalten ist.

Von der dänischen Insel St. Thomas bemerkt Herr Thomson: „Sie werden sich erinnern, daß ich bei meinem frühern Besuch 5000 Exemplare des Wortes Gottes auf dieser Insel zurückließ. Alle diese und noch 2000 weitere Exemplare sind unter den Einwohnern dieser Insel verbreitet worden. Der größere Theil derselben kam in die Hände solcher, die vormals nicht ein Volk waren, nun aber durch den Glauben an den Herrn Jesum ein Volk Gottes geworden sind. Noch viele andere fangen an, nach dem Wege zu fragen, der zum himmlischen Jerusalem führt, und die Bekanntschaft mit diesem Wege im Worte Gottes aufzusuchen. Möge der Herr das liebliche Werk aus Gnaden fördern, das auf diesen Inseln begonnen hat, bis alle Einwohner derselben das Lamm Gottes erkannt haben, das die Sünden der Welt wegnimmt, und demselben mit Freuden nachfolgen!“ Nach seiner Abreise von Antigua sind von der dortigen Bibelgesellschaft 250 Bibeln und 750 Testamente bei unserer Gesellschaft bestellt worden.

Eine neue Hülfsgesellschaft, welche auf den Bahamahsinseln aufgerichtet wurde, hat 200 Bibeln und 400 Testamente für die Einwohner derselben verlangt und erhalten. Auch auf den Bermutainseln und auf Barbados sind die Nachfragen nach dem Worte Gottes befriedigt worden, und von dort her Geldbeiträge zur Beförderung des Laufes des Evangeliums bei uns eingegangen.

Der Bibelgesellschaft auf dem brittischen Guyana wurden auf ihr Verlangen 600 Exemplare der heiligen Schriften zugesendet, um sie dadurch in den Stand zu setzen, die aufwachenden Bedürfnisse der dortigen Mission zu befriedigen. Missionar Wray zu Berbice hat unserer Committee mehrere erfreuliche Mittheilungen zugesendet, aus denen wir folgende Stellen ausheben: „Der Neger Toby, der für seine blöden Augen eine Quartbibel in England erhalten hat, nimmt in der Erkenntniß des Wortes Gottes sichtbar zu. So oft er über den Fluß herüber kommen kann, stellt er sich jeden Sonntag, mit seiner Bibel unter dem Arme, in unserer Kirche ein. Er ist gewohnt, vielen seiner Mitsclaven aus dem Worte Gottes vorzulesen; auch haben manche derselben angefangen, selbst lesen zu lernen, um sich am Worte Gottes zu erquicken. Unsere Bibelleser nehmen zu, und es ist erfreulich zu sehen, wie die schwarzen Negersclaven ihre Hände nach dem Worte des Lebens ausstrecken. Wirklich ist das Verlangen der Neger, die heilige Schrift lesen zu lernen, wahrhaft bewundernswürdig, und wir hoffen, daß dasselbe je mehr und mehr zunehmen wird. Letzten Monat gieng ich über den Fluß, um in einer neuen Kapelle auf der Westküste zu predigen, und es war hocherfreulich für mein Herz, mehr als 30 Negersclaven dort anzutreffen, welche im N. Testamente fließend lesen gelernt hatten. Letzten Sonntag predigte ich an einer neuen Stelle 5 Stunden am Flusse hinauf, und fand dort etwa 500 heilsbegierige Neger, welche von verschiedenen Pflanzungen her in anständiger Kleidung herbeigekommen waren, und ihre Sitze auf dem Kopfe mit sich gebracht hatten. Alle drückten das größte Verlangen aus, das Wort des Lebens zu hören."

Nach Essequibo sind für die dortigen Neger 25 Bibeln und 200 Testamente gesendet worden. Herr Prediger Duke schreibt von dort: „Ein großes Arbeitsfeld

hat sich in meinem Kirchensprengel aufgeschlossen, in welchem sich etwa 8000 Sclaven befinden, welche bis jetzt in gänzlicher Unbekanntschaft mit dem Christenthum dahin gelebt haben, und nach Unterricht sehr begierig sind. Den Eigenthümern der Pflanzungen liegt daran, daß sie unterrichtet werden mögen, und einige derselben betreiben die Sache mit großem Eifer."

England.

Ehe unsere Committee den Bericht über unsere Arbeiten im weiten Auslande schließt, haben wir noch die wichtigen Geschäfte zu berühren, welche unserer Kommission zur Durchsicht und Prüfung von neuen Bibelausgaben in ausländischen Sprachen gegenwärtig in den Händen liegen, und die fast mit jedem Theile der Welt in Berührung stehen. Der Geschäftsträger dieser Kommission hat nemlich den Beruf, aus dem Umfange seiner sprachlichen und wissenschaftlichen Kenntnisse alle diejenigen Mittheilungen zu liefern, welche die wichtige Beurtheilung vorliegender biblischer Druckarbeiten erfordert, und wenn sie Sprachen betreffen, mit denen er selbst unbekannt ist, sich nach solchen Männern umzusehen, welche diese Sprache reden, um mit den Ländern in Verbindung zu treten, in denen sie gesprochen werden, um auf diesem Wege die leitenden Notizen für den Bibeldruck im Allgemeinen einzusammeln. Dieses wichtige Geschäft liegt dem Herrn Prediger Joseph Jowett ob, welcher in dieser Beziehung unserer Gesellschaft die dankwerthesten Dienste geleistet hat.

Neue Bibelausgaben, welche im verflossenen Jahre der sprachlichen Beurtheilung dieser Kommission in den Händen lagen, waren

1) in europäischen Sprachen fünfzehn verschiedene Ausgaben, nemlich: eine polnische, eine neugriechische, eine cataloniſche, eine bretonische, eine dänische, eine servische, eine holländische, eine französische, eine romanische, eine piemontesische, eine türkische, eine türkisch-griechische, eine deutsche, eine lithauische und eine ungarische Ausgabe der heiligen Schriften.

2) Von Bibelübersetzungen in asiatischen Sprachen lagen im verflossenen Jahre dieser berichtigenden Druckkommission eilf neue Bibelausgaben in den Händen, nemlich: die persische, die Mandschu-, die amharische, die mongolische, die chinesische, die Malayalim-, die malayische, die indisch-portugiesische, die Pali-, die siammesische und tamulische Ausgabe der neutestamentlichen Schriften.

3) In afrikanischen Sprachen wurden vier Uebersetzungsversuche einzelner biblischer Schriften genauer geprüft, und zwar: in der Berbersprache Nordafrikas, in der Malagassensprache der Insel Madagaskar, so wie in der Kaffern- und der Seschuanensprache der Volksstämme Südafrikas.

4) in amerikanischen Sprachen wurden Uebersetzungsarbeiten in der Eskimo- und mexikanischen Sprache geprüft und zum Druck vorbereitet.

Beim vorjährigen Bibelfeste wurde bemerkt, daß in der Gesammtsumme der Einnahme vom Jahr 1833 gegen die Einnahme des Jahres 1832 ein Rückstand von 72,000 Gulden sich vorfinde. Bei unserer dießjährigen Jahresrechnung stellt sich das Ergebniß ganz anders heraus. Die Gesammteinnahme des verflossenen Jahres belief sich nemlich auf 1,006,764 Gulden, und lieferte demnach einen Ueberschuß gegen das vorhergehende Jahr von 100,868 Gulden. Von Bibelexemplarien wurden im verflossenen Jahre aus unsern eigenen Lagern 288,191 und im Auslande auf Kosten unserer Gesellschaft 105,709 und demnach 393,900 Bibeln und N. Testamente verbreitet.

Es wurden 13 Hülfs- und 10 Zweiggesellschaften mit 154 Bibelvereinen im verflossenen Jahre aufgerichtet, und die ganze Summe der, in England thätigen Bibelvereine beläuft sich nunmehr auf 2496 derselben, denen wir billig für ihre fortgesetzten Dienstleistungen unsern Dank auszusprechen uns verpflichtet fühlen. Sämmtliche Gesellschaften wurden auf ihr Verlangen mit den erforderlichen Bibelvorräthen ausgestattet, welche von ihnen wieder als Saatkörner des ewigen Lebens in ihren Kreisen ausgestreut wurden.

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Nro. XII. Dezember 1835.

Monatliche Auszüge

aus

dem Briefwechsel und den Berichten

der

brittischen u. ausländischen Bibel-Gesellschaft.

Schluß des dreißigsten Jahresberichtes der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft vom Mai 1834.

Irland.

Der Geschäftsführer der irländischen Bibelgesellschaft, Herr Prediger Singer, meldet unserer Gesellschaft Folgendes: „Wir haben hohe Ursache Gott zu danken, und Muth zu fassen, da er uns unser Werk auf eine Weise gelingen ließ, wie wir es zu hoffen nie gewagt haben würden. In allen unsern Unternehmungen war der Friede Gottes sichtbar, und so hatten wir Gelegenheit, auf Verbesserungen der irländischen Bibelübersetzung für eine neue Auflage Bedacht zu nehmen. Zwar fehlte es unserer Gesellschaft nicht an Widerstand von Seiten schwachgläubiger, obgleich frommer Gemüther, der jedoch unserm Werke keinen Schaden zufügen dürfte. Wir haben in Irland im verflossenen Jahre 19 neue Bibelvereine gestiftet, und so sind jetzt 630 dieser Vereine in theilnehmender Verbindung mit unserer Hauptgesellschaft. Die Zahl heil. Schriften, welche im verflossenen Jahr von uns in Irland verbreitet wurden, besteht in 16,157 Bibeln und 17,168 N. Test., und jetzt beläuft sich die Summe sämmtlicher, von unserer Gesellschaft in Irland verbreiteter heil. Schriften auf 707,767 Exempl. An Erlös von Bibeln und freiwilligen Beiträgen haben wir 62,440 Gulden eingenommen. Im Allgemeinen dürfen wir behaupten, daß unsere Gesellschaft, wie an Thätigkeit, so auch an Einfluß zunimmt."

Diese Bibelgesellschaft hat von uns 3000 Ex. Bibeln und 5000 Testamente verlangt, die ihr zugesendet worden sind.

Eine in London befindliche Gesellschaft zur Beförderung des Schulunterrichtes in Irland hat von uns 5000 Bibeln und 30,000 Testamente für die Bewohner desselben in Empfang genommen. Diese Gesellschaft unterhält in diesem Lande 1690 Schulen, die von ihren Agenten von Zeit zu Zeit besucht werden. In diesen Schulen wurden 6724 Bibeln, und 19,434 Testamente unter die Schüler ausgetheilt, und es liegen die erfreulichsten Beweise vor, daß diese Bücher von vielen zum Segen für ihr Herz benutzt wurden.

Eine Sonntagsschulgesellschaft für Irland hat 8500 Bibeln und 20,000 Testamente für die erwachsenen Sonntagsschüler in Empfang genommen, und auf eine zweckmäßige Weise vertheilt; so wie von einer andern irländischen Gesellschaft 500 Bibeln und 2000 Testamente in Umlauf gesetzt worden sind. „Die guten Wirkungen, so schreibt ein Mitglied derselben, welche das Lesen der irländischen Bibel erzeugt, sind gar nicht zu berechnen. Die Eingebornen Irlands lieben ihre Sprache so sehr, daß sie, troß der Bannflüche ihrer Priester, die irländische Bibel mit Freuden lesen. Ich habe manche derselben kennen gelernt, welche eher ihr Vaterland verließen und auswanderten, als daß sie sich das Wort Gottes nehmen ließen. In den verflossenen zehn Jahren habe ich Hunderte dieser armen Bauern kennen gelernt, welche sich lieber die bitterste Mißhandlung ihrer Priester und jahrelangen Ausschluß aus der Kirchengemeinschaft gefallen ließen, als daß sie sich entschließen konnten, sich ihre Bibel aus ihrer armen Hütte hinweg nehmen zu lassen. Ich bin überzeugt, daß im gegenwärtigen Augenblick in diesem Distrikte (Kingscourt) allein bei 1000 Einwohner in dieser Lage sich befinden, und mehrere Hunderte derselben kenne ich persönlich, die, weil sie das Lesen der Bibel nicht aufgeben wollten, bis aufs Blut mißhandelt worden sind. Ich fühle mich gedrungen sie unter diesen Umständen zu besuchen, und oft sahe ich in ihren Hütten den Boden und ihre Kleider mit Blut befleckt, und sie mit zerschlagenem Gesicht sprachlos auf ihren Lagern liegen, so daß selbst ihre Freunde sie anfangs nicht mehr

erkennen konnten. Mehrere derselben haben kürzlich sogar über dem Bibelbuche das Leben eingebüßt, und dennoch nimmt die Liebe der Einwohner zum Worte Gottes zu, und siegt über alle Schwierigkeiten."

Dieser interessante Jahresbericht der brittischen Bibelgesellschaft schließt mit folgenden Bemerkungen:

„Der Psalmist ruft aus: wir danken dir Gott, wir danken dir! denn daß dein Name nahe ist, beweisen deine wundervollen Thaten. Wer könnte wohl eine Reihe von Thatsachen, wie wir sie in diesem Berichte aufgezählt haben, mit anhören, ohne laut anzuerkennen: Hier ist Gottes Finger. Das Fortschreiten der Gesellschaft in diesem Zustande wachsender Wirksamkeit, wie groß auch die Hindernisse waren, die ihr entgegen wirkten; die erfreulichen Beweise christlicher Wohlthätigkeit zu einer Zeit, wo so viele dringliche Ansprüche an sie gemacht und auch befriedigt worden: dieses alles leitet ein christliches Gemüth zu dem, dessen gnadenreichem Einflusse alle Herzen offen stehen, und dem allein aller Ruhm gebührt, für das Gute, das seine Hand durch seine Menschenkinder thut.

Aber sind nicht auch zugleich die Aussichten der Gesellschaft heiterer denn je zuvor, und die Ermunterungen größer, mit freudigem Muthe und Eintracht vorwärts zu schreiten? Unsere Kommittee darf Sie nur an die weiten Wirkungskreise erinnern, welche auf dem Kontinente von Europa nach allen Richtungen hin für unser Werk offen stehen, besonders aber an die Fortschritte, welche die Bibelsache im Morgenlande und an so vielen Stellen Afrikas gemacht hat. Die Mittheilungen, welche bei uns von dem muthvollen Missionar Gützlaff aus China eingelaufen sind, können nicht anders als Empfindungen der Dankbarkeit und neue Hoffnungen in uns erwecken. Zwar ist der Zustand des chinesischen Volkes im höchsten Grade traurig; allein das Licht fängt an seinem Horizonte zu tagen an. Wir können eben noch nicht behaupten, daß das Bibelbuch als das, was es wirklich ist, als ein geoffenbartes Wort Gottes selbst aufgenommen worden; indeß ward es ihnen doch als Offenbarung des göttlichen Willens in die Hand gegeben, und viele haben sich willig erzeigt, mit dem Inhalte desselben sich bekannt zu machen. Die Erfahrungen der Gesellschaft in Indien, wo sich Leute fanden, welche von Missionarien nie zuvor unter-

richtet wurden, und die doch aus den h. Schriften eine ansehnliche Erkenntniß der christlichen Wahrheit geschöpft haben, leiten uns zu der Hoffnung, daß ähnliche Ergebnisse auch in China sich zeigen werden. Auch die Veränderungen in den Handelsverhältnissen mit diesem Reiche scheinen die Hoffnung zu begünstigen, daß die Arbeiten der Bibelgesellschaft immer weitere Wirkungskreise daselbst antreffen werden. Möge Gott zu seiner Zeit den Tag gnadenreicher Heimsuchung bald über China herbeiführen!

Der Umstand, daß wir im Laufe des verflossenen Jahres zu den asiatischen Bibelübersetzungen auch die Uebertragung der alt- testamentlichen Schriften in die Mandschu- und in die mongolische Sprache hinzufügen dürfen, hat unsere Herzen um so mehr gefreut, da wir am vorletzten Jahresfeste ein solches Erwerbniß nicht einmal ahnen durften. Die Gesellschaft ist nunmehr im Besitz der ganzen h. Schrift in zwei Sprachen des chinesischen Reiches, und in der dritten, der Mandschusprache, wird das ganze Bibelbuch bald hinzutreten. Dieß sind Schätze, deren Werth über alle Berechnung erhaben ist. Von der einen, der mongolischen Uebersetzung, kann ein unmittelbarer Gebrauch vom Volke gemacht werden; in Rücksicht auf die andere dürfte es wohl noch lange dauern, bis sie allgemein gebraucht werden kann. Aber beide Uebersetzungen sind unseres gerührtesten Dankes werth, und laden uns zu fortgesetzter Thätigkeit ein; denn wie groß wird nicht der Kostenbetrag ihres Druckes sein, und wie viele auf einander folgende Auflagen werden nicht erfordert werden, bis die Völker des Ostens gelernt haben werden, die Wohlthat, die ihnen dadurch zu Theil geworden ist, richtig zu schätzen!

Gehen wir von Asien nach Afrika und zu den Inseln dieses ungeheuern Festlandes über, wie können wir sattsam unsere Dankempfindungen aussprechen für die ermunternden Aussichten, welche auch in diesem Theile der Welt vor unsern Augen aufgegangen sind! Was sollen wir zu dieser Thatsache sagen, daß auf der Insel Madagaskar das Verlangen der Einwohner nach den bereits gedruckten Theilen der h. Schriften so groß, aber auch zugleich die ansehnlichen Auflagen so unzureichend sind, daß von zwanzig begierigen Lesern nur ein einziger ein Exemplar bekommen konnte. Und wie erfreulich lau-

ten nicht vom Continente selbst die Nachrichten, welche wir von den dort arbeitenden Missionarien empfangen haben! Wie augenfällig ist nicht der Beweis, daß die Verbreitung des göttlichen Wortes unter einem Volke die Früchte der Gerechtigkeit, des Friedens und der Geistesbildung in reicher Fülle trägt, so bald es Gott wohl gefällt, die Aussaat durch die Kräfte seines Geistes zu segnen. Die Kaffern, die Botschuanen, die Hottentotten, die Fullahs, sie alle haben, wenigstens einen Theil der h. Schriften als Gemeingut in Empfang genommen, und schon ist aus diesen wilden Volksstämmen eine kleine Schaar von Erstlingen gesammelt worden. So haben wir das kräftigste Unterpfand in den Händen, daß unsere Arbeit nicht vergeblich ist. Aber wozu soll uns dieses Unterpfand dienen, wenn nicht dazu, uns zu größerm Eifer und vermehrter Wohlthätigkeit zu ermuntern?

Noch steht eine andere Arbeitsstätte vor den Blicken unseres Geistes, auf welche wir, da sie mit dem Werke Gottes in Afrika genau zusammen hängt, für ein paar Augenblicke Ihre Aufmerksamkeit hinlenken. Das lebhafte Freudengefühl, das über die Befreiung der Negersclaven Westindiens von Tausenden der Bibelfreunde in allen Theilen der Welt empfunden wurde, es hat der Sendung eines thätigen Geschäftsführers nach den westindischen Inseln eine erhöhte Wichtigkeit beigelegt. Und wahrlich, wenn irgend wo, so ist hier der Finger Gottes in hohem Grade sichtbar geworden! Wie auffallend hat nicht diese weltgeschichtliche Thatsache dazu beigetragen, die Herzen so vieler Regierungsbeamten, Richter, Geistlichen, Güterbesitzer und Sclavenaufseher auf diesen Inseln, dem Bibelverbreitungswerke freundlich zuzuwenden. Nach allen Richtungen hin haben sich Wege vor uns aufgeschlossen, an welche wir zuvor nicht dachten, während in den Herzen derer, welchen diese Wohlthat der Erlösung zufällt, die größte Bereitwilligkeit erzeugt wurde, die heiligen Schriften nicht nur selbst mit Freuden anzunehmen, sondern auch thätig dazu mitzuwirken, daß diese Wohlthat allen ihren schwarzen Brüdern auf diesen Inseln zu Theil werden möge.

Wir haben bis jetzt nur die hervorstechendsten Thatsachen in unserm vorliegenden Jahresberichte ins Auge gefaßt; allein wir sind zu einem Zeitabschnitte überge-

treten, auf welchem wir die Beweggründe zur Dankbarkeit und zu erneuter Thatkraft aus einem ungleich längern Zeitraume herzuholen uns verpflichtet fühlen. Bietet unserer Betrachtung schon der Blick auf den Lauf eines einzigen Jahres so viele Anziehungspunkte dar, was faßt nicht alles der Rückblick auf dreißig verflossene Jahre unserer gesellschaftlichen Verbindung in sich! Ein Augenblick wie der gegenwärtige ist ganz dazu geeignet, im raschen Durchfluge uns die Bilder der Vergangenheit zu vergegenwärtigen; und dieß um so mehr, wenn uns alles daran erinnert, daß alles Fleisch ist wie Gras, wenn kaum noch ein einziger der ersten Stifter dieser Gesellschaft in unserer Mitte sich befindet, und sie jetzt unter der Leitung neuer Führer ihre Straße vorwärts weiter zieht.

Wir blicken zurück auf das erste Jahresfest, und den ersten Jahresbericht unserer Gesellschaft. Er faßt nur wenige Seiten in sich, erzählt uns zwar von einer Geldeinnahme von 67,000 fl., aber von verbreiteten h. Schriften weiß er uns noch nichts zu sagen; indeß der dreißigste Jahresbericht unserer Gesellschaft uns aus den verflossenen 30 Jahren eine Gesammteinnahme von beiläufig 25,000,000 fl. und die Summe von 8,549,356 Bibelexemplarien, welche auf den Acker der Welt ausgestreut worden sind, nennt. In ihrem ersten Jahre stand die Gesellschaft allein; in dem dreißigsten ist sie von zahlreichen Hülfsgesellschaften und Zweigvereinen umgeben, von denen die meisten mit unverdrossener Thätigkeit das Werk der Bibelverbreitung unter allen Völkern der Erde betreiben. In ihrem ersten Jahre mußte sich die Gesellschaft auf die Vorbereitung für den Druck des Bibelbuches in der englischen und welschen Sprache beschränken, in ihrem dreißigsten darf sie uns von Bibelauflagen reden, welche in 157 verschiedenen Sprachen der Weltvölker vorbereitet und gedruckt worden sind.

Und auch in ihren Verbindungen mit dem Auslande, wie auffallend ist nicht der Gegensatz, in welchem der Anfang der Gesellschaft mit ihrer gegenwärtigen Lage sich darstellt! Welche Schaaren von Freunden Christi sind nicht in allen Theilen der Welt zur thätigen Theilnahme am Bibelwerk herbeigerufen worden, und haben Gott gedankt für das Beispiel, das ihnen unsere geseg-

nete Insel vor die Augen stellte! Wenn auch Niederlagen da und dort in ihrer Geschichte zum Vorschein kommen: wenn die russische Bibelgesellschaft, einst die Bewunderung der Welt, ihre Arbeiten einstellen mußte; wenn Schwierigkeiten sich erhoben, welche die Gesellschaft in ihrem Innersten erschütterten, und so manche theure Bande lösten, die sie mit einem Theil ihrer frühern Mitarbeiter verknüpft hatten; wenn an manchen Fällen Mißgriffe gemacht, und Demüthigungen hervorgerufen wurden; wenn Züchtigungsmittel sich bei uns einstellten: wie wundervoll blieb dennoch nicht immer das erhaltende und wiederbelebende Werk der göttlichen Barmherzigkeit! Wie hat nicht Gott, dem wir dienen, alles besser gemacht, als wir besorgen mußten! Die Gesellschaft bleibt, trotz aller Vorhersagungen ihres schnellen Unterganges, Vorhersagungen, welche nicht blos die eigenthümliche Verschiedenartigkeit der Theile, aus denen sie zusammengesetzt ist, sondern auch die Schwachheiten ihrer Führer nur allzusehr in Erfüllung zu bringen drohten. Die Gesellschaft bleibt, obgleich der Zauber ihrer Neuheit längst dahin geschwunden ist, und mit ihm der Reiz einer außerordentlichen Laufbahn, in die sie eingetreten war, als Fürsten und Gewalthaber, Prälaten und Würdeträger, von einer unsichtbaren Hand gerührt, hervortraten, um ihr Werk zu befördern. Welcher Stoff zum Dank und zur Ermunterung liegt nicht in diesem Ueberblick; wie laut ruft er uns nicht zu, allem Kleinglauben den Abschied zu geben, und unsern Weg mit Freuden vorwärts zu ziehen!

Aber wozu diese zarten Berührungen aus der Geschichte der Vergangenheit? möchte jemand unter uns fragen. Wir wiederholen dieselbe Antwort: alle diese Dinge zeigen uns, daß Gottes Finger hier zu finden ist. Allerdings ist Gott im Gange seiner Vorsehung gewohnt die Menschen als seine Werkzeuge zu gebrauchen; und auf die Frage nach diesen Werkzeugen bietet ein Rückblick auf die vergangene Geschichte ihr eigenthümliches Interesse dar. Aber welche Menschen haben diese und ähnliche große Ergebnisse zu Stande gebracht? Die Antwort auf diese Frage ist nicht schwer. Nicht irgend eine Klasse von Menschen, reiche oder arme; nicht irgend ein Verein von Christen, wie zahlreich, begütert und einfluß-

reich er immer sein mag, kann und darf die Hand auf dieses Werk legen und sprechen: wir haben dasselbe ausgerichtet! Nein das Ganze, wie es vor uns steht, war das Erzeugniß vereinter Kräfte und vereinter Bemühungen. Keiner darf zu dem Andern sagen: ich hatte deiner bei dieser Sache nicht nöthig! Zahllose Mannigfaltigkeiten von Menschen, die nicht nur an Geistesgaben und Lebensverhältnissen, sondern auch in ihren religiösen Ansichten sich von einander unterschieden, haben ihr eigenes Maß von Dienstleistungen zu diesem Werke beigesteuert, und keine derselben konnte dabei entbehrt werden. Ferne bleibe uns der Tag, und ferne der Gedanke jedem Herzen, irgend einen Posten aufzugeben, der im Kreise der Gesellschaft besetzt ist, oder eine Arbeit fahren zu lassen, welche in der vergangenen Zeit gewinnreich für unser Werk ausgerichtet wurde.

Dem Gott, der die Menschenkinder zu einem Familiensinne vereinigt; dem Erlöser, der, obgleich in die Menschennatur eingehüllt, in seiner göttlichen Majestät den Winden und den Wellen gebot, und dem die Natur gehorchte; dem Geist, dessen Frucht die Liebe ist, empfehlen wir die vergangenen und die künftigen Arbeiten unserer Gesellschaft, und indem wir Ihn um Vergebung der Sünde und so mancher Schwachheit bitten, die jedem Menschenwerke anklebt, und ein neues Maß von Kraft und Weisheit von oben erflehen, wünschen wir von Herzen, daß jeglicher von uns auf das heilige Pannier unserer Verbindung, das Losungswort aufs Neue einschreiben möge: Liebe und wechselseitige Vertragsamkeit! Möchten wir Alle die Stimme vernehmen und befolgen, die einst in der alten Zeit dem Volke Israel zurief, getrost vorwärts zu ziehen. Mag immerhin dabei jeder Rückschritt von hinten uns abgeschnitten, und jedes Abweichen zur Rechten und zur Linken unmöglich sein, ist es doch für uns genug, mit Zuversicht zu wissen, daß selbst durch die Wogen widerstreitender Hindernisse hindurch ein Pfad sich vor uns öffnet, der uns, gegen jede drohende Gefahr geschützt, mitten durch die Wildniß dem Lande der Verheißung entgegenführt.

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibel-Gesellschaft.



9

ng

Jahrgang 1836.

Zweites Quartalheft.

Reise

des

Nordamerikanischen Missionars

Herrn

David Abeel,

in den

Ländern Hinterindiens

in den Jahren 1830—1833.



Vorerinnerung.

Der Verfasser nachfolgender Reisebeschreibung, welche unter dem Titel: „Journal of a Residence in China and the Neighbouring Countries from 1829 to 1833" im Jahr 1834 zu New-York erschien, machte sich im Oktober 1829 aus einem Seehafen Nordamerikas nach Canton in China auf den Weg, um den englischen und amerikanischen Seeleuten auf den zahlreichen Schiffen, welche sich jährlich im Hafen dieser Stadt einzufinden pflegen, das Evangelium von Christo zu verkündigen. Nach dem Verflusse des ersten Jahres verließ er Canton, um einige der wichtigsten Inseln des indischen Meeres, so wie die weiten Ländergebiete jenseits des Ganges persönlich kennen zu lernen, die tauglichsten Stellen zur Anlegung von Missionsplätzen aufzusuchen, und sich selbst an dem Orte, der ihm für seine Zwecke am meisten zusagte, als Bote Christi unter den Heiden niederzulassen.

Da es ihm bei dieser Reisebeschreibung vor Allem darum zu thun ist, die christliche Welt mit dem Zustande dieser heidnischen Länder genauer bekannt zu machen, so hielt er es für seine Pflicht, seine Nachforschungen weiter über den Umkreis seiner Reisen auszudehnen, und hiezu jede Quelle und jedes Hülfsmittel zu benüzen, das sich ihm als lauter und glaubwürdig darbot. Was er demnach mit eigenen Augen gesehen

und mit seinen Ohren gehört, und was er aus den Zeugnissen Anderer mit seiner eigenen Beobachtung übereinstimmend gefunden hat, wurde von ihm in dieser Schrift niedergelegt. Eine besonders reiche Quelle fruchtbarer Nachrichten lieferten ihm die Beobachtungen und Erfahrungen seiner theuren Mitarbeiter am Missionswerke, welche er auf ihren Posten zu besuchen das Vergnügen hatte. Von ihnen selbst hat er so wenig wie möglich gesprochen, weil ihre Namen bereits den meisten Lesern bekannt sind, und es ihm zweifelhaft erschien, ob je ein Lob aus seinem Munde für sie selbst, oder das heilige Werk, mit welchem sie beschäftigt sind, ersprießlich seyn würde.

Der Herausgeber des Magazins glaubte seinen Lesern einen Dienst zu thun, wenn er aus dieser gehaltreichen Schrift dieses würdigen Missionars, den er selbst persönlich kennen zu lernen die Freude hatte, das Lehrreichste und Wichtigste in zusammenhängenden Auszügen denselben mittheilte. Die Nachrichten des Herrn Abeel dürften hier um so mehr an der rechten Stelle seyn, da sie die in den beiden vorhergehenden Heften gegebenen Reisebeobachtungen des wackern Missionars Gützlaff theils bestätigen und ergänzen, theils die bedeutenden Nachbarländer uns genauer kennen lehren, welche das chinesische Reich umgränzen, und die in der neuesten Zeit der Gegenstand der menschenfreundlichen Missionsthätigkeit für unsere christlichen Brüder in den nordamerikanischen Staaten geworden sind.

Erstes Kapitel.

Abreise von New-York. Insel St. Paul. Amsterdam. Sandelboschinsel. Durchfahrt von Ombay. Die Inseln Flores, Solor, Lomblem, Ombay, Timor, Cambing, Baby. Frühere Katholische Missionen auf diesen Inseln. Der portugisische Missionär Xavier. Holländische Eroberungen in diesen Gewässern. Mission der Holländer. Eifer der frühern Missionarien. Erkaltung desselben im achtzehnten Jahrhundert. Gegenwärtiger Zustand dieser Missionen auf Timor, Rotti, Letty, Moa und Kißer. Die Bandasee- und Insel. Die Arrugruppe. Buro, Amboyna, Manippa, Ternate. Bemühungen der niederländischen Missionsgesellschaft. Neu-Guinea, Waidschu. Plan zur Bekehrung dieser Inseln. Die Pelewinseln und ihre Einwohner.

Am Mittwoch den 14. October 1829 trat ich (Herr Abeel) mit meinem theuern Reisegefährten, dem Misionär Bridgman, in dem Schiffe Roman meine Reise nach dem entfernten Osten an, nachdem wir uns von unsern geliebten Brüdern in Nordamerika verabschiedet und ihren Segen zu unserem Beginnen empfangen hatten. Die Langweiligkeit einer solchen langen Seereise wurde uns mannigfaltig versüßt durch den geselligen Umgang mit vier Reisegesellschaftern, welche sich zu New-York mit uns eingeschifft hatten. Ein starker Gegenstrom hielt uns zwei Tage lang im Angesicht dieser Stadt zurück, bis wir Freitags darauf die Anker lichten und mit günstigem Wind der hohen See uns anvertrauen konnten. Auf dem größern Theile unserer Reise trug sich nichts zu, was nicht auf Seefahrten dieser Art gewöhnlich wäre, und schon häufig erzählt wurde. Wir hatten den süßen Genuß, nicht nur am Morgen und Abend jeden Wochentages unsere Privaterbauung, sondern auch an den Sonntagen öffentlichen Gottesdienst ohne Unterbrechung zu halten. Da die Theilnahme an demselben freiwillig war, und unsere Schiffsgesellschaft aus sehr verschiedenartigen Menschen bestand, so war auch die

Zahl der Zuhörer sehr abwechselnd, welche demselbigen beiwohnten. Wir machten uns indeß ein Geschäft daraus, uns mit unsern Schiffleuten einzeln bekannt zu machen, und sie durch entgegenkommende Liebe und Freundlichkeit zu gewinnen, was dann auch die Folge hatte, daß sie sich allmählig häufiger bei dem Gottesdienste einfanden.

Beinahe drei volle Monate verflossen auf unserer Fahrt über das große Weltmeer hinüber, ehe wir uns an dem Anblick des Festlandes erquicken konnten. Der erste feste Fleck, der für kurze Zeit unsere langweilige Seefahrt wohlthätig unterbrach, war die kleine St. Pauls Insel, die mitten in diesen ungeheuern Gewässern liegt. Das Merkwürdigste auf ihr ist wohl ein großer Wasserteich, welcher die Schifffahrer mit einer großen Mannigfaltigkeit schmackhafter Fische versieht, indeß ein heißsprudelnder Quell in seiner Nähe das Mittel darbietet, die mit dem Hamen gefangenen Fische alsobald zum Genuße fertig zu machen. Eine andere Eigenthümlichkeit derselben besteht darin, daß diese kleine Felseninsel mit ihrer Schwesterinsel Amsterdam in ungeheuerer Entfernung von jedem Continente liegt.

Am 25. Januar 1830, wurden wir zuerst die Sandelholzinsel auf den östlichen Gewässern in weiter Ferne gewahr. Noch ehe sie in unser Auge trat, verkündigte uns ihre Nähe ein großer Schwarm von Landvögeln, welche wie Adler majestätisch über unserem Schiffe in der Luft umherschwärmten, so wie eine Anzahl von Schmetterlingen, welche die Luft auf ihren Flügeln herübertrug, und die auf unserem Verdecke ein Plätzchen zum Ausruhen suchten. Diese Insel ist von beträchtlichem Umfange und liefert manche Erzeugnisse von Werth, obgleich der physische, bürgerliche und sittliche Zustand ihrer Einwohner fast noch ganz unbekannt ist. Noch haben die evangelischen Christen keinen Versuch zur Bekehrung derselbigen gemacht, und noch ist nichts gethan worden, um zu erfahren, ob nicht ihre zahlrei-

chen wilden Menschenhaufen auf das Gesetz des HErrn warten. Daß auf einigen oder auf allen diesen Inseln des großen Weltmeeres ohne bedeutende Schwierigkeiten und Gefahren Missionsstationen aufgerichtet werden könnten, das bezeugen alle, welche an ihren Ufern vorüber gesegelt sind, und die entweder aus Furcht vor Selbstverläugnung oder aus Mangel an christlichem Eifer sich nicht entschließen konnten, ein so lobenswerthes Werk zu beginnen. Wir traten durch die Ombaystraße in die so mächtige Inselnwelt ein, welche uns den Anblick der Inseln Flores, Solor, Lomblem, Pantar und Ombay, auf der Linken, so wie der Inseln Timor, Cambing, Baby und Wetter auf der rechten Seite gewährte. Den größern Theil unserer Zeit brachten wir damit zu, unser Auge an dem immer wechselnden herrlichen Anblick dieser nahen Ufer zu weiden, und unsere Einbildungskraft ihre Ausflüge in ihren unbekannten Gauen machen zu lassen, auf welchen persönliches Umherwandern fruchtbarer, wohl aber auch gefahrvoller für den Wanderer seyn würde. Auf den Hügeln vieler dieser Inseln konnten von unserm Schiffe aus die zahlreichen Hütten der Eingebornen leicht wahrgenommen werden; selbst die Kochfeuer derselben wurden am Abende da und dort am Ufer gesehen, welche das Dunkel beleuchteten und eine beträchtliche Bevölkerung zu verkündigen schienen.

Wie weit es den katholischen Missionarien des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts bei ihren frühen Versuchen gelungen sey, auf diesen festen Stellen des Inselmeeres den Christenglauben auszubreiten, und bis zu welchem Umfange die Früchte ihrer frühern Missionsarbeiten auf diesen Inseln noch wahrgenommen werden mögen, das ist nunmehr schwer zu entscheiden, da sie für den europäischen Handelsverkehr in unsern Tagen fast allen Reiz verloren haben. Die Portugiesen waren wahrscheinlich die ersten, welche den Versuch machten, die Bewohner dieser Inseln zu einem Namen-

christenthum zu bekehren. Sie fingen schon im Jahr 1510 und in den folgenden Jahren an, Besitz von diesen Inseln zu nehmen, da und dort Kolonien auf denselben anzulegen, und zu gleicher Zeit für die Bekehrung der Eingebornen Anstalten zu machen; allein glaubwürdige Nachrichten und noch jetzt vorhandene Thatsachen berechtigen uns zu dem Schluße, daß der Erfolg keineswegs den Bemühungen ihrer Missionarien entsprach, den heidnischen Einwohnern die Annahme des Christenglaubens durch Anbequemung zu ihren heidnischen Gebräuchen schmackhaft zu machen. Noch vor der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts kam der berühmte Missionär Xavier mit seinen Gefährten auf diesen Inseln an, und entfaltete, wenn man den Legenden seiner Lebensgeschichte Glauben schenken will, solche Wunderkräfte übernatürlicher Weisheit und Macht, daß innerhalb kurzer Zeit Tausende dieser heidnischen Indianer, durch seine Predigt zum Glauben an Christum bekehrt wurden. Gegen das Ende dieses Jahrhunderts wurden indeß die Portugiesen durch die Holländer aus dem Besitze dieses Inselgebietes verjagt, und bald darauf durch protestantische Missionarien der lautere Glaube des Evangeliums auf denselben verbreitet.

Die Geschichte erzählt uns, daß ein Hauptzweck bei der Stiftung der holländisch-ostindischen Handelsgesellschaft darin bestanden habe, daß in allen Ländern, die ihrer Herrschaft unterworfen werden würden, der evangelische Glaube gepflanzt werden solle. Hätten die auswärtigen Agenten dieser Gesellschaft und alle frühzeitig ausgesendeten Kaplane derselben, denselben edlen Zweck unverrückt im Auge behalten, welchen Einzelne von ihnen mit frommem Eifer verfolgten, so würde wahrscheinlich die allgemeine und wirkliche Bekehrung sämmtlicher Einwohner dieser schönen und volkreichen Inseln, das kostbare Ergebniß dieses menschenfreundlichen Grundsatzes gewesen seyn; denn die Insulaner waren nicht blos willig, sondern selbst begierig, mit der

Religion bekannt gemacht zu werden, zu welcher sich die Holländer bekannten. Sie verlangten sogar Lehrer des Christenthums, und als ihr Verlangen erfüllt wurde, so unterzogen sie sich dem Unterrichte derselben mit einem Zutrauen und mit einer Lernbegierde, welche ihrem Herzen Ehre macht.

Blicken wir auf die geschichtlichen Nachrichten jener Tage zurück, so fällt uns in derselben eine Summe einander widersprechender Thatsachen auf, die wir nicht zu vereinigen vermögen, und wir sind ungewiß, ob wir mehr den Eifer und die muntere Thätigkeit einiger der ersten holländischen Kaplane bewundern, oder die oberflächliche Leichtigkeit ihres Verfahrens und vergleichungsweise Fruchtlosigkeit ihrer großen Anstrengungen betrauern sollen. Sie lernten die Sprachen der Einwohner und schrieben Bücher in denselben; sie reisten allenthalben umher und verkündigten das Wort Gottes; sie erbauten Kirchen und Schulhäuser; und ihre getroffenen Maßregeln waren so vielfach und der Erfolg ihrer Arbeiten war so groß, daß nach den Berichten dieser Missionarien die bösen Geister, diese einzig verehrten Gottheiten dieser Inseln, ihre Tempel verließen, und ganze Dörfer, Städte und Inseln von der Verehrung derselben sich lossagten, so daß am Schluße des siebenzehnten Jahrhunderts die neubekehrten Christengemeinden dieser Inseln nicht weniger als 40,000 Mitglieder gezählt haben sollen. Ein solches Ergebniß ihrer Arbeit erfüllt unsere Herzen mit Bewunderung, aber unsere Bewunderung geht in Weheklage über, wenn wir die letzten Erfolge ihrer Arbeiten ins Auge faßen. Gar bald erschlaffte der fromme Missionsgeist, die Gemüther der Neubekehrten wurden träge, und die Christengemeinde nahm so zusehends ab, daß nach kurzer Zeit die Bewohner ganzer Distrikte wieder in die alten Gräuel des Heidenthums zurücksanken. Die Ursachen dieses Zerfalles, oder vielmehr der bloß scheinbaren Bekehrung der großen Volksmaße sind gar mancherlei. Viele der

ausgesendeten Christenlehrer stellten sich durch Gesinnung und Leben ihren würdigern Mitarbeiter entgegen; man hatte zu viel Gewicht auf bloße Buchstaben-Erkenntniß gelegt, und zu wenig Werth auf die gründliche Erneuerung des Herzens; man begnügte sich zuletzt mit den bloßen Aeusserlichkeiten der christlichen Kirche und ihrer Einführung unter dem Volke; man fing an durch Vertheilung kleiner Aemter unter die Bekenner des Christenthums, die Eifersucht der Heiden zu reizen, und selbst ein monatlicher Gehalt von Reis und andern Lebensmitteln wurde nicht selten denen zuerkannt, welche die Christentaufe empfangen hatten.

Im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts werden uns in der Geschichte dieser Inseln nur wenige Versuche genannt, welche gemacht worden wären, um den dahinschlummernden Geist des Christenthums aufs Neue zu beleben, oder das, was noch von demselben übrig war und sterben wollte, vor dem schnellen Untergange zu bewahren. Zwar wurden immer noch Schulen auf diesen Inseln unterhalten, nnd auch andere Unterrichtsanstalten des Christenthums dauerten noch immer fort; allein die Missionsarbeiten wurden hauptsächlich auf die Schultern eingeborner Lehrer übergetragen, welche für einen solchen Beruf weder Geisteskraft noch christliche Bildung genug hatten; die Gemeinden im Vaterlande fielen in trägen Geistesschlummer zurück, und die wenigen Boten des Heils, welche in diesen Tagen ausgesendet wurden, kümmerten sich nur wenig um den Unterricht der Heiden. Um die Summe des Guten beurtheilen zu können, das durch diese frühern Missionsversuche der Holländer bewirkt wurde, dazu müßte man ganz andere Nachrichten haben, als die widersprechenden Berichte sind, welche uns die Geschichte jener Tage zurückgelassen hat. Daß durch diese Versuche viele Heiden aus der Finsterniß zum Licht gebracht wurden, wer wollte daran zweifeln? aber ebenso gewiß ist es auch, daß viel Selbsttäuschnng oder Betrug der Sache unter-

lief, welche die spätere Zeit zu Schanden gemacht hat. Bedenken wir die Lauterkeit des edlen Zweckes, der die ersten Herolde dieser Missionen begeisterte, und was bei fortdauernder unbefleckter Bewahrung der eingeschlagenen Mittel und Wege höchst wahrscheinlich zum Wohl der Menschheit ausgerichtet worden wäre, so wird unser Herz mit Trauern erfüllt. Seit mehr als 200 Jahren würde in solchem Falle die Menschenwildniß dieser Inseln geblüht haben wie ein Garten Gottes, und seinen belebenden Wohlgeruch auch über die ungeheuren Ländergebiete des südostlichen Asiens ausgebreitet haben.

Diese wenigen geschichtlichen Thatsachen führen uns zu der Geschichte unserer Tage herab, und bereiten uns den Weg zu der kurzen Uebersicht der Missionsarbeiten, welche in unserer Zeit auf verschiedenen Inseln dieser Gewässer begonnen worden sind.

Die große Insel Timor, welche uns auf unserer Wasserstraße gerade gegenüber lag, bietet einen majestätischen Anblick dar. Die dichten Wälder, welche ihren Saum umgrenzen, luden uns freundlich in schwüler Mittagshitze unter ihren kühlen Schatten ein, vielleicht auch um den Tausenden zu Hülfe zn kommen, welche auf ihren Ufern dem Verderben entgegen ziehen. Timor ist eine der größten und wichtigsten Inseln in diesen Gewässern. Nach Nachrichten von Reisenden zieht eine Anzahl unabhängiger wilder Volksstämme in den Wäldern des Inlandes umher, die so wenig Verkehr mit einander haben, daß bei vierzig verschiedene Mundarten unter ihnen gebräuchlich seyn sollen. An den weiten Ufern dieser Insel haben sich zwei auswärtige Kolonien angesiedelt, deren eine von Portugiesen, die andere von Holländern besetzt ist. Erstere wird Dilli genannt, und liegt auf der nordöstlichen Küste der Insel. Ihre kaufmännische Wichtigkeit ist nur wenig bekannt. Mehr als dreihundert Jahre sind verflossen, seitdem der katholische Gottesdienst an dieser Stelle eingeführt wurde,

und obgleich die portugiesischen Kolonisten mit ihren zahlreichen Priestern demselben auch in andern östlichen Theilen der Insel, wo sie festen Fuß faßten, Geltung zu verschaffen wußten, so wurde doch auf Timor nie etwas Bedeutendes von ihnen ausgerichtet. Ein glaubwürdiger Augenzeuge ihres eigenen Volkes findet den nächsten Grund hievon in dem habsüchtigen und lasterhaften Sinne so mancher Priester, welche ihr Wesen unter diesem Volke treiben. Ihr Hauptgeschäft besteht darin, mit Sandelholz, Wachs, Gold, Kupfer und selbst mit den Heiden Handel zu treiben, welche sie ausführen und als Sclaven verkaufen. Gemeiniglich werden katholische Priester, welche zu Macao um ihres schlechten Wandels willen alle Achtung eingebüßt haben, zur Strafe nach Timor versetzt; und daher ist es kein Wunder, wenn die kleinen Häuptlinge der Insel, welche den katholischen Glauben angenommen haben, ihre heidnische Weise beibehalten, und in rohen Lastern dahin leben.

Kupang, die holländische Niederlassung, steht am südwestlichen Ende der Insel. Sie ist eine jener Stellen, auf welcher die frühern Kaplane der Compagnie mit großem Eifer und nicht ohne Erfolg gearbeitet haben. Während des achtzehnten Jahrhunderts theilte sie das gleiche Loos mit den Uebrigen, indem sie von der sorglosen Mutter zu Haus verlassen und vergessen wurde. Da keine Missionarien mehr ausgesendet wurden, so gaben viele getaufte Christen selbst den Christennamen auf und kehrten zum alten Götzendienste zurück. Als in unsern Tagen der fromme Missionsgeist aufs neue erwachte, so trat auch auf dieser Insel im Jahr 1821 der erste Friedensbote wieder ein, um den verlassenen Pflug des Evangeliums aufs neue in die Hand zu nehmen. Missionar Le Brun, welcher hieher gesendet ward, war ein ausgezeichneter Diener Christi, obgleich seine Lebenstage, die er hier verbrachte, nicht viel über die Vorbereitungszeit zu seinem Berufe hinausreichten. Andere folgten ihm nach und betrieben

das Missionswerk mit sichtbarem Erfolg. Es ist eine allgemeine Klage in den Berichten der Missionarien, welche auf diesen holländischen Inseln arbeiten, daß Tausende der Einwohner, welche wahrscheinlich als Nachkömmlinge der ältern christlichen Einwohner in die Kirche Christi aufgenommen wurden, ihrem heidnischen Wesen nie ganz entsagt hatten. Die nicht christlichen Einwohner dieser Insel beschreiben sie als ein träges, gefühlloses, zum Nachdenken unaufgelegtes Geschlecht, das gleich den Thieren sein Leben treibt und stirbt. Spuren eines religiösen Glaubens sind nur wenige unter den Einwohnern anzutreffen, ausser der Furcht vor der Macht der höllischen Geister, deren schädlichen Einfluß sie auf jegliche Weise von sich abzuwenden suchen. Dieß gilt indeß nur von denjenigen Volksstämmen, welche in der Nähe von Kupang wohnen, und die malaysche Sprache reden. Die zerrissenen Volksstämme im Innern der Insel leben in einem Zustande roher Wildniß, auch konnte ich nicht erfahren, daß jemals Versuche zu ihrer Bekehrung gemacht worden sind, was freilich auch darum ein schwieriges Beginnen ist, da sie so viele verschiedene Mundarten reden als es Stämme auf der Insel giebt. Am Schluße des Jahres 1831 wird in holländischen Berichten der Bestand der Christenhäuflein auf dieser Insel auf mehrere tausend Seelen angegeben; ob auch solche zu ihrer Zahl gerechnet sind, welche noch dem heidnischen Wesen anhangen, ist uns unbekannt. Im Jahre 1832 wurden vier neue Missionsarbeiter auf diese Insel gesendet, und eine Bildungsanstalt für Nationalgehülfen auf derselben aufzurichten, und auf der weiten Seeküste hin die Erkenntniß Christi unter den Einwohnern auszubreiten.

Eine Anzahl kleinerer Inseln auf den benachbarten Gewässern ist von den Sendboten der niederländischen Missionsgesellschaft besetzt. Eine derselben Rotti liegt in geringer Entfernung von der südlichen Spitze der Insel Timor. Auf ihr wurden im Jahr 1820 drei

Kirchen aufgerichtet, und 360 Kinder erhielten regelmäßigen Unterricht. Die Ureinwohner der Insel sind nach Körper und Gemüth kräftiger, als das umherliegende Malayenvolk, auch ist die Insel gut angebaut und liefert jährlich reiche Vorräthe an Reis und Palmzucker.

Auf einige Grade östlicher und nordöstlicher Entfernung von Timor liegen die kleinen Inseln Letti, Moa, Kisser und Roma. Auf jeder derselben befindet sich eine Missionsstation, die von einem oder mehreren Missionarien besetzt ist. Einige dieser Inseln wimmeln von Einwohnern, die ihre eigene Sprache reden, und deren Lebensweise mit dem christlichen Glauben, zu dem sie sich äusserlich bekennen, in geradem Widerspruche steht. Der Unterricht der Missionarien wird gewöhnlich in der Malayensprache gegeben, die sie als allgemeine Verkehrsprache in Gang zu bringen sich bemühen. Kann dieß ohne Aufopferung des ewigen Heiles des gegenwärtigen Geschlechtes geschehen, so ist dieser Zweck immerhin aller Anstrengung werth, indem durch die Einführung einer gemeinschaftlichen Sprache ein Band der Freundschaft und Vereinigung zwischen diesen zerrissenen kleinen Völkerstämmen geknüpft, und für die allgemeine Pflanzung des Christenthums unter denselben den nachkommenden Missionarien der Weg ungemein erleichtert wird. Indeß haben doch einige dieser Sendboten auch die Sprache der Eingebornen gelernt, aber Schriften sind noch nicht in derselben geschrieben und gedruckt worden. Nach dem Berichte eines Missionars, welcher im Jahr 1825 die Insel Letty besuchte, traf er auf derselben einen thätigen Schullehrer an, welcher neben dem Schulunterrichte auch viele Einwohner taufte. Ein anderer Missionär, welche im Jahr 1829 auf diese Insel kam, berichtet, daß die getauften Einwohner in großer Unwissenheit dahin leben, und allen Lastern des Heidenthums fröhnen. Immerhin ist es zu beklagen, daß bis jetzt noch nach der alten Väter

Weise, einzelne dieser Missionarien es darauf anlegen, ohne vorherigen gründlichen Unterricht große Volksmaßen der äussern Kirche Christi zuzuführen, wodurch das Werk anderer ihrer Mitarbeiter, die es auf eine gründlichere Pflanzung antragen, vielfach gehemmt wird. Der natürliche Erfolg hievon ist, daß Einige derselben mit Eitlem sich bemühen, indeß Andere ihrer Mitbrüder den Schmerz haben, mit den Stoppelhaufen, welche sie aufgerichtet haben, nicht selten auch ihr Werk verbrennen zu sehen.

Auf der kleinen Insel Wetter, welche auf unserer Durchfahrt durch die Ombay-Wasserstraße uns ins Gesicht trat, werden die heidnischen Einwohner als solche geschildert, welche dem Christenthum nicht abgeneigt sind. Der Missionar, welcher sie im Jahre 1825 besuchte, nahm viele derselben durch die Taufe in die Gemeinschaft der Christen auf. Auch diese Insel stand früher unter der Pflege der holländischen Regierungs-Kaplane, indeß hat seit etwa 40 Jahren, der christliche Religionsunterricht fast gänzlich auf derselben aufgehört. Die Folgen hievon lassen sich leicht denken, und dieß um so mehr, da die ganze Summe ihres frühern Unterrichtes nur darin bestand, sie innerhalb weniger Wochen, mit dem Inhalt der Glaubenslehren und den äusserlichen Formen des Christenthums bekannt zu machen.

Nachdem wir die Wasserstraße von Ombay verlassen hatten, lief unser Schiff in die Bandasee ein, welche von einer kleinen Inselngruppe ihren Namen erhält, welche 2 ½ Grad östlich aus unserem Wege lag. Auf ihnen haben die Holländer einen Missionär, welcher seit dem Jahre 1824 unter den Eingebornen arbeitet. Obgleich diese sich zum Christenthum bekennen, so klagt er doch in seinen Berichten über das unwissende und heidnische Wesen, das sich unter denselben findet, und wodurch sie von Muhamedanern und Heiden nicht unterschieden werden können. Indeß fehlte es doch nicht

an Einzelnen, welche beßere Hoffnung von sich geben, und das Wort Gottes fleißig lesen. Die Schulen wurden, obschon nachlässig besucht; auch zeigte sich an Einzelnen in ihrem Thun nnd Lassen die Kraft des Christenglaubens. In früherer Zeit waren ansehnliche Gemeinden auf diesen Inseln, aber eine ansteckende Krankheit, die zuweilen auf denselben herrscht, hat sie dahingerafft. Auf Groß-Banda befinden sich vier und zwanzig Plantagen, welche von christlichen Einwohnern bebaut werden.

Noch weiter östlich liegt eine Kette kleiner Inseln, welche die Holländer die Keys- oder Schlüßelinseln nennen, und die sich bis zu den Arruinseln hin ausdehnen. Die erstern werden als fruchtbar beschrieben, und sind von einem Menschengeschlecht bewohnt, das sich immer gastfreundlich gegen Europäer bewiesen hat. Ueberhaupt ist unfreundliches Betragen unter diesen Eingebornen meist nur dann zu erwarten, wenn das Gefühl ihrer körperlichen Schwäche oder der Mangel an Waffen, sie mißtrauisch gegen den Fremden macht. Die Arruinseln sind in hohem Grade schätzbar, und sollen eine Bevölkerung von etwa 20,000 Einwohner in sich fassen. Sie erzeugen die köstlichen Früchte dieser Gewürzinseln in reichem Ueberfluß, und wimmeln von Federvieh und Vögeln, welche das seltenste und reichste Gefieder schmückt. Auch auf ihnen befindet sich eine Anzahl Einwohner, die sich zum Christenthum bekennen, indeß der größte Theil der Bevölkerung dem Koran oder dem Götzendienste anhängt. Nach den Berichten der in ihrer Nachbarschaft umher arbeitenden Missionarien bieten diese Inseln anziehende Einladungen für die Knechte Christi dar; das Missionsfeld ist groß, und viele Sendboten würden volle Beschäftigung mit dem Anbau deßelben finden. Einen bedeutenden Vortheil für die Missionsarbeit gewährt noch weiter die Nähe der mächtigen Insel Neu-Guinea, mit deren Uferbewohnern von hier aus ein beständiger Verkehr

statt

statt findet, so daß sich auf diesem Wege ohne bedeutende Gefahren der Zutritt zu den Millionen dieser in finsteres Heidenthum tief versunkenen Millionen Einwohner finden liesse.

Widrige Winde hielten uns mehrere Tage in der Bandasee fest; endlich entdeckte am 28. Januar unser Auge die große Insel Buro, und am nächsten Morgen befanden wir uns nur noch wenige Meilen vom südöstlichen Ufer derselben. Ausser andern schätzbaren Erzeugnissen dieser fruchtbaren Inseln findet sich auf Buro der heimathliche Boden des Cadscheputbaumes, dessen wohlbekanntes Oel einen Hauptartikel ihrer Ausfuhr ausmacht. Diese Insel befindet sich unter der Herrschaft der Holländer, obgleich die Einwohner von ihren eigenen Radschahs regiert werden. Der König des Landes nebst seinen untergeordneten Häuptlingen sind Muhamedaner; das Volk selbst aber, das die Holländer Alforen nennen, hat den Muhamedanismus nicht angenommen, obgleich sie von dem Könige gehindert werden, zu dem Christenthum sich zu bekennen. Indeß darf auch diese Insel des christlichen Unterrichts nicht ganz entbehren. Ein Bote Christi arbeitet auf derselben, der in seinem Berichte vom Jahr 1825 schreibt, daß auf dieser in zehn Distrikte getheilten Insel etwa neunzig Christen sich befinden, und eine Anzahl getaufter Kinder, welche zusammen ein Häuflein von 140 Seelen bilden. Indeß ist der religiöse Zustand dieser kleinen Gemeinde keineswegs beßer, als dieß auf den übrigen Inseln dieser Gewässer der Fall ist. Anhaltende Hungersnoth und die furchtbare Geißel der Brechruhr haben Tausende ihrer Einwohner dahin gerafft; die Uebriggebliebenen leben meist unter diesem heißen Himmelsstrich in schlummernder Geistesträgheit dahin. Die Einwohner werden als schüchterne und freundliche Leute geschildert. Trägheit, Trunkenheit und allgemeine Geisteserschlaffung, welche das Opiumrauchen erzeugt,

sind ihre herrschenden Laster, und der Tanz ihr Lieblingsvergnügen.

Aus der Bandasee liefen wir durch die Manippa-Wasserstraße in nördlicher Richtung auf diesen Gewässern weiter fort, und eine Anzahl neuer bedeutender Inseln trat an unserem Horizonte hervor. Amboyna, die hauptsächlichste derselben, zeichnet sich vor allen übrigen Gewürzinseln, durch die Größe und Schönheit ihrer Hauptstadt, durch die Stärke ihrer Befestigung, so wie durch die große Anzahl von Einwohnern aus, die sich auf derselben zum Christenthum bekennen. Ihre Bevölkerung besteht aus 40,000 bis 50,000 Einwohnern. Missionar Kamm, welcher im Jahr 1815 in diesen anziehenden Wirkungskreis als Bote Christi eintrat, berichtet, daß er bei seiner Ankunft 20,000 eingeborne Christen auf dieser Insel angetroffen habe, welche von seinen Vorfahren zur Theilnahme am christlichen Gottesdienste vorbereitet worden seyen; worin diese Vorbereitung bestanden habe, wird uns nicht gesagt, obgleich wir vermuthen dürfen, daß mit derselben blos die äusserliche Aufnahme in die Christengemeinde durch die Taufe gemeint ist. Indeß fand er noch immer viele Distrikte auf der Insel, deren Einwohner früher zum Christenthum sich bekannten, und die aufs neue zum alten Heidenthum zurückgesunken waren. Missionar Kamm fieng jetzt mit großem Eifer und viel Anstrengung seine Arbeit hier und auf einigen benachbarten Inseln an. Angetrieben von einem Geiste, der jeden Missionar beseelen sollte, glaubte er ein Schuldner Aller zu seyn, und eilte daher nach jedem Wirkungskreise hin, wo er Nutzen zu schaffen hoffen durfte. Viel Zeit verwendete er vor Allem auf den Besuch derjenigen Inseln, auf welchen bereits Christengemeinden gepflanzt worden waren, oder wo sich für die Einführung des Evangeliums eine offene Stelle finden ließ. Seine Tagebücher zeugen von seiner frommen Hingebung an das Werk Christi, obgleich von den vielen Tausenden,

welche er auf seinen wiederholten Wanderungen getauft hat, zu befürchten ist, daß sie nicht mit der erforderlichen Vorbereitung und dem nöthigen Unterrichte in christlicher Erkenntniß der Gemeinde Jesu einverleibt wurden. Unter seiner Leitung wurden auf Amboyna zwei Anstalten zur Bildung von Schullehrern aufgerichtet, von denen die eine von der holländischen Regierung unterstützt wird. Beide haben bisher zur Förderung des Christenthums auf diesen Inseln umher segensreich gewirkt, auch läßt sich von denselben für die Zukunft viel Gutes hoffen, sobald nur sorgfältiger Bedacht darauf genommen wird, daß keine andere als wahrhaft fromme Jünglinge aus den Volksschulen in dieselbe aufgenommen, und daß die Arbeiten zu ihrer Bildung mit der erforderlichen Gründlichkeit getrieben werden.

Auf der Insel Manippa, von welcher diese Wasserstraße den Namen hat, gehören die Einwohner meist dem muhamedanischen Glauben oder dem Heidenthume an, obgleich auch einige wenige Seelen auf derselben die Erkenntniß Christi aufgenommen haben. Die Bewohner von zwei Dörfern sollen kürzlich, nach dem Berichte der Missionarien ihre Götzen weggeworfen und zum Christenthum sich bekannt haben.

Lange Zeit hatten wir auf unserer Durchfahrt die große und schöne Insel Ceram vor Gesicht. Das lebhafte Grün, das ihren Boden schmückt, ihre aufgethürmten Berge, der Reichthum ihres Bodens und ihrer Pflanzungen, und besonders die an sie angeknüpfte Geschichte machten uns den Anblick derselben in hohem Grade anziehend. Reisende schildern manche ihrer Fluren als Zaubergemälde. Die Missionarien schreiben ihr eine ausnehmende Fruchtbarkeit zu. Nirgends findet der bekannte Sagobaum eine so willkommene Heimath, als auf dem wasserreichen Sumpfboden von Ceram. Dieser schätzbare Baum wächst wild nicht blos

in einzelnen Büschen, sondern in tiefen Wäldern auf, und reicht dem trägen Geschlechte der Einwohner einen Ueberfluß von Nahrung dar. Die Bäche dieser Insel wimmeln von einer Mannigfaltigkeit schmackhafter Fische, und zwar in solcher Menge, daß auf die Einwohner dieser Insel das Wort des Heilandes angewendet werden kann, das er einst von den Vögeln sprach: „Sie säen nicht, sie ernten nicht, auch sammeln sie nicht in die Scheunen." Die Bewohner der Seeküste sind meist eingewanderte Malayen. Von den ursprünglichen Einwohnern, Alforen genannt, trifft man eine mächtige Bevölkerung im Innern der Insel an. Die schauerliche Gewohnheit der wilden Diakken, aus kalter roher Mordlust, die Nachbarn niederzumetzeln, blos um Menschenschädel als Zierathen in ihren Wohnungen aufzuhäufen, wird sowohl hier als auf den benachbarten Inseln, Borneo und Celebes, angetroffen. Verehrung der bösen Geister ist herrschender Aberglaube unter den Einwohnern, und die schauerliche Gewohnheit, sich freiwillig unter furchtbaren Bannflüchen einem ewigen Sclavendienste an die Fürsten der Finsterniß zu weihen, athmet den höllischen Geist, welcher dieses Menschengeschlecht bezeichnet.

Als Missionar Kamm, bald nach seiner Ankunft auf diesen Gewässern auch diese Insel besuchte, vernahm er, daß seit 20 Jahren kein Verkündiger des Evangeliums auf derselben sich niedergelassen hatte. Er wanderte durch zwölf Distrikte derselben, und verkündigte den Einwohnern das Evangelium. Nach seiner Rückkehr kam ihm die Kunde zu, daß die Einwohner von zwei Dörfern ihre Gözentempel niedergerissen haben. Allein der beßere Eindruck in ihren Gemüthern, den die Botschaft des Evangeliums erzeugte, hatte keinen langen Bestand, und Herr Kamm sah sich genöthigt, einen zweiten Besuch auf dieser Insel zu machen. Seine Ermahnungen fanden wenig Gehör, und viele der sogenannten Christen wollten nicht ein-

mal an die Fortdauer der Seele nach dem Tode glauben. Seither wurde zu Kaibobo auf Ceram ein Missionar bleibend angestellt, welcher jedoch keine günstige Nachricht von seinen Arbeiten unter den Erwachsenen und der Jugend der Insel bisher gegeben hat. Indeß wird doch nach dem Berichte des Herrn Kamm vom Jahr 1827, die Zahl der getauften Christen auf dieser Insel auf 6,000 Seelen angeschlagen, während mehr als 2,000 Kinder in den Schulen Unterricht empfangen.

Zu der Reihe der bisher genannten molukkischen Inseln, auf welchen die niederländische Missionsgesellschaft ihre evangelischen Sendboten zur Arbeit ausgesendet hat, gehört auch die kleine Insel Ternate, welche der Nordküste der großen Insel Dschilolo gegenüber liegt. Ternate, obgleich nur von geringem Umfange behauptete doch lange Zeit ein bedeutendes Uebergewicht über die Nachbarinseln, welche in diesen Gewässern liegen. Ihr kriegerischer Beherrscher (Sultan) wußte sich eine Gewalt über viele derselben zu verschaffen, und seine Herrschaft westlich über einen großen Theil der Insel Celebes, und östlich bis auf Neu-Guinea auszudehnen. Auch auf dieser Insel wurde ein Missionar von ausgezeichnetem Charakter aufgestellt, der jedoch in anhaltender Kränklichkeit leidet, so daß er für die Bekehrung der Heiden auf dieser Insel nicht viel zu thun vermag. Indeß ist die geographische Lage derselben für Missionsunternehmungen vielleicht eine der wichtigsten, welche sich auf diesen Gewässern findet.

Auch die neuesten Jahresberichte der holländischen Missionsgesellschaft liefern uns keine weitern Nachrichten über den Fortgang des evangelischen Missionswerkes auf diesen zahlreichen Inselngruppen des stillen Weltmeeres, und der Briefwechsel zwischen ihr und ihren Sendboten scheint vielfachen Unterbrechungen zu unterliegen. Nach ihnen setzte der thätige Missionar Kamm seine muntere Thätigkeit im Werke

des HErrn auf Amboyna fort, bis ihn der HErr erst vor kurzer Zeit von hinnen rief. Auf der benachbarten Insel Banda ist Missionar Finn als Sendbote eingetreten, dessen hoffnungsreiche Arbeit indeß durch anhaltende Kränklichkeit vielfältig unterbrochen wird. Auf der Insel Ternate bei Celebes, hat Missionar Jungmichel weite Wirkungskreise für das Evangelium gefunden. Derselbe berichtet, wie er im Widerstreit mit seinem frühern Grundsatze und übereinstimmend mit dem Sinn seiner Gesellschaft es sich zur Regel gemacht habe, erwachsene Heiden nur erst nach vorherigem gründlichem Unterricht zur Taufe zuzulassen. Missionar Hellendorn, welcher zu Menado auf Celebes arbeitet, findet vielfache Ermunterung in der wachsenden Erkenntniß der bekehrten Eingebornen, und arbeitet besonders in den Schulen der Jugend mit einem gesegneten Erfolg. Zwei Europäische Gehülfen, die Missionarien Riedel und Schwartz haben sich im Jahr 1831 an ihn angeschlossen, und in den Bergen von Celebes, welche eine Bevölkerung von 70,000 Seelen in sich fassen, ihren weiten Wirkungskreis gefunden. Die Begierde der heidnischen Einwohner nach Unterricht kam ihnen allenthalben entgegen, und sie hoffen, nicht ohne reichliche Frucht dieß öde Ackerfeld anzubauen.

So wie auf der molukkischen Inselngruppe die Insel Amboyna den großen Stappelplatz der nordöstlichen Missionen bildet, so ist die Station Kupang auf der Insel Timor das Hauptquartier der südlichen Niederlassung. Der wackere Missionar Terlinden, welcher eine Reihe von Jahren hindurch auf dieser Insel im Segen arbeitete, ist im Jahr 1832 in seine Ruhe eingegangen. Sein Verlust wird von den Missionarien der benachbarten Inseln mit Schmerzen vermißt, und dieß um so mehr, da der Vollendete nicht lange zuvor eine Bildungsanstalt von National-Schullehrern auf dieser Insel aufgerichtet hat, die mit seinem Tode ins Stocken gerieth. Missionar Douwes ist indeß in seine Lücke eingetreten,

und setzt das begonnene Werk auf dieser Station fort. Missionar Bär auf der Insel Kisser treibt unter tausendfachen Leiden und Schwierigkeiten seit 12 Jahren mit unermüdeter Geduld und Glaubensfreudigkeit auf dieser und einigen benachbarten Inseln das Werk des HErrn, und mit jedem Jahre fängt es an, lichter zu werden in den Finsternissen seiner Umgebung. Missionar Höffker findet auf der Insel Moa unter den Eingebornen Christen vielfachen Widerstand, welche aus stolzem Ueberdruße darüber, daß den Heiden der Insel das Evangelium gepredigt wird, ihre Herzen dem christlichen Unterrichte verschließen. Auch Missionar Luyke hat auf der Insel Letty mit den heidnischen Priestern vielfache Kämpfe zu bestehen, deren träge Ruhe und Einkommen durch die Predigt des Evangeliums gefährtet wird. An seiner Seite arbeitet Missionar Heymering, und freut sich, unter den Erwachsenen und Kindern da und dort eine liebliche Frucht seiner Arbeit wahrnehmen zu dürfen. Auf der benachbarten Insel Damme hat Missionar Dommers seinen Wirkungskreis gefunden, von dem jedoch bei der Abgelegenheit dieser Insel nur selten Nachrichten nach Europa gelangen.

Ehe wir die zahlreichen Stationen der niederländischen Missionsgesellschaft in diesen fernen Gewässern verlassen, können wir nicht umhin, einigen allgemeinen Thatsachen unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Der große Umfang vieler dieser Inseln, ihre ansehnliche Bevölkerung, so wie die Nachbarschaft noch größerer und volkreicherer Inseln geben ihnen einen bedeutenden Werth für Missionsunternehmungen, während die leichte Zugänglichkeit, womit sie den reisenden Europäern offen stehen, und die gewöhnliche Geneigtheit der Eingebornen, ihrem Unterrichte Gehör zu geben, und sich gerne die Einführung christlicher Gebräuche gefallen zu lassen, den Reiz derselbigen erhöhen, und ihnen unter den hoffnungsreichen Wirkungskreisen der Christenliebe in der Heidenwelt eine der ersten Stellen anweisen.

Wer mit der Geschichte dieser Mission bekannt ist, muß es befremdlich befinden, daß von den Tausenden der Eingebornen, welche zu verschiedenen Zeiten dem väterlichen Götzendienste entsagt und den Christennamen angenommen haben, auf einer freundlichen Besuchsreise unter ihnen nur so geringes und dazu so wenig Erfreuliches erzählt werden kann. Eine Hauptursache hievon liegt wohl in der oberflächlichen Leichtigkeit, mit welcher in alter und neuer Zeit von einzelnen Missionarien das Werk Christi auf diesen Inseln betrieben wurde, so daß es schwer wird, in den Tausenden getaufter Einwohner, welche die Berichte nennen, den wahren Werth für das Reich Christi anzutreffen. Wir lesen in den Berichten, wie einzelne Missionarien eine Reihe dieser Inseln und die Distrikte derselben durchzogen, da und dort dem Volk eine Predigt hielten, große Schaaren von Erwachsenen und Kindern durch die Taufe der Kirche einverleibten, das heilige Abendmahl verrichteten, und Ehen einsegneten. Wären freilich an jeder einzelnen Stelle tüchtige Nationallehrer aufgestellt, auf deren Bildung und Frömmigkeit man sich verlassen könnte, so dürfte uns ein so rasches Verfahren im Missionswerke eben nicht befremden, aber wenn wir in ihren eigenen Berichten lesen, daß nicht selten die Einwohner von Dörfern und ganzen Distriften wieder in die alten Greuel des Heidenthums zurückfallen, so liegt der Schluß sehr nahe, daß entweder die eingebornen Gehülfen für den Missionsberuf nicht taugen, oder daß ihre Anzahl dem vorliegenden Unterrichtsbedürfnisse lange nicht genügt, oder aber, daß viele der Eingebornen aus andern Gründen als auf die von der Schrift geforderten Eigenschaften der Buße und des Glaubens hin zu der heilgen Taufe zugelassen werden.

Damit soll nun keineswegs gesagt werden, als ob alle gegenwärtigen Missionarien dieser Inseln ein solches Verfahren billigten, oder der größere Theil der-

selben sich solcher Mißgriffe schuldig machte, allein es bedarf nur weniger Missionsarbeiter, welche über die evangelischen Erfordernisse zur Tauglichkeit für die Christentaufe irrige Begriffe haben, und wir sehen alle die nachtheiligen Wirkungen entstehen, welche wir in dem vorliegenden Falle beklagenswerth finden müssen.

Eine andere auffallende Thatsache, welche die obengenannte Erscheinung bis auf einen gewissen Grad deutet, zeigt sich in der geringen Anzahl der Arbeiter auf diesem großen Missionsgebiete. In Vergleichung mit manchen andern Gesellschaften hat diejenige, deren Arbeitsfeld wir so eben durchwandert haben, eine ähnliche Thätigkeit zu Tage gelegt, aber ihre Hände vermögen nicht, das unermeßliche Werk zu umfassen, das vor ihnen liegt. Hunderte von Missionsarbeitern sollten nach diesem östlichen Inselngebiete ausgesendet werden, und jeder derselben würde die vollste Beschäftigung hier finden.

Nachdem wir die Manippa-Wasserstraßen verlassen hatten, segelten wir in nordöstlicher Richtung durch den Dampierskanal in die Gewässer des stillen Meeres ein. Eine Menge kleiner Inseln stieg, so wie wir langsam vorwärts steuerten, in unserem Gesichtskreise aus dem Wasser empor und sank wieder unter, bis wir uns abermals den hohen Wellen der offenen See hingegeben sahen. Neu-Guinea oder das große Papualand und die Insel Waidschin, zwischen welchen wir durchsegelten, blieben uns viele Stunden im Gesicht. Die Gebirge der erstern sind ungeheuer hoch, und ihre entfernte Küste ist aus Hügeln verschiedener Höhen zusammengesetzt, welche aus dem Ocean emporsteigen. Es ist wirklich ungewöhnlich, daß wir auf diesen Gewässern auch nicht Ein Ruder in Bewegung sahen, und daß wir vom Festlande her von keinen Besuche erfreut wurden, obgleich Haufen von Menschenwohnungen uns mehrere Tage lang umgaben, denen wir bisweilen mit unserem Schiffe ganz nahe kamen.

Die Insel Waidschin soll eine Bevölkerung von 100,000 Seelen in sich fassen. Von ihren Ufern aus wird ein bedeutender Handel mit China betrieben, und der größere Theil der Einwohner redet die chinesische Sprache. In den Berichten der Reisenden, obgleich wir in der neuern Zeit derselben keine gesehen haben, vermögen wir keinen Grund zu finden, warum nicht ein Verkehr von Seiten der Abendländer mit diesen Insulanern sollte angeknüpft, und eine Missionsstelle auf ihrem Boden aufgerichtet werden könnte. Die Anzahl der Menschenseelen ist hier wahrlich groß genug, um die Christen zur Arbeit einzuladen, auch ist die Lage dieser Insel vorzugsweise günstig, um mit dem Vaterlande sowohl, als mit den bedeutenden Inseln der Nachbarschaft einen Verkehr zu unterhalten.

Allein die mächtige Insel Neu-Guinea ist es vorzugsweise, auf welcher das Auge der Christen mit wehmüthiger Theilnahme ruht. Hier liegt uns ein Inseln-Continent gegenüber, welcher in seiner längsten Ausdehnung etwa 480 Stunden, und in seiner größten Breite 140 Stunden zählt. Die Schifffahrer sprechen mit Entzücken von den Naturschönheiten ihrer Küsten und dem erstaunlichen Reichthum ihrer Naturerzeugnisse. Unter den Zierden ihrer Naturgeschichte befindet sich auch der weit berühmte Paradiesvogel, von welchem 10 — 12 verschiedene Gattungen ihren Lieblingsaufenthalt auf dieser Insel aufgeschlagen haben. Sie wird von mehreren Millionen Menschen bewohnt, welche in die tiefste Unwissenheit und in die Todesschatten der Sünde und des Verderbens hinabgesunken sind. Viele besondere Volksstämme, die sich in Körperbau, Sitte und Sprache bedeutend von einander unterscheiden, haben sich über ihre wilden Gaue ausgebreitet. Die größere Masse der Bevölkerung besteht aus Negern von riesenhafter Gestalt und dunkelgelber Farbe mit hervorstehendem Auge, weitem Munde und niedergedrückter Nase, indeß eine große wollene Haarbüschel

über ihre Stirne hängt. Manche derselben sind Cannibalen der wildesten Art, Andere mild und freundlich und gefällig gegen Fremdlinge, und zu vortheilhaftem Handelsverkehr mit ihnen geneigt, da sie weder mit dem Werth ihrer eigenen Erzeugnisse, noch mit der Werthlosigkeit der fremden Artikel, die sie bewundern, bekannt sind. Obgleich wir noch nie gelesen haben, daß je ein evangelischer Sendbote ihre fernen Ufer betrat, so würden doch die klügern und wagsamern Kinder dieser Welt, kein Bedenken finden, ihren Boden zu betreten, sobald sie nur einen ihrer Zwecke dabei erreichen zu können, hoffen dürften.

Aus dem Verzeichnisse der aufgezählten Inseln, deren Zahl mit jedem Tage sich mehrt, je weiter wir gegen den tiefen Osten vorwärts schreiten, tritt die Wahrnehmung klar hervor, welche mächtige Wirkungskreise für die Christenliebe in diesen Gewässern noch gänzlich vernachläßigt daliegen. Manche halten es für rathsam, Missionsunternehmungen so lange aufzuschieben, bis der Handel den Zutritt in diese Barbarenländer aufgeschloßen, und dem Evangelium den Weg zu denselben bereitet hat. Aber wenn auch im Allgemeinen der Charakter und das Verfahren der Welthändler eine solche Wirkung erzeugte — und die traurige Erfahrung spricht in allen Heidenländern gerade das Gegentheil aus! — wie lange sollen wir noch auf dieselbe warten? Sollte es nicht vielmehr als einladender Vorzug dieser weiten Heidengebiete herausgehoben werden dürfen, daß gewinnsüchtige Namenchristen der Abendländer auf diesen Küsten der Pflanzung des Christenthums noch keinen Schlagbaum entgegengestellt haben?

Aber könnten nicht aufrichtige Freunde Christi, welche kaufmännische Geschäfte mit dem fernen Auslande treiben, wesentlich das Ihrige dazu beitragen, um die Bekehrung dieser Nation zu beschleunigen? Ohne ihre Beihülfe können wir uns freilich kaum denken, wie ein christlicher Missionar auf den Inseln dieser

Gewässer jetzt noch etwas zu unternehmen vermag. Sie könnten mit leichter Mühe ein Schiff ausrüsten, um durch sachverständige Männer diese fernen Küsten auszukundschaften, den Charakter der verschiedenen Volksstämme, welche sie bewohnen, kennen zu lernen, und die tauglichsten Stellen für Missions-Niederlassungen aufzusuchen. Wären diese gefunden, und von ausgesendeten Missionarien besetzt, so würde zur Erleichterung ihres Werks wohl nichts weiter erfordert, als daß ihnen ein kleines Schiff, zurückgelassen würde, um mit demselben diese Gewässer zu befahren, und daß ihnen bei einem jährlichen Besuche von der Heimath her die erforderlichen Bedürfnisse und Geräthschaften zugeführt würden. Mit dem Segen Gottes, welcher in kurzer Zeit die Arbeit dieser Missionarien reichlich krönen dürfte, würden sie nach wenigen Jahren einen festen und einflußreichen Einfluß auf dem fernen Boden dieser Insel fassen, und so die Beihülfe ihrer christlichen Handelsfreunde mannigfaltig belohnen. Mit dem Lichte, welches das Evangelium verbreitet, und bei der muntern Thätigkeit, welche dasselbe unter jedem Volke erweckt, würde auch dem Welthandel die Bahn aufgebrochen werden, und nicht zu berechnen wären die Segnungen, welche aus solchem Wechselverkehr über die entferntesten Nationen sich verbreiteten. Millionen von vernünftigen Geschöpfen, welche jetzt noch auf der Stufenleiter der Schöpfung unter den Thieren des Feldes stehen, würden auf diesem Wege zum Genuß aller Segnungen des gegenwärtigen Lebens, und zur Hoffnung der Herrlichkeit in der zukünftigen Welt erhoben werden.

Nachdem wir die Dampierstraße verlassen hatten, nöthigte uns der Wind, eine östliche Richtung zu nehmen. Am 8. Februar zogen wir an den Pelewinseln vorüber, und wurden bald von den Eingebornen ausgespäht, die mit ihren Booten unserem Schiffe nacheilten. Einer ihrer mit sechs ganz nakten Männern

beladenen Canus gelang es, dasselbe zu erreichen, aber obgleich wir ihnen einen Strick zuwarfen, den sie auffiengen, so mußten sie ihn doch bald wieder fahren lassen, weil sie von der Bewegung unseres Schiffes niedergerennt zu werden drohten. Ihre Proa (Boot) bestand in einem ausgehöhlten Baumstamme, und die Breite desselben stand zu seiner Länge in keinem Verhältniß. Der Bau dieser Canus, und die Geschicklichkeit, mit welcher sie dieselben auf den Wellen zu führen wissen, ist bewunderungswürdig. Tändelnden Geistern ähnlich eilen sie mit denselben tanzend und mit einer Geschwindigkeit, welche kein Schiff zu erreichen vermag, über die Wellen hinweg, und mehrere derselben verfolgten uns so lange, bis wir ihre kleinen Inseln aus dem Auge verloren, und sie in den Schatten der Nacht auf dem Gewässer zurückließen. Die Eingebornen dieser Inselngruppe wurden vormals als eine sehr gutmüthige und freundliche Menschenart geschildert, aber diesen Ruf haben sie durch rohe Gewaltthaten eingebüßt, die es kund thun, daß ihre Freundlichkeit weder natürlich noch die Wirkung von Grundsätzen war. Kaum waren sie nämlich mit dem Gebrauch des Eisens bekannt geworden, so machten sie einen verzweifelten Angriff auf ein europäisches Schiff, und brachten das ganze Schiffsvolk um, um den Raub für ihre Habsucht zu sichern. Was aber immer der gegenwärtige Charackter dieser Wilden seyn mag, so sind auch sie zur Theilnahme an den Segnungen des Christenthumes berufen, und eine evangelische Mission könnte mit der Beihülfe von Schiffen, die auf diesen Gewässern hin und her ziehen, gepflanzt und unterhalten werden. Sobald nur einmal die barbarischen Völker erfahren haben werden, daß die Schiffe, welche ihre Ufer besuchen, den Freunden derer angehören, welche unter ihnen sich niedergelassen haben, so würde dieser Umstand gar bald einen bedeutenden Einfluß auf ihr Betragen gegen die Missionarien ausüben.

Zweites Kapitel.

Ueberfahrt nach der Insel Java, und Aufenthalt daselbst. Angier. Reise nach Batavia. Wildniß des Landes. Batavia. Missionar Methurst. Die Insel Java als Missionsgebiet. Bevölkerung. Sprache. Hauptstädte des Landes. Des Missionars tägliche Arbeiten. Chinesen auf Java. Volksgottheiten. Kindermord. Cochinchinesen. Katholicismus in Cochinchina. Missionsschulen. Malayenschulen. Besuch auf dem Landgute Buitensorg, der Residenz des Gouverneurs. Bemerkungen über Java.

Von den Pelewinseln segelte Missionar Abeel straks der Stadt Canton an der südwestlichen Spitze Chinas zu, um von dort aus einige Seeprovinzen dieses mächtigen Reiches als Bote Christi zu besuchen, und sich in denselben nach tauglichen Missionsstellen umzusehen. Den lehrreichen Bemerkungen, die er auf dieser vom Februar an bis December 1830 dauernden Wanderung in den chinesischen Gebieten sammelte, und in welchen vielfache Bestätigungen und Ergänzungen der um dieselbe Zeit gemachten Untersuchungsreisen des Missionars Gützlaffs über China, als Wirkungskreis für evangelische Missionsarbeit, angetroffen werden, darf füglich eine andere Stelle in unserem Magazin vorbehalten bleiben, indem es uns in diesem Hefte zunächst darum zu thun ist, aus den Berichten dieses frommen und zu nüchterner Beobachtung aufgelegten Wanderers einige weitere Aufschlüße über die Länder und Inseln Hinterindiens unsern Lesern mitzutheilen. Indem wir demnach seinen zehnmonatlichen Ausflug nach China übergehen, schicken wir uns an, denselben von Canton aus nach den westlichen Gebieten dieser Hinterindischen Länder zu begleiten.

Nachdem ich, so fährt Missionar Abeel in seinem Reiseberichte weiter zu erzählen fort, von dem Schiffskapitän Drummond eine freundliche Einladung erhal-

ten hatte, ihn auf seinem Schiffe nach der Insel Java, wohin ich meine Wanderungen fortzusetzen gedachte, zu begleiten, so segelten wir am 28. December 1830 im Namen unsers Gottes von der Stadt Canton ab. Unser Schiff, obgleich im Umfang zu den kleinern Schiffen dieser Art gehörig, hielt 1300 Tonen, und führte 36 Kanonen und 140 Mann mit sich. Jedes Schiff dieser Art bietet einem eifrigen Diener Christi einen großen Wirkungskreis dar, und wird er bei seiner Arbeit, wie dieß hier der Fall war, von dem Rath, der Mitwirkung und dem Gebete des Schiffskommandanten unterstützt, so ist seine Aussicht auf ein gesegnetes Wirken in hohem Grade ermunternd. Wo es immer die Witterung gestattete, wurde jeden Sonntag Morgen auf dem Verdeck, und am Abend im untern Raume Gottesdienst gehalten. Jeden Tag brachte ich zugleich einige Stunden auf dem Kanonen-Verdeck zu, um die Kranken zu besuchen, die Unwissenden zu belehren, und jeden, der mir nahe kam, zum Glauben und zur Buße zu ermahnen.

Da ich nie zuvor in eine so anhaltende Berührung mit großen Matrosenhaufen gekommen war, so fand ich hier eine treffliche Gelegenheit, über die beste Art und Weise des Verkehrs mit denselben die Probe zu machen, und Erfahrungen zu sammeln Ein Matrose ist, wie alle Welt weiß, ein seltsames Geschöpf. Ein plumpes Wesen ist ihm eigenthümlich; und etwas dieser Art mit ernster und würdiger Haltung verbunden, muß angewendet werden, um Eingang bei ihm zu finden. Man bedarf nicht erst künstlicher Einleitungen, um auf Gegenstände der Religion mit ihm zu reden zu kommen. Solches Beginnen wäre nur Zeitverlust, und würde eher Bemerkungen aus seinem Munde locken, welche den Zweck religiöser Unterhaltung geradezu zernichten müßten. Mangel an Achtung, wo kein äusserer Zaum sie zurückhält, bisweilen ein roher Fluch oder Zeichen der Verachtung werden in der Regel immer zuerst von eini-

gen der kühnsten Geister unter ihnen in Anwendung gebracht, um ihren Kameraden zu zeigen, mit welch männlichem Muthe sie religiöse Zweifel von sich abzutreiben wissen, und um den nahenden Fremdling zu hindern, in ihre scherzhaften Unterhaltungen sich zu mischen, oder ihr Gewissen zu stören. Solcher Versuch wird indeß selten wiederholt, wenn man nur gleich Anfangs die Sache von der rechten Seite anzufassen versteht. Man muß sie sehen lassen, daß man ihr Benehmen nicht fürchtet, daß alle Abweisungen dieser Art nur um so mehr zur Arbeit unter ihnen ermuthigen, und daß man das Heil ihrer unsterblichen Seele als etwas betrachte, für welches man selbst große Opfer zu bringen bereit sey.

Wenige Tage nach unserer Abfahrt von Canton kamen wir der Küste von Cochinchina nahe, und sahen von der Ferne die seltsamen Götzentempel, welche auf ihren Hügeln in die weite See hinausblicken. Cochinchina *) ist ein Reich von ansehnlicher Bedeutung. Mit Einschluß von Tonquin und einem Theile von Cambodscha faßt es einen mächtigen Landesstrich und eine kräftige zu großer Anstrengung aufgelegte Bevölkerung in sich. Von den Einwohnern des Landes wird die chinesische Sprache wohl verstanden, obgleich sie beim täglichen Verkehr sich anderer Schriftzeichen beim Schreiben derselben zu bedienen pflegen. Die katholischen Missionarien hatten lange Zeit festen Fuß in diesem Reiche gefaßt, und schlagen noch jetzt die Zahl ihrer Neubekehrten auf mehr denn 300,000 Seelen an, welche dem größern Theile nach dem Lande Tonquin angehören. In früherer Zeit waren sie am königlichen Hofe sehr begünstigt, aber nach dem Tode des Königes, welchen der Bischof von Adran zur Erziehung mit sich nach Frankreich herüber gebracht hatte, ward ihr Einfluß sehr vermindert, und in der neuesten Zeit mußten

*) In der Landessprache der Eingebornen Annam genannt.

sie

sie blutige Verfolgungen erdulden. Reisende, welche Cochin-China des Handels wegen öfters besuchen, geben eben keinen günstigen Bericht von der Ehrlichkeit oder milden Denkart des Volkes. Sie werden vielmehr als grausame und unduldsame Menschen geschildert, welche von den Fremdlingen jeglichen Nutzen zu ziehen suchen, und sie feindselig von sich zurückstoßen. Wiefern Letzteres zur Staatsklugheit der Regierung gehört, wie dieß in China der Fall ist, läßt sich nicht leicht bestimmen, aber man hat viel Ursache zu glauben, daß dieser Sinn der Unduldsamkeit, von den katholischen Priestern in ihrer Mitte genährt und gesteigert wurde.

Angier heißt die Spitze der Insel Java, wo zur Zeit der günstigen Passatwinde die Schiffe vorüber ziehen, und gemeiniglich Wasser und frische Lebensmittel einnehmen. Die Stadt liegt auf einer großen Ebene, die mit Wäldern von Cocusnußbäumen geschmückt ist, und welche ein Amphitheater malerischer Hügel begrenzt. Das üppige Grün, das jeden Theil der Ebene bedeckt und sich bis an die Bergspitzen hinauf zieht, so wie die reizende Abwechslung von Wäldern und Fruchtgärten erzeugt den günstigsten Eindruck von der Schönheit und Fruchtbarkeit dieser Insel, um welcher willen sie weithin berühmt ist. Ein kleines Fort befindet sich in der Nachbarschaft am Ufer, in welchem ein Holländer wohnt, an den ich Briefe hatte, und der mich mit viel Freundlichkeit empfing. Da er vermuthete, daß ich ohne Zögerung nach Batavia zu kommen verlange, und er nicht sobald einen Wagen für mich herbeizuschaffen vermochte, so wurden Anstalten getroffen, daß ich die ersten acht Stunden auf den Schultern der Eingebornen getragen werden sollte. Der Gedanke, auf einem schmalen Sitz und auf schlechten Wegen beinahe unter fortgesetzten Regengüssen so weit getragen zu werden, würde mir nicht angenehm gewesen seyn, hätte ich auch die Landessprache der Eingebornen verstanden,

und eine gastfreundliche Aufnahme während der Nacht erwarten dürfen. Glücklicherweise kam im Augenblick der Abreise ein Wagen der Regierung an, welcher mich am nächsten Tag nach Batavia bringen sollte.

Januar 20. 1831. Morgens 7 Uhr fuhren wir mit der Erwartung ab, wenigstens die Hälfte des Weges nach der Hauptstadt, 8 deutsche Meilen, an diesem Tage zurücklegen, und am folgenden Abend in Batavia eintreffen zu können. Die Fahrt ging besser als ich erwartet hatte. Die Pferde wurden alle 2 Stunden gewechselt, und ob wir gleich den Tag über dreimal im Sumpfe stecken zu bleiben Gefahr liefen, so langten wir doch schon um 2 Uhr Nachmittags in unserer Herberge an. Die Gestalt des Landes wechselt durchgängig mit Thälern und Hügeln, angebautem Boden und wüstem Brachfelde ab, alle Ebenen und niedern Stellen waren mit Reisfeldern bedeckt, bisweilen von so großer Ausdehnung, daß sie das Auge nicht zu übersehen vermochte. Fast überall auf dem Wege waren die Eingebornen beiderlei Geschlechts emsig beschäftigt, den Boden mit Büffelochsen aufzubrechen, und die junge Frucht aus ihrem ursprünglichen Beete zu verpflanzen. Seit der begonnenen Regenzeit war soviel Regen gefallen, daß alle Niederungen vom Wasser überschwemmt waren, und die Arbeiter oft tief im Wasser stehen mußten, um ihr Geschäft zu verrichten.

Wir zogen an einer Anzahl von Dörfern vorüber, welche auf kleinen Anhöhen lagen, und soweit wir im Dickicht der Bäume, das sie verbarg, wahrzunehmen vermochten, meist aus einer Anzahl armseliger Hütten bestanden, welche ihre dürftigen Bewohner kaum vor dem Regen zu schützen, gegen die wilden Thiere zu bewahren, oder ihre sparsamen Lebensmittel aufzunehmen vermochten. An mehreren Stellen auf der Straße waren Schuppen zu einem Marktplatze aufgerichtet, wo die Einwohner zum Handel zusammen kamen. An einer dieser Stellen waren mehrere Tausende derselben

beisammen. Welch eine Versammlung für einen christlichen Lehrer! Wirklich kündigte Alles eine dichte Bevölkerung des Landes an, und schien den Boten Christi einzuladen, herbeizukommen und ein Werkzeug zu ihrer Errettung aus der geistigen Finsterniß zu werden. Das Haus, in dem ich übernachtete, stand etwas von der Hauptstraße entfernt, und wilde Thiere und Vögel von prachtvollem Gefieder hausten in Menge unter einander in seiner Nachbarschaft umher. Tiger der gefährlichsten Art machen das Land unsicher, und schleppen selbst Einwohner mit sich fort, indeß ganze Heerden von schönen und majestätischen Pfauen die Wälder beleben. Der Hauswirth nahm mich mit viel Gastfreundlichkeit auf, und führte mich auf seinem Pachthofe umher, auf welchem ich unter andern Gegenständen der Neugierde auch einen großen Baum wahrnahm, der von der Wurzel bis zu seinen höchsten Zweigen versteinert war.

Am folgenden Morgen setzten wir mit ziemlicher Geschwindigkeit unsere Reise nach der Hauptstadt fort. Jetzt fing der Boden an, ein weniger wildes Aussehen zu gewinnen, und die Hand der Kultur ward immer sichtbarer, jemehr wir uns der Hauptstadt näherten. Der erste Anblick von Batavia bestand in einer Reihe von Häusern an der Straße, welche von Chinesen bewohnt werden. Jede dieser Wohnungen ist mit einem Wasserteich umgeben, der oft so tief ist, daß die Einwohner mit Booten auf demselben umher steuern. Die ganze Gegend umher, die in einer Niederung liegt, stand gerade unter Wasser, und wir waren froh, als wir wieder unverletzt das trockene Land erreichten. Mit Gewalt wurden jetzt die Pferde durch die chinesische Vorstadt getrieben, wo kurz zuvor der Tod mit so fürchterlicher Gewalt gehaust hatte, und bald gelangten wir zu den Wohnhäusern der Europäer. Ein breiter Wasserkanal zog sich längs der Straße hin, dessen Ufer mit niedlichen Wohnungen besetzt sind. Eine

derselben war ein Gasthof, in welchem ich meine Herberge aufschlug. Da indeß noch mehrere Tagesstunden zu benutzen übrig waren, so eilte ich nach dem Hause des hier wohnenden englischen Missionars, Herrn Medhurst, der mich als befreundeten Mitarbeiter am Evangelio mit der zärtlichsten Liebe aufnahm. Um den schädlichen Einfluß der ansteckenden Luft und der schwülen Hitze der Stadt zu vermeiden, haben viele Europäer ihre Häuser ausserhalb derselben auf eine weite Ebene hinausgebaut, welche mit Schattenbäumen aller Art besetzt ist, und von schönen Straßen nach allen Richtungen durchschnitten wird.

Januar 24. Gestern war Sonntag, und ich wohnte in der Missionskapelle zweimal dem englischen und einmal dem malayischen Gottesdienste bei. Ausserdem hält an diesem Tage Herr Medhurst auch noch den Eingebornen in der javanesischen Sprache, so wie den Gefangenen eine christliche Unterrichts- und Erbauungsstunde, so daß der ganze Tag vom frühen Morgen bis zum späten Abend mit angestrengter Arbeit angefüllt ist. Er hat einen jungen Mann, Herrn William Young, zum Gehülfen, welcher den malayischen Gottesdienst zu halten pflegt, sich auch bereits viel Geschick im Chinesischen erworben hat, und wegen seiner Tüchtigkeit und seines frommen Eifers im Dienste seines göttlichen Meisters ein schätzbares Werkzeug für die Missionssache ist. Noch ein anderer junger Mann, ein geborner Amboynese ist mit der Mission verbunden, welcher wahrhaftig zu Gott bekehrt zu seyn scheint, und viel Hoffnung für seine künftige Tüchtigkeit gibt.

Die Insel Java ist als eine der wichtigsten Kolonial-Besitzungen der Holländer im Osten wohlbekannt. Mehr als 200 Jahre sind nunmehr verflossen, seitdem die Holländer von einigen ihrer besten Distrikte Besitz genommen haben, nnd seit dieser langen Zeit befand sich der wichtigste Theil dieser Insel in der Gewalt von Völkern, welche sich zur evangelisch-protestantischen

Religion bekennen. Gleich den übrigen Besitzungen der Holländer im Auslande wurden auch auf Java frühzeitig von der Regierung ordinirte Prediger angestellt, allein in Vergleichung mit der frommen Thätigkeit, womit Viele derselben auf andern Inseln am Erleuchtungswerk der Eingebornen gearbeitet haben, scheint auf Java vielleicht nie ein ernster Versuch zur Bekehrung der heidnischen Einwohner gemacht worden zu seyn. Diese große Insel faßt, nach der glaubwürdigen Angabe eines Mannes, der seit vielen Jahren hier wohnt, und im Besitze der besten Erkundigungsquellen sich befindet, eine Bevölkerung von sechs Millionen Menschenseelen in sich, von denen vier Millionen die javanesische, 1½ Million die Sunda-, und eine halbe Million derselben die malayische Sprache reden. Batavia, Samarang und Surabaya sind die drei Hauptstädte derselben. Die Stadt Batavia faßt bei einem Umfang von vier deutschen Meilen 300,000 Seelen in sich, unter denen 30,000 Chinesen sich befinden. Samarang zählt etwa 200,000 Eingeborne und 10,000 Chinesen, und Surabaya 300,000 Eingeborne und 5,000 Chinesen. Ueberdieß sind etwa 10,000 Chinesen in verschiedenen Theilen der Insel umher zerstreut. Diese drei Hauptstädte werden häufig von Fremden besucht, und so lange diese das Mißfallen der Regierung sich nicht zugezogen haben, ist ihnen gestattet, in denselben sich häuslich niederzulassen.

Die holländische Regierung scheint es aus Grundsätzen der Staatsklugheit zu vermeiden, Missionarien unter ihren muhamedanischen Unterthanen zuzulassen, und diesen ist nur an Nebenorten die Arbeit unter denselben gestattet. So kommts, daß sie selbst keinen einzigen Missionar auf der ganzen Insel Java angestellt haben. Indeß haben sich einige auswärtige Missionsgesellschaften der armen Heiden und Muhamedaner, besonders der Malayen und Chinesen auf Java freundlich angenommen, und schon im Jahr 1813, ließ sich

ein Baptisten-Missionar aus England, Herr Robinson, zu Batavia nieder, und fing an, neben der mündlichen Verkündigung des Evangeliums auch einzelne Theile des Neuen Testamentes in die Malayensprache zu übersetzen. Allein die Schwierigkeiten seiner Arbeit waren groß, und nach sieben geduldübenden Jahren hatten sich im Jahr 1820 erst vier Eingeborne um ihn hergesammelt, die an den HErrn Jesum gläubig geworden waren. Mit dem allmäligen Anwuchs dieses Häufleins nahmen auch die Hindernisse zu, welche von den Behörden seinem Werke entgegen gestellt wurden, und er sah sich genöthigt, nach Bencoolen, auf der benachbarten Insel Sumatra, sich zu entfernen. An seiner Stelle setzte Herr Düring unter der kleinen Heerde der Neubekehrten die Verkündigung des Evangeliums fort, allein schon im October 1825, ward er nach kurzer Krankheit von hinnen gerufen.

Auch die Londoner Missionsgesellschaft trat in die weiten Arbeitskreise auf der Insel Java ein, und Missionar Supper wurde nach Batavia gesendet, wo er im Mai 1814 ankam, und unter den Christenhäuflein dieser Stadt seine Arbeit begann. Mit reicher Hand wurden unter den zerstreuten Haufen ausländischer Ansiedler, deutsche, französische, holländische, englische und portugiesische Bibeln als guter Saame ausgestreut, auch da und dort das chinesische Neue Testament, das nicht lange zuvor Missionar Milne zu Macao übersetzt hatte, in die Hände der Chinesen auf der Insel gebracht. Allein mitten unter diesen Arbeiten ward nach kurzer Zeit der eifrige Missionar Supper in die ewige Ruhe hinüber gerufen, und an seine Stelle trat im Sommer 1819, Missionar Slater ein, der schon früher zu Kanton die chinesische Sprache erlernt hatte, und jetzt unter den zahlreichen Chinesenhaufen der Insel Java seine Arbeitskreise aufsuchte. Nach wenigen Monaten seines ersten Aufenthaltes hatte er das Unglück, daß ihm seine Wohnung mit dem ganzen kostbaren Vor-

rathe chinesischer Schriften, den er zur Vertheilung bei sich hatte, über den Kopf zusammenbrannte. Aber nun ward auf Kosten der Londoner Missionsgesellschaft auf Batavia ein eigenes Missionshaus und eine Schule aufgebaut, in welcher der rüstige Arbeiter mit dem Unterricht von 26 Knaben den Anfang machte. Um ihn in seiner wachsenden Arbeit zu unterstützen, wurde Missionar Medhurst im Jahr 1822 ihm als Gehülfe zugesendet, und dieser kam um so mehr zur rechten Stunde, da das ungesunde Klima, so wie überhäufte Arbeiten um diese Zeit die Gesundheit des Missionars Slater so sehr untergraben hatten, daß er auf geraume Zeit die Insel verlassen mußte. Nach mehreren Jahren kehrte er zwar mit erneutem Eifer wieder auf seinen Posten zurück, und richtete im Jahr 1823 eine Buchdruckerpresse zum Besten der Mission auf der Insel auf, allein seine Arbeit dauerte nur eine kurze Zeit, indem der verborgene Rath des HErrn ihn mitten aus seinem Wirkungskreise hinweg in die Ewigkeit abrief.

Nun fiel das große Gewicht der Arbeit auf Missionar Medhurst zurück, der im Vertrauen auf seinen Gott sich freudig derselben unterzog. Nach kurzer Zeit gelang es ihm, vier chinesische und einige Malayenschulen aufzurichten; auch mehrten sich die Häuflein begieriger Zuhörer, denen er in chinesischer und malayischer Sprache das Wort der Wahrheit zu verkündigen reichliche Gelegenheit fand. Auch die Buchdruckerpresse ward in volle Thätigkeit gesetzt, um namentlich den chinesischen Ansiedlern, zur Befriedigung ihrer Lesebegierde, nützliche Unterrichtsschriften in die Hände zu geben. Und schon im Jahr 1825, nennt das Verzeichniß 150 verschiedene kleine chinesischer Unterrichtsschriften, welche von ihm weit umher ausgestreut wurden. Heute noch setzt Missionar Medhurst seine gesegneten Arbeiten zu Batavia mit sichtbarem Erfolge fort; auch ließ es ihm der HErr gelingen, die Früchte derselben

weithin über die Einwohner dieses Inselnmeeres auszubreiten.

Auf der östlichen Seite dieser großen Insel in der Provinz Surabaya, hat sich seit einer Reihe von Jahren Missionar Bruckner unter den Eingebornen derselben niedergelassen, um auch diesen Gelegenheit zu verschaffen, mit dem Weg des Heils bekannt zu werden. Seiner Arbeit setzten sich indeß die Behörden des Landes hemmend entgegen, und die Tausende neuer Testamente und christlicher Schriftchen, welche er unter den begierigen Einwohnern ausstreute, wurden in ihrem Laufe aufgefangen. Indeß hat sich dennoch zu Surabaya eine thätige Hülfs-Missionsgesellschaft gebildet, und zum Besten der Heidenkinder eine Schule aufgerichtet; auch hatte Missionar Bruckner die Freude, unter vielfachen Hindernissen und Schwierigkeiten, die Uebersetzung der neutestamentlichen Schriften in die javanesische Sprache vollenden zu dürfen. In der neuesten Zeit ist nun zu Batavia, Samarang und Surabaya eine weite Pforte für thätige Sendboten aufgeschlossen, und auf zwei dieser Stellen dürften sie von einer Anzahl christlicher Einwohner jede Erleichterung ihrer Arbeit erwarten. Hiezu kommt noch, daß nicht blos die heiligen Schriften, sondern auch andere nützliche Bücher in die gangbaren Sprachen dieser Insulaner übersetzt und gedruckt, und eben damit dem christlichen Missionar die wichtigsten Hülfsmittel zur Förderung seiner Arbeit bereits vorbereitet sind, so daß er unverweilt mit der Verkündigung des Evangeliums den Anfang unter den Eingebornen machen kann.

Herr Medhurst hatte die Güte, mich (Abeel) einzuladen, einen längern Aufenthalt bei ihm zu nehmen, und ich fieng daher an, den geläufigsten chinesischen Dialekt zu erlernen, und ihn als Gehülfe bei seinen täglichen Arbeiten unter den Heiden zu begleiten. Einige kurze Auszüge aus meinem Tagebuch dürften ge-

nügen, um den Leser in die christlichen Wirkungskreise dieser Insel näher einzuführen.

Januar 26. 1831. Einen Theil dieses Morgens brachte ich in den Wohnungen der Chinesen in der Stadt Batavia zu. Herr Medhurst macht sichs täglich zum Geschäft, die Chinesen, so wie die Eingebornen in ihren Hütten zu besuchen, über religiöse Gegenstände sich mit ihnen zu unterhalten und ihnen ein nützliches Schriftchen zum Lesen zurückzulassen. So geht er, meist uneingeladen, in jede Wohnung hinein, wo er nur immer hoffen darf, daß die Einwohner seiner Stimme ein Ohr leihen dürften. Die Chinesen sind im Allgemeinen artig genug, daß er in der Regel eine für seinen Zweck günstige Aufnahme von ihnen erwarten darf. Die Wohnungen der Malayen sind nicht in gleichem Grade zugänglich. Wenn es nicht dem Handel, dem Essen und Trinken und dem Spiele gilt, so ist es fast unmöglich, ihre Aufmerksamkeit zu gewinnen. Unter andern Umständen horchen sie häufig mit Aufmerksamkeit zu, und nehmen auch unsere Schriftchen gerne an.

Februar 4. Auf unserer gewöhnlichen Wanderung besuchten wir heute auch ein Spital, in welchem aussätzige, blinde und verrückte Leute aufbewahrt werden. Von der ersten Klasse befinden sich hier die mitleidswerthesten Geschöpfe, die ich je gesehen habe. Ihre Gliedmaßen sind theilweise so verfault oder mit Eiterbeulen überlegt, daß man sie ohne den tiefsten Schmerz auf ihrem Lager nicht betrachten kann. Wer bin ich, daß mich Gott mit gesundem Leibe segnet? Einer dieser Unglücklichen schrieb seine Krankheit einer Sünde zu, die er in seinem vorweltlichen Zustande begangen habe, und für die er jetzt gestraft werde. Herr Medhurst wies ihn bedeutungsvoll auf einen zwölfjährigen Jüngling hin, der an derselben Krankheit schwerer noch, als er selbst, darnieder lag, und von dem sich nicht vermuthen ließ, daß dieser so viel Sünden auf sich geladen hatte, wie er selbst. Ein blinder Jüngling konnte

gar nicht begreifen, warum ihn Gott so schwer heimsuche, da er doch früher mit eigener Lebensgefahr einem Andern das Leben gerettet habe. Wie herrschend ist doch das Gefühl der eigenen Gerechtigkeit unter jedem Volke, welches sich in die Leidenswege der Vorsehung nicht fügen will. Herr Medhurst führt häufig die Sittensprüche ihrer eigenen Weisen an, um ihr Betragen darnach zu prüfen und sie zum Bewußtseyn ihrer Schuld zu bringen, und zeigt ihnen sodann den evangelischen Weg, wie der Sünder vor Gott gerechtfertigt werden kann.

Februar 5. So eben kehrte ich von einem Besuche auf einem großen Marktplatze zurück, auf welchem bei 3,000 Eingeborne und Chinesen versammelt waren. Letztere haben meist den Handel auf Java in ihren Händen, da sie klüger, thätiger, verschlagener und gewinnsüchtiger sind, als die Eingebornen der Insel; wo immer durch Handel, Gewerb und Spiel Geld zu gewinnen ist, da sind sie gewiß zu finden. Herr Medhurst, der aus langer Erfahrung die beste Weise kennt, diese Leute zu behandeln, begab sich an eine Stelle des Marktplatzes, wo sie sich nach Vollendung ihrer Geschäfte zu versammeln pflegen. Es war hocherfreulich zu sehen, wie er ihre Aufmerksamkeit zu fesseln und ihr Verlangen, unsere Schriften zu lesen, zu wecken wußte. In kurzer Zeit war der ganze Vorrath seiner mitgebrachten Schriftchen völlig vergriffen. Merkwürdig ist die große Veränderung, welche seit dem Laufe des verflossenen Jahres in der Denkart der Eingebornen statt gefunden hat. Früher wollte es ihm kaum gelingen, innerhalb mehrerer Monate ein Paar Dutzende christlicher Schriften unter das Volk zu bringen, weil die Leute ihre muhamedanischen Priester fürchteten. Seit dem Anfang dieser, in ihren äusserlichen Gründen unerklärbaren, Veränderung in den Gesinnungen des Volks, werden Hunderte unserer Schriftchen ohne alle Schwierigkeit unter ihnen ausgestreut. Eine andere

Thatsache von der sich viel hoffen läßt, ist die Begierde der Eingebornen, den Inhalt unserer Schriften verstehen zu lernen, und sich nützliche Kenntnisse zu erwerben. Diejenige unter ihnen, welche noch nicht lesen können, laufen mit ihren Schriften in den Dörfern umher, um sich dieselben von Andern vorlesen zu lassen, und tragen kein Bedenken, selbst ihre Priester um diesen Dienst anzusprechen. Herr Medhurst versichert mich, daß viele der Vorgesetzten und Priester, welche früher so feindselig gegen ihn gesinnt waren, und seine Bücher ein Gift nannten, jetzt herbeikommen, um christliche Schriften von ihm in Empfang zu nehmen. Indeß kann doch bis jetzt noch weiter nichts wahrgenommen werden, als die Begierde derselben, diese Schriften zu lesen. Noch ist das Feld voll Todtengebeine, aber der Prophet ist in dasselbe hineingetreten, und ruft mit starker Stimme: so spricht der HErr Euer Gott! und wir flehen um den Odem Gottes, daß er komme und diese Erschlagenen lebendig mache.

Februar 14. Gestern (Sontag) besuchten wir nach dem Gottesdienste in der Missionskapelle das öffentliche Gefängniß, das bei 300 Verbrecher in sich faßt. Auf den Gesichtern der Meisten las man die heisse Begierde, ob der hereingetretene Prediger ihnen nicht die frohe Botschaft der Befreiung von ihren Ketten bringe? Andere waren voll Furcht und glaubten, er gehe damit um, ihnen zu sagen, daß sie als Sklaven verkauft und in ein fremdes Land versetzt werden sollen. Die Gefangenen versammelten sich unter ein paar großen Schattenbäumen, und blieben stille sitzen, bis die Predigt vorüber war. Nach derselben gaben Mehrere ein Gefühl der Dankbarkeit für die heilsamen Lehren, dem Prediger zu erkennen. Einer derselben, der bald hernach starb, läßt uns getrost hoffen, daß er gläubig seinen Geist in die Hände des Erlösers empfohlen habe, der ihm in diesem Gefängnisse verkündigt worden war. So kann auch das Gefängniß eine Him-

melspforte werden, und die Fessel des Verbrechers das von Gott verordnete Mittel, ihn vor dem Abgrunde zu bewahren, und zu nöthigen, in das Himmelreich einzudringen.

Februar. 17. Seit fast einer Woche feiern die Chinesen unter großen Festlichkeiten ihr neues Jahr. Allenthalben ist die Arbeit eingestellt. Sie ziehen ihre besten Kleider an, die Kinder werden mit kostbaren Zierrathen behängt und von einem Hause zum andern getragen, um ihre Complimente zu machen, indeß die besten Wünsche für einen Beutel voll Geld, für Glück und langes Leben gewechselt werden. Die Tische sind mit den köstlichsten Speisen beladen, auch die Götter werden mit Süssigkeiten nicht vergessen, und ihre Gesichter in den Dampf von Weihrauch eingehüllt. Ein Jeglicher gibt sich dem Vergnügen hin, und das Spiel, diese Lust der Nation, sammelt seine Freunde in den Wohnungen und auf den Straßen.

Hier wie zu Canton ist das gewöhnlichste Götterbild, vor dem sie ihre Opfer darbringen, die Darstellung eines alten vergötterten Helden, im Mandarinen Dialekt Kuanfutse (Confucius) genannt. Ihn hat die tartarische Herrscherfamilie zu ihrem Schutzgotte auserkohren, und ein kaiserlicher Befehl den Unterthanen des ganzen Reiches geboten, diesem angeblichen Kriegsgotte ihre Huldigungen zu leisten. Auf jedem Gemälde erscheint er als ein ausnehmend fettes, mißgestaltetes Wesen mit simpelhafter Kopfbildung, langgezogenen Augen, mächtigen Augenbraunen und mit Ohren, welche mit dem Kopfwirbel in einer Linie laufen, so daß die Stirne dem obern Theile eines Kegels, und die Kinnbacken sammt dem Kinn dem Untertheile desselben gleichen. Dazu kommt noch ein großer Knebelbart, den er in gemüthlichem Nachdenken mit der rechten Hand streicht. Hinter ihm steht eine schwarze Figur, seinen Adjutanten vorstellend, der eine fürchterliche

Waffe in der Hand hält, während sein Gesicht und sein Auge von wilder Wuth zu zerplatzen scheint.

Ersteres ist zwar das gewöhnliche, aber keineswegs das einzige Götzenbild, das bei religiösen Feierlichkeiten eine Rolle spielt. Ein gefeierter Aeskulap, von dessen magischen Wunderkräften die fabelhafte Legende viel zu erzählen weiß, nimmt nicht selten, der Thüre unsers Hauses gegenüber, die Stelle der Gottheit ein, und wird von den Einwohnern verehrt. Er wird mit seinem Gesicht gen Himmel gerichtet, und eine Zauberruthe in der ausgestreckten Hand haltend, vorgestellt, gerade wie er eben ein unsichtbares Wesen beschwört, während eine scheußliche Gestalt, ihrer Vorstellung von einem Drachen entsprechend, der im Gebiete der Vorsehung das wichtigste Werkzeug ist, seinem Gebote gehorcht und in den Wolken verschwindet. Auch andere Götzenbilder, das Glück, langes Leben, Wohlstand u. s. w. versinnlichend werden häufig angetroffen.

Februar 21. Auf unserer Wanderung begegneten wir heute einem Chinesen aus der Provinz Tay-Dschu, welcher uns einige fürchterliche Greuelthaten erzählte, die an weiblichen Kindern des gemeinen Volks verübt zu werden pflegen. Er behauptete, daß unter den niedern Volksklassen der Kindermord allgemein herrschend sey. Wenn der Vater glaubt, daß das Heirathsgut, das er für die Braut empfängt, größer seyn dürfte, als die Kosten ihres Lebensunterhaltes, so läßt er das Kind am Leben; dieses wird aber allezeit ermordet, sobald er eine Dürftigkeit seiner Lebensumstände befürchtet. Das Mißverhältniß des männlichen Geschlechtes zum weiblichen ist so groß, daß in einem Dorfe von 3,000 männlichen Einwohnern nur 3 bis 400 weibliche anzutreffen sind. Tadelt man ihre mehr als thierische Grausamkeit, so antworten sie mit unnatürlicher Stumpfheit: der Reis ist theuer, was nützt es uns, unsere Kinder zu füttern.

März 22. Wir standen frühe auf, und machten einen etwa 8 Stunden weiten Ausflug aufs Land in ein Dorf, das von Javanesen, Chinesen und ein paar Europäern bewohnt ist. Es war gerade Markttag, und unser frommer Amboynese hatte schon Tags zuvor angefangen, eine Anzahl von Tracktätchen unter den Leuten auszutheilen, und war gerade jetzt noch damit beschäftigt. Die Szene war sehr lebhaft. Wo immer der Lehrer sich aufstellte, da folgte ihm ein Haufe nach, und horchte aufmerksam der Predigt des Evangeliums zu. Nach zwei Stunden war uns auch nicht ein Schriftchen übrig geblieben. Der Hinweg nach der Stadt bot dieselben wehmüthigen Eindrücke dar, die man empfindet, wenn man unter den Trümmern einer ehemals volkreichen Stadt umherläuft. Da sah das Auge große Baum-Alleen, Höfe mit Gesträuch überwachsen, Thürpfosten die noch in die Höhe standen, und die Stelle bezeichneten, welche in früherer Zeit ansehnliche Gebäude einnahmen. Batavia zeigt viele solcher Ueberbleibsel einer alten Zeit, welche dem Gemüthe eindringliche Bilder gewaltiger Veränderungen darstellen, welchen die gedankenlose Welt lustig entgegenzieht. Es bedarf hier im Kreise der Lebenden eben kein besonderes Maas von Dichtungsvermögen, um die Auftritte schwelgender Lebenslust heraufzuzaubern, bei welchen die verstorbenen Geschlechter ihre Rolle gespielt haben. Stattliche Gebäude schmücken weitumher das Land, die festlichen Hallen glänzen, der freudentrunkene Haufe läuft zusammen, eine lustige Musik umtönt überall das Ohr; viele Nächte nacheinander werden mit Gastmahlen und Lustbarkeiten aller Art zugebracht, und die Partheien brechen auf, nur um für die Wiederkehr ihres Taumellebens neue Hungerkräfte einzusammeln.

An diese Zauberbilder des Leichtsinns und der Sünde knüpfen sich Erinnerungen von ganz entgegengesetzter Art an, welche jeder Blick des Auges auf die

umherliegenden Trümmer in die Seele zurück ruft. Die Stadt Batavia ist bekanntlich ein berüchtigtes Akeldama (Blutacker), auf welchem Einheimische und Besuchende, Eingeborne und Fremdlinge, Alte und Junge, Menschen aus allen Völkern und Ständen, einem frühen Grab unaufhaltsam entgegen eilen.

Es muß einen mehr als gewöhnlichen Kampf in den Gemüthern dieser lustbegierigen Volkshaufen auf den Plätzen ihrer Fröhlichkeit erzeugen, wenn die ernste Frage sich ihnen aufdringt: wann werden wir uns wiedersehen? Welch ein unnatürlicher Zusammenhang zwischen den furchtbaren Verheerungen des Todes und der gedankenlosen und schwellgerischen Vergnügungslust der Sterblichen! Es ist als wollte man die, dem Ungeheuer der Lust dargebrachten Schlachtopfer, mit einem versöhnenden Lorbeerkranze bedecken, um sie desto gemüthlicher dem furcht baren Opferaltare zuführen zu können.

März 25. Diesen Morgen brachten wir eine Stunde mit Unterhaltungen, mit einer Anzahl von Cochin-Chinesen, zu, wobei bald die französischo Sprache, die sie von ihren katholischen Priestern ein wenig gelernt hatten, bald die malayische zu Hülfe gerufen wurde, um uns einander verständlich zn machen. Sie bekannten sich zur römisch katholischen Religion, und legten dabei großes Mißtrauen und frömmelnde Einseitigkeit zu Tage, die sie in der Schule ihrer Führer gelernt haben müssen. Um ihren eignen Ausdruck zu gebrauchen, so sind ihrer Tausende auf Tausende von Katholiken im Lande, unter denen sich Priester aus Frankreich, Portugall, Bengalen und Amerika befinden sollen. Sie sprachen von Klöstern, welche verschiedenen Mönchsorden angehören. Aus ihren Fragen und Bemerkungen ging deutlich hervor, daß sie von den Missionsarbeiten der Protestanten in diesen Ländern etwas gehört hatten und sich zu einem wahrscheinlichen Kampfe rüsteten. Wir boten ihnen ein kleines Schriftchen an, das durchaus nichts gegen den Katholicismus enthielt; allein ihre Einbildungskraft

ließ sie alsobald die gefährlichsten Lehrsätze in demselben finden, und ob gleich sie keine Seite gelesen hatten, so waren sie doch von seinem seelenverderblichen Inhalte vollkommen gewiß. Ihre Haupteinwürfe gegen die Religion der Holländer und Engländer bestanden darinn, daß die Priester derselben heirathen dürfen, und daß keine Ohrenbeichte unter dem Volke stattfinde. Sie erzählten uns etwas von dem Unterrichte, den sie aus ihren Katechismen gelernt haben, wobei die allerheiligste Jungfrau überall vorne an stand; auf unsre Frage aber, ob sie auch die Bibel lesen, gaben sie auf chinesisch zur Antwort: sie sey ihnen verbothen; und ein Anderer setzte französisch hinzu: sie sey Contrebande unter ihnen. Einer von ihnen fragte den Herrn Medhurst, wie viele Schüler er habe? Er gab darauf zur Antwort: nach seiner Ueberzeugung werde zum wahren Christenglauben noch etwas mehr als bloß das äusserliche Bekenntniß erfordert, und darum sey er nicht gewohnt diejenigen als ächte Schüler Christi zu betrachten, welche bloß diesen Namen tragen, ohne das Leben Christi zu haben. Ach, erwiederte der spitzfindige Frager, daran ist bloß eure Lehre Schuld; wäre diese wahr, so würde es euch auch nimmermehr an ächten Schülern fehlen. Wir fragten ihn nun, was er denn für eine wahre Lehre halte? Ei, antwortete er spöttisch, von dieser sind ja, wie ihr behauptet, eure Bücher voll! — Du hast dich mit dem Inhalte unserer Bücher noch nie bekannt gemacht, erwiederten wir, wie kannst du dir herausnehmen, über sie ein wegwerfendes Urtheil zu fällen! — Ich habe keine Zeit fügte er am Ende hinzu, länger mit euch zu reden und machte sich davon, wobei wir ihm die Erinnerung auf den Weg mitgaben, daß die Wahrheit es gar wohl verdiene, daß man sich viel uns oft mit ihr beschäftige, und daß ein guter Mensch verpflichtet sey, sie zum Gegenstand seiner sorgfältigsten Nachforschung zu machen.

Nicht

Nicht lange nach dieser Unterredung kamen 10 katholische Missionarien, nemlich sechs Europäer und vier Eingeborne, zu Batavia an, um sich von dort aus nach Cochin-China auf ihre Posten zu begeben. Ihrer Aussage gemäß, befinden sich 300,000 Katholiken in Cochin-China und Tonquin. Eine andere Angabe berechnet sie auf mehr als 400,000 Neubekehrte, unter denen vier Bischöfe, 15 europäische Missionarien und mehr als 100 Nationalgehülfen arbeiten sollen. Drei Viertheile dieser christlichen Bevölkerung werden auf Tonquin gerechnet, das jetzt dem Reiche Cochin-China unterworfen ist.

März 29. Da wir im Sinne hatten, eine Wanderung von 6 — 8 Stunden in der Umgegend umher zu machen, so begaben wir uns sehr frühe beim Mondlichte auf den Weg. Die stille Heiterkeit des Himmels, die dunkeln Schatten der Wälder, die blassen Schönheiten der offenen Landschaft stimmten unser Gemüth zu ernsten Betrachtungen, und wir zogen im wohlthuenden Gefühl der Gegenwart Gottes, mit viel Seelenruhe dem kommenden Tagesgeschäfte entgegen. Wegen der häufigen Regengüsse und des schlechten Zustandes der Wege sahen wir uns genöthiget, nach einem Gang von 2 Stunden, den übrigen Weg zu Pferde zu machen. Wirklich war die Straße so schlecht, daß an manchen Stellen unsere Pferde kaum fortzukommen vermochten, und die häufigen Brücken, welche bloß aus Bambusröhren zusammengesetzt sind, waren so feucht und glatt, daß mein Pferd in einem Augenblick hinabfiel, und ich unfehlbar die Beine gebrochen haben würde, hätte nicht eine ungesehene Hand mich fest gehalten. Die Oberfläche des Landes bot keine Merkwürdigkeiten dar; der Boden ist meist eben, und die kleinen Anhöhen sind von den Dörfern der Eingebornen besetzt, während die Niederungen mit Reisfeldern überdeckt sind. Wir zogen an dem Wohnsitz des frühern Rajah

der Insel vorüber, und die einzigen übriggebliebenen Zeichen königlicher Würde, die wir hier antrafen, bestanden in 3 — 4 eingeheckten, schönen Bäumen, welche auf Java gewöhnlich vor die Häuser der eingebornen Fürsten gepflanzt werden. Einer der Nachkömmlinge der königlichen Familie schloß sich zu Pferd an uns an, und reiste eine Zeitlang mit uns; er sprach verständig über die Religion, und obgleich seinen Bekenntnissen nach, ein Muhamedaner, war es ihm doch gar nicht darum zu thun, die unmoralischen Wirkungen einiger Lehrsätze seines Glaubens zu beschönigen, auch trug er kein Bedenken ein christliches Schriftchen von uns anzunehmen. Gegen 9 Uhr erreichten wir ein kleines portugiesisches Thal, dessen frühere Bewohner mit dem Schwerte genöthiget worden waren, dem katholischen Glauben zu entsagen, und Protestanten zu werden. Wir mußten ihnen versprechen, bald wieder zurück zu kommen, um ihnen das Wort Gottes zu verkündigen, und nun setzten wir unsern Weg noch ein paar Stunden weiter, nach einem Marktflecken fort.

Auf diesem Theile unseres Weges war das Land mit großen Wäldern von Kokosnußbäumen besetzt, wie ich sie nie zuvor gesehen hatte. Das Oel dieser Nuß wird von den Einwohnern nicht bloß zum Kochen, sondern auch zum Einsalben ihres Körpers häufig angewendet. Schon war die Sonnenhitze sehr drückend geworden, als wir auf der beabsichtigten Stelle ankamen, indeß sammelten sich große Volkshaufen unter den Schatten der Bäume, und wir brachten mehrere Stunden damit zu, denselben das Wort des Heiles zu verkündigen und kleine Schriften unter ihnen auszutheilen, welche gerne angenommen wurden. Nun kehrten wir nach dem portugiesischen Dorfe zurück, wo ein heimischer Glockenschlag uns und die Einwohner bald zum Hause Gottes einlud. Etwa 30 derselben kamen in dem alten Gebäude zusammen, und Herr Medhurst suchte ihnen die einfache Lehre des Evangeliums nahe ans Herz zu legen. In

früherer Zeit hatten sie die Arbeit eines Missionars genossen, dessen Gebeine jetzt in einem Grabe vor der Kirchthüre ruhen. Für mich war dieser Anblick ausnehmend eindrücklich, ob ich gleich die Sprache nicht verstand, in welcher gepredigt wurde. Der Gedanke ergriff mein Herz, in diesem abgelegenen Thale eines heidnischen Landes einen, der Verehrung des wahren Gottes geweihten Ort zu finden, der schon mehr als ein Jahrhundert hier aufgerichtet ist, und meine Seele war betrübt, noch so viel Finsterniß in der Gegend umher wahrzunehmen. Diese Erscheinung läuterte sich mir durch die Nachricht auf, daß der verstorbene Missionar, den die holländische Regierung hier früher angestellt hatte, sich nicht für verpflichtet hielt, den heidnischen Einwohnern der Gegend das Evangelium zu predigen, und daß es diesen nicht gestattet war, mit ihrem ungeweihten Fuße diese heilige Stätte betreten zu dürfen. Kein Wunder, wenn das Christenhäuflein an dieser Stelle so nahe zusammen schmolz, und wenn sein Licht dem Erlöschen nahe ist.

März 31. Diesen Abend wohnte ich zu Batavia einem Vorbereitungsgottesdienste zum heil. Abendmahl in der holländischen Kirche bei; zuerst wurde gesungen und ein Abschnitt aus der Bibel gelesen, ehe die Predigt anfing. Nun trat der Prediger auf die Kanzel und sprach ein Gebet, worauf abermals der Gesang folgte. Der Prediger sprach lebhaft und beredt, aber der Inhalt seiner Predigt war ungemein mangelhaft. Die holländische Kirche auf diesen Inseln wurde beiläufig um dieselbe Zeit gepflanzt, um welche unsere, nach Amerika ausgewanderten Voreltern, Neu-Amsterdam colonisirten. Daß derselbe Eifer für die Verherrlichung des Erlösers, und dieselbe Anhänglichkeit an die Lauterkeit ihrer Glaubenslehren diesen östlichen Zweig der Mutterkirche bezeichnete, wie dieß bei ihrem westlichen Zweige der Fall war, dieß beweis't das Zeugniß der Geschichte.

Einer der sprechendsten Beweise für diese Thatsache besteht in dem Eifer und der Hingebung, womit ihre ersten Verkündiger der Pflicht oblagen, den Heiden um sie her das Evangelium zu predigen. Die Bibel wurde von ihnen in die Sprachen der Heidenvölker übersetzt, nützliche und verdienstvolle Werke geschrieben, das Wort Gottes verkündigt, Schulen eröffnet nnd Alles zur Förderung des Christenthums in der Heidenwelt versucht, obgleich Missionsgesellschaften damals noch eine unbekannte Sache waren. Die Geschichte gibt uns kein Mittel an die Hand, den Zeitpunkt und die Art und Weise genauer zu bezeichnen, wie allmählig die Kirche im Auslande in Lehre und Leben in Zerfall gerieth. Die Ueberhandnahme der Religionsgleichgültigkeit und des Unglaubens in der Kirche des Vaterlandes, das Versäumniß der Ostindischen Gesellschaft, Kaplane auf ihren auswärtigen Besitzungen anzustellen, die Widerspenstigkeit der Geistlichen gegen die weltliche Macht, der irdische Sinn so mancher ausgesendeten Geistlichen und vor allem die lasterhafte Lebensweise eines großen Theils der angesiedelten Europäer bieten Gründe genug dar, um den traurigen Zustand zu erklären, in welchem diese ehemals so blühende Stelle im großen Weinberge des Erlösers in unsern Tagen hinab gesunken ist.

April 5. Heute feierten die Chinesen auf Java ihr großes Todtenfest, an welchem sie in feierlicher Prozession zu den Gräbern ihrer Geliebten wallen, um den abgeschiednen Geistern ein Opfer darzubringen. Da wir gerne diese Gelegenheit benützten, so besuchten wir den größten Todtenacker in der Nähe von Batavia, und brachten den Vormittag mit religiösen Unterhaltungen und Vertheilung unserer Schriften zu. Viele Tausend Chinesen waren anwesend; aber bei keinem derselben fanden wir jene ernste Stimmung des Gemüthes und der Betrachtung, die wir an die Grabstätten unserer Entschlafenen anzuknüpfen pflegen, und welche die Erhebung des Gemüthes zur Gemeinschaft mit den Geistern

der Vollendeten zu erzeugen pflegt. Die Gräber waren, mit wenigen Ausnahmen, mit gefärbtem Papier geschmückt, und ein Grabmahl ihrer Großen war mit Matten bedeckt, und ein Carousell über demselben aufgerichtet. Dieses Grabmahl war glänzender, als irgend etwas, was ich zuvor in China gesehen hatte. Es nahm einen Raum von 100 gewöhnlichen Grabstätten ein; bestand aus einem hohen und geräumigen Mauerwerk, das mit Pfeilern geziert war, und zwei gräßliche, in Stein gehauene Figuren, ungeheuern Löwen ähnlich, saßen am Erdgeschoße, um den Eingang zu bewachen. Auf der Plattform, die einen Raum von etwa 50 Fuß bildete, stand ein Tisch mit Speisen und Obstfrüchten aller Art beladen, die eine Opfergabe für den Verstorbenen sein sollten; aber den Lebenden zum Schmauße diente. Vor dem Tische knieten zwei Männer, von denen der eine eine Tafel in der Hand hielt, von welcher er die Botschaft an die abgeschiedenen Geister ablas, daß dieses Opfer von seinen Verwandten ihm geweiht sey, und daß sie auf die gleiche Weise geehrt zu werden wünschen. Kaum war dieß verlesen, so standen die Männer wieder auf; die Gesellschaft fing an zu schwatzen und zu lachen; die Musik spielte drein, und die Todten waren bald vergessen. Wir zogen uns von dem zügellosen Spiele zurück, das jetzt folgte.

Vor dem Tempel waren Schaubühnen aufgerichtet, auf welchen die Kinder zur Belustigung des Volkes spielten. Herr Medhurst wurde bald in seiner Ansprache an die Volksmenge durch einen verwirrten Chinesen unterbrochen, der darauf ausging, den Missionar lächerlich zu machen. Er trat auf mit einem Buch in der Hand, und versuchte mit possenhaftem Mienenspiel eine schmutzige Stelle vorzulesen, und sie dem Volke zu erklären. Indeß fehlte es doch nicht an einzelnen, welche begierig waren, unsere Ermahnungen von uns zu hören, und kleine Schriftchen anzunehmen.

April 7. Heute wohnten wir einer religiösen Ceremonie der Chinesen bei, bei welcher es darauf angelegt war, durch angebliche Zaubermittel einen Geweihten zur Ekstase zu bringen, um Göttersprüche von ihm zu vernehmen. Nach Verrichtung einiger lächerlicher Förmlichkeiten gerieth der Mann in nervöse Zuckungen, warf sich gewaltig hin und her, zerfleischte seinen Körper mit einem Messer, und sobald ihn Blutverlust und Anstrengung erschöpft hatte, und er stille da lag, so glaubte das Volk, der Einfluß der Gottheit habe ihn zur Ruhe gebracht, und er sey nun in einem Zustande der Begeisterung, in welchem er jede vorgelegte Frage beantworten könne. Seine Antworten wurden alsobald niedergeschrieben, und seine Rathschläge mit aller Sorgfalt befolgt. Ein Beweiß, daß seine Begeisterung ächt war, fand man in der Geschwindigkeit, womit seine Wunden heilen, so wie in dem glücklichen Erfolg, den seine Rathschläge haben. Wie weit es dem Fürsten der Finsterniß gestattet sey, auf diese Täuschungen einzuwirken, läßt sich keineswegs bestimmen; aber daß hier eine höllenartige Erfindungskraft, oder die albernste Leichtgläubigkeit, oder vielleicht beides zusammenwirke, ist jedem klar, der das Heidenland auch nur oberflächlich kennen gelernt hat.

April 14. Diesen Nachmittag machten wir abermals einen mehrstündigen Ausflug aufs Land, wo wir einer Ceremonie der Chinesen beiwohnten, welche uns an die blutigen Greuel des alten Molochdienstes erinnerten. Es ist nämlich die Gewohnheit, daß am Geburtstage eines gewissen Gottes, den die Teau-Sekte verehrt, eine Anzahl Menschen barfuß über einen großen Haufen glühender Kohlen hinwegläuft. Dieser Kohlenhaufe hatte etwa zwölf Fuß im Gevierte und war zwei Fuß hoch. Eine mächtige Volksmenge war zugegen, und das Geplärr der Leute, die durch das Feuer liefen, betäubte das Volk. Als wir ankamen, sahen wir zwei Priester neben dem Feuer stehen, und mit aller

Macht aus einem Buche vorlesen, obgleich der Lerm ihre Stimme unhörbar machte. Einer von ihnen hielt ein Kühhorn in der Hand, und bließ von Zeit zu Zeit gewaltig in den Lermen hinein, während der Andere große Papierstücke verbrannte, Wasser in den Gluthaufen goß, mit einem Schwert in die Kohlen schlug, seinen Kopf närrisch hin und her beugte und mit fürchterlicher Miene aufwärts blickte, um die bösen Geister abzuhalten. Das Possenspiel endigte damit, daß auch sie barfuß über den Kohlenhaufen hinüberzogen. Ihnen stürzten große Haufen jung und alt, mit Götzenbildern in den Händen, nach, welche sie über die Glut hinüber trugen.

Dieses Wagniß soll nach dem Urtheil der Chinesen eine Feuerprobe seyn, für den sittlichen Charakter derer, welche es versuchen. Wer ein frommes Herz hat, und an den Gott glaubt, der kommt, meinen sie, ganz unbeschädigt davon. Indeß fiel einer dieser Frevler mitten im Gluthaufen nieder, und ward schauerlich verbrannt.

April 26. Herr Medhurst leitet eine Anzahl malayischer und chinesischer Schulen, in welchen christliche Bücher gelesen werden und christlicher Unterricht ertheilt wird. Ich besuchte sie mehrere Mal, und die Art und Weise, den Schülern die Wahrheiten des Christenthums, im Gegensatze gegen die Thorheiten ihrer väterlichen Religion, verständlich und eindringlich zu machen, gefiel mir ungemein wohl. Dieser Schulunterricht ist unstreitig eines der wirksamsten Mittel, das Heidenthum in seinen Wurzeln zu untergraben, und dem Christenglauben den Zutritt zu den Herzen zu bereiten. Die heidnischen Volksschulen, welche im Lande umher gehalten werden, bilden den schnödesten Gegensatz gegen die Art und Weise, wie in christlichen Ländern die Jugend unterrichtet wird.

Diesen Morgen wanderten wir aufs Land hinaus, um in den umherliegenden Hütten unsere christlichen

Bücher auszutheilen. Der Lerm von Schulknaben zog unsere Aufmerksamkeit auf sie, und als wir dem Schoppfen uns näherten, in welchem sie versammelt waren, trafen wir in demselben etwa 15 muthwillige Knaben der Eingebornen an, welche in einem lauten singenden Tone ein paar Stellen aus dem Koran herplapperten. Da wir den Lehrer nicht sahen, so fragten wir nach ihm, und wir hörten, daß er sich gerade in einiger Entfernung auf seinem Acker beschäftige; indeß sich seine Schüler mit dieser nutzlosen Uebung belustigten. Als er endlich herbei kam, gestand er uns, daß er von dem Inhalt des Buches kein Wort verstehe, und selbst glaube, daß sein Unterricht zu gar nichts in der Welt nütze sey; aber er müsse eben den stürmischen Bitten der Eltern nachgeben. Den Koran mit einem gewissen heulenden Tone hersingen zu lernen, ohne ein Wort von demselben zu verstehen, dieß ist die höchste Aufgabe, welche der träge Malaye für den Schulunterricht kennt. Der einzige Gewinn hievon ist, daß sie wenigstens mit der arabischen Buchstabenschrift bekannt werden, deren sie sich auch beim Schreiben der malayischen Sprache bedienen, und daß sie daher christliche Bücher in ihrer Muttersprache leicht lesen lernen. Im allgemeinen sind sie geneigt, über die Religion in ein Gespräch sich einzulassen, auch weigern sie sich selten, einen christlichen Traktat anzunehmen, besonders wenn über den Inhalt derselben zuvor mit ihnen gesprochen worden ist.

Mai 6. Vorgestern Morgens verließen wir Batavia in einem Regierungswagen, welcher uns in vier Stunden nach Buitenzorg, der Residenz des Gouverneurs brachte. Die Entfernung von der Stadt beträgt 16 Stunden. Der Gouverneur soll diese Reise gewöhnlich in drei Stunden zurücklegen. Unser Wagen war ausnehmend wurmstichig und wir fürchteten jeden Augenblick, daß das alte Geschirr in sich selbst zusammenfalle. Indeß trug sich doch nichts zu, was unsern Lauf aufhielt, außer daß eines unserer Pferde sich losschirrte

und in die weite Welt davon lief. Der Palast, in welchem der Gouverneur wohnt, ist ein ziemlich glänzendes Gebäude, das in der Gestalt eines Halbmondes gebaut ist, wobei jedoch die Baukunst nicht immer bei der rechten Besinnung gewesen zu seyn scheint. Die eine Seite des Palastes hat z. B. ein Fenster mehr, als die andere, was beim Ueberblick einen widerlichen Eindruck macht. Im Vordergrunde befindet sich ein großer Park, der mit Waldthieren aller Art wimmelt, und im Hintergrunde ein ansehnlicher Garten, der nach einem guten Geschmack schön angelegt ist. Der Boden ist wellenförmig; die Wege sind breit und mit Sand bedeckt; die Bäume und Sträucher sind selten und schön und die ganze Scene ist mit zehn Brücken, einer kleinen Insel, Springbrunnen, Wasserfällen u. s. w. geschmückt. Die Regierung bezahlt nicht weniger als 7000 Rupien (ein Rupiee zu 18 Batzen) monatlich für die Unterhaltung dieser Anlagen.

Zwischen Buitenzorg und den benachbarten Bergen, welche ihre hohen Gipfel 10,000 — 11,000 Fuß über das Meer erheben, ist die Gestalt des Landes abwechselnder nnd schöner, als dieß auf der eintönigen Ebene um Batavia der Fall ist. Wir hofften den feuerspeienden Berg deutlich zu sehen, dessen Rauchsäulen schon in Batavia wahrgenommen werden; allein ein dazwischen tretender Berg verschloß ihn unserm Auge, noch ehe wir Buitenzorg erreichten. Unter den Gegenständen der Wißbegierde befindet sich hier eine alte steinerne Tafel, deren Inschrift aus Buchstabenzügen zusammengesetzt ist, welche bis jetzt jedem Forscher der Alterthumskunde unbekannt geblieben ist.

Wir brachten unsere Zeit damit zu, die chinesischen und japanesischen Dörfer umher zu besuchen, und christliche Schriften unter den Einwohnern auszutheilen. Das chinesische Lager, wie man ihre Niederlassungen zu nennen pflegt, ist weit ausgedehnt und volkreich.

Die Leute horchten den Belehrungen des Herrn Medhurst zu, und nahmen seine Bücher mit Vergnügen an.

Bei unsern Besuchen unter den Javanesen und Chinesen sprachen wir auch bei der ehemahls regierenden Familie ein, welche noch jetzt die höchste Autorität im Lande ausübt, welche die Regierung einem Eingebornen anvertraut. Ihre Wohnungen sind sehr bequem und besser eingerichtet, als ich sie bis jetzt auf Java gesehen habe. Der gegenwärtige Herrscher ist 57 Jahr alt, und sein Vater, der in seinem größten Alter noch muhamedanischer Priester wurde, zählt 81 Jahre. Noch leben fünf Generationen dieser Familie, und der alte Mann zählt nicht weniger, als 250 seiner Nachkömmlinge auf Erden. Unsere Bücher wurden im Palaste höflich angenommen, auch fanden wir Gelegenheit, eine Anzahl derselben in den Dörfern umher auszutheilen.

Ein, an der Regierung hochgestellter Chinese kehrte mit uns nach Batavia zurück. Obgleich er um die Sache des Christenthums sich eben nichts bekümmert, so scheint er doch von der Thorheit und Unsittlichkeit vieler herrschenden Religionsgebräuche so fest überzeugt zu seyn, daß er sich derselben mit der ganzen Macht seines Ansehens, und nicht ohne Erfolg, entgegenstellt. Er ließ erst kürzlich einen heidnischen Tempel niederreißen, in welchem der Aberglaube sein tolles Wesen trieb. Eben so hat er angefangen, den vermeintlichen Zaubern den Krieg zu machen; auch den Einfluß der Priester hat er angegriffen und vermindert, und noch geht er mit andern Maßregeln um, welche, ohne sein Wissen und seinen Willen, dazu dienen müssen, dem lautern Glauben den Weg zu bereiten. Herr Medhurst wandte viel Zeit darauf, unsern Mitreisenden die Vernunftmäßigkeit und unvergleichbare Wohlthätigkeit des Christenglaubens ans Herz zu legen. Wo wir uns auf dieser Insel nur immer befinden mögen, da schließt sich uns ein weiter Wirkungskreis auf, und alles scheint für die Hand des Arbeiters zugerüstet zu seyn.

Thatsachen dieser Art sind ein klarer Beweiß, wie viel es auf der Insel Java für christliche Glaubensboten zu thun gibt. Zugleich liefern sie nur eine theilweise Ansicht von den immer wechselnden anziehenden Arbeitsstätten, welche täglich besucht werden könnten, wenn nicht die kleine Zahl der Arbeiter in so großem Mißverhältniß zu den dargebotnen Gelegenheiten stünde. Die Städte, die Straßen, die Schulen der Eingebornen, und vor Allem die öffentlichen Marktplätze, dergleichen überall im Lande umher angetroffen werden, geben dem Eifer und der frommen Thätigkeit einer grossen Anzahl von Missionarien der Hände voll zu thun. Diese Last von Arbeiten, verbunden mit der geistlichen Pflege der englischen Einwohner, haben bis jetzt mit ihrem ganzen Gewicht auf den Schultern eines einzigen Mannes geruht, und es läßt sich hoffen, daß diese versäumte Insel bald die Aufmerksamkeit finden werde, welche sie mit Recht von der christlichen Welt erwarten darf. Die drei großen europäischen Niederlassungen auf derselben: Batavia, Samarang und Surabaya sollten unverweilt von christlichen Sendboten besetzt, und zu Hauptstellen ihrer Thätigkeit erhoben werden. Von diesen Punkten aus würde das Licht des Lebens in die große finstere Insel hinausleuchten, bis ihre Strahlen den heitern Sonnenschein der Wahrheit über alle Bewohner derselben verbreitet haben.

Nicht ohne tiefen Schmerz sieht sich der Verfasser genöthigt, dem so eben Gesagten später die Bemerkung beizufügen, daß die Aussichten für eine ungehinderte christliche Thätigkeit eben nicht so schmeichelhaft sind, wie sie zu der Zeit, als er zu Batavia sich aufhielt, zu seyn schienen. Missionair Bruckner zu Samarang, welcher um diese Zeit von der Insel abwesend war, um einige seiner in die javanesische Sprache übersetzten Werke und namentlich das neue Testament zum Druck zu befördern, und bald hernach zurückkehrte, wurde mitten unter seinen segensreichen Arbeiten von

den Behörden gefänglich eingezogen. Die Eingebornen hatten sich begierig in seine Wohnung gedrängt, um Traktate, die er mit sich gebracht hatte, in Empfang zu nehmen, als die Regierungsbeamten dazwischen traten, seine Bücher wegnahmen und die Verbreitung derselben für die Zukunft verboten. Eine andere neuere Thatsache erzählte uns eine Monatsschrift für China, welche von mehreren frommen und gelehrten Männern zu Canton Heftweise herausgegeben wird, und die wichtigsten Nachrichten über die Geschichte, die Litteratur, die Religion und den gegenwärtigen Zustand China's und der Nachbarreiche in sich faßt. Unter den zerstreuten Nachrichten des neuesten Heftes befindet sich folgende: „Die ganze Bevölkerung eines kleinen Dorfes, welche das christliche Glaubensbekenntniß anzunehmen und in den Wahrheiten des Christenthums unterrichtet zu werden verlangte, bat den Regierungsbeamten zu Surabaya, daß ihnen ein Lehrer mit Bibeln zugesendet werden möchte. Dieser schlug ihre Bitte mit der Erklärung ab, daß er nie gestatten würde, daß sie den Christenglauben annehmen, weil sie ohne Christenthum glücklich genug seyen."

Reisende, welche kürzlich die Insel Java besucht haben, sind der Meinung, daß gegenwärtig den Missionsarbeiten auf dieser Insel die größten Hindernisse würden in den Weg gelegt werden, indem die einzelnen Beamten die Vollmacht haben, den christlichen Unterricht und die Verbreitung christlicher Schriften unter dem Volke zu hindern, und entschlossen zu seyn scheinen, von dieser Vollmacht Gebrauch zu machen. Thatsachen dieser That sind sicherlich der holländischen Regierung nicht in ihrem wahren Lichte dargestellt worden, weil sie ohne Zweifel in solchem Fall eine genügende Berichtigung finden dürften. Das Schreckbild des Aufruhrs, durch welches die Widersacher der Mission die Verbreitung des Christenglaubens zu hemmen versuchen, vermag gewiß keinen in Unruhe zu setzen,

der mit der Richtung und den Wirkungen christlicher Grundsätze bekannt ist. Wir dürfen mit Zuversicht hoffen, daß dieser Gegenstand von den obersten Behörden im Mutterlande untersucht, und daß nicht gestattet werden wird, daß die zeitliche und ewige Wohlfahrt so vieler Millionen unsterblicher Seelen dem launenhaften Wahne einiger Bezirksbeamten zum Opfer werde gebracht werden. Wenn den Missionarien auf dieser und den benachbarten Inseln dieselbe Freiheit zur Arbeit gestattet wird, wie sie dieselbe nunmehr im ganzen weiten Gebiete des brittischen Indiens genießen, so werden dort die aufrührerischen Auftritte eben so selten seyn, wie dieß in Hindostan der Fall ist, und der Staasregierung, so wie den Völkern die herrlichsten Segnungen zufließen.

Drittes Kapitel.

Ueberfahrt nach Singapore. Insel Sumatra. Provinzen. Volksgebräuche, Religion auf derselben. Missionarien auf Singapore. Ueberfahrt nach Siam. Küste der malayischen Halbinsel. Fahrt auf dem Menamflusse. Gestalt der Siamesen. Stadt Bankok. Aufenthalt daselbst.

Am 4. Juni 1831 schifften wir uns auf dem englischen Schiffe Bencoolen zu Batavia nach der kleinen Insel Singapore ein. Unsere Fahrt war günstig, und nach zwei Tagen, die uns an einigen unbedeutenden Inseln vorüber führten, liefen wir zwischen der Insel Banka und der Insel Sumatra in die Bankastraße ein. Die große Insel Sumatra, die sich auf 100 deutsche Meilen in die Länge und auf 20 — 40 Meilen in

die Breite ausdehnt, lag gleich einem stillen Meere vor unsern Augen. Die Seeufer sind auf beiden Seiten niedrig und sumpfig, obgleich ihrer Länge nach durch Ketten von Bergen durchschnitten, von denen einige den höchsten Gipfeln der Alpen gleich kommen. Wir zogen an den Mündungen einiger ihrer großen Flüsse vorüber, deren Strom bis zur gegenüber liegenden Seite dieser Wasserstraße hinüber zu reichen schien.

Sumatra wird in eine Anzahl besonderer unabhängiger Königreiche abgetheilt, von welchen die beiden ansehnlichsten unter dem Namen Menangkabu-Balla und Ballumary oder Kamgang bekannt sind. In früherer Zeit besaß der Sultan von Menangkabu die Herrschaft über die ganze Insel. In unsern Tagen vereinigt er die Macht eines unabhängigen Fürsten und eines moslemitischen Oberpriesters in sich. Ehe in der neuern Zeit die Holländer, nach großen Verlusten, von der Insel verjagt wurden, war es ihnen gelungen, sich dieses festen Theiles des Landes zu bemächtigen, und mit voller Sicherheit in demselben sich niederzulassen. Hätten sie diesen theuer erkauften Besitz zu bewahren gewußt, so würden sie wahrscheinlich über die bedeutenden Hülfsquellen dieser Insel Meister geworden seyn. Eine gute Fahrstraße verbindet die Hauptfestung Menangkabu mit Patang im Westen der Insel, wohin man mit einer halben Tagreise gelangt, und ein großer Strom öffnet eine freie Verbindung zwischen diesem Hauptpunkte und der Ostküste, auf welchem die Erzeugnisse des Landes nach Singapore gebracht werden. Die Einwohner dieses alten Königreiches wurden schon in früherer Zeit zum Islamismus bekehrt. Panggaruyung, die Hauptstadt des Landes, ist der Hauptort der Wallfahrt für die Pilgrimme dieser Religion, und war vormals ein berühmter Wohnsitz der Gelehrsamkeit für diese Insel. Die Einwohner von Menangkabu sind von allen ihren Nachbarn in Kunst und Wissenschaft voraus. Sie haben die arabische Schrift für ihre

Sprache erborgt, und ihre ganze Litteratur besteht in Abschriften aus dem Koran und aus kühnen ritterartigen Erzählungen. Durch ihre Waffenfabrikation, so wie durch ihre schönen Arbeiten in Gold, haben sie sich schon lange einen Namen gemacht.

In dem Lande Balla, welches den nördlichen Theil der Insel umfaßt, befindet sich das berühmte Königreich Adschin, das auch den Ausländern nicht unbekannt geblieben ist. Von hier aus wird ein bedeutender Handel mit einigen Theilen Indiens geführt, und der Sultan des Landes ist der erste Kaufmann desselben. Die Bewohner sind ein kräftigerer, gewerbsamerer und verständigerer Schlag von Menschen, als die übrigen Einwohner der Insel, und bekennen sich zu der muhamedanischen Religion. Noch leben sie unter dem eisernen Scepter einer erblichen Gewaltherrschaft, und sind strengen Gesetzen unterworfen, welche jedoch nur nach Willkühr ausgeübt werden. Die grausamsten Strafen treffen gemeiniglich nur diejenigen, welche den niedrigsten Volksklassen angehören. Im Innern dieser Landesabtheilung liegt das schöne Land der Battas, von welchem ein Theil über eine weite Ebene, zwischen zwei Gebirgsreihen sich ausdehnet, auf welcher ein beträchtlicher See sich befindet. Diese Landesstrecke, so wie das nördliche Reich Adschin, werden als reich bevölkert geschildert. Das Battaland theilt sich in viele kleine Herrschaften, welche von unabhängigen Volksstämmen besetzt sind. Die Eingebornen desselben obgleich sehr reizbarer, Natur haben sich bis jetzt als Leute bekannt gemacht, die in ihrem Betragen gegen auswärtige Händler arglos zu Werke gingen und Europäern, welche sie besuchten, viel Gastfreundschaft erwiesen. Sie werden als Menschen beschrieben, welche kleiner und schöner sind, als die Malayen, den Kleiderputz lieben und das Pferdefleisch jeder andern Fleischgattung vorziehen. Vielweiberei ist unter ihnen allgemein. Die Weiber werden als Sklaven gebraucht; indeß die

Männer ihre Zeit mit kriegerischen Streifzügen, mit Spiel, kindischen Vergnügungen oder in träger Ruhe zubringen. Zwischen beiden Geschlechtern machen sie einen so großen Unterschied, daß dasselbe Verbrechen von einem Manne begangen, viel schärfer gestraft wird, als an einem unwissenden, und darum weniger strafbaren Weibe. Ihren Abscheu gegen gewiße Verbrechen pflegen sie dadurch auszudrücken, daß sie die Verbrecher bei einer Mahlzeit verzehren, und auch ihre Gefangenen theilen nicht selten das gleiche Loos. Gleich den meisten Heidenstämmen, beherrscht sie ein finsterer Aberglaube vor Zauberei. Sie nehmen zwei einander feindselig entgegengesetzte Wesen als Gottheiten an; dabei aber scheinen sie, wie glaubwürdige Reisende erzählen, keine Vorstellung von einem Leben nach dem Tode zu haben. Die beiden holländischen Niederlassungen, Tappanuly und Natal liegen in diesem Theile der Insel, und sind schon öfter von evangelischen Missionarien besucht worden, welche den Versuch machten die ersten Saatkörner der Wahrheit auf diesem wilden Boden auszustreuen.

Schon im Jahr 1818 machte sich der Baptisten Missionar, Herr Ward, von Bengalen auf den Weg, um sich in der Seehafenstadt Bencoolen niederzulassen, welche meist von Malayen bewohnt ist, unter denen auch einige Engländer und Portugiesen wohnen; und ihm folgte nicht lange hernach Missionar Robinson von Batavia her, nach. Mit Hülfe der Regierung richteten sie einige Schulen unter den Einwohnern auf, und auch die Druckerpresse wurde als Missionsgehülfe in Bewegung gesetzt, auf welcher eine große Anzahl malayischer Traktate gedruckt wurden, um unter das Volk ausgetheilt zu werden. Nach dem Berichte der Arbeiten vom Jahr 1823 befanden sich die Schulen in einem gedeihlichen Zustande, und wurden von 123 Schülern regelmäßig besucht. Selbst von Früchten des Glaubens, die im Leben Einzelner sich darstellen, wird in ihrem Be-

richte gesprochen; allein eine Krankheit nöthigte im Jahre 1825 den Herrn Robinson sich von seinem Posten zu entfernen, und Missionar Barth sah sich genöthigt sich 120 Stunden südlicher, auf der westlichen Seeküste der Insel nach Padang hinabzuziehen.

In dieser Seehafenstadt, in welcher von Malayen und Europäern ein bedeutender Handel getrieben wird, hatte sich schon im Jahr 1821 der Baptisten Missionar Herr Evans angesiedelt, an den sich nun Missionar Ward mit seiner Druckerpresse anschloß. Nach geduldiger Ueberwindung großer Schwierigkeiten gelang es ihnen endlich, unter dem männlichen und weiblichen Geschlecht Schulen aufzurichten, auch wurde hier den malayischen Einwohnern, so wie den englischen Ansiedlern das Evangelium verkündigt. Eine Zeitlang arbeitete auch Missionar Bruckner von Java gemeinschaftlich mit ihnen, bis die Ausbrüche eines verheerenden Krieges sie nöthigten, andere Arbeitsstellen aufzusuchen, und ihr Werk einer bessern Zukunft zu überlassen.

Erst im Anfang des Jahres 1834 wagten es einige amerikanische Sendboten, Herr Munson und Lymann, die verblichenen Spuren christlicher Thätigkeit unter dem Battavolke wieder aufzusuchen. Am 7. April dieses Jahres machten sie sich zu Batavia auf den Weg, und segelten nach der südöstlichen Küste Sumatras hinüber, wo sie im Seehafen Padang landeten. Von dort schickten sie sich im Laufe des Monats Juni an, eine Reise in das Innere der Insel zu machen, um eine Missionsniederlassung unter dem Battavolke zu versuchen. Unter diesem Volke hatte kurz zuvor der Gouverneur Stanfort Raffles, in Begleitung des Baptisten Missionars Herr Burton und Anderer, eine Reise gemacht, ohne der geringsten Gefahr unter diesen Wilden sich ausgesetzt zu haben. Sie gelangten am 23. Juni wohlbehalten nach Tappanuly, und zogen von dort

tiefer in das Land hinein. Allein kaum waren sie eine Tagreise weiter vorwärts gedrungen, als sie von einigen der Eingebornen auf dringendste gewarnt wurden, ihren Weg nicht weiter fortzusetzen, weil unter den zügellosen Battahaufen in der Nachbarschaft die sichtbarste Gefahr ihrem Leben drohen würde. Allein stark im Vertrauen auf ihren Gott und voll Hingebung an das große Rettungswerk dieses unglücklichen Cannibalenvolkes, setzten sie muthig ihren Weg in der Wildniß ein paar Tage weiter fort. Jedoch schon am 28. wurden sie von zerstreuten Battas feindselig umzüngelt, welche sie als Feinde ihres Vaterlandes betrachteten, und ohne weitern Erkundigungen Raum zu gestatten, mit ihren Mordkeulen sie überfielen, und ihrem Leben ein Ende machten. Beklagenswerthe Fälle dieser Art werden uns in der neuesten Missionsgeschichte nur sehr selten genannt; und wenn wir den furchtlosen Glaubensmuth bewundern, mit welchem diese edlen Märtyrer im Dienste Christi auf ihrer gefahrvollen Bahn dem Tod entgegen zogen, so glauben wir in dieser schmerzlichen Erfahrung zugleich die ernste Lehre anzutreffen, daß dem Boten Christi in der Heidenwelt eine besonnene Vorsicht Noth thue, um sein theures Leben, so lange es dem HErrn wohlgefällt, für das Werk Christi unter den Heiden zu bewahren.

In Ballumary oder Kampang, dem südöstlichen Theile dieser großen Insel, befindet sich das Königreich Palembang und das Land der Lampunen. Ungeheuere und undurchdringliche Wälder bedecken den größern Theil dieser südlichen Gegenden. Die Bewohner derselben sind meist arm, und ihre Sprache und Sitten unterscheiden sich nur wenig von dem, was unter ihren Nachbarn angetroffen wird. Palembang ist eine große Stadt, in welcher die Holländer eine Faktorei haben, und die von Auswanderern aus China, Siam und Java, so wie von Landeseingebornen bewohnt wird. Welch ein unermeßliches Feld für die Arbeit der Men-

schenliebe bietet nicht diese große Insel dar, auf welcher in unsern Tagen nicht ein einziger Missionar angetroffen wird. Mehrere Millionen wandeln auf ihrem wilden Boden umher, ohne bis jetzt noch auch nur einen matten Schimmer von der Freudenbotschaft des Evangeliums gesehen zu haben. Der kannibalische Zustand ihrer meisten Bewohner scheint freilich bis jetzt noch den Fußtritten der Friedensboten einen gewaltigen Angel in den Weg zu legen; aber wer sollte nicht hoffen, und von Herzen wünschen, daß auch diese Kinder der Wildniß bald zu der glücklichen Heerde des guten Hirten gesammelt werden mögen; und diese Hoffnung gewinnt ein immer heiteres Licht, je mehr in den Nachbarländern dieser Insel umher das Licht der Wahrheit eine tausendjährige Finsterniß durchbricht.

Einige der Inseln, welche an der Westküste Sumatra's in einiger Entfernung sich hinabziehen, werden als fruchtbar und bevölkert geschildert. Pulo Nyas wird von einem verständigen Völkchen bewohnt, das weit hin seine Handelsverbindungen auszudehnen weiß. Allen Nachrichten zufolge ist diese Stelle für Missionsarbeiten ausnehmend günstig, und uns sind keine Hindernisse bekannt, welche ihrer Besetzung von ein paar rüstigen Sendboten im Wege stünden. Längst der weiten Linie dieser westlichen Küste von Sumatra, so wie auf den benachbarten Inseln hat es ein Kaufmann, dem das Werk Christi am Herzen liegt, ganz in seiner Gewalt, einen heilsamen Einfluß auf die Einwohner auszuüben. Ihre Seehäfen werden von Handelsschiffen aus England und Amerika gerne besucht, und die gewinnsüchtigen Seefahrer sollen sich, wie die Stimme eines Augenzeugen versichert, nicht selten der niedrigsten Mittel bedienen, um die Eingebornen zu hintergehen. Sollten von christlichen Handelsleuten an den gelegensten Stellen dieser Insel Handelshäuser aufgerichtet, und auf den Handelsschiffen derselben, die sich

leicht von einer Stelle zu der andern bewegen, zugleich einige christliche Lehrer mitgeführt werden, welche die die Eingebornen in der Muttersprache derselben mit den Lehren des Christenthums und andern nützlichen Kenntnissen bekannt zu machen vermöchten, welch ein Segen würde nicht auf diesem Wege nach und nach diesen heidnischen Stämmen zufließen!

Auf unserm Wege nach Singapore zogen wir an einer Anzahl von Inseln vorüber, die nur von Seeräubern bewohnt sind, welche die benachbarten Gewässer beunruhigen, und fremde Schiffe feindselig zu überfallen pflegen. Am Montag Morgen lichteten wir frühe die Anker, nachdem wir die ganze Nacht hindurch von einer Windstille festgehalten worden waren, und segelten die Wasserstraße zwischen den beiden Inseln Battam und Groß Dryon hindurch, bis am folgenden Morgen den 14. Juli unser Schiff vor Singapore die Anker werfen konnte. Der Hafen dieser Insel ist sehr weit, und auf weite Entfernung hin, von einer Zahl kleiner Inseln eingeschlossen, welche einer Menge von Schiffen sichere Ankerplätze darbieten. Die Stadt selbst hat nichts bemerkenswerthes. Sie liegt auf einer weiten Ebene ausgestreckt, und verbirgt sich hinter dem mächtigen Buschwerk, das sie von allen Seiten umschließt.

Die beiden Missionarien der Londoner Missionsgesellschaft, Herr Ch. Thomsen und Herr J. Tomlin, die ich alsobald besuchte, fand ich hier in gutem Wohlseyn, und Letzterer schickte sich gerade an, eine Reise nach Siam zu machen. Wir erstaunten Alle über das wunderbare Zusammentreffen der Umstände, da auch ich nach diesem Königreiche zu ziehen schon früher entschlossen war, und erkannten die Güte Gottes, welche auch die kleinsten Dinge in den Wegen seiner Kinder wohl zu leiten pflegt. Es war mir eben darum im hohen Grade willkommen, in der Gesellschaft dieses theuren Freundes meine Reise weiter fortzusetzen. Erst im Jahr 1819 haben die Engländer von der kleinen Insel Singapore,

welche in dem umliegenden Inselmeere einen wichtigen Punkt bildet, Besitz genommen, und schon nach wenigen Monaten war die bisherige kleine Bevölkerung von 200 Einwohnern auf 10,000 Seelen herangewachsen, welche bereits die Zahl von 20,000 übersteigt. In demselben Jahr ließ sich der würdige Missionar Thomsen mit seinem Freunde Milton auf dieser Insel nieder, um diesen neugeschaffenen Marktplatz der Welt zugleich in eine Lagerstätte für das Werk Christi im Mittelpunkte dieser großen Gewässer umzuwandeln. Beide fingen an, in englischer, chinesischer und malayischer Sprache den herzueilenden Volkshaufen das Evangelium zu verkündigen, und in jeder dieser Sprachen Schulen aufzurichten. Der HErr gab seinen reichen Segen zu ihrer Arbeit, und es gelang ihnen schon im Jahr 1821, ein malayisches Collegium zu stiften, in welchem chinesische und malayische Jünglinge zum Dienste des Evangeliums, so wie für andere heilsame Zwecke der bürgerlichen Gesellschaft auferzogen werden. Auch eine Druckerpresse ward hier in volle Thätigkeit gesetzt, welche in den verschiedenen Sprachen des tiefen Ostens, namentlich in der malayischen, siamesischen und chinesischen Sprache, Tausende von Schriften ins Leben ruft und weit umher verbreitet.

Schon am 17. Juni (1831) segelten wir im Namen unsers Gottes auf einem arabischen Schiffe nach Siam ab. Unser Schiffsvolk bestand aus 46 Mann, meist Araber, die zum Islam sich bekennen. Ihre Gesichtszüge, so wie ihr Köperbau unterscheiden sie namhaft von den Bengalesen und Malayen, unter denen sie zerstreut sind. Die weithervortretende Nase, das blitzende Auge, die gekräuselten Haarlocken, der dichte Bart sind den Meisten derselben eigenthümlich. Auch ihr Betragen war ganz anders beschaffen, als ich es unter andern Matrosenhaufen bis jetzt auf irgend einem Schiffe gefunden hatte. Fünf Mal des Tages knieten sie gemeinschaftlich mit einander zum Gebete nieder,

und beugten ihre Häupter zur Erde. Jedesmal trat zur bestimmten Stunde der Muessin (Priester) aufs Verdeck, legte seine Finger in die Ohren, um jeden weltlichen Ton von sich abzuhalten, und verkündigte mit dem tiefsten Ernst die Stunde der Andacht. Augenblicklich schloß sich der größere Theil der Matrosen an ihn an und knieten, ihre Gesichter nach Westen, der Keblah zugewendet, nieder, um auf eine halbe Stunde ihre Andacht zu verrichten. Dabei schäuten sie sich vor keinem Menschen, der zugegen war, und ohne auch nur einen Augenblick das Spottgelächter Anderer zu fürchten, fuhren sie fort ihr Gebeth zu verrichten. Der Steuermann machte auch hier den Anführer, und hielt sich in kleiner Entfernung von den Uebrigen. Auf ihren Gesichtern ruhte der Ernst des Grabes, und der Ausdruck ihrer Stimmen war ein tiefer Todtenton. Im Verkehr unter einander legen sie eine gemüthliche Heiterkeit und wechselseitige Gefälligkeit zu Tage, wie sie nur selten unter dem europäischen Schiffsvolke gefunden wird. Allerdings tritt der Unterschied zwischen den Offizieren und den gemeinen Matrosen unter ihnen viel weniger hervor, und Letztere erlauben sich viel mehr Freiheit, als dieß auf europäischen Schiffen der Fall ist. Indeß fehlt es denn auch nicht an Subordination, und dem Befehle, selbst wenn er im lustigen Tone gegeben ward, wurde alsobald Gehorsam geleistet. Diese armen Leute haben, mitten im Wahne ihrer körperlich mechanischen Andachtsübungen, immer noch etwas Achtungswerthes an sich. Sie sind treu und furchtlos bei ihrer Religionsweise; Eigenschaften, die wir beim Besitze unvergleichbar besserer Religionskenntniß so oft an uns vermissen. Diese bethörten Araber drückten ihre Ueberzeugung aus, daß innerhalb zweier Jahrhunderte alle Christen zu ihrer Religion werden bekehrt seyn. Ich wünschte mir die Sprachengabe, um ihnen den einzigen Heiland der Welt vor die Augen zu malen, vor dem sich beugen müssen die Kniee

aller derer, die im Himmel, auf Erden und unter der Erde sind, und bekennen, daß Er der HErr sey. Einige von ihnen, denen wir arabische neue Testamente anboten, nahmen sie gerne an, und verwandten viel Zeit auf das Lesen derselben. Bald wurden sie den Widerspruch gewahr, welcher zwischen den Vorschriften des Erlösers und dem Lebenswandel so vieler Namen-Christen statt findet.

Fast die Hälfte der Ueberfahrt hatten wir stets die Küste der malayischen Halbinsel, so wie die benachbarten Inseln im Auge. Erstere ist von einer Reihe senkrecht emporragender Hügel besetzt, welche an vielen Stellen mit ihren hohen Spitzen weit empor ragen, die man aus der Ferne für Thürme, Pagoden und Festungswerke zu halten versucht ist. Der eigenthümliche Glanz der untergehenden Sonne setzte uns nicht selten auf diesen Gewässern in Bewunderung, und erfüllte uns mit Gefühlen der tiefsten Ehrfurcht gegen die Herrlichkeit des Schöpfers, dessen glänzenpste Werke doch nur ein matter Abglanz seines Wesens sind.

Am 30. Juni kamen wir bei der Sandbank an der Mündung des Menamflusses an, und legten vor Anker. Die Küste Siams ist so niedrig, daß man sie bei der gewöhnlichen Entfernung des Horizontes kaum zu sehen vermag. Da wir auf einen Lotsen warten mußten, um unser Schiff über die gefährliche Sandbank hinüber zu bringen, so betraten wir ein Boot, um früher die Stadt Bankok zu erreichen. Die Siamesen haben versucht, den Fluß für feindliche Schiffe des Auslandes unzugänglich zu machen. Mit großen Holzblöcken ist nämlich ein Verschlag über den Fluß gemacht, der nur eine enge Durchfahrt für Schiffe zuläßt. Auch sind Festungswerke im Strome angelegt, um eine solche Durchfahrt mit leichter Mühe zu verhindern. Wir fuhren an dem Dorfe Paknam vorüber, wo eine Anzahl von Regierungsbeamten uns mit einer Menge von Fragen, welche die Neugierde ihnen eingab, so wie mit Aus-

drücken ihrer Begehrlichkeit aufhielten. Die Siamesen rasiren den Kopf, den Wirbel ausgenommen, wo sie das Haar wachsen lassen, und dasselbe gleich einem Büschel von Borsten aufrecht zu erhalten wissen. Ihre Körperbedeckung ist sehr dürftig, indem der Obertheil des Leibes mit den Armen gänzlich nackt ist. Unter dem männlichen Geschlecht wird, vom Könige an bis zum Geringsten seiner Unterthanen, ausser einer Decke um die Lenden, kein anderes Kleidungsstück gebraucht, und auch das weibliche Geschlecht hat keine andere Bedeckung. Es ist allgemeine Sitte aller Volksklassen, Betel zu kauen, und von dem Knaben an, bis zum ältesten Greisen hinauf, wird fast Keiner gefunden, der nicht dem Rauchen leidenschaftlich ergeben wäre, so daß die Kinnbacken in unaufhörlicher Bewegung sich befinden.

Von Paknam nach Bankok sind es noch 10 — 12 Stunden, und erst um Mitternacht kamen wir in dieser Hauptstadt des Landes an. Der Menam ist ein ansehnlicher Strom, eine halbe englische Meile breit, und tief genug, um die größten Schiffe, welche über die Sandbank hinwegkommen können, bis nach Bankok zu bringen. Die Ufer des Flusses sind niedrig und mit Gesträuch bedeckt. Auf eine weite Strecke hin beleuchtete der Glanz zahlloser Lichter in der Nacht unsere Wasserfahrt, und an mehreren Stellen wurde unser Ohr von einer sanften Musik begrüßt, welche über den Strom hinüberzog; aber am meisten mußten wir die großen Schwärme von Feuerfliegen auf beiden Ufern bewundern, welche von einem Ufer zu dem andern hinüberzogen. Tausende dieser Insekten hingen sich oft an den Aesten eines Baumes an, und verbreiteten eine lebhafte und prachtvolle Beleuchtung über denselben. Die Bewegung ihrer kleinen Körper schien durchgängig eine gemeinschaftliche zu seyn, so daß bei allen auf einmal die Lichtstrahlen hervorbrachen und sich wieder schlossen, gleich als ob sie mit einem gemeinschaftlichen Odemzuge

das Licht von sich ausgößen. Es bedurfte eben keiner lebhaften Phantasie, um uns in die Feenregionen zu versetzen, von denen wir so oft in unsern Kinderjahren gehört hatten, und die Schlaftrunkenheit, in der wir uns alle befanden, erhöhte noch die Gaukeleien dieser Bilder. An einer Stelle wurden wir angehalten, und mit einer Menge von Fragen überhäuft, bis wir endlich die Erlaubniß erhielten, auf unserem Boote der Stadt näher zu kommen. Sobald wir nun konnten, gingen wir auf eine chinesische Junke, um wo möglich Erkundigungen über unsern Freund, den Missionar Gützlaff, einzuziehen, den wir hier zu finden hofften. Wir erfuhren aber bald zu unsrem tiefen Schmerz, daß derselbe wenige Tage zuvor nach China abgereist war. Da mehrere der Matrosen mit ihm wohlbekannt waren, und uns einige neue Testamente zeigten, die sie von ihm vor seiner Abreise empfangen hatten, so konnten wir an der Richtigkeit ihrer Angabe nicht zweifeln; und wie sehr uns auch seine Entfernung schmerzte, so mußten wir uns doch freuen, daß der HErr es ihm endlich gelingen ließ, einen Plan auszuführen, in welchem seine ganze Seele schon längst verschlungen war, und zu dessen Ausführung die Vorsehung Gottes jetzt den Weg aufgeschlossen hatte.

Bald nach Mitternacht erreichten wir die Wohnung des portugiesischen Konsuls Signor Carlos de Silveira, der uns mit viel Gastfreundlichkeit in dieselbe aufnahm. Dieser Herr hatte schon früher die Missionarien bei ihrem ersten Besuche zu Bankok freundlich empfangen, ihnen eine Wohnung auf seinem eigenen Lande angewiesen, und als die hier wohnenden Katholiken sich ihnen entgegenstellten und auch die Einwohner gegen sie aufzureizen suchten, sich stets als ihr warmer Freund gezeigt, ungeachtet ihm mit dem Verlust aller seiner Besitzungen und selbst mit der Landesverweisung gedroht wurde. Dieselbe uneigennützige Freundschaft hatte auch der einzige englische Kaufmann, welcher hier wohnt, Herr R.

Hunter an ihnen geübt, welcher in den Tagen der größten Trübsal die Missionarien in sein Haus aufnahm, und seinen ganzen Einfluß für sie in Thätigkeit setzte, fest entschlossen, eher alles aufs Spiel zu setzen, ehe sie das Land zu verlassen genöthigt würden.

Viertes Kapitel.

Bemerkungen über Siam. Stadt Bankok. Verschiedenheit der Einwohner. Sklavischer Zustand der Volksmassen, ihr Elend und ihre Lasterhaftigkeit. Religion der Budhu-Priester. Religion der Chinesen, Birmahnen, Peguinen, Malayen, Portugiesen. Erste protestantische Missionarien daselbst. Missionswohnung. Bemerkungen über ihre Arbeit. Das Land Cambotscha als Missionsposten. Heiliger Monat. Illuminationen. Besuch des Königs in den Tempeln. Ueberschwemmung des Menam. Einige Früchte der Arbeit. Prächtige Götzentempel. Schluß des ersten Besuches in Siam. Warnung an Leser der Missionsnachrichten.

Bei seinem ersten Besuche brachte Missionar Abeel sechs Monate in Siam zu, während welcher Zeit er sich mit dem Erlernen der chinesischen und siamesischen Sprache und den ersten Einleitungen zur Missionsarbeit beschäftigte. Einige allgemeine Beobachtungen, die er bei diesem ersten Besuche einzusammeln Gelegenheit hatte, und die von ihm bei einem zweiten Besuche daselbst berichtigt und erweitert wurden, werden dem Leser einige Begriffe von diesem Lande und seinen Einwohnern liefern.

Das Land Siam, so weit es die Gestalt der Naturscenen und des Kunstfleißes betrifft, bietet dem Blicke des Reisenden nur wenige Reize dar. Hier erblickt

das Auge keinen Berg, nicht einmal einen Erdhügel, um den Ueberblick der todten Ebene zu unterbrechen, die sich auf weite Entfernungen hin, rings um die Hauptstadt ausdehnt. Der Boden ist ausnehmend fruchtbar, und übertrifft an reicher Mannigfaltigkeit und Ueberfluß seiner Erzeugnisse vielleicht alle Nachbarländer, und es darf mit viel Wahrscheinlichkeit behauptet werden, daß seiner Fruchtbarkeit nur wenige Länder des Ostens gleich kommen. Neben seinen eigenthümlichen Produkten werden die herrlichsten Früchte der Morgenländer, der Pisang, die Orange, der Schadach, die Brodfrucht und vor allen der Mangostin und der Mangobaum in größter Vollkommenheit auf demselben angetroffen.

Die Hauptstadt des Landes, Bankok, liegt am Menamflusse. Die Paläste der beiden Könige, so wie die Wohnungen einiger Prinzen, sind mit einer Mauer umschlossen, während die Vorstädte sich eine gute Stunde oberhalb und unterhalb dieser königlichen Paläste ausdehnen und das ganze Flußufer einnehmen. Indeß liegen die meisten Wohnungen auf dem Strome, so daß dieser als Hauptstraße, Marktplatz und Vergnügungsort der Stadt, betrachtet werden kann. Auf ihm wohnt die große Volksmasse. Auch werden alle Geschäfte derselben hier abgemacht. Ganze Reihen von Häusern sind nämlich auf Fähren von Bambusholz aufgebaut, welche an Stöcken am Ufer befestigt sind. Auf diese Weise können die Wohnungen leicht von einer Stelle zur andern gebracht werden, ohne daß oft die Einwohner etwas davon wissen. Es ist nichts ungewöhnliches, Reihen von Häusern mit ihrem ganzen Inhalt den Strom herabschwimmen, und Alles woran sie stoßen, mit sich fortreissen, und am Ende an irgend einer festen Stelle wieder aufsitzen zu sehen. Diejenigen Wohnungen, welche nahe am Ufer stehen, sind gewöhnlich auf Pfeilern aufgerichtet, die über die Fluth des Stromes sich erheben. Die besten derselben dienen als kühle Aufenthaltsorte

für die Vornehmen, die am Ufer leben. An vielen Stellen ziehen sich die Wohnhäuser landeinwärts vom Bette des Flusses hinweg, und bilden entweder sehr lange, enge Straßen, wie dieß auf der Stadtseite am Wasser der Fall ist, oder sie stehen haufenweise unter Gärten, Gebüsch und Reisfeldern in ordnungsloser Zerstreuung umher. Sehr wechselnd und zum Theil anziehend sind die Ansichten, welche sich dem Auge darstellen, wenn man die Schlangengänge des Menam hinauffährt. Die schönsten Proben der Baukunst sind ihre Tempel, welche gemeiniglich auch die günstigsten Lagen haben, und mit einer Reihe von Mönchswohnungen, die an sie sich anschließen, einen großen Raum bedecken. Der Flimmer von Gold, und andere Zierraten, welche an ihnen, so wie an den Palästen der Großen angebracht sind, erscheint noch glänzender, wenn man die armseligen Hütten betrachtet, welche um sie herumstehen, und die große Dürftigkeit ihrer Einwohner beurkunden.

Läuft man auf dem Flusse hin, so geräth man leicht in die Täuschung, als ob herrliche Naturschönheiten auf dem Ufer anzutreffen seyen. Hier sieht man lange Reihen von Palmen, Brodfruchtbäumen, Wollbäumen, Tamarinden, nebst anderm, nicht weniger schätzbaren Gesträuch, die auf ihrem einheimischen Boden in reicher Fülle blühen, und als Lustwäldchen und Parke dem Auge sich darstellen, indeß die Tempel und Wohnungen, wie sie aus den Waldungen hervorlauschen, für große und geschmackvolle Gebäude gehalten werden. Allein diese Täuschung hört auf, so bald man mit dem Fuß das Ufer betritt. Aller Zauber schwindet auf einmal dahin, und die Tempel ausgenommen, an denen noch etwas Arbeit und Kunst wahrzunehmen ist, fällt alles Uebrige in Gestalten der Armuth und Bedeutungslosigkeit zusammen. Weder Anmuth noch Anstand, weder Zierde noch Bequemlichkeit, wurde beim Bau dieser Wohnungen und bei der Wahl ihrer Stätten zu

Rathe gezogen. In und bei der Stadt sind zwar ein paar Straßen angelegt, allein in den übrigen Theilen derselben läuft alles so kreuz und quer nach jeder Richtung durcheinander, daß immer eine Wohnung der andern im Wege steht. Der Mangel an Straßen und guten Fußpfaden, so wie die Entbehrung jeder Gelegenheit, ausserhalb der Thüre sich Leibesbewegung machen zu können, ist eine der größten Beschwernisse bei einem längern Aufenthalt in dieser Stadt. Die Eingebornen scheinen gleich ihrem Götzen Budhu, nur in träger Ruhe ihr Vergnügen zu finden, und wenn sie daher sich zu bewegen genöthigt sind, so suchen sie dieß mit der mindesten körperlichen Anstrengung zu thun. Da das Wasser des Flusses in Hunderte von Kanälen abgeleitet ist, so sind an jeder Stelle, wo Geschäft oder Vergnügen eine Bewegung von der Stelle fordert, Boote genug vorhanden, auf welchen sie sich weiter bringen lassen.

Es fehlt nicht an Gegenständen von vielfachem meist schmerzlichem Interesse, welche beim Blick auf den Gesellschaftszustand in Siam hervortreten. Die Bevölkerung des Landes, welche auf 4 — 5 Millionen Seelen sich beläuft, ist aus ursprünglichen Siamesen, aus Einwohnern von Laos, aus Kambotschern, Peguinen, Malayen, Nachkömmlingen der Portugiesen, aus Chinesen und Cochin-Chinesen zusammengesetzt. Die Chinesen ausgenommen, welche alle 3 Jahre eine Kopfsteuer bezahlen, theilt sich alles übrige Volk in zwei Klassen, in solche nämlich, welche zu ewiger Sklaverei verurtheilt sind, und in solche, die nur einen gewissen Theil der Jahreszeit im Frohndienste der Regierung zubringen müssen. Die erstere Klasse besteht aus solchen, welche in Kriegen z. B. gegen die Provinz Laos, oder die Malayische Halbinsel, gefangen weggeführt worden sind, oder die man an den Grenzen der Nachbarländer Birmah, und Pegu heimlich weggestohlen hat. Vor nicht langer Zeit wurden 20,000 Gefangene

aus Laos auf einmal vom heimathlichen Boden hinweggeschleppt, und unter den siamesischen Fürsten und Großen als Sklaven vertheilt. Diese armen Geschöpfe sind noch mehr niedergedrückt, als alle ihre übrigen Mitsklaven. So wie man in die Paläste der Könige und in die Wohnungen der Großen hineintritt, da wimmelt es allenthalben von Geschöpfen jeden Alters, männlichen und weiblichen Geschlechts, welche mit Ketten beladen, ihre Arbeit verrichten; gleich als ob das Geklirr der Ketten die süßeste Harmonie in den Ohren ihrer grausamen Gebieter wäre. Die Ursache, welche für solche unmenschliche Behandlung angegeben wird, ist die Besorgniß, daß sie davon laufen möchten; aber man ist eher versucht, zu glauben, daß sie nach dem Grade des Elends und der Mannigfaltigkeit ihrer Sklaven ihren eignen Werth anzuschlagen pflegen. Hunderte dieser armen Geschöpfe werden von ihrem Beschützer aus Mangel an eigner Arbeit Andern zur Miethe gegeben, um einen beträchtlichen Gewinn aus ihrem Verdienste zu ziehen.

Es ist nicht ungewöhnlich, daß diese Unglücklichen oft um sehr niedrige Preise zum Verkauf ausgesetzt werden, und daß sie von den Staatsbeamten selbst für das abscheulichste Gewerbe angekauft werden, das rohe Lasterhaftigkeit auf der Erde treiben kann. Schaaren junger Mädchen werden auf diese Weise in dem schändlichsten Berufe auf die Straßen ausgesendet, und müssen sichs gefallen lassen, bei ihrer Rückkunft eine gute Tracht Peitschenhiebe zu erhalten, wenn sie nicht eine von ihren Gebietern festgesetzte Summe Geldes zurückbringen. Weigern sie sich dieser abscheulichen Erniedrigung, was bisweilen bei einigen der Fall ist, so steht es ganz in der Willkühr ihrer Herren, die Größe so wie die Dauer ihrer Strafe zu bestimmen. Zu den großen Haufen dieser Sklaven kommen noch Schaaren von Kindern hinzu, welche von ihren Eltern aus Dürftigkeit verkauft worden sind, und die für jeden Zweck

gekauft werden, welchen die Gewinnsucht, oder die Lasterhaftigkeit des Käufers im Auge haben mag.

Alle übrigen Einwohner des Landes gehören der Volksklasse an, welche verpflichtet sind, einen Theil des Jahres im Frohndienste der Regierung zuzubringen, und in ihre Zahl sind selbst die ursprünglichen Einwohner Siams, so wie die Namen-Christen eingeschlossen, welche von den frühern portugiesischen Ansiedlern abstammen. Sie sind genöthigt, einen gewissen Theil ihrer Lebenszeit im Dienste des Königs zu verbringen, und für ihre Arbeit nur eine sehr unbedeutende Belohnung zu empfangen. Sind diese Leute nicht glücklich genug, in ihrer freien Zeit ein kleines Vermögen zu erwerben, oder können ihre Weiber und Kinder durch Kleinhandel, von welchem viele derselben leben, nichts gewinnen, so sind sie mit ihren Familien der dringendsten Noth preisgegeben. Um das Elend der Einwohner zu vergrößern, ist ihnen in solcher Lage noch gestattet, die Felder der Nachbarn zu plündern, so weit sie es zu thun vermögen, um ihre Lebensnothdurft zu erhalten. Die Chinesen, welche in ihren wohlangebauten Gärten Gemüse und Obstfrüchte pflanzen, beklagen sich bitter über diese Gewohnheit, wobei übrigens von Wiedererstattung vor dem Gesetze keine Rede ist. Manche aus dieser Volksklasse haben gar wenig oder keine Zeit für sich, andere die Hälfte, oder nur den dritten Theil des Jahres; und woher diese Unterschiede kommen, konnte ich nicht in Erfahrung bringen. Den Sklaven sowohl, als dieser Klasse von Leibeigenen, welche der König den Regierungsbeamten geschenkt hat, sind die Namen ihrer Gebieter auf den Arm geschrieben, und sie stehen in jeder Beziehung unter den Befehlen derselben. Die Klasse der Begüterten und der angesehenern Unterthanen genießen die Ausnahme von der allgemeinen Regel der Leibeigenschaft nur in sehr beschränktem Maße. Sie sind entweder als Civil- oder Militärbeamten im Dienste des Königs angestellt, und deßhalb verpflichtet,

für ihre persönlichen Frohndienste einen Stellvertreter anzustellen. Wahrlich bei allem Prangen mit Freiheit — und das Land der freien Männer ist der Name, womit die Eingebornen ihr Vaterland zu bezeichnen pflegen — ist Siam ein armes Sklavenland, und der König macht die einzige Ausnahme von der allgemeinen Regel. Ihm ist gestattet, jeden seiner Unterthanen zu jeglichem Geschäfte für jede beliebige Zeitlänge, unter allen Umständen, und unter jeder Bedingung nach Willkühr zu gebrauchen; und ein beträchtlicher Theil jeden Tages wird von den Fürsten und Großen des Landes dazu verwendet, vor ihm auf dem Boden zu liegen, und seine Befehle zu erwarten.

Es ist oben bemerkt worden, daß die Chinesen im Lande mehr Freiheit und größere Vortheile, als die übrigen Einwohner genießen. Aber auch diese seufzen unter der Last der Abgaben, und wenn sie, nicht selten schuldlos, eines Vergehens beschuldigt werden, so müssen sie ihre Strafe mit körperlicher Arbeit abverdienen, die nach Willkühr verlängert wird. Viele von ihnen sind bei solcher Arbeit genöthigt, sich von ihren Freunden ernähren zu lassen, oder zu den schlechtesten Erhaltungsmitteln ihre Zuflucht zu nehmen, welche der Dienst des Königs gestattet. Allgemeine Verarmung ist die nothwendige Folge dieses Zustandes allgemeiner Bedrückung. Bei weitem die meisten Einwohner vermögen kaum, auch bei der geringsten Lebensweise, ihr armseliges Daseyn durchzuschleppen. Während ihrer Dienstzeit erhalten sie von ihren Gebietern kaum genug, um ihren Hunger zu stillen, und selbst in ihrer freien Zeit sind sie jeden Augenblick in Gefahr, von der Arbeit zu willkührlichen Diensten abgerufen zu werden. Ein Mal im Jahr werden Haufen von Landleuten, von ihren Reisfeldern hinweggerufen, um einige Monate damit zuzubringen, auf den Booten des Königs, bei täglichen Lustparthien Ruderdienste zu thun, während welcher Zeit

sie für ihren eignen Unterhalt sorgen und ihre Familien sich selbst überlassen müssen.

Das Elend dieses Volkes wird durch die schlechte Verwaltung der Gerechtigkeitspflege noch weiter erhöht. Manche der Landesgesetze sind auf Billigkeit gegründet; aber leider nur alsdann geltend, wenn der Richter sie zu seinem eigenen Vortheile gebrauchen kann. Unter den ungeschriebenen Verordnungen, welche gleich den Traditionen der Aeltesten, am meisten für gültig geachtet werden, steht der königliche Wink vor allem oben an. Nach ihm ist das Wohlgefallen seines Staatsministers gebieterisches Gesetz, und so läuft es durch alle Abstufungen des Volkes, bis zum Niedrigsten herab. Der Obere drückt den Niedern, und sein Wille gilt mehr, als der geschriebene Buchstabe des Gesetzes. Von dem Throne an, bis zum geringsten Gerichtshofe herab, wird Alles von der Gewalt der Selbstsucht verschlungen. Selbst der Monarch betrachtet sein eigenes Interesse als etwas, das von dem Wohlergehen seiner Unterthanen völlig abgesondert ist. Oft ist es der Fall, daß in Zeiten des Mangels an Lebensmitteln für die Bedürfnisse der leidenden Armuth nicht die geringste Fürsorge getragen wird, wenn dieß auch zur rechten Zeit ohne bedeutende Mühe und Kosten geschehen könnte. Wirklich ist auch die Herrschaft des Geldes so groß, daß Tausende sich lieber alle Ungerechtigkeiten und Verluste von Andern gefallen lassen, welche sie auf gesetzlichem Wege nach dem Inhalt des Buchstabens wohl von sich abwenden könnten, ehe sie sich entschließen, durch Bestechung oder ungerechte Entscheidung bei ihrer Berufung aufs Gesetz sich noch größern Verlusten auszusetzen.

Außer diesen Uebeln, unter welchen das ganze Volk seufzt, sind noch viele andere, moralischer Natur, welche das Unglück ihres Zustandes und die Last ihrer Leiden noch mehr vergrößern. Hieher gehört die gänzliche

Zerrüttung der ehelichen Verhältnisse mit dem unglückseligen Gefolge von Jammer, von welchem sie begleitet sind. Vielweiberei ist im hohen Grade herrschend. Das Serail des Königs faßt 500 — 1000 Weiber in sich, und alle Fürsten, ja alle Unterthanen des Landes kennen in der Zahl ihrer Weiber keine andere Grenze, als welche Vermögen oder Lust ihnen gesetzt hat. Die ärmern Volksklassen sind hierin natürlich durch die Nothdurft beschränkt, und so jagt ein Uebel das andere aus. Mit dieser Vielweiberei und der damit verbundenen Auflößung aller Bande der Verwandtschaft und Liebe, sind noch andere herrschende Gewohnheiten in Siam verknüpft, welche der menschlichen Geselligkeit nicht weniger im Wege stehen. Ein Mann, der im Spiel sein Geld einbüßte, kann seine Frau verkaufen, und hat die Befugniß, um die gleiche Summe sie wieder an sich zu bringen. Eben so steht es bei ihm, das Band der Ehe zu wechseln, wie es ihm wohl gefällt. Dieß hat um so weniger Schwierigkeit, wenn sie keine Kinder haben. Ist die Frau im Stande, den Betrag ihres ursprünglichen Ankaufes aufzutreiben, so gewinnt sie das gleiche Recht über ihren Ehegatten. In gewöhnlichen Fällen wird indeß die Einstimmung beider Partheien so weit erfordert, als der entlassene Theil, der nicht freiwillig abtreten will, eine Geldsumme als Entschädigung ansprechen kann. Kann ein Gläubiger sein Geld nicht wieder erhalten, so darf er seinem Schuldner Weib und Kinder dafür nehmen. Wenn nun die Wohlfarth einzelner, so wie der ganzen bürgerlichen Gesellschaft von der unverletzten Hochachtung und Würde abhängt, welche dem ehelichen Bunde zugestanden wird, so läßt sich leicht denken, wie Mißbräuche dieser Art, und schändliche Verletzungen der ehrwürdigsten Verhältnisse im Menschenleben, selbst die letzten Spuren des häuslichen Glückes unter diesem Volke zerstören müssen.

Die herrschende Spielsucht ist eine andere Quelle des sittlichen und bürgerlichen Elendes in den Städten

und Dörfern Siams. Der König bezieht ein ansehnliches Einkommen aus diesem, vom Staate gestatteten Lasters, und die schrecklichen Verbrechen, welche diese Spielsucht erzeugt, sind ein sittlicher Bannfluch, unter welchem die leibliche und geistliche Wohlfarth von Tausenden zu Grunde geht. Auch die schamlose Unsittlichkeit der Sprache und der Kleidung, ist eine fruchtbare Mutter vielfachen Elendes. Die gewöhnlichsten Schimpfreden in diesem Lande würden selbst das Gefühl des Pöbels unter einem civilisirten Volke beleidigen, und doch ist dieß die Sprache, welche von Hohen und Niedrigen, vom männlichen und weiblichen Geschlechte, von der zürnenden Mutter gegen ihr Kind, und vom stammlenden Kinde gegen den strafenden Vater gebraucht wird. Man kann nur selten ausgehen, oder eine Anzahl Menschen an der Wohnung vorüberziehen sehen, ohne die schmutzigsten Ausdrücke zu vernehmen, mit welchen sich die Leute zur Lust miteinander unterhalten. Es kann uns nicht befremden, wenn Lügen und Betrügen sehr allgemein, und Raub und Mord nicht selten unter ihnen angetroffen wird. Leute, welche Handelsgeschäfte treiben, bezeugen laut, daß Ehrlosigkeit und Knifferei, mit sehr wenigen Ausnahmen, allgemeine Merkmahle im Volkscharakter seyen. Die niedrige Gemeinheit, mit welcher die Großen des Landes um Gunstbezeugungen des Ausländers buhlen, macht sie für ihn zu einem Gegenstande der Verachtung. Sie wollen Alles zum Geschenke haben, ohne etwas dafür anzubieten; sie verkaufen Kleinigkeiten um den höchsten Preis, sobald sie bemerken, daß der Fremde sie haben muß; sie kaufen und betrügen um den ausgemachten Verkaufpreis; sie entlehnen und geben nicht mehr zurück, und wenn sie nichts mehr von Andern erhalten können, so wollen sie doch seine Person zu ihren Zwecken gebrauchen.

Dieses Gemälde von dem bürgerlichen und sittlichen Zustande des Volkes in Siam ist dunkel, aber es ist, so weit die sorgfältigste Prüfung reichen konnte, nach der Wahrheit aufgetragen. Es hat zwar auch seine lichteren Schatten, und diejenige, welche nur eine theilweise Bekanntschaft mit dem Volke gemacht haben, können vielleicht der Vermuthung Raum geben, als hätten wir der dunkeln Farben zu viel aufgetragen. Allein sie dürfen nicht vergessen, das es eines längern Aufenthaltes unter dem Volke, und einer Bekanntschaft mit seiner Sprache bedarf, um seinen wahren Zustand genauer kennen zu lernen. Einige der gefälligern Züge in diesem Bilde haben wir schon oben berührt; hieher gehört die große Anzahl von Chinesen, deren Lage besser ist, als die ihrer übrigen Mitbürger, und die eine bedeutende Rolle im Volksverkehr an dieser Stelle spielen. Einen anderen Zug liefert die große Anzahl fürstlicher Personen, welche, gleich den Rittern des Mittelalters, mit Aufsehen erregendem Gepränge einherziehen, und dem Gemüthe eine Vorstellung von ihrer Wichtigkeit einzudrücken sich bemühen. Auch die übergroße Zahl von Priestern, die allenthalben umher schwärmen, geben dem Bilde des Volkslebens einen eigenthümlichen Anstrich von äusserlicher Wohlfarth; indem sie nach ihrer Art behaglich ihren Lebensunterhalt ohne Arbeit, und einen Grad von Ehre ohne Achtungswürdigkeit zu gewinnen wissen. Erscheinungen dieser Art fallen denjenigen am leichtesten in die Augen, welche nur auf kurze Zeit die Hauptstadt Siams besuchen, und bei Mangel an Bekanntschaft mit der Volkssprache, keine Gelegenheit finden, in das Innere des häuslichen und bürgerlichen Lebens hinein zu blicken. So gerathen sie leicht auf den Wahn, der so oft über den Zustand heidnischer Länder verbreitet worden ist, als sey das Volk im Allgemeinen glücklich, und als bedürfe es der Religion und der christlichen Bildungsmittel der

Abendländer eben nicht, um den Zustand desselben zu verbessern.

Die Religion Siams ist die Budhistische. Nach zuverlässigen Quellen leben mehr als 20,000 Priester im Lande, von denen sich die volle Hälfte in Bankok und der Nachbarschaft aufzuhalten pflegt. Die Tempel werden auf Kosten des Königs oder der Großen des Reiches gebaut, und der König zeigt einen besondern Eifer für die Erhaltung der Staatsreligion. Er selbst hat viele Tempel mit den damit verbundenen Klöstern unter seiner eigenen Leitung. Diese tragen seinen Namen, und die Bewohner derselben werden von seiner Mildthätigkeit genährt. Dieß sind meist prachtvolle Gebäude, welche mit dem königlichen Palaste selbst wetteifern. Zum Unterhalte der Priester wird ein monatlicher Gehalt an Reis und Geld aus der Staatskasse geliefert. Ueberdieß kommt denselben nicht bloß das religiöse Verdienst, sondern auch der zeitliche Vortheil zu, überall herum betteln zu dürfen. Jeden Morgen laufen sie aus ihren Klöstern heraus, um die Almosen des Volkes einzusammeln, und es gelingt ihnen auf diesem Wege, nicht nur für sich selbst, sondern auch für eine große Schaar von Bettlern und von hungrigen Hunden reiche Nahrung zu gewinnen. Die köstlichsten Leckerbissen der Jahreszeit gehören zu den Gaben, mit welchen sie beschenkt werden, und die Weiber, welche am meisten ihre Religiosität kund thun, kommen nie in die Tempel, ohne zugleich ihre Gaben für die Priester mitzubringen.

Die Priesterschaft ist aus Menschen von allen Volksklassen zusammengesetzt. Die Tempel oder Klöster sind zugleich die einzigen Unterrichtsschulen im Lande, und da der Volksunterricht sehr allgemein ist, so ist kaum ein einzelner zu finden, der nicht einen Theil seines Lebens in diesen Anstalten zugebracht hätte, zu denen auch der Zutritt leicht gewonnen werden kann. Jeder wird nämlich aufgenommen, der beweisen kann, daß er

vom königlichen Frohndienste frei ist, daß er keine Schulden hat, und daß seine Eltern, oder sein Weib mit seiner Aufnahme einverstanden sind. Jetzt kann er so lange bleiben, als es ihm gefällt, oder nach Lust wieder austreten. Sind die Lebensmittel theuer, so machen sich Viele dieses leichten Mittels ihres Unterhaltes zu nutze, und genießen alle Ehrenbezeugungen und Vortheile des gelben Rockes, den die Priester zu tragen pflegen. Viele von ihnen machen das Mönchsgelübde für die ganze Lebenszeit, und bringen alle ihre Tage mit Klosterübungen zu. Die ältern lehren ihre jüngern Brüder, predigen in den Tempeln oder in Privathäusern, segnen die Ehen ein, wohnen den Leichenbegängnissen bei, weihen neue Wohnungen ein, schneiden den Kindern das Haar, leisten ihre Dienste an den Lagern der Kranken und Sterbenden, und besuchen alle Orte, wo ihre heilige Gegenwart, und ihre magische Kunst nothwendig zu seyn scheint. In frühern Zeiten entschieden sie schwierige Fälle der Rechtspflege durch Gottesurtheile; aber seit dem der Mammon den Thron der Gerechtigkeit in Besitz genommen hat, findet man die Dienste der Priester überflüssig.

Gewöhnlich wird der Priesterklasse die größte Hochachtung bezeugt. Selbst der König beugt sich nieder in ihrer Gegenwart, und das gemeine Volk bezeigt ihnen durch Niederfallen dieselbe Verehrung, wie seinen Götzenbildern. Allein diese Ehrfurcht gilt mehr dem gelben Rocke als dem Manne. Wie sehr auch der König dem Priesterstande seine Unterthänigkeit in Worten und Ceremonien bezeugt, so behält er sich doch das Recht vor, Jeden seiner Priesterwürde zu entsetzen, und ihn für seine Vergehungen zu bestrafen, wie es ihm wohlgefällt. Vor einiger Zeit wurde der Oberpriester oder Papst eines schändlichen Verbrechens für schuldig befunden, und zur Strafe mußte er seinen Priesterrock ablegen; er ward öffentlich entehrt, und zum Knecht der königlichen Elephanten gemacht. Die Vorzüge der

Priester bestehen hauptsächlich in der Freiheit vom Frohn- und Militärdienste; aber auch hierinn behält sich der König sein eignes Vorrecht vor, und zeigt nicht selten, daß sein Wille über alle Gesetze und alle Befugnisse der Religion erhaben ist. Erst vor kurzer Zeit wurden viele Priester unter die Armee gesteckt, was unter ihnen große Bewegung erregte. Sie endigte mit einem Aufruhr, in welchem sie auf das Leben des Königs losgiengen, und wobei 700 Priester ihr Leben einbüßten. Umgeben von so vielen Gegenständen der Versuchung, ist es wirklich ein Wunder, wenn auch nur bei einem der Priester ein Betragen sich zeigt, das seines Amtes würdig ist; dieß ist indeß wirklich bei einigen wenigen der Fall, welche für verständige und ehrenwerthe Menschen gehalten werden, und darum große Hochachtung genießen, indeß bei weitem die größere Menge der Priester einen schlechten Lebenswandel führt, und sich die Verachtung des Volkes zuzieht. Ein sittlich heilsamer Einfluß auf die Nation läßt sich überhaupt von ihrem Götzendienste nicht erwarten. Blinde Ehrfurcht vor den Göttern und ihren Dienern, so wie das Bemühen für den Unterhalt der Letztern zu sorgen, dieß ist bei den meisten das einzige Merkmal, das als Zug ihres religiösen Glaubens hervortritt, indeß ihr ganzes inneres und äußeres Leben vom Glauben an Gott und der Furcht vor ihm los gebunden ist.

Die Birmannen, Peguinen und Laosen, welche in Siam wohnen, bekennen sich zu der gleichen Religionsweise, und nehmen daher an den Ceremonien ihrer Gebieter Antheil. Die Chinesen haben ihre Götzenbilder und Religionsbegriffe mit sich ins Land gebracht, und laufen daher ihren eignen Göttern nach, denen sie mit ihren Opfergaben dienen. Da indeß viele derselben gleichfalls Budhisten sind, so schließen sich diese an die Siamesen an, so oft ein Gewinn dabei erreicht wird. Die Malayen treiben eine Art muselmanischer Religion, welche mit den alten Gebräuchen ihrer heid-

nischen Voreltern vielfach vermischt ist. Sie sind ausnehmend lärmend in ihren Andachtsübungen, und bringen in großen Gesellschaften mehrere Stunden damit zu, in einem lauten, lang ausgedehnten, trillernden Tone ein großes Geschrei zu machen. Die Stimmen der Kinder, der Männer und Weiber mischen sich in solch grillendem Lärmen in einander, daß die ganze Nachbarschaft dadurch gestört, und die Nachtruhe in ihrer Nähe unmöglich ist.

Die Portugiesen bekennen sich zu einem verfälschten Katholicismus, welcher christliche Gebräuche mit heidnischen vermischt, so daß vom Christenglauben kaum noch eine leise Spur dabei übrig geblieben ist. Es leben etwa 1000 derselben zu Bankok, die, mit sehr wenigen Ausnahmen, eben so tief wie ihre heidnischen Nachbarn in Aberglauben und Lasterhaftigkeit hinabgesunken sind. Da ihnen die Wahrheit und Kraft des Glaubens, die Sittlichkeit des Lebens, und die Achtungswürdigkeit des Sinnes gänzlich gebricht, und ihre äusserlichen Umstände zugleich die große Dürftigkeit ihrer Lage kund thun, so läßt sich nicht erwarten, daß ihre Religionsweise den Beifall ihrer heidnischen Nachbarn zu gewinnen vermag. Viele von ihnen haben durch die Schlechtigkeit ihres Wandels den Christennamen selbst in einen Schimpfnamen umgewandelt, obgleich sie, wie alle ihre Brüder im Oriente, mit großer Vorliebe an diesem Namen festhalten.

Den vergleichungsweisen Werth aller dieser verschiedenartigen Religionsarten kann jeder, der zu Bankok wohnt, leicht kennen lernen, ohne daß er seine Wohnung verläßt. In der einen Nacht betäuben die Glocken und Trommeln der Budhisten sein Ohr; in der nächsten wird von dem singenden Geschrei der Muselmanen seine Ruhe gestört; in einer darauf folgenden wecken ihn die Trommeln, die Kracher und Racketen der Chinesen vom Schlafe auf; und in der vierten setzen die Glocken, Trommeln, Flintenschüsse und Schwär-

mer der Katholiken den Lärmen fort, und jede Parthei gibt sich die Mühe, den ruhmlosen Palmzweig davon zu tragen.

Bis erst vor kurzer Zeit war von Seiten der protestantischen Christen nie zuvor ein Versuch gemacht worden, für die Verbreitung des wahren Christenglaubens in diesem Lande etwas zu thun. Die ersten evangelischen Missionarien, welche Siam besuchten, gehörten Missionsstationen im Auslande an, und sie kamen auf Besuch nach Bankok, ohne von ihren Gesellschaften hieher gesendet zu seyn. Wohl hätte man im christlichen Abendlande dieses Land noch lange Zeit entweder für unzugänglich für die Sendboten des Christenthums, oder für ein Gebiet angesehen, das für die Missionsarbeit ganz unempfänglich ist. Im Herbst 1828 kamen die Missionarien Gützlaff und Tomlin zuerst in Siam an, und traten als christliche Lehrer und Aerzte zugleich in dieses interessante Arbeitsfeld ein. Ihre Tagebücher liegen vor dem christlichen Publikum. Herr Tomlin sah sich nach 9 Monaten durch Krankheit genöthigt, seine Stelle zu Bankok zu verlassen, und Missionar Gützlaff setzte beinahe noch drei Jahre seine begonnene Missionsarbeit daselbst fort. Innerhalb dieser Zeit wurde ein Wörterbuch der siamesischen Sprache angelegt, das Neue Testament und ein Theil des alten in dieselbe übersetzt, auch zwei bis drei kleine christliche Schriften verfaßt, von denen eines gedruckt, und unter dem Volk in Umlauf gesetzt wurde. Die andern schriftlichen Arbeiten erforderten noch weitere Sprachberichtigungen, und sind bis auf diesen Tag noch nicht zum Drucke gefördert worden. Missionar Gützlaff hatte die Freude, einen Chinesen durch die Taufe in die Gemeinde der Christen aufzunehmen, der seinem Götzendienste und heidnischen Wesen entsagt hat, und so weit er urtheilen konnte, ein Genosse der Verheißung in Christo durch das Evangelium geworden ist.

Wir (Herr Abeel nebst Herrn Tomlin) kamen (den ersten Juli 1831) wenige Tage nach der Abreise des Missionars Gutzlaff zu Bankok an, und machten im Namen unseres Gottes den Anfang damit, als Lehrer des Christenthums, und als Aerzte dem Volke nützlich zu seyn. Sechs Monate lang setzten wir dieses anziehende Geschäft fort, als mein thätiger Mitarbeiter, nach einem andern Wirkungskreise abberufen, und ich genöthigt war, für meine sehr geschwächte Gesundheit auf einer Reise Erholung zu suchen. Was während dieses sechs monatlichen Aufenthalts in Siam, von uns gesehen und gehört, gearbeitet und erfahren wurde, ist schon früher aus unseren Tagebüchern den Freunden der Missionssache bekannt gemacht worden. Es war für uns eine ungemein geschäftvolle Zeit, in welcher sich unser Wirkungskreis mit jedem Tage vergrößerte, und alle unsere Leibes- und Seelenkräfte in vollen Anspruch genommen wurden. Schaaren von Leidenden, mit fast jeder Art von Krankheit behaftet, sprachen uns um Hülfe an, und nicht minder zahlreich waren die Haufen derer, welche christliche Schriften bei uns suchten, deren Vorrath bald unter unsern Händen aufgezehrt wurde. Körperlich Leidende fanden zu unserer Freude da und dort ihre Wiedergenesung; weniger sichtbar wurden unserem Auge die geistlichen Wirkungen, welche die Verbreitung christlicher Erkenntniß in dem Verstande und Herzen unserer zahlreichen Zuhörer zurückließ: obschon wir Ursache haben zu glauben, daß unsere Arbeit nicht vergeblich war in dem HErrn. Ein paar Auszüge aus unsern damals geführten Tagebüchern, werden dem Leser ein Bild unserer Arbeit vor die Augen führen.

Am 4. Juli hatten wir bei einem der ersten Staatsminister, dem Prah-Klang, eine Audienz, bei welcher wir von unserm Freunde Herrn Silveira eingeführt wurden. Auf unserm Wege nach seinem Palaste hatten wir Gelegenheit, einen Theil der Stadt und ihrer Vor-

städte zu sehen. Auf weite Entfernung hin sind die Häuser an beiden Ufern des Flusses auf Flöße gebaut, und der Verkehr geschieht vermittelst der Boote. Diese sind so ausnehmend schmal und zerbrechlich, daß man zwar sehr geschwind auf dem Wasser mit ihnen fortkommt, aber jeden Augenblick in Gefahr des Ertrinkens ist. Der Ruderer sitzt in der Mitte des Bootes und schaukelt sich, so gut er vermag, in demselben fort, aber der geringste Mißgriff, oder eine leichte Wasserbewegung, bedroht ihn mit dem Umsturz seines kleinen Kieles. Wirklich sahen wir während unseres Aufenthaltes viele im Wasser vor unsern Augen untergehen, welche ganz nahe am Ufer das Leben einbüßten.

Wir landeten in der Nähe der Wohnung des Prah-Klangs, und gingen, da wir ihn nicht zu Hause trafen, zu einer Reihe benachbarter Klostergebäude hin, mit deren Aufbau er seit sieben Jahren beschäftigt ist. Endlich wurden wir an den sonderbaren Körperbewegungen unsers Dollmetschers gewahr, daß der Staatsminister herbeikomme. Dieser krümmte nämlich, als er denselben auf 30 Schritte nahe kommen sah, seinen Körper zusammen, und kroch, einem Jäger ähnlich, der das Wild im Busche aufsucht, leise zu ihm hin, bis er sich endlich vor ihm ganz zu Boden warf, und das Machtwort seines Obern erwartete. Auch wir kamen nun herbei, und bezeigten durch Abnehmen des Hutes nnd durch eine Verbeugung unsere Ehrerbietung, und setzten uns sodann in seiner Gegenwart nieder. Abgesehen von einem wohlbeleibten Manne, der in aufrechter Stellung einher gehen darf, indeß alle seine Begleiter und Arbeitsleute mit dem Kopf so nahe als möglich am Boden daherkriechen, unterschied sich der alte Mann durch nichts anderes von dem Geringsten seiner Umgebung. Sein Körper war, eine Schambedeckung abgerechnet, vollkommen nackt, und auch diese war so schlecht wie möglich beschaffen. Der Minister machte eine Menge Fragen an uns, über unsern Beruf und den Zweck

unseres Kommens nach Siam, und er schien zufrieden, als ihm bemerkt wurde, daß wir beide in derselben Absicht hieher gekommen seyen, um welcher willen Herr Gützlaff vor uns, seinen Aufenthalt zu Bankok aufgeschlagen habe. Einer unserer Mitreisenden, Lieutenant Daniel, war mit uns zur Audienz gekommen, und nur bei diesem konnte der Minister nicht begreifen, wie er bloß zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nach Siam gekommen seyn möge. Indeß ging die Audienz bald zu Ende, und der Dollmetscher wurde beauftragt, uns in den Umgebungen herum zu führen, um uns das große Pavillon zu zeigen, das der alte Mann hier baute, und das er uns gar wacker bewundern half.

Tags darauf gingen wir in die Nähe des königlichen Palastes, um die Gegenstände der Neugierde dort in Augenschein zu nehmen. Unter der Zahl der größten Elephanten, die wir je gesehen haben, befanden sich auch die berühmten weißen Königselephanten, welche mit der größten Sorgfalt gepflegt werden, weil man behauptet, daß die frühern Monarchen ihren Wohnsitz im Körper derselben aufgeschlagen haben. Nur die tugendhaftesten Könige sollen nach dem gegenwärtigen Daseyn zu der Auszeichnung gelangen, eine solche ehrenvolle Residenz für ihr nächstes Daseyn zu erhalten. Ihre Farbe ist keineswegs weiß, sondern grau, und ein Ausdruck des hohen Alters dieser Thiere. Wir gingen an den Mauern des Palastes herum, durften aber nicht in den Vorhof hinein treten. Sie schließen einen weiten viereckigten Raum in sich, und scheinen schöne und bequeme Gemächer in ihren Wohnungen zu umfassen. Der Haupttempel war gleichfalls geschlossen, und die Priester, welche auf ihren Matten in den nahen Zellen umher lagen, hatten eben keine Lust uns denselbigen zu öffnen. Einer derselben, mit dem wir über die Thorheit des Götzendienstes zu reden versuchten, drohte uns, er werde es dem Könige sagen, daß wir seine Götter beschimpften.

In der folgenden Woche verlegten wir unsere Wohnung in das kleine Haus, das unser gastwirthlicher Freund, den Missionarien angewiesen hat. Es steht auf Pfosten, unter denen das Wasser beständig dahin fließt, und obschon niedrig und klein, so reicht es doch für alle unsere Zwecke zu, und verschafft uns das Wichtigste in dieser heißen Himmelsgegend, nämlich eine immer frische Luft. An diese Stätte knüpfen sich viele ernste und feierliche Gedanken an. Vor wenigen Monaten wurde diese Thüre aufgethan, um unsern geliebten Mitarbeiter in dieser Mission, Herr Gützlaff und seine Gattin aufzunehmen. Letztere ruht nun im kühlen Grabe in kleiner Entfernung von uns, und unser Mitarbeiter ist nun auf größere Schauplätze christlicher Thätigkeit hinausgezogen. Uns liegt die Mahnung des HErrn tief in der Seele: was deine Hand zu thun findet, das thue aus aller Kraft. Der HErr gebe Gnade, daß wir wirken mögen, so lange es Tag ist.

Den 25. Juli. Seit unserer Ankunft ist von der Menge herbeigebrachter Kranken unsere Arzneikunde und unser Arzneikasten in großen Anspruch genommen worden. Die Krankheiten der Einwohner sind sehr mannigfaltig, und viele derselben Folgen ihrer eigenen Missethat. Einer der Herbeigekommenen war ein angesehener Siamese. Dieser legte viel Vertrauen zu unserem ärztlichen Rathe zu Tag, und kaum konnten wir ihn bewegen, die Belohnung, die er uns aufdrang, wieder zurückzunehmen. Wir verweigern die Bezahlung in jedem Falle, weil wir den Verdächtigungen des Eigennutzes nicht in die Hände fallen wollen. Die äusserste Vorsicht thut hier Noth, um uns das Zutrauen der Eingebornen zu sichern, und es gibt wohl kein besseres Mittel, die Reinheit unserer Absicht zu beweisen, als wenn wir eine Uneigennützigkeit zu Tage legen, wie sie dieselbe nie zuvor gesehen haben.

Die Einfalt in dem Charakter der Eingebornen ist für uns unterhaltend und anziehend. Selbst die ange-

schensten Männer legen eine Kunstlosigkeit zu Tage, wie wir sie nur bei unseren Kindern finden. Mit der größten Sehbegierde untersuchen sie jeden Faden an unsern Kleidern, und selbst jedes Glied an unserm Körper ist ein Gegenstand ihrer Neugierde, indem sie Hände, Arme, Gesicht und andere Theile des Körpers mit möglichster Bescheidenheit genau untersuchen, und entweder ihre Bewunderung, oder das Gegentheil darüber ausdrücken. Obgleich uns die Sache oft zur Last wird, so macht uns dieser Zug in ihrem Charakter dennoch viel Vergnügen. Sie scheinen eine große Vorstellung von der Ueberlegenheit der Ausländer zu haben, und dieß mag sie geneigt machen, an ihrem religiösen Wahne nicht so fest sich anzuklammern, wenn sie den Glauben gebildeter Völker so weit verschieden von demselbigen finden. Einige legen viel Liebe und Dankbarkeit für empfangene Arznei und Bücher zu Tage. Der Haufen der Herbeikommenden nimmt ausnehmend zu. Hohe und Niedre, Priester und Volk, Männer und Weiber, Alte und Junge, drängen sich zu unserer Hütte hin, und tragen ihr Anliegen mit einer Beredsamkeit vor, der nichts zu widerstehen vermag. Unser kleiner Vorrath von Schriften macht uns vorsichtig bei der Vertheilung derselben, aber sie nur desto begieriger. Der Reiz der Neuheit trägt vieles dazu bei; indeß wissen wir, daß die Herzen der Menschen in Gottes Hand sind, und daß auch dieses Volk dem Erlöser zum Erbtheil gegeben ist.

So oft das Wetter es erlaubt, so bringen wir ein paar Stunden vor dem Frühstück damit zu, in den Häusern den Einwohnern die Lehre Christi zu verkündigen. Sie horchen der Predigt mit Aufmerksamkeit zu, und wenn wir auch ihren Gottesdienst mit klaren Worten falsch und schädlich nennen, so spricht doch keiner ein Wort der Vertheidigung für denselben. Wir haben es häufig mit Menschen zu thun, welche uns das Wort von den Lippen hinwegnehmen, und mit beredter Zunge

mit den Umstehenden darüber reden; die aber von seinem Inhalt nur wenig verstehen, und auch die Kraft desselben nicht kennen. Ihre Beredtsamkeit erschöpft sich an Nebenbegriffen. Erinnert man sie aber an die großen Heilslehren des Evangeliums, und den Unterschied, der zwischen ihnen und der Sittenlehre des Confucius statt findet, so zeigen sie durch ihr Stillschweigen, daß sie das Evangelium so wenig, als ihre Zuhörer kennen.

August 20. Seit unserer Ankunft haben wir von mehreren fürstlichen Personen Besuche gehabt, welche uns durch ihre Neugierde und Habsucht lästig geworden sind. Den interessantesten Charakter unter ihnen lernt man bald kennen, und würde er in seiner Vorliebe für die Gewohnheiten der Ausländer richtig geleitet, so würde er bald der größte Segen für das Volk werden. Er ist der jüngste Sohn der vormaligen Königinn; sein älterer Bruder, den das Geburtsrecht, nach dem Tode des nunmehrigen Monarchen, auf den Thron erhebt, ist Priester geworden, und hat sich hierdurch die Demüthigung erspart, sich unter seinen jüngern Bruder zu beugen, den er nicht gerne als seinen Obern betrachtet. Dieser interessante Prinz führt den Titel: Herr des Himmels. Er ist etwa 33 Jahr alt, hat etwas englisch gelernt, und ist einer der verständigsten, männlichsten und bildsamsten Männer im Königreich. Er verlangt unsere Sprache gründlich verstehen zu lernen, und dieß ist wohl die Hauptursache, um welcherwillen er uns besucht. Unser Bemühen, für das wir des HErrn Gnade in Demuth erflehen, ist dahin gerichtet, ihn in den Grundsätzen des Evangeliums zu unterrichten und zur Erkenntniß der Wahrheit, die in Christo ist, hinzuführen. Schon der Gedanke an die Möglichkeit gibt uns dabei großen Muth, daß er tüchtig werden könnte, seinen ausgebreiteten Einfluß für die Sache des Christenthums im Lande zu üben, und daß er ein Pflegvater für die Kirche werden könnte.

Diesen Abend sind wir abermals mit dem Besuche von ein paar jungen Männern aus dem vornehmsten Stande beehrt worden. Einer derselben war ein Prinz, dem Missionar Tomlin schon bei seinem ersten Besuche in diesem Lande, eine englische Bibel gegeben hatte. Er hat etwas sehr Liebenswürdiges in seinem Gesicht und ein sehr einnehmendes Betragen, aber er ist, wie alle seine übrigen Landsleute, so fragsüchtig wie ein Kind, und besieht jede Kleinigkeit, die sein Auge erreicht aufs genaueste. Er nahm das letzte eingebundene Buch, das wir hatten, von unserm Tische weg, und ließ uns einen tiefen Eindruck für sein ewiges Wohlergehen zurück. Nach ihnen brachten zwei von Prah-Klangs Söhnen, nebst ihrem Gefolge, den Abend bei uns zu. Der ältere ist ein verständiger, aber heimtückischer Jüngling, der bereits eine große Gewalt ausübt, und wahrscheinlich auf dem politischen Schauplatz Siams dereinst eine bedeutende Rolle spielen wird. An seinen Fragen über das Buch, das wir vertheilt hätten, ob dasselbe von Innländern geschrieben und gedruckt worden sey? oder von Ausländern, und wer in diesem Fall die Fremden ihre Sprache gelehrt habe? glaubten wir Merkmale des Mißtrauens und der Unruhe zu bemerken, die ihm wahrscheinlich sein Vater, der Staatsminister ins Herz gegeben hatte. Wir gaben ihm jetzt ein uneingebundenes Buch, das er genau untersuchte, worauf er uns versicherte, er könne nichts tadelnswerthes in dem Inhalte desselben finden, und wir entließen ihn in der Hoffnung, daß er die Wahrheiten dieses Buchs noch weiter prüfen und zu Herzen nehmen werde.

August 22. Heute trug sich ein Umstand zu, um dessen Wiederholung wir den HErrn ernstlich anrufen, bis das ganze Reich zu Christo bekehrt seyn wird. Ein Priester, von sehr achtbarem Ansehen und Gefolg, schickte einen Boten vor sich her, um uns zu benachrichtigen, daß er unser Buch mit Billigung gelesen habe, und

da

da er mehrere der darin enthaltenen Lehren nicht begreifen könne, so verlange er so glücklich zu seyn, eine Lösung seiner Fragen von unsern Lippen zu vernehmen. Er wartete in einiger Entfernung von unserer Wohnung, bis der Bote ihm eine günstige Antwort zurückbrachte. Nun blieb er lange bei uns, und beschäftigte uns mit einer Anzahl Fragen, die uns deutlich zeigten, daß er über den Inhalt des Gelesenen gründlich nachgedacht habe. Der Heiland der Sünder war der Hauptgegenstand seiner Fragen, wer Er gewesen sey, was für ein Unterschied zwischen Ihm und seinem Vater statt finde, ob seine Liebe sich über alle Menschen erstrecke, auf welche Weise Er die Schuld der Sünder getilgt habe, und ob Gott der Vater die gleiche Liebe zu der Welt hege. Es war ihm ferner bei seinen Fragen sehr darum zu thun, die wahre Beschaffenheit der Sünde, die Art und Weise, wie das Herz geheiligt werden könne, so wie den Sinn der wahren Gottesverehrung kennen zu lernen. Dabei legte er uns mehrere ihrer eigenen religiösen Lehren vor, daß wir sie nach der Regel unseres Glaubens prüfen sollten. Der Ernst dieses Mannes war so groß, daß er, so oft er glaubte wir möchten seine Fragen nicht ganz verstanden haben, an einen chinesischen Jüngling in seinem Gefolge sich wandte, und denselben aufforderte, die Frage in chinesischer Sprache zu thun. Dieß verschaffte uns eine willkommene Gelegenheit, mit sichtbarem Eindruck die Lehre des Evangeliums zu verkündigen, und viele der wichtigsten Wahrheiten wurden seinem forschenden Gemüthe nahe gebracht.

September 10. Drei angesehene Priester brachten einen Theil des Abends bei uns zu. Sie kamen wahrscheinlich aus Besorgniß, wie einst Nikodemus, bei Nacht, obgleich sie eben nicht dieselben Fragen wie er an uns zu machen hatten. Ihr mildes und freundliches Wesen zog uns sehr zu ihnen hin. Von Jesu und seiner Religion sprachen sie immer mit Billigung, obgleich,

wie wir besorgen müssen, nicht immer mit aufrichtigen Herzen. Es ist wundervoll zu sehen, wie sein hochgelobter Name, und einige Kenntniß seines Sinnes und Wirkens nach und nach unter diesen bethörten Geschöpfen einen Zutritt gewinnt. Nicht selten werden wir mit den Namen der Schüler Jesu begrüßt, und oft mit lauten Lobsprüchen über das gnadenreiche Wesen, dem wir dienen bewillkommt. Wir hatten Gelegenheit ihnen die Thorheit und traurigen Folgen des Götzendienstes deutlich auseinander zu legen, und einem unter ihnen die, ins Siamesische übersetzte, bis jetzt noch ungedruckte Bergpredigt in die Hände zu geben, um dieselbe laut vorzulesen. Aus vielen Thatsachen geht deutlich hervor, daß ihre eigene Religion vielen unter ihnen nicht tief in der Seele wohnt. Manche tragen kein Bedenken, uns um Dinge zu ersuchen, die in ihrem Gesetz gerade zu verboten sind. Obgleich ihnen nicht gestattet ist, nach dem Mittagsmahl etwas zu genießen, so haben doch zwei der Besuchenden diese Regel vor unsern Augen übertreten.

Seit unserer Ankunft machten die Priester einen bedeutenden Theil unserer Besuche aus. Hunderte derselben haben Bücher und Arzneien von uns verlangt, und nicht wenige von ihnen sind sehr zutraulich gegen uns geworden, und brachten einige Stunden des Tages bei uns zu. Nicht den geringsten Laut von Abneigung gegen die Verbreitung unserer Religion, haben wir bis jetzt bei ihnen wahrgenommen, die, wie sie nun schon wissen, der ihrigen geradezu entgegengesetzt ist, und die Herrschaft derselben stürzen muß. Wir haben gewissen Grund zu glauben, daß viele von ihnen um ihre eigene Religion sich gar nichts kümmern, ungeachtet sie von der unsrigen noch gar wenig wissen. Da die meisten über ihre Lehrzeit hinaus nicht in den Klöstern zu bleiben gedenken, so glauben sie vollkommene Freiheit zu haben, so wohl ihre Neugierde zu befriedigen, als für diesen Genuß einen Glauben aufzuopfern, der sie auf

keinerlei Weise gefesselt hält. Da der Priesterstand aus allen Klassen der bürgerlichen Gesellschaft zusammengesetzt ist, und viele derselben die wichtigsten Stellungen unter dem Volke einzunehmen bestimmt sind; da sie überdieß zum Lesen Zeit genug haben, und unsere Bücher gern zu lesen scheinen, so ist es kein Wunder, wenn uns Alles daran gelegen ist, durch Gebet und Unterricht für ihre Erleuchtung zu thun, was wir nur immer zu thun im Stande sind.

Der Mann, welcher uns am häufigsten besuchte, war durch ein Schreiben unseres Freundes Gützlaff bei uns eingeführt worden, in welchem er uns denselben als einen Freund der Wahrheit empfiehlt, der demüthig und gelehrig ist, die Religion des Buddha genau kennt, und am Hofe des Königs Priesterdienste verrichtet. Dieser Mann steht weit über der gewöhnlichen Bildungsstufe seiner Landsleute, und ist unstreitig eines der schönsten Muster von Menschen ohne Christenthum, die wir bis jetzt gesehen haben. Man sieht nichts von jener eitlen Neugierde seiner Landsleute an ihm; aber er ist ein Freund des Wissens, und wünscht vor allem die Sitten, Sprachen und Religionen anderer Völker kennen zu lernen. Er kommt oft zum Unterrichte zu uns, und zeigt sich immer als einen fleißigen und geschickten Schüler. In seinem Gesicht wie in seinem Benehmen liegt etwas ungemein Anziehendes, und die Kenntniß sowohl, die er sich bis jetzt vom Christenthum erwarb, als die fromme Aufrichtigkeit, womit er von dem gnadenreichen Erlöser spricht, läßt uns die dunkeln Schatten, die noch in seinem Innern liegen, so wie die vielfachen Besorgnisse, die ihn bis jetzt noch fesseln, nur um so mehr beklagen. Bei seinem ersten Besuch gaben wir ihm ein Manuscript über das Leben Jesu, das er las, und seither hat er auch verschiedene Theile der Uebersetzung der Evangelien, die noch nicht gedruckt sind, zum Lesen mit sich genommen.

September 19. Wir speisten heute in Gesellschaft eines der hiesigen Kambotscher Fürsten, und brachten einen Theil des Nachmittags mit ihm zu. Er wünschte nämlich die Art und Weise einer europäischen Mahlzeit kennen zu lernen, und Herr Silveira bereitete ihm dieses Vergnügen. Der junge Mann ist erst 20 Jahr alt; er und sein Bruder sind vor einiger Zeit, wegen ausgebrochener Unruhen aus ihrem Vaterlande Kambotscha geflohen, und haben sich in den Schutz des Königs von Siam begeben. Seither ist ihr Vater, der König von Kambotscha gestorben, und obgleich sein Bruder der gesetzmäßige Erbe des Thrones ist, so hat ihm doch sein Schutzherr, der König von Siam, die Gestattung gerade zu verweigert, nach Hause zurückzukehren, und jetzt hat einer ihrer jüngeren Brüder vom väterlichen Throne Besitz genommen. Obgleich dieser Prinz zu den verständigsten im Reiche gehört, so ist ihm doch die läppische Neugierde eines unwissenden Menschen eigen. Häufig bringt er in der Gesellschaft von Ausländern seine Zeit mit sinnlosen Spielen mit seinen Begleitern zu. Diese legen sich nach einer gewissen Rangordnung auf dem Boden herum, und jeder sucht seinem Sitze so nahe wie möglich zu kommen, und was nur immer die Neugierde des jungen Prinzen reizt, das trägt er unter ihnen herum, um ihre Bemerkungen zu hören. Zwei Thatsachen, die wir heute vernahmen, haben für uns eine Wichtigkeit. Die erste besteht darinnen, daß das Land Kambotscha mehr als die Hälfte der Bevölkerung von Siam in sich faßt, und daß kein katholischer Priester in demselben sich befindet, welcher der Einführung des reinen evangelischen Glaubens sich in den Weg stellen könnte. So weit wir über diese Thatsachen eine volle Gewißheit uns verschaffen konnten, so ist so viel gewiß, daß die Katholiken ihren Proselyten in Kambotscha bis jetzt nur ein paar Katechismen zusenden konnten, obgleich die Priester aus Chochin-China und Siam denselben bisweilen einen Besuch

machen. Wir haben alle Ursache zu glauben, daß eine protestantische Mission in Kambotscha aufgerichtet werden könnte. Die beste Lage derselben dürfte wohl an einer der Niederungen ihres berühmten Flusses Maykauny, oder vielleicht in der Nähe der Stellen stattfinden, auf denen sich Malayen, Chinesen und Javanesen in diesem Lande niedergelassen haben. Ein Handelsschiff, das jährlich diese Stelle besuchte, würde den gedoppelten Vortheil einbringen, den angesiedelten Missionarien nämlich eine willkommene, obgleich eben nicht nothwendige Handreichung zu thun, und zugleich durch Handelsverkehr die zeitliche Lage des Volkes zu verbessern. Hier müßen wir uns abermals „nach den Schiffen von Tarsis" (1. Könige 10, 22.) uns umsehen, um die vorbereitenden Bahnen zu brechen, durch welche die Herrschaft des Erlösers an den Enden der Erde ausgebreitet werden wird.

October 22. Der gegenwärtige Monat hat ein eigenthümliches Intereße für die Bewohner Siams. Im Laufe desselben sind die Priester mehr als in der übrigen Zeit des Jahres mit götzendienstlichen Uebungen beschäftigt, und der König sowohl, als die ganze Nation, legen einen mehr als gewöhnlichen Eifer für die Religion zu Tage. Opfergaben werden dem Flusse gebracht, um die Mißbräuche zu versöhnen, welche das Jahr hindurch auf seinem Gewäßer begangen wurden, und seinen Gebrauch zu heiligen. Ein Theil ihrer Ceremonien, wenn diese anders eine religiöse Bedeutung haben, besteht in Beleuchtungen und Feuerwerk. In der verflossenen Nacht betraten wir ein Boot, und fuhren dem Palaste zu, um einen Auftritt mit anzusehen, an welchem der König thätigen Antheil nimmt. Der Strom, welcher um diese Zeit in einer Stunde etwa zwei Stunden zurücklegt, hielt uns lange genug auf, um alles genau betrachten zu können, was an unserem Auge vorüber zog. Einen Theil des Weges zogen wir an bewohnten Booten vorüber, die am Ufer befestigt

lagen. Sodann schlängelte sich der Wasserweg zwischen Reihen von Wohnungen, die auf dem Wasser schwimmen, an dem Lande hindurch, und führte uns am Ende in einen Kanal, der von allen Seiten mit Wohnungen bedeckt ist. Wir hatten dabei zugleich Gelegenheit, die Art und Weise zu sehen, wie Tausende der Einwohner zu leben pflegen, und wie es scheint, zufrieden leben. Der Kontrast ist ausnehmend groß zwischen den schmalen, übervölkerten Hütten der niedern Volksklassen und den geräumigen Wohnhäusern der Großen. Letztere liegen auf den schönsten Parthien des Ufers, um sie her stehen gewöhnlich mehrere Tempel, so wie eine Reihe von Wohnungen der Priester, welche auf ihre Kosten ernährt werden. Wir zogen an Prah-Klang vorüber, der in einem schwimmenden Hause saß, und sich damit belustigte, Racketen ins Wasser abzufeuern. Die Zahl kleiner Boote, die sich um den Palast her gelagert hatten, entsprach unsern Erwartungen nicht. Wir warteten auf den König bis gegen Mitternacht, als endlich im Palaste ein Licht angezündet wurde. Nun ward ein großes Feuerwerk abgebrannt, während zwei ansehnliche Schiffe in der Nähe des Palastes prachtvoll mit Lampen beleuchtet wurden. Eine Reihe illuminirter Boote schwamm jetzt den Strom herab, welche mit dem Abschießen von allerlei Feuerwerk sich belustigten. Der Vollmond, der in stiller Majestät über unsern Häuptern hinzog, und sein sanftes Licht über den Fluß verbreitete, entschädigte uns reichlich für den vorübergehenden Flimmer, der sein Licht eine Zeitlang verdunkelt hatte. Ach, wann wird einmal die Sonne der Gnade über diesem verfinsterten Volke aufgehen, und die Herrlichkeit des HErrn über ihm scheinen!

November 8. Seit mehreren Tagen besucht der König die von ihm unterhaltenen Götzentempel, und versieht die Priester mit verschiedenen Lebensbedürfnissen und Ergötzlichkeiten, so weit sein Eifer und seine Güte es gebieten. Dieß Werk wird für hoch verdienstlich

gehalten, und jedes Jahr um diese Zeit verrichtet. Die Tempel, welche der königliche Schatz versorgt, sind zahlreich. Es sind deren zwischen 20 und 30, und der Besuch in denselben füllt manche Tage aus. Der Oberpriester jedes Tempels reiht sich bei diesem Anlasse an die Seite seines königlichen Gebieters, indeß der Priester, nach dem demüthigen Bekenntnisse des Monarchen, der Höhere ist.

Heute lief ein Zug von etwa 100 meist sehr schönen Barken an unserer Wohnung vorüber, und ihnen folgte das Lustschiff des Königs, das 120 Fuß lang seyn soll und von 80 Mann gerudert wird. Es ist aus einem Baumstamme gemacht, und viele Menschen sollen bei dem Geschäfte, dieses ungeheure Stück Holz von seinem frühern Lager hinweg nach dem Flusse zu bringen, das Leben eingebüßt haben, was indeß bei den Siamesen von geringer Bedeutung ist. Es ist gar nicht ungewöhnlich, daß beim Transport der Könige oder angesehener Staatsmänner Hunderte von Leuten zu Grunde gehen. Uebermäßige Anstrengung, ein erschöpfendes Klima, Mangel an Nahrung, und vor allem der äußerst gefahrvolle Bau der Schiffe hat häufig für die Bootsleute die nachtheiligsten Folgen, ohne daß ein Mensch sich darum bekümmerte. Die stattliche Person Ihrer Majestät hatte keine andere Körperbedeckung, als ein Stück Tuch um die Lenden, und war von einigen Gemahlinnen und Kindern seiner großen Familie begleitet. Nun folgten die Boote der Prinzen, deren viele nicht weniger glanzvoll waren, als das des Königs, ein jegliches mit einem Roßschweife, dem Zeichen ihres Ranges, geziert. Ihnen zog ein Haufen minder bedeutender Boote nach, die sich über eine Viertelstunde weit den Fluß hinab ausdehnten. Die Länge des Zugs, die große Mannigfaltigkeit der Schiffe, das laute Freudengeschrei, das aus aller Mund erscholl, das gleichzeitige Geplätscher der Ruder im Wasser, die sich gleichförmig bewegten, so wie die Schnelligkeit,

womit die Scene an uns vorübereilte, um zum Götzen-altare sich hinzuzudrängen, machten den Auftritt sehr lebhaft für das Auge; aber nur desto schmerzhafter für das Gefühl des Christen. Wie furchtbar ist doch der Einfluß des Fürsten der Finsterniß auf dieses Volk, der seine Tausende unter den Vornehmen und Großen dieses Reiches zu einem Götzenmahle zusammen zieht.

Dezember 1. Seit etwa zwei Monaten hat der Menam seine Ufer überschwemmt und das ganze umliegende Land unter Wasser gesetzt. Man sagt, daß seit 30 Jahren das Wasser des Flusses nicht die Höhe erreicht habe, wie gegenwärtig. Diesen Morgen nahmen wir ein Boot, und steuerten zu den Gefilden hin, auf welchen unser Fuß so oft gewandelt hat, um irgend eine trockene Stelle aufzusuchen; allein vergeblich. So weit wir rudern mochten, war das ganze Land mit Wasser übergossen, indeß die üppigen Reisfelder sich weit hin über den Wasserspiegel erhoben, so daß an manchen Stellen kein Wasser zu sehen war. Die Arbeiter ruderten in Booten umher, schnitten das zeitige Korn ab und verrichteten, so gut sie konnten, ihre Geschäfte. Man versicherte uns, daß wir jetzt auf unserem Boote nach allen Richtungen hin das Flußbett verlassen und in gerader Linie 40 Stunden weit, zu der alten Hauptstadt Juthia hin, steuern könnten. Die, auf hohen Pfosten ruhenden Wohnungen, sind jetzt die allerbesten. Viele andere stehen so tief im Wasser, daß ihre Bewohner sich über denselben ein Gerüst aufgebaut haben, auf welchem sie Tag und Nacht sitzen und schlafen. Es ist eine schwere Leidenszeit für die Armen, welche mit keinem Vorrath von Lebensmitteln versehen sind, und jetzt vom Erbarmen ihrer herzlosen Nachbarn abhängen.

Dezember 5. Vor etwa 14 Tagen erschien ein chinesischer Knabe vor unserer Thür, arm und krank und ohne irgend einen Freund in dieser Welt, und bat uns dringend ihn aufzunehmen. Seine Lage war so aus-

nehmend hülflos, daß wir ihm die Bitte nicht versagen konnten. Die Ueberschwemmung des Wassers hatte ihm jeden Verdienst unmöglich gemacht, und Niemand wollte sich seiner erbarmen. So lange ein Mensch noch etwas besitzt, so fehlt es ihm nicht an Freunden, hängt er aber einzig vom Mitleiden Anderer ab, so sind alle Herzen gegen ihn verschlossen. Die Grausamkeit, besonders der Chinesen, ist in diesem Stück ganz unnatürlich. Sie schleppten ihre Kranken, die schon in den letzten Zügen lagen, bis vor unsere Thüre herbei, und suchten jetzt heimlich sich davon zu machen, froh, der Last los zu seyn, und gänzlich unbekümmert um die Folgen für die Verlassenen.

Dezember 25. Ausser unserm kleinen Häuflein von sechs Personen, das jeden Tag seine Andacht zu halten pflegt, waren diesen Morgen noch zwei Fremde bei derselben zugegen. Sie horchten der Lehre des Heils begierig zu, und hatten auch zuvor schon einige matte Lichtstrahlen derselben aufgefaßt, und einer von ihnen sagte: er habe schon seit mehreren Jahren den Gott des Himmels gekannt, aber die heiligen Bücher habe er nicht gesehen. Der Andere erzählte uns: seine Nachbarn seyen zu ihm in seine Hütte gekommen, um den wahren Gott mit ihm anzubeten. Natürlich ist noch viel heidnischer Sinn mit ihrer Erkenntniß verknüpft; aber der erste Morgenstrahl eines schönern Tages hat ihnen doch schon ins Auge geleuchtet. Wir erkannten in ihnen Leute, die den HErrn „fühlen", und wir dürfen hoffen, daß er sich von ihnen werde finden lassen. Es ist etwas so eigenthümliches in ihrem Falle, daß wir glauben müssen, eine unsichtbare Hand führe sie aus der Finsterniß zum wunderbaren Lichte hin.

Dezember 27. Ein neues Beispiel heidnischer Grausamkeit kam uns heute zu Gesicht. Der Kahn eines Jünglings wurde auf dem Wasser umgeworfen; er selbst klammerte sich an das Brett an, und flehte zwei vorübergehende Männer um Hülfe. Diese waren nur wenige

Schritte von ihm, und gaben dennoch seiner Bitte kein Gehör. So ward er, am Brett angeheftet, eine Viertelstunde weit den Strom hinabgetragen, kam an vielen Menschen vorbei, und keiner wollte ihm eine rettende Hand darbieten. Die armen Menschen! Ein paar Pfennige Geldes vermögen sie in Bewegung zu setzen; aber ein Hülferuf des Elendes macht keinen Eindruck auf ihr Herz. Welch ein Segen ist doch das Evangelium, das allein die Seele für die Noth unserer Brüder aufschließt, und uns bereitwillig macht, auch das Leben für sie zu lassen!

Ein anderer Umstand trug sich kürzlich zu, welcher die Vaterlandsliebe, und wohl auch die Grausamkeit eines Brutus beurkundet. Der König hatte vernommen, daß sein Sohn, der wahrscheinliche Thronerbe, die Gewohnheit habe, Opium zu rauchen. Augenblicklich hieß er das Eigenthum desselben verkaufen, ihn ins Gefängniß abführen, und ihn dort dem Henker überliefern. Seine Mutter flehte vergeblich für ihn; auch die übrigen Prinzen und Großen des Reichs legten ihre Fürbitte für den Jüngling ein, aber alles umsonst. Als der zweite König, der gerade sehr krank war, vernahm, daß der junge Prinz, wegen allgemein herrschender böser Gewohnheit eines grausamen Todes sterben sollte, so ließ er sich in den Palast tragen, und es gelang ihm, das schwere Gericht vom Haupte des Jünglings abzuwenden. Dieser Vorfall hat großes Aufsehen gemacht, und mag dazu dienen, einer Gewohnheit zu steuern, welche Tausende von Einwohnern zu Grunde richtet.

Dezember 29. Heute kamen uns ein paar liebliche Thatsachen zu Ohren, die es beurkunden, daß der, auf dem wilden Boden ausgestreute Same, da und dort aufzusprossen beginnt. Die beiden Leute, welche früher unsere Morgenandacht besucht hatten, kamen heute wieder. Einem von ihnen war der Kopf mit einem Steine zerschlagen worden, während sie beide mit einem ihrer

Nachbarn zum Gebet und zum Lesen des Wortes Gottes sich vereinigt hatten. Ihre Hütte war von einem Haufen Siamesen angefallen worden, welche darüber zürnten, daß sie dem Götzendienste der Väter den Abschied gegeben hätten. Wir erzählten ihnen von den schweren Leiden, welche andere Kinder Gottes schon früher um der Gerechtigkeit willen erduldet haben, und sie zeigten sich entschlossen, ihre angefangene Religionsübungen nicht wieder aufzugeben.

Hierauf besuchten wir einen Kranken, der in fürchterlicher Muthlosigkeit dalag, und wir durften uns freuen, daß er einige Erkenntniß von dem wahren und lebendigen Gotte hatte. Auch bezeugte er uns, daß er ihn allein verehre. Der Mann war zu schwach um selbst lesen zu können, aber einer seiner Nachbarn kam von Zeit zu Zeit herbei, und las ihm aus unserem christlichen Traktate vor. Dieser Nachbar hatte einige Zeit als Schreiner bei uns gearbeitet, und viel verständiges Interesse am christlichen Unterrichte gezeigt. Ein anderes Beispiel von der stillen Fortpflanzung christlicher Erkenntniß lieferte uns an demselben Tag ein Knabe, der in unsere Wohnung kam. Dieser hörte einen andern Jüngling unsern gedruckten Traktat den Anwesenden vorlesen, und trat jetzt hervor, um einiges aus demselben auswendig herzusagen. Auf meine Frage, woher er dieß wisse? gab er zur Antwort: seine Eltern haben ihn dieß gelehrt, welche täglich den christlichen Traktak in der Hütte vorlesen, und sodann den wahren Gott anbeten. So zeigt uns der Herr da und dort, daß unsere Arbeit nicht vergeblich ist, und zwar gerade zu einer Zeit, da mein Mitarbeiter die Stelle verlassen muß, und ich körperlich so geschwächt bin, daß mir eine Luftveränderung unentbehrlich geworden ist, um neue Kräfte zur Arbeit zu sammeln.

Januar 2. 1832. Der Priester des Königs, der uns von Freund Gützlaff empfohlen ist, und häufig bei uns einspricht, kam auch heute wieder mit einem an-

dern Priester, dessen Bekanntschaft wir gleichfalls gemacht hatten. Beide hatten vernommen, daß wir Siam zu verlassen gedenken, und sie schienen darüber sehr betrübt zu seyn. Wir brachten den ganzen Abend damit zu, sie zu ermuntern, ihre todten Götzen zu verlassen und zu dem wahren und lebendigen Gott sich zu bekehren. Sie horchten aufmerksam zu, machten viele verständige Fragen, und schienen sehr ernst gestimmt zu seyn. Der Hofpriester besitzt große und mit viel Leichtigkeit auffassende Geistesgaben. Er hat von zwei unserer Evangelien eine eigene Abschrift gemacht, und versteht was er liest. Er sprach vom Feigenbaume, den Jesus verfluchte, und wir suchten die Anwendung auf ihn selbst zu machen. Wir haben Ursache zu glauben, daß er von der Thorheit des Götzendienstes überzeugt ist, und bis auf einen gewissen Grad einen Eindruck von dem sittlichen Bedürfnisse einer Religion, wie das Christenthum ist, im Herzen trägt. Aber er besitzt einen hohen Rang am Hofe, und die Folgen einer Religionsveränderung, die sein heller Geist wohl zu überschauen vermag, werden zuvor einen gewaltigen Kampf in seiner Seele erzeugen, ehe er sich dem Glauben an Christum unterwirft. Noch entschuldigt er sich dafür, daß er nicht Christ ist, mit der Unwissenheit, und sagt, er wisse noch zu wenig von dieser Religion. Möge die Furcht Gottes, die der Anfang aller wahren Weisheit ist, ihm den Muth verleihen, Christum freimüthig vor seinen verblendeten Landsleuten zu bekennen.

Um diese Jahreszeit liegt ein ganz eigenthümlicher Reiz der Schönheit in der Gestalt des Himmels, der den Mangel jeden Reizes der irdischen Natur reichlich ersetzt, und alles weit übertrifft, was ich unter andern Himmelsstrichen je gesehen habe. Seit vielen Wochen ist kaum ein Regentropfen gefallen. Der Himmel und die Luft ist den Tag über so helle und klar, daß das Auge durch die endlosesten Gefilde mit höherer Lust um-

her wandelt. Nichts gleicht der Herrlichkeit, die am Morgen- und Abendhimmel sichtbar wird. Der Himmel mit seinem glänzenden Sternenheere, die hellen Strahlen einer langsam heraufrückenden Sonne, welche nach und nach das Firmament vergolden, und bisweilen ein himmlisches Farbenspiel über dasselbe verbreiten, die unvergleichliche Herrlichkeit, mit welcher nicht lange hernach die Königinn des Himmels, gleich einer Braut aus ihrer Kammer hervortritt, um die ganze Natur zu beleben: dieß alles fesselt Aug und Herz voll anbetender Bewunderung an den Himmel hin, bis am späten Abend ein Theil des Sternenheeres um den andern seine Majestät entfaltet, und alle himmlischen Welten mit ihrem strahlenden Lichte das dunkelblaue Firmament verzieren. Zwischen der Regenzeit und dem Anfang des heißen Sommers — eine Zeit von etwa drei Monaten — ist die gemäßigte Luft wahrhaft wonnereich. Der Sommer fängt sehr frühe an, und die Hitze wird oft sehr schwül, ehe die Regenzeit beginnt.

Januar 5. So wie wir diesen Mórgen den Fluß hinaufgleiteten, flimmerten die vergoldeten Spitzen der Götzentempel im Lichtstrome der aufgehenden Sonne, und verbreiteten einen herrlichen Glanz um dieselben her. Haufen von Priestern liefen hin und her, indeß Frauen und Mädchen mit großen Gefäßen voll gesottenen Reises und andern Lebensmitteln vor den Thüren ihrer schwimmenden Wohnungen saßen, und jedem Priester seinen Theil zumaßen. Ist dieß geschehen, so legen sie beide Hände an ihre Stirne, um ihren Göttern die schuldige Ehrfurcht zu bezeugen, indeß die Priester sich nichts darum zu bekümmern scheinen. Ein öffentlicher Beamter benachrichtigte uns, daß der König für die Einweihungen von acht neuen Tempeln die nöthigen Zurüstungen treffe, wobei er große Geldsummen verschwendet. Hiezu müssen seine Weiber, seine Söhne, seine Hofleute ihre Beiträge liefern. Auch wird jeder einzelne Gegenstand von Werth besteuert. Nun werden

königliche Banknoten auf Stückchen Papier geschrieben, und diese Noten in Lemonen gelegt; hierauf besteigt Ihre Majestät eine Erhöhung, und wirft diese Lemonen unter die Volkshaufen hinaus, und jeder der eine solche auffaßt und die Banknote herbeibringt, erhält für dieselbe den daraufgeschriebenen Geldwerth. Auch hier werden wie einst beim Teiche Bethesda die Leidenden und Bedürftigsten auf die Seite gestoßen, indeß die Starken und minder Bedürftigen sich vorwärts dringen, und die Beute theilen.

Wir gingen an einem Leichenzuge vorüber. Der Leichnam lag in einem Sarge, den ein großer Traghimmel bedeckte. Aus dem Sarge hieng ein Stück weiße Leinwand über die Schultern eines Jünglings, der seinem Anzuge nach, einen Engel vorstellen sollte, und war an den Rock eines Priesters angeheftet, der, wie die Siamesen meinen, das Geschäft hat, vermittelst dieses Tuchs den Verstorbenen in das Land der Glückseligkeit hineinzuziehen. Der Leichnam wurde in einen Tempel gebracht, und der Landessitte gemäß, daselbst verbrannt.

Vor unserer Rückkehr sprachen wir noch in zwei der schönsten Pagoden der Stadt ein. Beim Hineintreten in den äusseren Vorhof zog zuerst eine Anzahl großer Bilder unsere Aufmerksamkeit auf sich, welche mehr den Pferden, als einem andern Thiere ähnlich sahen, und hier die Wache halten sollen. Alle Zugänge sind mit sonderbaren Bildern dieser Art besetzt, die einen häßlichen Anblick gewähren, weil sie einen Menschen, ein Thier und einen Vogel zugleich darstellen sollen. Im innern Vorhof befand sich ein Tempel nebst einem Betsaale, wo die Priester ihre Reden zu halten pflegen. Auch sind drei hohe Thürme nebst einer großen Reihe offener Zellen hier zu sehen. Aus diesem Hofe führt der Weg durch eine zweite Pforte in ein, mit Mauern umschlossenes, noch geräumigeres Gevierte, in welchem eine wundersame Arche unregelmäßiger Wohnungen sich

befindet, welche vier Tempel und dazwischen liegende Klosterzellen mit einander bilden. Wir gingen in einen dieser Tempel hinein, mit dem Wunsche, wo möglich in das Innere des Gebäudes zu gelangen, und trafen in demselben eine Anzahl Priester an, von denen mehrere auf dem Lager ausgestreckt dem Schlafe sich überließen; indeß andere ihre Zeit mit lauter unbedeutsamen Dingen zu vertreiben suchten, während eine Anzahl Weiber vor einem großen Götzenbilde ehrfurchtsvoll niederkniete. Die Priester stellten uns über unseren Mangel an Ehrerbietung zur Rede, und wir wiesen sie hin zu dem, der diese Greuel verboten hat, und allein von uns angebetet werden soll. Einige schwiegen stille und waren mürrisch, auch weigerten sie sich uns das innere Thor aufzumachen, indeß ein Anderer, der einen Strahl des wahren Lichtes aufgefaßt zu haben schien, uns in der Sprache nachhalf, um unsere religiöse Botschaft den Andern klar zu machen. Endlich fanden wir in dem weiten Raume, in welchem wir uns müde liefen, eine offene Thüre, und giengen hinein. Hier fanden wir ganze Reihen vergoldeter Götzenbilder von verschiedenen Größen und in verschiedenen Stellungen. Die Zahl derselben wurde von den Priestern verschieden angegeben; nach unserer Berechnung mochten derselben zwischen 600 — 700 hier beisammen seyn, doch sahen wir nicht alle, und die Priester wollten deren nicht weniger als 1000 haben. Das größte Götzenbild war über 35 Fuß hoch. Eingeschlossen von diesen Reihen von Gebäuden, gelangten wir im Innersten noch in einen dritten Hof, der eine Anzahl geschmackvoller Zierrathen in Pyramidengestalt in sich faßte, und in dessen Mitte ein prachtvoller Tempel stand. Wäre auf seinem Portal die Inschrift gestanden: „dem HErrn Zebaoth geheiligt" so würde dieser innere Tempel, der das Allerheiligste bildete, uns als das Herrlichste erschienen seyn, was wir bis jetzt in Siam gesehen haben.

Während unsere Augen genug zu thun hatten, um diese Gegenstände der Bewunderung und des Schreckens anzuschauen, war auch unsere Zunge beschäftigt, dem anwesenden Priesterhaufen den unbekannten Gott zu verkündigen, in welchem auch sie leben, weben und sind. Die längste Unterhaltung fand vor dem größten Götzenbilde, mit zwei jungen Siamesen statt, welche die Ehre ihrer Götter eifriger vertheidigten, als es irgend einer der Priester gethan hatte. Einer von ihnen behauptete steif, daß das Bild sprechen könne, indem es das, was auf einer großen Tafel neben ihm geschrieben stand, geredet habe. Der andere wollte uns den Verweis ihrer Thorheit zurückgeben, indem er spöttisch mit den Fingern ein Kreuz machte, so wie er dasselbe bei den katholischen Priestern gesehen hatte. Indeß nahm ein verständiger Mann, der neben uns stand, und sichtbar aus unsern verbreiteten Büchern einen richtigen Begriff vom Christenthum in sich aufgenommen hatte, sich unserer Sache kräftig an, und suchte mit viel Wärme unsere Beweise seinen Landsleuten näher ans Herz zu bringen.

In einigen ihrer Tempel findet sich eine große Anzahl von Gemälden, welche indeß lauter Gegenstände darstellen, die ihre tiefe Unwissenheit und Sittenlosigkeit verrathen. Die Mauern eines solchen Tempels waren ganz mit Darstellungen des Himmels, der Erde und der Hölle überdeckt. Hier liefen Engel und Menschen, Affen und andere Thiere, Karikaturen weißer Menschen und vergötterte Siamesen bunt durcheinander. Scenen toller Schwelgerei, Auftritte des Krieges und des Friedens, Tempel und Hurenhäuser, Scenen aller Art, wie sie in ihren heiligen Büchern sich finden, sind hier in Bildern dargestellt. Eine solche Bilderkammer ist mir im Leben noch nie zu Gesicht gekommen. Mein Führer, der Fürst, bemerkte: diese Gemälde hätten den Zweck, das unwissende Volk durch sinnliche Anschauung zu unterrichten. Wie er zu diesem Ge-

danken

danken kam, vermag ich nicht zu sagen; allein ich konnte es leicht errathen. Er zeigte auf den Thurm eines Tempels hin und fragte mich, ob ich wohl wisse, was darin verborgen sey? Ich sagte ihm, man habe mir versichert, in einigen dieser Thürme befinden sich große Geldschätze. O nein, versetzte er, die Gebeine Gottes sind darin. Ich sagte ihm, dieß sey nicht möglich; denn Gott habe keinen Körper, und ein Geist habe keine Beine. — Die Katholiken sprechen ja von den Beinen Gottes, gab er zur Antwort. Ich sagte ihm, daß die Katholiken, welche in diesen Ländern wohnen, sehr unwissende Leute seyen; ich könne aber doch kaum glauben, daß sie so einfältig seyen, um zu behaupten, daß man hier die Gebeine Gottes aufbewahre; sie müssen gewiß die Beine guter Menschen gemeint haben. O ja, sagte er, das meyne ich auch, dieß sind die Beine guter Menschen.

Hier schließt sich unser Tagebuch über unsern ersten Besuch in Siam. Diese Auszüge mögen genügen, um diejenigen, welche das Tagebuch nicht gelesen haben, einige Blicke in das Volk thun zu lassen, das Siam bewohnt. Die allerwichtigste Frage bleibt noch immer zur Beantwortung übrig. Sie ist diese: was ist denn das Ergebniß aller dieser Arbeiten und Nachforschungen? Wie viele der Siamesen haben sich von den Götzenbildern weggewendet, um dem wahren und lebendigen Gott zu dienen, und seines Sohnes vom Himmel zu warten? — Wir antworten, wir kennen keinen, bei welchen Letzteres wirklich der Fall gewesen wäre, die Zeit war zu kurz, um zu solchem Schluße zu gelangen. Ein heidnisches Gemüth wird nicht in einem Tage erleuchtet; auch ist es thöricht eine Erneuerung seines Herzens zu erwarten, so lange sein Verstand nicht unterrichtet ist. Noch sind in Siam die Mittel nicht angewendet worden, welche zu solchem schönen Ziele führen. Wir konnten bis jetzt nichts

weiter thun, als auf einem Boden, der seit Jahrtausenden von Unkraut und Disteln überwachsen ist, den guten Saamen streuen, und hatten keine Zeit, das Aufkeimen desselben zu sehen, und noch weniger Zeit, es zu kräftigerem Wachsthum unter Gottes Beistand heran zu bilden.

Und hier dürfte die rechte Stelle seyn, die Leser der Missionsnachrichten gegen jene günstigen, aber falschen Schlüsse zu warnen, welche nur allzuhäufig aus den Berichten der Missionarien gezogen werden. Jeder Bote Christi im Heidenlande muß es tief fühlen, wie schwer es sey, die christliche Lesewelt im Abendlande von dem, was wirklich auf den Schauplätzen ihrer Thätigkeit geschieht, einen klaren und richtigen Begriff zu geben; und zugleich ihre Darstellungen so einzurichten, daß die traurigen Mißdeutungen derselben auf Kosten der Wahrheit und ihres Berichtes nicht daraus abgeleitet werden können. Wie oft wird nicht der Hoffnungsgesang des Pflügers und des Sämanns, und der freudige Ausdruck seiner Erwartung einer kommenden Erndte mit dem Freudenrufe des Schnitters verwechselt? Und wird später dieser Mißgriff entdeckt, so fällt gewöhnlich der Tadel auf den Arbeiter und nicht auf den Leser zurück. Wir wollen damit keineswegs behaupten, als ob nicht Mißdeutungen dieser Art durch das lebhafte Farbenspiel einzelner Berichterstatter selbst bisweilen veranlaßt worden seyen; allein in den meisten Fällen haben sie doch in den unrichtigen Deutungen der Leser ihren Grund. Wenn z. B. der christliche Missionar von der Begierde spricht, womit die Heiden da und dort christliche Bücher aufnehmen, so ist er berechtigt, einen guten Beweggrund hiezu bei ihnen vorauszusetzen, wenn auch der schlechteste Antrieb hiezu in der Seele der Empfänger verborgen liegen mag. Wenn seine Unterhaltungen mit den Heiden erzählt werden, so läßt sich bei denselben auf einen gewissen Grad von Erkenntniß schließen, welche unter Christen häufig mit

einer entsprechenden Denkweise und Gesinnung verbunden ist, der aber gar oft der künftige Wandel geradezu widerspricht. Man muß die Heiden für aufrichtig halten, auch dann, wenn sie kein Herzensgefühl haben von dem, was sie sagen, und auch nicht wissen, daß die Wahrheiten, zu denen sie sich bekennen, eine Richtschnur ihres Herzens seyn sollen. Ihre Vorstellungen von dem, was gut und fromm, was heilig, und göttlich ist, sind häufig so sehr das gerade Gegentheil von den unsrigen, daß wir ohne die strengste Prüfung und ohne viel Erfahrung den Maaßstab ihrer Beurtheilung gar nicht zu bestimmen vermögen; und selbst bei einer gründlichen Bekanntschaft mit ihrer Denkweise und der Art des Urtheils, ist der Missionar doch immer noch in Gefahr, durch die Heuchelei der Einen, und durch den Mangel an Selbstkenntniß der Andern, hintergangen zu werden.

Auf unsern Wanderungen im Lande umher und bei ihren Besuchen in unseren Wohnungen, wurden wir mit Vielen bekannt, welche eine oberflächliche Erkenntniß von dem Inhalte des Buches besaßen, das wir unter sie ausgetheilt hatten. Bei einigen wenigen durften wir einen Eindruck der Wahrheit auf ihre Herzen wahrnehmen. Zu unserer Freude durften wir sehen, daß die Frag- und Forschbegierde sich immer weiter unter dem Volke verbreitete; aber wir hatten keinen sichern Grund, auf den wir hätten den richtigen Schluß bauen können, daß einige von ihnen im Geiste des Gemüths erneuert worden wären.

Fünftes Kapitel.

Ueberfahrt nach Singapore. Beschreibung der Stadt und Insel. Ihre Wichtigkeit als Missionsstation. Missionsanstalten. Besuch längst der Küste. Ueberfahrt nach Malacca. Englisch-chinesisches Kolegium daselbst. Missionarien. Schulen. Rückkehr nach Singapore. Zweite Reise nach Siam. Elender Zustand der Bewohner der malayischen Halbinsel. Aufenthalt zu Bankok. Missionsarbeiten daselbst. Kleine Christengemeinde. Der Prinz Tschau Fah. Zustand des Landes. Die Sprachen der Siamesen. Chinesische Dialekte. Beste Weise dieselbe zu studiren. Stadt Juthia. Schantebon. Täuflinge.

Am 7. Januar 1832 verließen wir (Herr Abeel und Herr Tomlin) um Mitternacht die Stadt Bankok, und liefen auf dem Fluße in einem Boote nach dem Päknam hinab, um dort zu der Brigg Sebastian zu gelangen, deren Kapitain, Herr Schaw, (Schau) uns aufs freundlichste eine unentgeldliche Ueberfahrt nach Singapore angeboten hatte. Uns begleiteten Herr Hunter und McDonald, die einzigen Europäer, welche zu Bankok wohnen. Kaum hatten wir am Samstag Morgen unsere Brigg erreicht, so lichtete sie die Anker, um ihre Fahrt anzutreten. Es gelang ihr glücklich über die Sandbank, an der Mündung des Menamflusses hinüber zu gelangen, und nach wenigen Stunden schwammen wir den Meerbusen von Siam hinab, und erreichten ohne irgend ein Hinderniß, schon am 13. Januar die kleine Insel Singapore, an der südlichsten Spitze der malayischen Halbinsel, wo wir von Missionar Thomsen liebevoll in sein Haus aufgenommen wurden. Mein Mitgefährte, Herr Tomlin, machte sich von hier frühzeitig auf den Weg, um auf der westlichen Küste der Halbinsel nach Malacca zu gelangen, wo seine Gattin wohnte.

Singapore ist unstreitig eine wichtige Missionsstelle. Die Stadt faßt nunmehr eine Bevölkerung von etwa 21,000 Seelen in sich, unter denen mehr als 8000 Chinesen und etwa 7000 Malayen sich befinden. Der große Werth dieser Stelle besteht in den Vortheilen ihrer geographischen Lage. Diese macht sie zum wichtigsten Marktplatze dieser östlichen Gewässer, den jährlich eine Menge Schiffe aus den verschiedensten Ländern und Inseln des südöstlichen Asiens besuchen. China, Cochin-China, Kambotscha, Siam, die malayische Halbinsel, diese Länder des Continentes, so wie die Inseln Sumatra, Java, Borneo, Celebes, Bali, Manilla, nebst vielen andern Inseln des tiefern Ostens und den benachbarten Niederlassungen der verschiedenen Wasserstraßen, senden jedes Jahr ihre Handelsflotten diesem Freihafen zu; und diese kehren mit den Erzeugnissen, Luxusartikeln und Liqeurfabrikaten der civilisirten Völker des Abendlandes nach Hause zurück. Viele dieser Proas (Handelsschiffe) kommen von Stellen her, welche bis jetzt noch kein Europäer besucht hat, und auch keiner zu besuchen wagen dürfte. Eben darum ist viel daran gelegen, daß dieser vielbesuchte Marktplatz mit dem Wasser des Lebens reichlich versehen werde, um Ströme desselben von hier aus in die entferntesten Heidenländer hinauszusenden, mit denen er in Verbindung steht.

Aber auch dieses Singapore hat, wie die übrigen Stellen Hinterindiens, bis jetzt nur noch in sehr geringem Grade die Aufmerksamkeit der christlichen Gesellschaften in den Abendländern an sich gezogen, und Herr Thomsen ist bis jetzt noch der einzige Missionar, welcher an dieser Stelle arbeitet. In seiner einsamen Lage emsig beschäftigt mit dem Uebersetzungs- und Druckgeschäfte — der ersten und unentbehrlichsten Vorbereitungsarbeit eines Boten Christi — und von den wiederholten Anfällen einer lang anhaltenden Krankheit fast gänzlich erschöpft, fehlt es ihm an Zeit und Kraft, um den mannigfaltigen Anforderungen dieser wichtigen Station zu genügen.

Gegenwärtig befindet sich kein einziger christlicher Arbeiter für die zahlreiche chinesische Bevölkerung auf dieser Insel. Singapore fordert wenigstens vier Missionarien, wenn etwas rechtes für das Werk Christi hier begonnen werden soll. Die Chinesen würden die volle Zeit und Kraft eines dieser Sendboten in Anspruch nehmen. Zwei andere hätten der Hände voll zu thun, um die verschiedenen einlaufenden Schiffe mit christlichen Büchern zu versehen, und die verschiedenen heidnischen Dörfer auf den benachbarten Inseln zu besuchen; und ein Vierter würde im Uebersetzungsgeschäfte, und an der Presse volle Beschäftigung finden. Würde der Einfluß einiger hier wohnenden christlichen Handelsleute emsig benützt, so könnten von hier aus die Missionarien einige der bevölkertsten und verfinstertsten Inseln dieser Gewässer mit dem Evangelium Christi besuchen.

Zu Singapore befindet sich die große Arbeitsstätte für malayische Schriften; auch ist sie der Lagerplatz für christliche Schriften in allen gangbaren Sprachen dieses Inselmeeres. Eine sorgfältig berichtigte Uebersetzung des malayischen Neuen Testamentes ist von Herrn Thomsen beinahe vollendet, und wird bald die Stelle der alten Uebersetzung vertreten, welche die frühern holländischen Kaplane verfertigt haben. In Betracht der Armuth dieser Sprache, und der großen Schwierigkeiten, mit welchen die ersten Uebersetzer zu kämpfen hatten, ist diese ältere Arbeit immer noch ein verdienstvolles Werk; indeß faßt sie, wie es kaum anders seyn kann, manche Wörter und Redensarten in sich, welche dem gewöhnlichen Leser, der das Arabische nicht versteht, ganz unverständlich sind. Außer diesem wichtigen Werke sind auch noch manche andere christliche Schriften in der Malayensprache aus derselben Feder und Druckerpresse hervorgeflossen, und haben eine weite Verbreitung gefunden. Eben so befinden sich auch drei Schulen für chinesische Mädchen unter der Leitung der thätigen Freundinn, Miß Martin auf

dieser Insel. Früher hatte auch die Frau Thomsen die Aufsicht über drei malayische Mädchenschulen, aber ihre Kränklichkeit, welche für den Kampf gegen die vorliegenden Hindernisse nicht zureichte, haben sie genöthigt diese Arbeit für jetzt einzustellen.

Nicht zu berechnen ist das Gute, das auf Singapore unter Gottes Beistand durch Erziehungsanstalten gestiftet werden könnte. Freilich wird von Seiten der Lehrer viel Eifer, Selbstverläugnung und Beharrlichkeit zu diesem Geschäfte erfordert; aber wenn christliche Brüder vorhanden wären, welche ihre Aufmerksamkeit ausschließend dem Schulunterrichte widmeten, so würden bald die vorhandenen Hindernisse so weit sich vermindern, daß allmählig ihre Aufgabe eine leichte würde. Vorzugsweise würden christliche Schwestern auf dieser Insel ihre schönen Wirkungskreise finden, indem eine Anzahl von kleinen Kinder- und Mädchenschulen zum großen Vortheil für die Kinder, die Eltern, und die Gesellschaft überhaupt, leicht aufgerichtet werden könnten. Die europäische Bevölkerung auf Singapore genießt den treuen Unterricht und die Pflege des Herrn Predigers Burn, der ihr ewiges Wohl auf dem Herzen trägt, und dessen Gebet und Rath, dessen Herz und Hand und Vermögen jedem Werke geheiligt sind, das den Namen Christi verherrlicht.

Januar 29. Da meine körperlichen Kräfte nach und nach wieder zurückkehrten, so machten wir den Anfang damit, bei den Chinesen und Malayen dieser Stadt freundliche Besuche zu machen. Wo wir immer in eine Wohnung eintraten, da sammelten sich die Leute um uns her, hörten unseren Ermahnungen aufmerksam zu, und nahmen gerne unsere kleinen Schriften in Empfang.

Febr. 26. Diesen Morgen nahmen wir einen Vorrath Bücher in den drei gangbaren Sprachen dieser Wasserstraße mit uns, und besuchten die südlichen und westlichen Ufer dieser Insel. Der Weg führte uns an

einer Anzahl von Booten vorüber, die von Eingebornen bewohnt sind, welche diese engen Gefängnisse dem Wohnen auf dem Lande vorziehen. Da ihre Lebensweise dieselbe ist, wie sie die Wasserbewohner in China zu treiben pflegen, so ist es wahrscheinlich, was auch die Tradition bestätigt, daß sie von dort her hier eingewandert sind. Diese Leute leben so gedankenlos und träge dahin, wie die unvernünftigen Thiere, und lassen sich nur vom Bedürfnisse des Augenblicks in ihrer trägen Ruhe stören. Wir fanden eine sehr geringe Bevölkerung auf den Ufern, und kaum einen unter ihr, welcher lesen konnte. Vor kurzer Zeit haben sie drei Tieger von fürchterlicher Größe und schrecklichem Aussehen gefangen. Sie pflegen nämlich diesen Thieren in großen Löchern, die sie mit Wasser füllen und mit Gesträuch bedecken, eine Falle zu legen. Ein Hund wird auf einem schmalen Brett angebunden, das über das Loch gelegt, und so schwach ist, daß das räuberische Thier, wenn es seiner Beute zuläuft, augenblicklich ins Loch hinabstürzt. An einzelnen Stellen sind die Wälder weggebrannt und der Boden gänzlich verlassen. Eine tödtliche Seuche scheint an diesen Stellen gewüthet zu haben, welche nicht mehr besetzt werden, weil man sie jetzt für Wohnsitze böser Geister hält.

März 6. Ich verließ heute Singapore, um auf einem kleinen Schiffe nach Malacca, auf der westlichen Küste der malayischen Halbinsel, hinaufzufahren, und war auf demselben der einzige Europäer, der unter den chinesischen und malayischen Matrosen die Fahrt mitmachte. Das mir auf dem Schiffe angewiesene Plätzchen war so enge, daß ich hineinkriechen mußte, und nur zwischen dem Sitzen und Liegen die Wahl hatte. Indeß genoß ich doch frische Luft, was unter diesem heißen Himmelsstrich mehr werth ist, als jede andere Bequemlichkeit. Hätte der gute Wind, mit welchem wir abstießen, fortgedauert, so würden wir in 24 Stunden unsere Ueberfahrt zurückgelegt haben; al-

lein eine Windstille hielt uns fest, und so kamen wir erst nach drei Tagen zu Malacca an. Die Chinesen auf dem Schiff verschafften meiner stammelnden Zunge eine gute Uebung, und bereiteten mir eine willkommene Gelegenheit, einige derselben zu unterrichten. Die Stadt Malacca gewährt von der hohen See aus, einen ländlichen Anblick. Sie steht auf einer Ebene, und ist überall von zahlreichen Bäumen beschattet. Der hervorstechendste Gegenstand sind die Trümmer einer großen katholischen Kirche, welche im 16ten Jahrhundert Franz Xavier auf einem Hügel des Seeufers aufgerichtet hat. Dort befindet sich auch ein Leuchtthurm mit einer telegraphischen Einrichtung. Im Innern wechselt das Land mit einigen Hügeln ab, bis eine entfernte Bergkette dem Auge den Horizont verschließt.

Malacca ist für den Freund Christi eine ehrwürdige Stelle, denn zwei der brauchbarsten Missionarien liegen hier begraben. Milne und Collie sind die Namen, welche zu jeder Zeit in der Reihe der ausgezeichnetsten Wohlthäter China's ihren Platz finden werden. Obgleich ihre Laufbahn kurz, und ihre Arbeit schwierig war, so gehören doch die Werke, welche sie in der chinesischen Sprache geschrieben und übersetzt haben, unter die ersten Bildungsmittel, durch welche die sittliche Wiedergeburt dieses großen Reiches zu Stande gebracht werden soll. Der vollendete Milne setzte im Jahre 1816 zuerst seinen Fuß auf diesen Boden, und der HErr ließ es ihm gelingen, daß der Gouverneur in Malacca ihm ein Stück Landes anwies, auf welchem ein Missionshaus aufgerichtet werden dürfte. Seine chinesischen Schüler beliefen sich bald auf 70, unter denen sein Gehülfe Herr Thomsen arbeitete, indeß Missionar Milne in dem benachbarten Pinang die ersten Wurzeln christlicher Missionsthätigkeit anpflanzte. Hier traf er mit Sabat, einem talentvollen Araber zusammen, der wenige Jahre zuvor der Religion Muhameds entsagt, und dem Glauben an das Evangelium gehuldigt

hatte, und dem die orientalische Welt jene treffliche Uebersetzung des Neuen Testamentes in die persische Sprache verdankt, welche als ein Sauerteig heute noch unter den Völkern des Morgenlandes wirksam ist. Missionar Milne fing nun seine Uebersetzung der heiligen Schrift in die chinesische Sprache an, richtete chinesische und malayische Schulen auf, und verfaßte in beiden Sprachen eine Anzahl trefflicher Traktate, welche jetzt noch in den Ländern des Ostens als ein guter Saame ausgestreut werden. Im Jahr 1823, war das große Riesenwerk, die Uebersetzung und der Druck des ganzen Bibelbuches in die chinesische Sprache, vollendet, und auf diese Weise der bleibende Grund zu einem Gotteswerke gelegt, das sich immer weiter unter den Völkern des Ostens auszubreiten begonnen hat. Gegenwärtig befindet sich nur Herr Hughes (Juhs) als einziger Missionar auf dieser Station, den Herr Thomlin in der Führung des Missionskollegiums von nun an unterstützen wird.

März 9. Malacca rühmt sich ein gesundes Klima, eine herrliche Natur und schöne Straßen zu besitzen. Am Seeufer hin befinden sich mehrere Dörfer, einige Meilen von der Stadt, welche für die angesiedelten Europäer zum Sommeraufenthalte und zur Erholung dienen. Ich wohnte diesen Abend in einer der chinesischen Schulen einer Erbauungsversammlung bei, die in Gebet, Gesang und Erklärung des Wortes Gottes bestand. Mehr als ein Dutzend Chinesen waren dabei zugegen, die sehr aufmerksam zuhörten. Der Ort, die Sache, die Zuhörer, alles war meinem Herzen interessant, denn es sind Dinge, die in diesen Gewässern nur selten angetroffen werden. O wie wohlthuend ist nicht die Aussicht auf eine Zeit, da der HErr in den Ländern der Heiden eben so, wie in den Gemeinden der Christen wird angebetet werden; aber herrlicher noch wird es lauten, wenn einmal sein Wille auf der Erde geschehen wird, wie er im Himmel geschieht.

März 12. Das englisch-chinesische Kollegium, welches hier im Jahr 1818 aufgerichtet wurde, hat zum Zweck, junge Männer zu Lehrern ihrer Landsleute zu erziehen, in der Hoffnung, daß der Gott aller Gnade ihre Geistesgaben für seinen Dienst heiligen wird. Unter den wenigen, welche den Erwartungen der Missionarien vollkommen entsprochen haben, befindet sich Leang-Afa, der hier seine ersten bleibenden Eindrücke für den Glauben an Christum erhielt, während er als Drucker der Anstalt diente. Wenn eingeborne Lehrer die hauptsächlichen Werkzeuge zur Bekehrung der Völker werden sollen, so sind unstreitig Schulen dieser Art das beste Mittel, sie zu diesem Berufe zu erziehen. In den letzten Jahren belief sich die Anzahl junger Chinesen in diesem Kollegium zwischen 25 und 30 Schülern. Ihre Lehrer gebrauchen bei ihrem Unterricht die christlichen Bücher, welche sie in die Sprachen dieser Völker übersetzt haben; auch werden die Schüler im Englischen unterrichtet, um abendländische Schriften zu ihrer Bildung gebrauchen zu lernen. Jeden Morgen um 7 Uhr werden die Schüler zu Gesang, Gebet und Bibelbetrachtung zusammengerufen, und nachher in zwei Abtheilungen, der malayischen und chinesischen, in verschiedenen Bildungsfächern unterrichtet. In diesen beiden Sprachen wird auch am Sonntag, in ihrer eigenen Kapelle, gepredigt, und dreimal in der Woche werden in den Schulen Erbauungsstunden gehalten, wo kleine Häuflein zusammenkommen, um das Wort Gottes zu betrachten.

Verbunden mit diesem Kollegium ist eine Druckanstalt, in welcher ein großer Theil der christlichen Schriften gedruckt wird, welche in den Ländern dieser Gewässer ausgebreitet werden. Malacca zeichnet sich durch die bedeutende Anzahl und die Blüthe seiner Volksschulen vor andern Stationen aus, indem Kinder der Chinesen, der Malayen, Portugiesen und Kaling, jedes Volk in seiner Sprache, in den Wahrheiten des

Christenthums unterrichtet werden. Etwa 150 — 200 chinesische Knaben besuchen die Schulen, die unter der Leitung des Vorstehers des Kollegiums stehen, so wie etwa 100 chinesische Mädchen von der Miß Wallace Unterricht erhalten; zwischen 250 — 300 malayische Kinder genießen den Unterricht des Missionars Hughes; und 200 andere Schülerinnen, Tamulen und Portugiesen, werden von frommen Frauenzimmern unterrichtet, welche hier wohnen. Diese Schulen bieten einen herrlichen Wirkungskreis für die Bildung beiderlei Geschlechter dar; und ihre Wirksamkeit wird sich noch weiter ausdehnen, wenn vom Auslande her ihnen Hülfe verschafft werden sollte. Wie Schade ist es doch, daß an jeder Stelle, wo an der Bekehrung der Heiden gearbeitet wird, die Klage ertönen muß, daß es an Arbeitern und an Hülfsmitteln gebricht. Es muß bemerkt werden, daß jegliches gute Werk in dem würdigen Regierungsbeamten von Malacca, Herrn Garling, einen thätigen Freund und Unterstützer findet.

Am 27. März verließen wir Malacca, und segelten in einem, mit Menschen vollgestopften, Schiffe nach Singapore zurück, wo wir jedoch wegen widriger Winde und Windstillen erst am 2. April anlangten. Ist man mehrere Tage lang mit denselben Leuten zusammengesperrt, so ist es, wenn man ihrer Sprache nicht ganz Meister ist, sehr schwer, ihre Aufmerksamkeit auf ernste Gegenstände zu fesseln. Die evangelische Heilslehre kommt bald den Leuten als etwas altes und bekanntes vor, wenn man nicht die Sprache in der Gewalt hat, um sie überall in anziehenden Bildern ins Leben einzuführen. Ich theilte daher bisweilen ein Schriftchen unter sie aus, hieß sie dasselbe vorlesen und miteinander darüber reden; und dieß gab mir neue Gelegenheit, hie und da durch eine Bemerkung ihren Unterhaltungen eine ernste Richtung zu geben.

Nach meiner Rückkehr nach Singapore wartete ich (Abeel) auf die erste Schiffsgelegenheit, um wieder nach

Siam zurückzukehren, nachdem der HErr meine Gesundheit wieder sattsam gestärkt hatte, um meine Arbeiten daselbst fortsetzen zu können. Diese Gelegenheit zeigte sich auch am 18. April auf einer chinesischen Junke, welche nach Siam zu segeln, bereit stand. Ohne der Güte des Zollbeamten Herr Scott, wäre es mir schwer geworden, eine Schiffsgelegenheit dorthin zu finden, da sich alle Schiffsinhaber weigerten, mich mit zu nehmen, weil sie den Zorn des Königs von Siam sich dadurch zuzuziehen fürchteten. Unsere Junke ist ein Schiff von 300 Tonnen, hat 40 Mann, und außer mir machen noch zwei Reisende den Weg mit. Indeß bin ich der einzige weiße Mann auf dem Schiff, und der einzige, welcher englisch spricht. Es wird jeden Abendländer verwundern, wenn er hört, daß die ganze Schiffsmannschaft für die Hin- und Herreise, die nicht selten von 4 — 9 Monaten dauert, etwa 15 Thaler Bezahlung erhält, und daß ein eingeborner Mitreisender für seine Ueberfahrt nach Siam nichts weiter als 4 Thlr. bezahlt, und dafür Logis und Kost auf dem Schiffe erhält. Mir wurde auf dem Verdeck eine Kiste zur Wohnung angewiesen, die einem kleinen Backofen ähnlich ist, und mir nicht weiter gestattet, als daß ich aufrecht darauf sitzen konnte. Mit Ausnahme des Kapitäns, der mir durch ein rohes Betragen etwas mehr Geld abjagen zu wollen schien, waren alle Leute auf dem Schiff, auf ihre Weise, freundlich gegen mich.

April 19. Es gelang mir meinen schmalen Wohnsitz gegen einen andern umzutauschen, der etwas breiter und kühler ist, als der meinige war. Es macht den Matrosen gar viele Unterhaltung, wenn ich auf dem Schiffe, so gut sichs thun läßt, hin und her gehe. Körperliche Uebung irgend einer Art, wenn sie nicht durchaus nöthig ist, scheint diesen Leuten in hohem Grade widerlich zu seyn. Schon sagen sie, mein Hin- und Hergehen müsse eine Art von Gottesdienst seyn,

den ich verrichte, und sie pflegen meine Schritte zu zählen, um berechnen zu können, wie sauer meine Religionspflicht ist. Es gehört viel Geistesgegenwart dazu, mit solchen einfachen Erholungen auf dem Schiffe gegen ihre sonderbaren Vorstellungen nicht anzustoßen. Sie meinen z. B. wenn man, die Hände auf den Rücken gehalten, auf dem Schiff herum gehe, so halte dieß den Lauf desselben zurück. Alberne Grillen dieser Art haben diese Leute in Menge, und es thut Noth, darauf Rücksicht zu nehmen, wenn man nicht, ehe man sichs versieht, auf die unschuldigste Weise, großer Gefahr sich aussetzen will.

April 21. Alles geht auf unserm Schiffe gut, obgleich die Bewegungen desselben schwerfällig und langsam sind. In den letzteren 48 Stunden haben wir wohl keine 10 Stunden Wegs zurückgelegt. Die Matrosen verrichten ihr oft hartes Geschäft mit fröhlichem Muth, obgleich von Subordination wenig oder nichts zu sehen ist, indem die Matrosen gemeiniglich so viel zu sagen haben, wie ihre Offiziere, und die Offiziere so viel zu thun, wie die Matrosen.

Mai 2. Fünf Tage sind nunmehr vorüber geflossen, seit wir die klippigten Ufer von Trengano umsegelt haben, und ungeachtet alle Segel des Schiffes aufgespannt waren, so ist es uns doch noch nicht gelungen, diese Felsenwand aus den Augen zu bekommen. Trengano ist ein Vorsprung auf der Halbinsel Malacca, der wegen der Seeräuberei seiner Bewohner berichtigt ist. Der König selbst soll an der Spitze dieser Banditen stehen. Ich war daher wohl damit zufrieden, als man mich versicherte, daß unser Schiff zu groß sey, als daß diese verzweifelten Räuber einen Angriff auf dasselbe wagen dürften. Diese Gewässer sind im Allgemeinen sehr gefährlich. Voriges Jahr gingen nicht weniger als 40 Schiffe auf denselben zu Grunde, und mehrere Hunderte ihrer kleinen Küstenschiffe sollen dasselbe Schicksal gehabt haben. Auf den Küsten der ma-

layischen Halbinsel, welche uns seit vielen Tagen gegenüber liegt, und deren Hochgebirg in der Ferne, durch seine tausendfach wechselnden Gestalten, und die prachtvollen Wolkenfluthen, die seine Gipfel umströmen, unser Auge ergötzt, befindet sich dort eine Anzahl kleiner Staaten, in denen nach dem Berichte derer, welche sie besucht haben, christliche Lehrer sich niederlassen und arbeiten könnten. Einige dieser Staaten sind dem König von Siam unterworfen, die andern werden von ihren eigenen Königen regiert. Nach den glaubwürdigsten Nachrichten, die ich von den Malayen selbst erhalten konnte, leben vier Stämme von Ureinwohnern auf dieser weithin ausgestreckten Halbinsel, welche Sammang, Sakei, Ude und Rayat genannt werden. Ihrer Gestalt und ihrer Gesichtszüge nach, sind sie alle den Malayen ähnlich. Der Sammangstamm lebt in den Tiefen der Wälder und kommt nie in die Dörfer herab. Sie pflanzen und säen nicht, sondern nähren sich von den Früchten des Waldes und der Beute der Jagd. Was ihnen begegnet, das bringen sie mit dem Sumpit um, und verzehren es, sey es Thier, Vogel oder Schlange. Ihre Sprache wird von keinen, als nur von ihnen, verstanden. Sie lispeln ihre Worte und ihre Töne sind mehr dem Gekrächze der Vögel, als einer Menschenstimme ähnlich. Sie haben weder König noch Anführer, indeß ist einer unter ihnen, Puyung genannt, der ihre Streite schlichtet und dem sie gehorchen. Sie haben weder Religion noch Priester, und keine Spur des Glaubens an ein höchstes Wesen, soll unter ihnen angetroffen werden. Um so mehr haben sie mit dem Glauben an böse Geister und an Zauberer zu thun, der sie auf jedem ihrer Schritte verfolgt, und in beständiger Angst gefangen hält. Sie führen nie Krieg mit einem andern Volksstamme; und wenn einer vom Sammangsstamme stirbt, so wird nur sein Kopf begraben und sein Körper vom Volke verzehrt, die in großen Haufen um ihn sich versammeln. Die übrigen

Stämme reden dieselbe Sprache, bauen den Boden, handeln in den benachbarten Dörfern und begraben ihre Todten. Die Baumrinde liefert ihnen die Kleidung, so wie die Zweige und Blätter die Nachtherberge. Sie sind mit ihrer eignen Geschichte gänzlich unbekannt, auch wissen sie nicht, wie oder wann ihre Voreltern ins Land gekommen sind.

Mai 14. Letzte Nacht warfen wir an der Mündung des Menamflusses den Anker, und warten auf ein Schiff, das uns nach Bankok bringen soll. Selten habe ich den geistlichen und leiblichen Jammer der Heiden in einem so schauerlichen Bilde angeschaut, wie dieß während der letzten vier Wochen unserer Ueberfahrt der Fall war. Wie in die Augen fallend, wie durchgreifend und völlig ist doch die Veränderung, welche das Evangelium Jesu in einem vernünftigen Geschöpfe erzeugt. Für wahr, kein Menschengeist ist vernünftig, so lange er nicht durch den Einfluß des Evangeliums seiner ursprünglichen Harmonie zurückgegeben ist. Der Zustand der Heiden ist in vielen Stücken kläglicher, als der mancher Wahnsinnigen in christlichen Ländern, denn die Letztern haben doch bisweilen noch Zwischenzeiten klarer Besinnung. Aber die Heiden sind unter die thierische Schöpfung hinabgesunken, denn ihre Auffassung der Dinge ist kaum noch für sinnliche Gegenstände richtig. Möchten doch einmal diejenigen, welche dem Christenglauben seine Vorzüge vor andern Weltreligionen absprechen, herbeikommen, und diese Heiden anschauen. Bürgerliche Bildung, wenn je eine Abrichtung, die in der wahren Religion keine Wurzel hat, diesen Namen verdient, hat auf die Nation, welcher unser Schiffsvolk zugehört, seit Jahrhunderten ihren Einfluß ausgeübt. Und dennoch, wie weit haben sie es in ihrer Erkenntniß gebracht! Alles was sie in der Schöpfung anschauen, alles was sie im Gebiete der Vorsehung wahrnehmen, alles was ihre eigene Vernunft ihnen eingibt: dieß alles leitet sie nicht, und selbst ihre

Wei-

Weisesten nicht, zu dem handgreiflichen Schlusse, daß Ein Gott ist, der dieses alles thut. In Hinsicht auf die Zwecke des gegenwärtigen Lebens, auf die Güter der Zukunft und alles, was ihr ewiges Wohl betrifft, kann die ausschweifenste Einbildungskraft nicht wilder träumen, als die Träume ihrer Gedanken sind. Diese gänzliche Unwissenheit erstreckt sich aber nicht bloß auf den Besitz geistiger und übersinnlicher Wahrheiten; selbst von den einfachsten Gegenständen des irdischen Wissens haben sie keine bessere Begriffe. Von Geschichte, Geographie, Astronomie, Philosophie, Arzneikunde, von Allem, was sie zu verstehen behaupten, wissen sie nur gar wenig, und dieses Wenige wird zu Nichts, wird selbst schädlich durch den Haufen von Irthümern, mit denen es vermischt ist. Ich darf getrost hoffen, daß unsere gemeinschaftliche Andacht, unsere Sonntagsfeier, bei welcher sie zugegen waren, die Bücher, die wir unter sie austheilten, die Unterhaltungen, die wir häufig mit ihnen führten, wenigstens einige dieser unwissenden, obgleich selbst im tiefen Zerfall noch liebenswürdigen Menschen, zu ihrem Seelenheil gewiesen haben. Vier derselben haben sich täglich an mein kleines Plätzchen hinzugedrängt, um die Morgen- und Abendandacht mit mir zu feiern. Oft mußte ich es bedauern, daß auf dem geräumigen Schiffe kein Raum war, um eine größere Anzahl derselben zum christlichen Unterrichte umher zu versammeln.

Noch liegen wir vor Anker. Die große Anzahl chinesischer Junken und kleinerer Schiffe, die auf dem Menam auf und ab ziehen, gibt dieser Stelle viel Leben. Man sagt, daß um diese Jahreszeit über 80 Schiffe zwischen Siam und China hin und her gehen. Außer der Geduldübung finde ich auch eine günstige Gelegenheit, beim Blick auf das finstere Heidenland, das vor mir liegt, über die Beschaffenheit und die ernste Verantwortlichkeit des Missionswerkes nachzudenken.

Könnte ich mich nicht an die Verheissung halten, daß Gottes Gnade Alles zu thun vermag, und daß der große Hohepriester bei dem Vater unsere Schwachheit vertritt, so würde mein Herz vor dem Gedanken an meinen Beruf zurückschaudern, und in Muthlosigkeit zusammensinken. Warum lassen nur unsere Brüder im Abendlande einen Einzigen ihres Bundes allein ein Werk versuchen, das so Vielen als Pflicht obliegt, und die vereinten Kräfte einer Menge von Arbeitern fordert? Kann denn Mangel an Bereitwilligkeit oder auch das tiefste Gefühl von Untauglichkeit zu diesem Beruf irgend einen vom Gehorsam gegen das Gebot entbinden, das der Heiland gegeben hat? O du, zur Rechten Gottes erhöheter, und doch von so viel Tausenden vergessener Erlöser, erhebe dich, und führe du selbst deine Sache; alsdann wird den Heiden dein Heil wiederfahren.

Mai 19. Nach einem Aufenthalte von drei Tagen ward es uns endlich gestattet den Fluß weiter hinauf zu segeln. Bald kam eine Schaar von Zollbeamten auf unser Verdeck, und wurden unter viel Wortwechsel mit unserm Schiffskapitain über die Geschenke eins, die er jedem geben mußte, um ihn ziehen zu lassen. Sie wußten, daß jede Kiste auf dem Schiff, die meinige allein ausgenommen, mit Gütern gefüllt war, deren Einfuhr in Siam verboten sind. Einem Fremdling erscheint die Neugierde der Siamesen und Chinesen, als etwas kindisches. Während ich da saß, und mit einem von ihnen mich unterhielt, standen drei hinter mir, welche die Kleider, die ich anhatte, bis aufs Hemd, das ich trug, aufs genaueste untersuchten, und sich nicht scheuten, eines um das andere aufzulüpfen. Wie ihre Neugierde unterhaltend ist, so ist ihre Habsucht lästig. Einer von ihnen hatte zufällig vernommen, daß ich für Zwecke der Menschenliebe die Reise mache, und nun ließ er nicht nach, mit der größten Zudringlichkeit um alles zu betteln, was sein Auge sahe. Daß ich

nach Siam bloß darum gekommen sey, um sie mit dem Gott des Himmels bekannt zu machen, und ihnen Bücher und Arznei zu geben, war den Meisten von ihnen so unbegreiflich, daß sie immer wieder dieselbe Frage nach dem Zweck meines Kommens wiederholten. Endlich gelang es mir, in der Nähe von Bankok meine Junke zu verlassen, und auf einem kleinen Schiffe dem Hause meines alten Gastfreundes, Herrn Silveira, zuzueilen.

Mein zweiter Aufenthalt in Siam dauerte abermals 5 — 6 Monate. Obgleich meine Gesundheit noch nicht völlig hergestellt war, so fühlte ich mich doch gedrungen, von Singapore früher hinweg zu eilen, um die gute Gelegenheit nicht zu versäumen, den zahlreichen chinesischen Schiffen, welche in dieser Jahreszeit von Bankok nach der Heimath zurückkehren, eine Ladung christlicher Bücher mitzugeben. Eher wollte ich daher meine Gesundheit aufs Spiel setzen, als eine so willkommene Gelegenheit, zum Besten des chinesischen Volkes etwas zu thun, unbenützt vorüber gehen zu lassen. Mit Gottes sichtbarer Hülfe kam ich auch wirklich noch zeitig genug hier an, um etwa 50 Schiffe, welche nach den verschiedenen Provinzen und Inseln Chinas zurückkehrten, mit heiligen Schriften und andern nützlichen Büchern zu versehen; eine Woche später würde diese Zahl wesentlich sich gemindert haben. Dieses Geschäft nahm mir drei Wochen lang alle Morgen und Abende hinweg; ich fühlte mich aber auch nach demselben körperlich so angegriffen, daß ich für einige Zeit mich zu Hause halten mußte.

Der hoffnungsreichste Umstand, der unsere Mission begleitet, besteht in der Anzahl von Eingebornen, welche unsern Gottesdiensten beiwohnen. Größtentheils waren bei denselben zwischen 12 und 20 Chinesen zugegen; immerhin Wenige in Vergleichung mit den Millionen, welche blindlings ihrem Aberglauben anhangen, aber

ermunternd genug, wenn wir auf die jüngste Vergangenheit zurückblicken. Die Zahl unserer Zuhörer nahm auf eine Weise zu, die vielleicht bald zu einer großen Versammlung herangewachsen wäre, hätte ich länger in Siam bleiben können. Die Leidenden nämlich, die eine Arznei empfangen hatten, wurden angewiesen, zur Stunde des Gottesdienstes sich wieder zu melden, um nach demselben weitern Rath zu empfangen. Im Allgemeinen darf ich sagen, daß bei vielen der Grad ihrer Erkenntniß in den Lehren des Christenglaubens ansehnlich erweitert wurde, und daß bei einigen wenigen die Wahrheit einen solchen Eindruck auf ihre Herzen gemacht hat, daß ich glauben darf, der Tag des Heils sey für sie angebrochen. Diese haben ihren Götzenbildern den Abschied gegeben, und versammeln sich jetzt täglich um den wahren Gott anzubeten.

Ich wagte es nicht einen derselben zu taufen, und ich darf aus diesem Grunde noch keinen unter ihnen einen Christen nennen. Einige der Gefördertsten wohnten in zu weiter Entfernung von mir, als daß ein regelmäßiger Unterricht mit denselben hätte begonnen werden können, der doch bei Leuten unumgänglich nöthig ist, die gerade jetzt aus mitternächtlicher Finsterniß hervortreten, und kaum ein paar matte Strahlen der Wahrheit ins Auge gefaßt haben. Ich sah voraus, daß ich den Platz bald verlassen müßte, und fürchtete, daß sie in solchem Falle dem Widerstande nicht gewachsen seyn würden, den der Christenname gegen sie aufregen mußte; auch wußte ich, wenn sie wahrhaftig Kinder Gottes geworden sind, so werden sie's bleiben, und nach längerer Prüfung der Gemeinde Jesu einverleibet werden. Der einzige, den mein Vorgänger Gützlaff getauft hat, scheint die Wahrheit in der Liebe erkannt zu haben. Er hat alle heidnischen Sitten und thörichten Begriffe aufgegeben, wie hoch gepriesen sie auch unter den Weisen seines Vaterlandes seyn mögen; ein sicherer Beweis geistiger Wiedergeburt, der nur von

demjenigen richtig angeschlagen werden kann, der es weiß, wie sich die Chinesen auf dem Paradebett dieser Erkenntniß brüsten, und wie schwer es ihnen fällt, diese väterlichen Begriffe als thöricht aufzugeben.

Die Siamesen waren dießmal viel zurückhaltender als zuvor, und wahrscheinlich gewarnt von einigen ihrer Priester, denen die Augen über die Folgen ihres Verkehres mit uns aufgegangen sind, und die für den Verlust ihrer Götzen und Götzentempel zittern. Ein Gebäude von heidnischem Götzendienst, das so weit verbreitet und so fest gegründet ist, wie die herrschende Religion Siams, das auf dem irdischen Interesse einer großen Menge eines ganzen Volkes von Priestern ruht, und das vom Aberglauben, vom Stolz, von der Macht der Könige, der Großen und des ganzen Volkes festgehalthaber wird, ein solches Gebäude kann, wie sichs von selbst erwarten läßt, nicht so bald von ein paar schwachen Stößen, die wir an dasselbe machten, umgeworfen werden. Dieß bemerken wir für diejenigen unserer Freunde, welche sich gar bald vorstellen, als ob die Gewalter Siams mit dem Volke der Sache des Christenthums eher geneigt, als gegen dieselbe widrig gesinnt seyen. Obgleich manche das Wort der Wahrheit günstig aufgenommen haben, weil es etwas Neues für sie war, und ihre Wißbegierde beschäftigte, so ist doch die Stunde der Prüfung noch nicht für sie gekommen.

Daß ärztliche Berathungen zugleich mit der Predigt des Evangeliums verbunden wurden, ist gewiß an der rechten Stelle, und wird segensreiche Wirkungen einbringen, wenn die tauglichen Männer nach Siam gesendet werden. Ist der Arzt in seinen Heilungen glücklich, so gewinnt er bald einen großen Einfluß aufs Volk, und Hunderte der Einwohner werden auf diese Weise aus weiter Ferne herbeigezogen, zu denen wir nicht leicht auf anderem Wege den Zutritt gefunden haben würden. Man gewinnt Gelegenheit, die Herbeikommenden zu unterrichten, und das Gefühl ihrer Noth

und Abhängigkeit verschafft unseren Bemerkungen ein offenes Ohr. Allein selten haben die Einwohner Geduld genug sich einer regelmäßigen Kur zu unterwerfen, und eben darum kann auch nur ein abgebrochener Unterricht hiebei statt finden.

Ein paar Auszüge aus meinem Tagebuche werden meine Beschäftigungen und Erfahrungen in diesen Tagen mehr beleuchten.

Mai 21. Ein geschäftvoller Tag. Große Haufen verlangten Bücher, größere als ich je zuvor gesehen habe. Die meisten waren von der Insel Heinam, und liegen mit ihrem Schiffe im Seehafen. Nachmittags fing ich an, die chinesischen Handelsschiffe (Junken) zu besuchen, und sie mit Bibeln und anderen Schriften zu versehen. Ich sprach bei dem Seehafenbeamten ein, und vernahm, daß der König verboten habe, daß ich meine mitgebrachten Bücher auf den Schiffen vertheilen dürfe. Wenn wir unsere Religion verbreiten wollen, soll der König geäußert haben, so sollen wir in ein anderes Land gehen. Allein ich glaubte Gründe genug zu haben, meinen gefaßten Plan nicht zu ändern, und flehend um die Weisheit von dem, in dessen Hand auch des Königs Herz steht, machte ich mich getrost an mein Geschäft, und besuchte vier bis fünf Junken, auf welchen meine Bücher gern aufgenommen wurden. Nur bisweilen stößt man auf solche, die voll Argwohns sind, und mit denen man nichts ausrichten kann.

Mai 22. Ich machte mich frühe auf, und besuchte vier Junken; in der ersten traf ich auf einen Mann, der nicht blos freundlich, sondern bis auf einen gewissen Grad mit dem wahren Gott und dem Erlöser der Menschen bekannt war. Nach kurzen Unterhaltungen sagte er: er sey ein Kelesetan (Christian, ein Christ nach seiner Aussprache) und von der Insel Heinam gebürtig; dort befänden sich 3 — 4 Padres und etwa 3,000 eingeborne (katholische) Christen. Dieß bestätigt die Nachricht, die ich schon früher hatte, daß sich viele

aus China vertriebene Christen auf dieser Insel angesiedelt haben. Ich gab ihm die heiligen Schriften und einige andere Bücher, und er versprach mir, sie unter seine Freunde in der Heimath auszutheilen.

Juni 12. In den verflossenen drei Wochen war ich früh und spät beschäftigt, etwa 50 Schiffe mit dem Worte Gottes zu versehen. Mit sehr wenigen Ausnahmen wurden die Bücher dankbar angenommen, und mein Unterricht über dieselben aufmerksam angehört. An manchen Tagen war das Geschäft wahrhaft wonnevoll. Ueberall die herzlichste Aufnahme, und bisweilen ein lauter Freudenruf der ganzen Mannschaft, wenn ich ein Schiff betrat. Meine Seele frohlockte, wenn ich die Begierde sah, mit welcher die Worte des Lebens aufgefaßt wurden, und ich bin's gewiß, daß ich an diesen Tagen nicht vergeblich gearbeitet habe. O wie leicht ist die Bekehrung einer gefallenen Welt für den mächtigen Geist Gottes. Von seinem Einflusse hängen wir ab, in seiner Krft ruhen wir, und unser stetes Flehen sollte nur dahin gerichtet seyn, daß Jehova seinen mächtigen Arm an diesem herrlichen Werke offenbare.

Juni 25. Seit einigen Tagen strömen die Kranken zu meiner Wohnung herbei, und unter diesen bisweilen die schauervollsten Gestalten. So ward ein Kranker herbei gebracht, an dessen Körper ich kaum wahrnehmen konnte, zu welchem Geschlechte er gehörte; als aber das Tuch weggenommen ward, das sein Angesicht bedeckte — wie vermag ich diesen Anblick mit Worten zu beschreiben. Vom obern Theil der Nase an bis zur Unterlippe war alles bis aufs Bein abgezehrt, und ein hohles Gerippe geworden. Die Augen, des Lichtes beraubt, lagen halb verfault heraus, die Zunge war an ihrer Spitze an einen Knöchel des Mundes angeheftet, und nur der hintere Theil derselben bewegte sich noch, und sprach unverstehbare Töne. Der Mann, etwa 35 Jahre alt, war vollkommen bei Verstande, und schien

etwas von dem Lichte zu fassen, das ich in der Kraft des HErrn in seine Seele auszugießen mich bemühte.

Der schmerzhafteste Umstand der verflossenen Tage, der mir manchen Seufzer auspreßte, lag in dem Betragen meines Bedienten, der seit einem Jahre bei mir ist, und von dem ich hoffen zu dürfen glaubte, daß er vom Tod zum Leben durchgedrungen sey. Er war der Unmäßigkeit ergeben, ehe er in meinen Dienst trat, schien aber ganz davon befreit zu seyn. Zufällig wurde er nun mit einem schlechten Gesellen bekannt, der ihn zur Lasterhaftigkeit verführte, so daß ich ihn aus meinem Dienst entlassen mußte. Ich kenne nichts schmerzlicheres auf der Welt für das Herz eines Missionars, als eine Erfahrung dieser Art. Sehen zu müssen, wie die Gewalten der Finsterniß eine arme Seele, die ihrer Herrschaft entrissen worden war, aufs neue verstricken, um sie desto gewisser dem ewigen Tod in die Arme zu liefern. Das ist ein Anblick, der, gleich einem Dolchstich, die ganze Seele durchbohrt.

Juli 7. Mehrere Umstände machten diese Woche besonders interessant. Unter diesen war auch ein Besuch von zwei Männern, die Bücher verlangten, und welche schon einen Begriff vom wahren Gott aufgefaßt hatten, und von denen einer seinen Glauben an den göttlichen Ursprung des Christenthums aussprach. Aber diesen Gott ohne Bildniß, Gleichniß, und ohne Opfergaben zu verehren, dieß war es, was er nicht zu fassen vermochte. Spricht man mit diesen Leuten über die Verehrung Gottes im Geiste, so staunen sie darüber, wie ein Kind über ein Wundermährchen zu staunen pflegt. Gestern kam der Mann, welchen Gützlaff getauft hat, zum erstenmal zu mir. Er hatte nach Chochin-China und China eine Reise gemacht, und war dort mit katholischen Christen zusammengekommen, bei denen er den Unterschied zwischen ihrer und unserer Religionsweise kennen lernte. Sie wollten, wie er sagte, zu Amoy ihn nicht als Christen anerkennen,

obgleich er sich als einen Schüler Jesu bekannte. Das Götzenbild, das sie anbeteten, war für ihn eben so anstößig, als seine Erkenntniß vom Erlöser und seine Unbekanntschaft mit ihren abergläubischen Ceremonien für sie ein Greuel war.

Juli 17. In diesem Moment fing für die Siamesen ihre heilige Fastzeit, die Prassah, an, welche zwölf Wochen dauert. Sie wird zum Andenken an Somnahkotom, die letzte Menschwerdung des Budha, gefeiert, der aus dieser Welt verschwand, nachdem er, gleich einem Verbrecher, ans Kreuz geschlagen worden war. Sie, sagen Somnahkotom habe an drei Stellen in Siam, in Burmah und auf der Insel Ceylon Spuren seiner Fußtritte zurückgelassen, und an diese Stellen werden nun eben so festliche Wallfahrten gemacht, wie die Muhamedaner nach Mekka wandern. In dieser langen Zeit haben die Priester viel zu thun, und jeden Tag wird nicht nur im Palaste, sondern auch in den Hütten der Einwohner eine Religionsceremonie gehalten, und großer Lärm gemacht, um die bösen Geister von der Stelle abzuhalten. Man glaubt, daß die Priester durch einen Bannfluch dieß zu thun vermögen, und darum stehen diese allenthalben auf der Wache. Zufällig hörte ich auf der Straße einen siamesischen Jungen einen englischen Fluch ausstossen, wohl das einzige Wort, das er vom Englischen verstand. Auch sonst werden englische Flüche vernommen, denn das Fluchen und das Brantweintrinken, werden unter manchen heidnischen Völkern, für Merkmale der Christen gehalten.

Juli 31. Gestern Nachmittag ließ mich der Prinz Tschau-Fah zum Mittagessen in seiner Wohnung einladen, und zwar auf eine Weise, die ich nicht abschlagen konnte, ungeachtet das Wetter schlecht war. Wir sind nicht selten genöthigt, auch gegen unsere Neigung diesen Leuten zu Gefallen zu leben, um nicht gegen sie anzustossen, und ihnen selbst, so wie ihrem Lande, nützen zu können. Die Tafel war europäisch,

und bestand in vielerlei Gerichten. Er selbst aß nicht mit uns, da es Sitte ist, daß die Fürsten allein speisen; er ließ sich aber entschuldigen, daß seine Mittagstafel schon vorüber sey. Nach dem Essen unterhielt er uns, als Liebhaber der Musik, mit Spiel auf einigen siamesischen Instrumenten, deren Spiel einer seiner Hofleute mit Gesang begleitete. Zwischen dem musikalischen Singen der Chinesen und Siamesen ist ein großer Unterschied, der ganz zu Gunsten der Letztern ausfällt. Ihre Instrumente sind viel harmonischer und ihre Stimmen weicher, als dieß bei den Chinesen der Fall ist. Sie gebrauchen bei ihren gewöhnlichen Konzerten zwei Schlaginstrumente, die sie wahrscheinlich von den Japanesen entlehnt haben. Beide sind nach Art unserer Harmonika gebaut. Das eine besteht aus horizontal liegenden Pampusstöcken, welche an Fäden über einen Resonanzboden aufgehängt sind, und das andere in einer Anzahl hohler Kupferschaalen von verschiedener Größe, welche über einem zirkelförmigen Knopf hängen, an dem sie anschlagen. Ihre feinsten blasenden Instrumente sind vom Laosvolke entlehnt, und aus einer Anzahl von Schilfrohren von ungleicher Länge verfertigt, welche so gebohrt sind, daß sie verschiedene Töne von sich geben. Auf letzterem Instrumente bläßt der Prinz mit viel Geschmack. Je mehr wir diesen jungen Mann kennen lernten, desto mehr ergötzten wir uns an seinen vielseitigen Anlagen. O daß auch an ihm die Verheissung des Erlösers wahr werden möchte: „Könige sollen sehen und aufstehen, und Fürsten sollen ihn ehren!"

September 2. Unsere kleine Erbauungsversammlung hat so eben unsere Wohnung verlassen. Es waren ihrer etwa zwanzig. O es ist so rührend, an des HErrn Tage ein Häufchen armer Heiden versammelt zu sehen, um die Lehre des Evangeliums zu vernehmen, und ihre Kniee vor dem HErrn zu beugen, der sie gemacht hat, daß ich bisweilen kaum den Gedanken ertragen kann, sie zu verlassen, und ungewiß bin, ob nicht selbst nö-

thige Maßregeln der Selbsterhaltung den Anforderungen eines ganzen Königreiches nachstehen sollten. Allerdings vergesse ich dabei, daß nur das erstere das Mittel ist, um zu dem letztern zu gelangen. Die Erndte ist wahrhaftig groß, und der Arbeiter sind — o wie wenige!

Zwei Dinge haben sich kürzlich ereignet, welche für unsere Missionszwecke förderlich sind. Die Einwohner machten kürzlich eine Fußpfad aus Backsteinen zwischen unserer Wohnung und dem chinesischen Quartiere der Stadt. Der Weg war zuvor selbst für Barfußgänger fast nicht zu machen. Er ist nun so hoch gebaut, daß auch die höchste Wasserfluth ihn nicht leicht unbrauchbar machen kann. Obgleich dieser Fußpfad wegen seiner Enge dem Haufen der Fußgänger, und was das schlimmste ist, dem unaufhörlichen Anlauf der Hunde eine erbärmliche Stelle zur Leibesbewegung ist, so bleibt doch keine andere Wahl, als ihn zu wandeln, oder den größern Theil des Jahres hindurch als Gefangener zu Hause zu bleiben; und doch fordert úns unser Beruf jeden Tag zum Hause hinaus. Wir genießen nun den wichtigen Vortheil, daß alle Leute mit vergleichungsweiser Bequemlichkeit zu unserer Hütte kommen können. Ein anderer günstiger Umstand ist ein Vertrag, den ich mit dem Prinzen Tschau-Fah abgeschlossen habe, welchem gemäß er mich den einen Tag zu sich abholen läßt, um ihn das Englische zu lehren, indeß er mir am andern Tage einen Lehrer zusendet, um mich im Siamesischen zu unterrichten. Leider hindert mich meine schwache Gesundheit, von diesem Anerbieten jederzeit Gebrauch machen zu können, auch ist er nicht immer zum Lernen aufgelegt. Seine Thronbesteigung liegt ihm immer im Sinne, und er scheut sich vor allem, was diesen Erfolg zweifelhaft für ihn machen könnte. Indeß habe ich einen offenen Zutritt zu seinem Ohr, und nur die Besorgniß meinen heiligen Zweck zu zerstören, hält mich zurück, bei jeder Gelegenheit gerade

heraus mit ihm zu reden. Wenn ich nur einmal diese Besorgniß fahren lassen darf, so wird der HErr mir Kraft geben, rückhaltlos an sein Herz zu sprechen. Dabei muß ich jetzt noch immer fürchten, daß meine Ungeübtheit in der Sprache den Nutzen meines Unterrichtes noch gar sehr beschränkt.

September 13. Heute ließ mich Herr Hunter zu sich rufen, um ein Schauspiel zu sehen, das hier großes Aufsehen macht. Ein junges Kind nämlich spielt im Wasser, wie in seinem natürlichen Element, mit der Leichtigkeit und Gewandtheit eines Fisches. Seine Bewegungen sind bewunderungswürdig; bisweilen schießt es ohne die geringste Anstrengung, gleich einem Pfeile, im Wasser dahin, dann dreht es sich, einem Reife ähnlich, um, und schwimmt mit der größten Leichtigkeit auf dem Rücken dahin, indem es seine Füße über den Kopf hinzieht. Dieses Kind benimmt sich auf dem Wasser wie ein Kork, ohne die geringste Anstrengung der Muskeln, senkt sich oft so lange Zeit, daß alle Anwesende darüber in Angst gerathen, unter das Wasser, und kommt fröhlich wieder aus demselben hervor. Auch scheint es unter dem Wasser so leicht zu athmen, als ob das Zurückhalten des Athems nicht die geringste Anstrengung für dasselbe bedürfte. Sein ganzes Wesen zeigt, daß es sichtbar eine Lust an dieser Uebung hat, und es erhebt oft ein Geschrei, wenn es aus dem Wasser genommen wird. Dieses Kind ist ein merkwürdiger Gegenstand in und außer dem Wasser. Es ist 3 Jahr alt, sehr klein, kann weder sprechen noch gehen, hat ein sehr schwaches Gesicht, will nichts essen als seine erste Nahrung, ist überhaupt ein ganz eigenthümliches Geschöpf, das vom ersten Jahre an, in welchem es ins Wasser kam, dieselbe Vorliebe zu diesem Elemente beibehalten hat, und dieselben Fertigkeiten in demselben zu Tage legte.

September 24. Ein Statthalter in einem der malayischen Distrikte wurde angeklagt, durch Unterdrückung

seiner Untergebenen sich selbst bereichert zu haben. Dafür wurde nicht nur er selbst mit einer grausamen Todesstrafe belegt, sondern auch sein Weib, seine Kinder und Verwandte wurden für lebenslang zur Kettenstrafe verurtheilt. Solche Handlungen der Ungerechtigkeit sind nichts ungewöhnliches. Die Siamesen führten vor kurzer Zeit mit einigen malayischen Volksstämmen Krieg. Ihre Ueberlegenheit an Anzahl sicherte ihnen den Sieg, und sie plünderten das Land aus. Dieß hatte zur Folge, daß mehr als 5,000 Gefangene in ganzen Familien als Sclaven nach Siam eingebracht wurden. Ich besuchte heute einen Haufen dieser Elenden, und ihre Lage durchbohrte meine Seele. Alte und Junge, Vornehme und Geringe wurden, gleich einem Schweinhaufen, in Schmutz, Hunger und Krankheit vorwärts getrieben. Ein fürchterlicher Auftritt für das Auge und das Herz des Menschenfreundes. O wie viel hat nicht das Evangelium in dieser Welt noch auszurotten, wie viele Wunden zu heilen, die nur sein Balsam zu heilen vermag!

September 25. Dem Prinzen ist eine Tante gestorben, und bei solcher Veranlassung sind alle Unterthanen genöthigt, ihr Haupt zu scheeren. Heute führte er selbst mich zum Sarge, um die Ceremonien zu sehen, welche vor dem Verbrennen mit dem Leichnam verrichtet werden. Dieser wird in sitzender Stellung, mit aufgezogenen Füßen und die Ellbogen zwischen den Knieen, theilweise einbalsamirt. Die Priester waren zugegen, und heulten ihren Todtengesang. Um 6 Uhr Abends wurden 24 Trommeln geschlagen und Trompeten geblasen, um die bösen Geister wegzuscheuchen. Ihr Aberglaube in Hinsicht auf letztere breitet sich über alles aus. Nach demselben sieht und hört und fühlt man die bösen Geister allenthalben. Sie haben selbst die Gewalt, so wurde ich versichert, große Stücke von Holz und Eisen in den Körper des Menschen hinein zu zaubern. Hörst du nicht, fragte mich einer, in der Nacht

häufig einen Lärmen auf der Mauer, wo du schläfst? stehst du nun auf, um nach der Ursache zu fragen, so schiebt dir alsobald ein böser Geist ein Stück in den Mund, bleibst du aber stille liegen, so kann er dir nichts anhaben. Dieß sagen sie, sey nach dem Tode vieler Verstorbenen augenscheinlich erwiesen worden. Erst kürzlich starb der Bruder des Staatsministers sehr schnell, bei einer geringen Unpäßlichkeit, und wir mußten seinen Tod dem Wahnwitz seiner Aerzte zuschreiben. Als sein Körper verbrannt wurde, so ward, wie die Anwesenden alle bezeugten, ein großes Stück Fleisch gefunden, das vom Feuer nicht verzehrt worden war, und das, wie sie glaubten, seinen Tod veranlaßt haben mußte. Dieses Stück Fleisch wurde nun unter seinen Anverwandten ausgetheilt und von ihnen gegessen, in der gewissen Zuversicht, daß keiner der davon aß, auf dem gleichen Wege aus der Welt hinaus geschafft werden könne.

Oktober 7. Heute bestand unsere Versammlung in 22 Seelen. Abends sprach ein Priester bei mir ein, welcher drei Hefte der Uebersetzung der Evangelien von mir entlehnt hatte, um sie abzuschreiben, und brachte sie wieder zurück. Da ich nicht wußte, ob ich je wieder Gelegenheit haben würde, mit ihm zu reden, und da mir sein ewiges Heil nahe am Herzen lag, so suchte ich so offen wie möglich ihm zu zeigen, wie viel darauf ankomme, an den großen Wahrheiten, die er mit viel Mühe abgeschrieben habe, persönlichen Antheil zu haben. Ich bemerkte ihm, daß er die christliche Erkenntniß nur erst in den Verstand aufgenommen habe, was zu seinem ewigen Heil nichts nütze, so lange sein Herz unbekehrt und sein Götzendienst beibehalten bleibe. Mit wenigen Worten gab er mir zu erkennen, daß die Furcht, seinen Kopf zu verlieren, die einzige Ursache sey, warum er bis jetzt zu unserem Glauben sich nicht öffentlich bekannt habe. Dagegen mußte ich ihm das Wort des Heilandes an seine Jünger vorhalten: fürch-

tet euch nicht vor denen, die den Leib tödten, die Seele aber nicht zu tödten vermögen; und bemerkte ihm zugleich, daß schon viele Tausende aus Liebe zu Jesu und zum ewigen Leben, auf feurigen Wagen in den Himmel getragen worden seyen. Der Mann erinnert mich an einige der Priester in den Tagen unseres HErrn, die zwar an Ihn glaubten, aber um des nämlichen Grundes willen sich nicht öffentlich zu Ihm bekannten. So viel ist gewiß, daß er unter den ersten im Reiche wäre, welche zum Christenglauben überträten, wenn eine Veränderung der äußern Umstände seinen Besorgnissen ein Ende machte.

Abends besuchte ich noch einen Theil der malayischen Gefangenen. Ihr Zustand ist über alle Beschreibung jämmerlich, und viele von ihnen, besonders die Kinder, drückten auf ihren Gesichtern den tiefsten Schmerz auf eine Weise aus, welche das Herz bluten machte. Unter den vielen Gegenständen des Jammers war auch eine Mutter, welcher ihr Kind vom Arme gerissen worden war, um in einen andern Theil des Landes versandt zu werden. Sie kam darüber fast von Sinnen, schrie, flehte, warf sich vor den Führern auf die Kniee hin, bot ihr Leben für das Kind an, rann wieder zum Boot, auf welchem es weggebracht werden sollte, und jammerte dem Gegenstande ihrer Liebe nach. Indeß wurde keine Notiz von ihr genommen. Das Boot stieß vom Lande, und die Mutter ward ihrem Schmerz überlassen. Ich fragte ihre Dränger, warum sie der armen Mutter ihre Bitte nicht gewährten, und sie gaben mir zur Antwort: sie hätten Befehl also zu handeln, und dürften es nicht wagen den Gehorsam zu verweigern.

Oktober 24. Ich wurde aus guter Quelle versichert, daß die Katholiken in China durch einen Bischof und vier Missionarien, und in Siam durch einen Missionar verstärkt worden seyen. Der Vicekönig zu Saigon, der Hauptstadt Chochin-China's, welcher ein

gewaltiger Mann im Königreiche, und der katholischen Religion günstig war, ist kürzlich gestorben, was die Priester für ihre Sicherheit so bedenklich machte, daß sie den Bischof von Siam ersuchten, in seinen Gemeinden öffentliche Gebete für ihre Erhaltung anstellen zu lassen. *) Aus der nämlichen Quelle erfahre ich, daß die Anzahl der Christen auf Korea sich auf 10,000 Seelen belaufen soll. Diese haben keine europäische Priester, sondern werden von bekehrten Chinesen besorgt. Indeß soll auch für sie ein Bischof nebst mehreren Missionarien aus Europa erwartet werden.

Die gangbarsten Sprachen, welche in Siam gesprochen werden, sind das Siamesische und Chinesische. Die Sprache der Siamesen, wie sie gesprochen wird, ist einfach und körnigt, aber die Bücher und Schriftsprache derselben ist das gerade Gegentheil. So wie bei dem Chinesischen, liegt auch in ihrer gewöhnlichen Aussprache viel Betonung, deren Sinn indeß nicht, wie dieß bei verschiedenen Mundarten der chinesischen Sprache der Fall ist, durch Accente bestimmt ist. Diese Wandlungen der Stimme hört man noch deutlicher beim Lesen, wobei 24 Betonungen zum Vorschein kommen, welche indeß mehr durch Uebung, als durch Regeln gelernt werden. In ihrer Schriftsprache sind die Siamesen große Liebhaber von Beiwörtern und schwülstigen Redensweisen, so wie von einem gewissen Rhythmus in Wörtern und Sätzen. Ueber diesen Sprachkünsteleien wird nicht selten der Sinn ganz und gar vergessen. Statt den Ausdruck als Träger des Gedankens zu betrachten, sehen sie vielmehr den Wortklang für das Wichtigste in der Sprache an, und häufen eine Fülle von Wörtern, ohne durch sie den Sinn des Ausdrucks

---

*) Bekanntlich ist seitdem eine harte Verfolgung über die Katholiken in Chochin-China ausgebrochen, welche, wie die Berichte sagen, Tausenden derselben das Leben gekostet hat.

auch

auch nur im geringsten zu vermehren. Der größte Theil ihrer Bücher enthält nicht viel mehr als eine solche pomphafte Auseinanderstellung leerer Wortklänge. Einige dieser siamesischen Werke handeln von Anatomie, Arzneilehre, Gesetzen und andern Wissenschaften; aber der größere Theil derselben faßt Romane und Fabeln in sich, die an kindischen Albernheiten eben so reich sind, als die erstgenannte Klasse an Wahrheit und Brauchbarkeit arm ist. Die siamesische Sprache wird fast durchgängig auf die gleiche Weise im ganzen Königreiche gesprochen; nur die Betonungen der Wörter sind hie und da verschieden, aber so unbedeutend, daß alle einander vollkommen verstehen. Das Bali oder Pali ist die heilige Sprache der Budhisten, und wird von den Priestern studirt. Manche Paliwörter sind auch in ihre Schriftsprache aufgenommen worden. Am Hofe wird die Kambotscha-Sprache gesprochen. Der erste Gesetzgeber dieser Länder war aus Kambotscha, und obgleich er vor etwa zwölf Hundert Jahren lebte, so ist doch die Sprache unverändert geblieben. Mit seiner politischen Laufbahn beginnt auch die Geschichte und Zeitrechnung der Siamesen.

Die Sprache von Kambotscha, ist von der Siamesischen sehr verschieden. Die Kambotscher gebrauchen die Palibuchstabenschrift für ihre arabischen Bücher; für andere Gegenstände aber wird eine andere Schrift angewendet. Die Sprache des Volkes von Laos ist mehr eine Mundart der Siamesischen als eine besondere Sprache, obgleich die Buchstabenschrift beider Sprachen etwas verschieden ist. Zwischen der burmesischen und siamesischen Sprache scheint kaum irgend eine Verwandtschaft statt zu finden.

Die gewöhnlichste Volksmundart des Chinesischen, die in Siam gesprochen wird, ist der Dialekt von Taytschiu. Dieser ist der Mundart der Provinz Fokien ähnlicher, als irgend eine andere in China; unterscheidet

sich doch noch immer in Redeweisen und Betonnung, so sehr von derselben, daß die Eingebornen beider Provinzen sich nicht leicht einander verstehen können. Im Tay-tschiudialekt findet sich nicht dieselbe Fülle des Ausdrucks und Bestimmtheit der Betonung, wie dieß in der Fokienmundart der Fall ist. Darum ist er auch schwerer zu erlernen, um sich seiner so weit zu bemächtigen, daß man sich in ihm den Eingebornen verständlich machen kann. Unter den Arbeiten eines Missionars ist wohl keine so geduldübend, und keine erfordert so viel Fleiß und Anstrengung, als dieß bei der Erlernung dieser schweren Sprachen der Fall ist. Auch das ausgezeichnetste Talent vermag kaum alle Schwierigkeiten zu überwinden, die ihm täglich auf diesem Wege begegnen. Zwar leistet eine natürliche Sprachengabe denjenigen, welche sie besitzen, sehr wichtige Vortheile; allein die Erwerbung der chinesischen Sprache hängt meist von einer genauen Nachahmung ihrer alten Schriften ab, wobei keine allgemeinen Sprachgrundsätze statt finden, und deren Eigenthümlichkeit allen Sprachweisen entgegengesetzt ist, die man unter den Völkern des Abendlandes kennt. Zuerst muß man sich eine genaue Kenntniß der Buchstabenzeichen erwerben, und dann über den Büchern, in welchen diese zahlreichen Zeichen vorkommen, so lange schwitzen, bis man die Art und Weise kennen gelernt hat, wie sie zur Darstellung verschiedener Gedanken gebraucht werden. Für einen gelehrten Mann in China wird nur derjenige gehalten, der die ausgediegenste Bekanntschaft mit ihren alten religiösen und historischen Schriften besitzt, welcher die Schreibart derselben knechtisch nachzuahmen weiß, und nach Belieben ganze Sätze aus diesen alten Schriften anführen kann. Eine rastlose Arbeit wird dazu erfordert, diese Schwierigkeiten auch nur einigermaßen zu überwinden, welche durch den Einfluß eines Himmelstriches vermehrt werden, der für Geistesan-

strengungen sehr ungünstig ist, und die Gesundheit so manches Boten Christi bleibend untergraben hat. *)

Dieser Umstand sollte indeß keinen entmuthigen, der sich innerlich berufen fühlt, seine Lebenskräfte der Rettung dieser Völker zu widmen. Die hauptsächlichsten Schwierigkeiten betreffen mehr die Litteratur dieser Sprache, als die Erwerbung derselben für den mündlichen Gebrauch. Die chinesischen Mundarten, so weit sie vom Volke gesprochen werden, können ohne Benachtheiligung der Gesundheit, und ohne jenen Grad von Geistesanstrengung erworben werden, den litterarische Zwecke nothwendig machen. Man braucht nur unter den Chinesen zu leben, und, falls man auch noch viele Sprachfehler macht, mit ihnen sich zu unterhalten; man braucht nur sie zu fragen, wenn man auch nicht immer ihre Antworten versteht, und das niederzuschreiben, was man gehört hat, und wieder zu fragen, wenn man etwas nicht recht gehört hat; man braucht nur alle Eitelkeit und alles Mißtrauen in sich selbst fahren zu lassen, und jeden Menschen, der uns begegnet, und jeden Gegenstand, der vor den Augen liegt, für seinen Sprachzweck zu benützen. Dieß ist der beste Weg für den Missionar, sich praktisch in eine Volkssprache hinein zu arbeiten, ein Weg, der ihn nicht allzusehr an seinen Schreibpult an-

---

*) Es ist ein hocherfreulicher Umstand, daß man in unsern Tagen auf mehreren unserer deutschen Hochschulen angefangen hat, die wichtigsten Sprachen des Orients, und namentlich die Sanscrit- und Chinesische Sprache, grammatisch zu bearbeiten, und in eine tiefere Bekanntschaft mit den klassischen Schriften derselben hineinzudringen. Diese wissenschaftliche Leistungen bieten dem evangelischen Missionswerke die wichtigsten Vortheile dar, und jede Missionsgesellschaft wird sich eine Freude daraus machen, die gelehrten Forscher dieser Sprachen mit ihren Dienstleistungen gerne zu unterstützen.

fesselt. Dabei ist wichtig, sich seiner Unwissenheit nicht zu schämen, und über alles zu fragen, was man wissen soll. Ich lernte ein paar europäische Frauenzimmer kennen, deren Gesundheit sehr zart war, und die doch der chinesischen Sprache sich so weit zu bemächtigen wußten, daß sie in derselben über alles fließend sich ausdrücken, und Andern unsere christlichen Bücher in derselben erklären konnten. Dabei bleibt es immer wahr, daß die chinesische Sprache vielleicht die schwerste Sprache für das Erlernen ist, die es in der Welt gibt. Die siamesische Sprache, besonders die Mundsprache dieses Volkes, hat weniger Schwierigkeit. Die malayische Sprache, wie sie auf den Inseln dieser Gewässer gesprochen wird, ist die Einfachheit selbst. Vielleicht gibt es keine andere Sprache in der Welt, welche von Ausländern so leicht verstanden, und so bald gebraucht werden kann, wie dieß bei der malayischen der Fall ist.

November 4. Da ich in diesen Tagen Siam zu verlassen entschlossen war, so machte ich die nöthigen Anordnungen zur Fortsetzung der gottesdienstlichen Uebungen für diejenigen, welche in Zukunft an denselben Theil zu nehmen wünschen. Ein Häufchen von etwa 20 derselben kam in meiner Wohnung zusammen, und in ihrer Gegenwart ernannte ich den Mann, Bonty genannt, der künftig an meiner Stelle ihre Versammlungen halten und das Wort Gottes ihnen auslegen sollte. Ich legte nun meinen Beruf feierlich in seine Hände nieder, und ward einer seiner Zuhörer. Die Versammlung war sehr aufmerksam, und unser Freund sprach mit viel Wärme, und auf eine sehr angemessene Weise, so daß ich glauben darf, daß das kleine Häufchen durch diese Wahl gewonnen hat. Er besitzt viel christliche Erkenntniß, und viel inneres Leben; auch hat er die Sprache mehr in seiner Gewalt, als dieß bei mir der Fall war. Ueberdieß ist er auch mit der Denkweise und den religiösen Vorurtheilen der Chinesen und Siamesen gegen das Christenthum besser bekannt, und wird

wohl im Stande seyn, die Stelle eines christlichen Lehrers so lange zu Bankok zu vertreten, bis andere unserer abendländischen Brüder in diese einladenden Wirkungskreise eintreten. Es war meine Absicht, vor meiner Abreise aus Siam noch andere Theile dieses Reiches zu besuchen. Juthia, die alte Hauptstadt des Landes, und Schantebon gegen Chochin-China hin an der Meeresküste gelegen, sind Stellen, die eine zahlreiche Bevölkerung in sich fassen, und zu Missionsversuchen einladen. Zu Juthia, und wahrscheinlich auch Schantebon, befinden sich katholische Missionarien. Anfangs dürfte es schwer seyn, einen Zutritt zu diesen Stellen zu finden, da die Siamesen so eifersüchtig sind, wie ihre Nachbarn; aber die Zeit würde bald den Argwohn derselben heben, und in jeden Theil des Reiches den Weg aufschließen.

So weit aus dem Tagebuche des Herrn Abeel über seinen zweyten Aufenthalt im Reiche Siam. Bald nach seiner Abreise, welche am 5. November 1832 statt fand, langte ein Bapistenmissionar aus Amerika, Herr Johns, zu Bankok an, welcher in die Arbeiten seines abgereisten Freundes muthig eintrat, und unter dem 22. September 1833, seinen Freunden in Amerika schreibt, daß das kleine Häuflein wahrheitsuchender Seelen daselbst noch immer seine religiösen Uebungen fortsetze, und daß gewöhnlich am Sonntage zwanzig derselben sich zu gemeinschaftlicher Erbauung versammeln. In einem spätern Briefe von Dezember desselben Jahres bemerkt er: Bei mehreren Mitgliedern dieser kleinen Heerde habe ich seit mehreren Monaten ein erfreuliches Leben aus Gott in ihrem Wandel wahrnehmen dürfen, und nur der Umstand, daß ich mit der siamesischen Sprache noch gar unbekannt bin, hinderte mich, ihre dringende Bitte um die Christentaufe, zu erfüllen. Endlich konnte ich ihnen ihr sehnliches Verlangen nicht mehr länger verweigern, und am Sonntag den 8. dieses habe ich den

Tschek Bonty, den bisherigen Führer dieses Häufleins, so wie den Tschek Beng und Tschek Seang-seah, durch die Taufe in die Gemeinde der Christen aufgenommen.

Auch die nordamerikanische Missionsgesellschaft hat nach der Rückkehr des Herrn Abeel in ihre Mitte, der armen Siamesen freundlich gedacht, und wie wir schon oben bemerkten, zwei Missionarien, Herrn Karl Robinson und Stephan Johnson nebst einem Arzt Daniel Bratley, im Frühling 1834 nach Bankok abgesendet, welche am 30. September mit ihren Gattinnen zu Batavia glücklich angekommen sind, und im Anfange des gegenwärtigen Jahres mit des HErrn Hülfe in ihren großen Wirkungskreis im siamesischen Reiche einzutreten gedachten. Wir dürfen getrost hoffen, daß ein reicher Segen Gottes ihre Glaubenssaat daselbst begleiten wird.

Sechstes Kapitel.

Ueberfahrt nach Singapore. Besuch auf der Insel Rhio. Beschreibung derselben. Tod des Regierungskaplan Herrn Burn auf Singapore. Arbeiten daselbst. Abreise nach Europa.

Am 5. November 1832 begleitete mich Herr Hunter in einer Barke nach dem Schiffe, das eben an der Mündung des Menam vor Anker lag, und nach Singapore abzusegeln sich anschickte. Die Vermittelung dieses verehrten Freundes verschaffte mir abermals eine kostenfreie Ueberfahrt bei Herrn Norris, dem Befehlshaber des Schiffes. Den Meerbusen Siams hinab trug sich nichts besonderes zu, und nur einmal kamen wir in Gefahr, an den Felsen der malayischen Halbinsel Schiffbruch zu machen, was jedoch die Hand Gottes aus Gnaden verhütete.

Glücklich bei unserem Freunde, Herrn Thomson, zu Singapore angelangt, besuchten wir ein Schiff aus Borneo, das im Hafen lag, um über diese Insel sichere Nachrichten einzuziehen, und christliche Bücher auf derselben zu verbreiten. Wir fanden in dem Führer dieses Schiffes einen verständigen Mann, der sehr mittheilsam war. Er ist ein Eingeborner der Provinz Bendschermassin auf Borneo, und von ihr sowohl, als von den andern holländischen Niederlassungen auf dieser Insel, Sambos und Pontiana, wußte er uns gründliche Nachrichten zu geben. Die Einwohner der Insel, Dyakken genannt, welche um diese Niederlassungen her, so wie im Innern wohnen, schildert er als ausnehmend zahlreich. Vormals waren sie alle sehr wild, aber der Verkehr mit Ausländern, so wie die Furcht vor denselben und der irdische Gewinn, den sie aus dem Handel mit ihnen ziehen, hat den wilden Sinn mancher derselben gemildert. Dieß gilt hauptsächlich von denen, welche in der Nähe der Niederlassungen wohnen. Er sprach von Tausenden von Chinesen, welche in der Nachbarschaft der zahlreichen Goldminen dieser Insel sich aufhalten; eine Thatsache, die von allen Europäern bestätigt wird, welche diese Gegenden besucht haben.

Am 28. November schiffte ich mich mit meinem Freunde Thomsen ein, um einen Besuch auf der benachbarten Insel Rhio zu machen, wohin uns Kapitain Townsend kostenfrei auf seinem Schiffe mit sich nahm. Eine Windstille hielt uns drei Tage auf dem Wasser, um einen Weg nach dieser Insel zurückzulegen, den man bei gutem Winde in 24 Stunden zu machen pflegt. Hier wollten wir den holländischen Missionar Herrn Wending, der auf dieser Insel wohnt, besuchen, und unter den Malayen und Chinesen daselbst christliche Bücher austheilen. Wir fanden deren ein paar Tausende von jeder Klasse, die zu Rhio und in der

Nachbarschaft sich niedergelassen haben. Missionar Wending bewohnt eine eigene kleine Insel, die nebst andern in der Nachbarschaft vor mehreren Jahren von Seeräubern verheert wurde. Sie war von der holländischen Regierung der niederländischen Missionsgesellschaft unter der Bedingung geschenkt worden, daß ihre Missionarien einen bleibenden Aufenthalt daselbst nehmen sollten. Das Wohnhaus liegt an der höchsten Stelle der Insel, genießt eine bezaubernde Aussicht und kühle Seeluft. Das Inselchen selbst faßt etwa 200 Morgen Ackerlandes in sich. Außer der nächsten Umgebung, die mit hohen Bäumen und den Hütten der Einwohner besetzt ist, erblickt das Auge eine ungeheuere Wasserfläche, die der Horizont begrenzt, in der einen Richtung, und in der andern eine lange Reihe zahlreicher Inseln, die sich hinter einander, tief in das Meer hinein, auflagern, und deren letztes Ende das Auge nicht zu überschauen vermag. Etwa drei Stunden von hier zeigt sich die kleine Stadt Rhio mit ihren wenigen europäischen Gebäuden, und einem befestigten Felsenberge, an dessen einer Seite ein chinesisches und an der andern Seite ein malayisches Dorf angelegt ist, indeß von vorne der Hafen von vielen Schiffen wimmelt.

Auf der Insel befinden sich etwa 30 Malayen, welche Missionar Wending in einer kleinen luftigen Kapelle im Christenthume unterrichtet. Mit Dank gegen Gott kehrten wir nach einem kurzen Aufenthalte nach Singapore zurück, und freuten uns, einen Boten des Heiles hier gefunden zu haben, der das Werk Christi in seinem Umkreise zu befördern sucht.

Januar 18. 1833. Gestern hatte ich den schmerzlichen Beruf, den letzten Todesstunden meines theuer geliebten christlichen Freundes, des hiesigen Kaplans Herrn Robert Burn beizuwohnen. Er war eine Zierde der Kirche Christi gewesen und in ihm standen Ver-

stand und Herz im schönsten Bunde. Seine Einsicht in die göttliche Wahrheit war weit und tief und fruchtbar, und was ihr einen doppelten Reiz mittheilte, das war die Zartheit des Sinnes, und die Demuth des Geistes, die sie in ihm erzeugte. Sein Urtheil war zu gesund, und seine Erfahrungen zu umfassend, als daß er den kleinen Dingen, welche die Kirche Christi auf Erden in Partheyen zerschneiden, einen Werth hätte beilegen können. Auch er hatte seine eigenen Lieblingsansichten, aber er drängte sie Andern nicht auf, und im gewöhnlichen Umgange kamen sie nur selten zum Vorscheine. In wem er das Bild seines Erlösers erblickte, den nannte er mit Freuden seinen Bruder. Die Missionarien jeder Gesellschaft und jedes Landes waren ihm in seinem Hause willkommen, und während er an ihren Arbeiten freudigen Antheil nahm, wußte er auch ihre Beihülfe in seinem Arbeitskreise sich zu Nutze zu machen. Christen von einem so weiten Herzen, wie das seinige war, wie selten sind sie! Und doch wie noth thut ihrer für die Wohlfarth der Kirche, für das Heil der Welt, für die Verherrlichung unseres Erlösers, der Allen Alles ist.

Noch eine eigenthümliche Gabe besaß dieser geliebte Mitbruder, welche nicht nur die Herzen Aller gewann, die ihn kannten, sondern vielleicht mehr als alles andere die edlen Charakterzüge in ihm ausbildete, durch welche sein ganzes Wesen sich auszeichnete. Er war nicht bloß ein Apollos in der Schrifterkenntniß, sondern auch ein Israel im Bethen. Noch ehe ich das Vergnügen hatte, seine Bekanntschaft zu machen, wurde er mir als ein Mann beschrieben, der unter allen Umständen in der Gemüthsverfassung sich befindet, auf seine Kniee vor Gott hinzusinken; und als ich ihn selbst die heiligsten Gefühle seiner Seele vor Gott ausschütten hörte, wie war mir da zu Muthe! Solche Inbrunst und Zuversicht des Geistes, solche Gewalt der Seele, seinem Bundesgotte, der nicht trügen kann, seine Verheißungen ans Herz zu legen, solch ein zartes Ge-

fühl für alle seine Freunde, für seine zerstreuten Brüder in der Welt, für seine verlornen Mitsünder an jedem Orte; solchen Sinn des Geistes habe ich nur bei Wenigen angetroffen.

Aber auch dieser Edle hatte seine Gebrechen. Nach seiner eigenen Selbstschätzung stand er hinter Allen weit zurück; so untauglich war Keiner für seinen Beruf, wie er; Keiner blieb so weit hinter der Erfüllung seiner Pflichten zurück. Er konnte weinen und zittern, wenn er darauf zu sprechen kam; und wünschte seinem Berufe zu entlaufen, den er so schlecht ausfülle, und sich in einer Ecke der Welt zu verbergen. Dieser Sinn war immerhin gut in Hinsicht auf den Einfluß, den er auf sein eigenes Gemüth ausübte, aber er that sichtbar seiner nützlichen Thätigkeit Abbruch. Diese Gemüthsstimmung störte bei ihm nicht selten jene Unabhängigkeit des Urtheils, und jene Festigkeit des Entschlusses, welche für das Leben nicht minder heilsam, als ein starrer Wille demselben schädlich ist. Was er auf seinem Todtenbette sehr beklagte, war die sonderbare Abneigung, die er von Jugend an gegen geselligen Umgang hatte, und mit welcher er allem eigenen Hervortreten zu entfliehen sich bemühte. Solch Mißtrauen gegen sich selbst, mit solchen ausgezeichneten Verstandeskräften verbunden, habe ich noch selten bei einem Menschen angetroffen. Leicht gerieth er in Verlegenheit, wenn er mit jemand sprechen sollte, den er nicht kannte, und beim Predigen hatte er nicht den Muth, einem seiner Zuhörer ins Gesicht zu sehen. Diese Eigenthümlichkeit, so natürlich sie auch war, hemmte doch den weiten Umkreis von Nützlichkeit, der ihm zu Singapore offen stand.

Wir hatten Ursache zu hoffen, daß seine Krankheit nicht zum Tode seyn würde, indem um dieselbe Zeit mancher andere, der an demselben Uebel erkrankte, seine Wiedergenesung fand, und erst nach einem wiederholten Rückfalle wurden unsere Gemüther mit Gewalt zum

Gedanken an seinen Hingang fortgerissen. Ich eilte zu seinem Krankenlager, aber kaum vermochte mich der sterbende Freund einen Augenblick zu erkennen, ohne alsobald wieder in Besinnungslosigkeit zurückzusinken. Es war ein Mitternachtsruf, aber seine Lampe war zugerüstet, sein Gefäß mit dem Oele des Glaubens angefüllt, und er eilte nun auf den ersten Ruf dem Bräutigam entgegen, der seinen Hochzeitssaal vor ihm aufschloß. Nie trat der Gedanke an die Ewigkeit meinem Herzen so nahe, wie an dieser feierlichen Stätte, und wir fühlten, daß es hohen Ernst gilt, dem HErrn im Leben zu dienen, um Ihn sterbend zu umfassen.

Mai 20. Meine Gesundheit war mit des HErrn Hülfe so weit hergestellt, daß ich in den verflossenen Monaten das Predigtamt meines vollendeten Freundes versehen konnte. Schon glaubte ich meine Rückkehr ins Vaterland noch lange verschieben zu dürfen, um auf diesen großen bedürfnißvollen Arbeitsgrenzen unter Christen und Heiden dem Amte, das die Versöhnung predigt, meine Kräfte zu widmen. Von Freunden, Verwandten und Vaterland zu scheiden ist schwer, aber ungleich schwerer ist's, wenn uns körperliche Schwäche nöthigt, die Heidenwelt wieder zu verlassen, in welcher Millionen unsterblicher Menschenseelen ohne Gott und ohne Hoffnung umher irren, nachdem wir mit der Zubereitung zn diesem Beruf manche Jahre voll Anstrengung zugebracht haben. Aber dieses schmerzliche Loos war mir beschieden, und meine Kräfte nahmen so zusehends ab, daß mir kein anderer Weg übrig blieb, als auf einer Seereise nach England unter Gottes Beistand meine Wiedergenesung zu suchen. Am 25. Mai 1833 ging ich daher zu Schiffe, und geraume Zeit segelten wir an der Küste der Insel Borneo hin, die wir fast eine Woche lang im Auge hatten.

Siebentes Kapitel.

Borneo. Ausländische Ansiedler daselbst. Die Eingebornen dieser Insel. Ihre sittliche Herabwürdigung und Grausamkeit. Wilde Kriegslust derselben. Ihre Religionsvorstellung. Thierischer Zustand der nördlichen Stämme. Borneo als Missionsboden. Holländische Station.

Borneo ist eine der größesten Inseln des Weltmeeres; sie hat einen weitern Umfang als irgend ein Königreich in Europa, und obgleich gegenwärtig noch die finstere Räuberhöhle wilder Thiere und wilder Menschen, besitzt sie doch mit ihrem fruchtbaren Boden, mit ihrem Klima und ihrer geographischen Lage eine Summe von Vorzügen, durch welche sie den ausgezeichnetsten Stellen des östlichen Asiens beigezählt zu werden verdient. Diese Insel wurde kürzlich in einer interessanten, zu Singapore im Druck erschienenen Schrift von Herrn J. Dalton beschrieben, welcher bei 300 Stunden weit im Innern dieser Insel umher reiste, die Provinzen Bagoddan, Passier und Coti auf ihren östlichen Ufern besuchte, und ihren Boden als ein Land bezeichnet, der in Hinsicht auf Fruchtbarkeit und Klima den vorzüglichsten Theilen Asiens angehört. Herr Dalton hatte früher viele der schönsten Theile Indiens besucht, und war eben darum um so mehr im Stande, den wahren Gehalt dieser mächtigen Insel richtig anzuschlagen.

Die Küste derselben befindet sich in ihrem ganzen Umfange in den Händen ausländischer Ansiedler, die sich in frühern Zeiten hier niedergelassen haben. Bugisen, Malayen, Chinesen und Kambotscher, alle haben auf ihrem Boden festen Fuß gefaßt. Die Holländer sind das einzige europäische Volk, das einige seiner Niederlassungen dort bewahrt hat. Das ganze Innere, von der Nachbarschaft der nördlichsten Spitzen von Salatin bis nach Sulu im Süden, und von der Nähe von Pontiana

im Westen bis nach Coti im Osten, befindet sich im Besitz der Dyakken, dieser Ureinwohner der Insel. Durch den Verkehr mit civilisirten Fremdlingen unterscheiden sich in Gemüthlichkeit und Sitten die Eingebornen, welche in der Nachbarschaft der Küsten leben, wesentlich von denjenigen, welche das Innere dieser Insel bewohnen. Erstere werden als ein Menschenschlag geschildert, der mild und umgänglich ist, und dabei so dumm und feige, daß sie sich ohne Widerstand jede Beleidigung gefallen lassen. Sie sind muhamedanischen Häuptlingen unterworfen, welche sich an den Ufern der Flüsse festgesetzt haben, und alles thun, um ihr Ansehen zu vergrößern. Indeß sind die Unterthanen dieser Sultane bis jetzt zum muhamedanischen Glauben noch nicht bekehrt worden. Die Bevölkerung im Innern ist in zahllose Stämme getheilt, welche entweder einzeln und unabhängig von andern ihr wildes Wesen treiben, oder zu Schutzbündnissen sich wechselseitig vereinigen. Die kleinern Flüsse der Insel befinden sich gewöhnlich im Besitze eines besondern Stammes, indeß die Ufer der größeren Ströme von mehrern Stämmen besetzt sind. Sämmtliche Stämme sollen einander in Volkssitte, Gewohnheit und äußerm Aussehen sehr ähnlich seyn, obgleich sie sich alle von den Bewohnern der Nachbarinseln wesentlich unterscheiden. In Hinsicht auf körperliche Schönheit, Kraft und Behendigkeit der Muskeln, so wie eines ungezähmtem Muthes und trotziger Beharrlichkeit nehmen die Einwohner der Insel Borneo eine der ersten Stellen unter ihren Mitgeschöpfen ein. In Hinsicht auf den gegenwärtigen Zustand der Dyakken dürfte es schwer, ja wohl unmöglich seyn, auf der ganzen Weltkarte ein Volk zu finden, das ihm an sittlicher Verworfenheit und roher Barbarei gleich käme. Sie übertreffen darin die amerikanischen Indianer, die Karaiben und Neuseeländer. Der Krieg ist ihr einziger Lebensberuf, das Morden ihre Herzenslust, und die Siegeszeichen ihrer Grausamkeit sind ihre stolzeste Aus-

zeichnung. Nichts ist zu kühn, das sie nicht wagten, und nichts zu gering, auf das sich nicht ihre blutdürstige Grausamkeit erstreckte. Alle Menschen, die ihrem Bunde nicht angehören, werden als Feinde betrachtet, deren Köpfe man um jeden Preis in Besitz bekommen muß. Die wilde Weise, in welcher sie ihre kriegerischen Jagdzüge nach Menschenschädeln treiben, ist über alle Beschreibung fürchterlich. Einzelne Hütten, unbewehrte Dörfer, ruhige Fischer, unglückliche Fremdlinge, Alte und Junge beiderlei Geschlechtes — sie alle sind ihre Beute. Die Männer und die alten Weiber werden unausbleiblich geschlachtet, und die Mädchen und Kinder zu ihren Sclaven gemacht. Auf einem Raubzuge eines ihrer mächtigsten Häuptlinge, Selgir genannt, brachte dieser 700 Menschenschädel im Triumph zurück. Ein Krieger, welcher im Besitze vieler Menschenschädel sich befindet, gewinnt dadurch eine solche Wichtigkeit, daß er stolz an der Seite seines Rajah sich niedersetzt, während diejenige, denen diese Siegeszeichen ermangeln, froh seyn müssen, wenn sie sich vor seinen Augen in einen Winkel verkriechen können. Blutige Menschenschädel sind die Kleinodien, welche jede Festlichkeit des Volkes zieren; man bringt sie zur Feier des Geburtstages eines Dyakken, oder am Tage seiner ehlichen Verbindung unter Jubelgesang herbei, und sie sind das Mittel, seine Krankheiten zu mildern, und seinen Geist nach dem Tode zu besänftigen. Der Ehebund wird immer vor dem Könige geschlossen, welcher den jungen Mann und den Vater des Mädchens zu sich herbeiruft. Kann letzterer zehn Schädel vorweisen, so muß der erstere fünf derselben herbeibringen, und ist der junge Mann nicht im Stande, die geforderte Anzahl zu liefern, so nimmt er ein paar Freunde zu sich und läuft hinaus aufs Feld, um die noch mangelnden zu suchen; und bleibende Schmach würde ihn treffen, sollte es ihm nicht gelungen seyn, im Menschenblut sich gebadet zu haben. Jeder herbeigebrachte Kopf wird jetzt genau

untersucht, und nur frische Schlachtopfer werden angenommen. Bei dem Tode eines Häuptlings muß das tiefe Loch, in das sein Leichnam verscharrt wird, mit frischen Menschenköpfen ausgemauert werden, als der köstlichsten Opfergabe, welche dem Verstorbenen gebracht werden kann. Kein Krieger darf es wagen, seinen Beileidsbesuch bei der Familie des Verstorbenen zu machen, ohne bei dieser Veranlassung wenigstens einen Menschenkopf mit sich zu bringen. Alle Arten von Krankheit werden dem Einflusse böser Geister zugeschrieben, welche nichts so sehr befriedigen kann, als ein Opfer von Menschenschädeln.

Welche fürchterliche Verheerungen muß nicht eine solche allgemein herrschende Sitte über diese große Insel verbreiten! Welche Haufen von Schlachtopfern werden nicht jedes Jahr erfordert, um ihre blutigen Festlichkeiten zu schmücken! Was vermag den schnellen und gänzlichen Untergang dieser unglücklichen Volksstämme zu hemmen, wenn die Christenliebe noch länger über ihrem Jammerrufe hinschlummert! Es ist schwer zu sagen, welche Religionsbegriffe unter den Dyakken statt finden. Von Todesfurcht zeigt sich unter ihnen nicht die geringste Spur. Nur fürchten sie nichts so sehr, als ihre Köpfe zu verlieren, und diesen Verlust scheuen sie mehr, als die meisten Einwohner christlicher Länder ein Bedenken tragen, ihre Seelen einzubüßen. Dennoch finden sich in ihren verfinsterten Gemüthern einige matte Ahnungen eines Lebens nach dem Tode; dieß sieht man besonders bei ihren Begräbnißceremonien, welche auf den Glauben gegründet sind, daß der Menschengeist auch nach dem Tode des Körpers noch fortdauere. Daß sie von einer Wiedervergeltung ihrer Handlungen im gegenwärtigen Leben keine Vorstellung haben, läßt sich aus der roh thierischen Weise schließen, in welcher sie ihr Leben hinbringen, und wobei kein Unterschied zwischen gut und böse zum Vorschein kommt. Die Religion Muhameds hat sich zwar seit langer Zeit an ihren

Landesgrenzen festgesetzt, aber obgleich es ihr gelang, die Stämme der benachbarten Inseln in ihre Netze zu ziehen, so war sie doch bis jetzt nicht im Stande den trotzigen Sinn der Dyakken zu beugen.

Einige ältere Reisebeschreiber haben behauptet, daß die Sprache dieser Insulaner viele Wörter in sich faße, welche sie mit der malayischen und der Sanscrit-Sprache gemein haben. Sie scheinen keine Buchstabenschrift zu besitzen, und Herr Dalton fand nur drey Männer auf der Insel, welche schreiben konnten, und die Bugissprache gelernt hatten; und deßhalb von ihren Landsleuten als Wundermänner angestaunt wurden. Die Eingebornen, welche das Innere der Insel und die nördlichen Theile derselben bewohnen, werden als Stämme beschrieben, welche nakt und wild in den Wäldern umherstreifen, weder in Hütten wohnen, noch das Feld bauen, und nicht einmal unter einander Verkehr treiben. Diese elenden Geschöpfe werden von den mehr civilisirten Dyakken zur Belustigung auf der Jagd weggeschossen. Auch ihre kleinen Kinder, welche die Mütter an den Aesten der Bäume, mit Gras umwunden, aufhängen, sind gleich den Affen Gegenstände des Jägers. Die nördliche und nordwestliche Küste dieser Insel ist selten, wenn je noch von Europäern besucht worden. Die Bugisen und andere seefahrende Völker behaupten, sie sey bei weitem der fruchtbarste Theil der Insel, und fasse eine dichte Bevölkerung in sich, welche mit dem Lande Kambotscha und den benachbarten Inseln ausgedehnten Handel treibt. Die kambotscher Sprache wird mehr als jede andere auf der Küste gesprochen. Bei Pontiana befindet sich eine große Anzahl von Chinesen, welche in den dortigen Goldminen arbeiten, und für einen christlichen Missionar zugänglich sind. Herr Medhurst besuchte sie vor einigen Jahren, und machte eine bemerkenswerthe Beschreibung seiner Wanderungen unter denselben bekannt. (Siehe Missionsmagazin Jahrgang 1830, Seite 177 u. f.)

Die

Die Insel Borneo kann als Missionsboden unverweilt in Besitz genommen werden. Wir sind bis jetzt noch zu unbekannt mit der Lage der Dinge daselbst, als daß wir es wagen könnten, das Vortheilhafte derselben für christliche Unternehmungen genauer zu bezeichnen. Ohne Zweifel werden sich dort große Hindernisse dem Anfang des Missionswerks entgegen stellen, und viel Selbstverläugnung und Beharrlichkeit werden zu seiner Fortsetzung erfordert werden. Indeß gibt es immer einzelne Stellen auf der Insel, wo die Missionarien Schutz finden dürften, und von denen aus sie allmählig ihre Wanderungen in das Innere der Insel unternehmen könnten, bis diese in ihrer Länge und Breite für die Predigt des Evangeliums aufgeschlossen seyn würde. Die Propaganda zu Rom wurde von einem Sohn dieser Kirche, der vormals auf dieser Insel wohnte, um einen solchen Versuch angegangen; allein der Pabst versäumte die dargebotene Gelegenheit. Missionar Abeel traf den gegenwärtigen Residenten von Pontiana zu Batavia an. Dieser versicherte, die heidnischen Einwohner in der Nähe dieser Niederlassung seyen der Tyrannei ihrer muhamedanischen Gebieter von Herzen müde, und würden gerne ihr Götzenthum gegen den Christenglauben umtauschen, wenn sie auf diesem Wege ihrer Gebieter los werden könnten. Die Bevölkerung der Dyakten in den Umgebungen dieser Kolonie soll sich auf 200,000 — 300,000 Seelen belaufen, unter denen noch etwa 30,000 Chinesen und viele Malayen sich aufhalten. Dieser Mann schien sehr zu wünschen, daß Missionarien nach dieser Insel gesendet werden möchten, und würde sie ohne Zweifel in ihrem Beginnen unterstützen. Hier könnte nun die erste Mission gepflanzt werden. Die Niederlassungen von Sambas auf der Westküste und Bendscharmassin im Süden der Insel, beide im Besitze der Holländer, dürften wahrscheinlich gleichfalls zugängliche und einladende Stellen seyn.

Nach dem Berichte des Herrn Daltons sind die Eingebornen im Innern begierig, einen Verkehr mit den Europäern anzuknüpfen. Selgir, der mächtigste Häuptling im südöstlichsten Theile dieser Insel versicherte, daß er die Sitte des Kopfabschneidens aufgeben, und in allen Stücken den Europäern sich unterwerfen würde, wenn er die Vortheile ihres Handels genießen dürfte. Wohl dürfte die Anknüpfung eines Handelsverkehres mit den Eingebornen nicht unausführbar und unvortheilhaft seyn, indem sie die reichen Erzeugnisse ihres Bodens gegen die überfließenden Manufacturwaaren der Europäer gerne austauschen würden. Es ist dabei nicht zu verbergen, daß die Haufen der Seeräuber, welche einzelne Theile der Küste und die Mündungen einiger Flüsse verheeren, zahlreich und verwegen sind. Raub ist ihr einziges Ziel, Gewalt ihr einziges Gesetz, und Zerstörung ihre einzige Freude; aber sie beschränken ihre Raubzüge hauptsächlich auf die südöstlichen und östlichen Küsten der Insel, und es wäre nicht nöthig, ihren Distrikten mit Schiffen nahe zu kommen, die sie nur zum Angriffe zwingen würden. Zwischen verschiedenen Theilen der Küste und Singapore findet ein beständiger Handelsverkehr statt, und der Missionar, welcher an letztgenannter Stelle wohnt, besucht häufig die Handelsschiffe dieser Insulaner, und versieht sie mit christlichen Büchern. Hier ist nun eine zweite Pforte, durch welche die Erkenntniß des Evangeliums nicht nur vermittelst der Traktate, sondern auch durch den Besuch eines christlichen Lehrers auf diesen Küsten eingeführt werden könnte.

Es ist bereits bekannt, das die rheinische Missionsgesellschaft im verflossenen Jahre den Beschluß gefaßt hat, zwei ihrer Missionarien nach der Insel Borneo zu senden, um unter den wilden Dyakken daselbst einen Missionsversuch im Namen des HErrn zu wagen.

Diese beiden Brüder haben sich im August 1834 zu Amsterdam eingeschifft, um ihre Reise nach Batavia anzutreten. Möge sie der Engel des HErrn nach Borneo begleiten, und ihnen viele Weisheit, Glaubensmuth und Beharrlichkeit verleihen, daß sie am bösen Tage wackern Widerstand thun, und das Feld behalten mögen.

Achtes Kapitel.

Insel Celebes. Sprachen der Eingebornen. Religionsweise derselben. Die Provinz Mandhaar auf der Westküste der Insel. Lebensweise der Einwohner. Die Hauptstelle Mamudschu. Seeräuber. Niederlassung der beiden holländischen Missionarien Reidel und Schwarz auf dieser Insel. Insel Sulu. Insel Mendano. Palawan. Die Philippinen Gruppe.

Celebes, unweit Borneo in östlicher Richtung gelegen, ist eine andere Insel von großem Umfange und hoher Wichtigkeit, welche mit Tausenden verfinsterter und wilder Heiden angefüllt ist. Sie hat sich durch den kriegerischen Geist ihrer Einwohner, durch die Handelsunternehmungen derselben, so wie durch ihre seeräuberische Grausamkeiten einen Namen in jenen Gewässern gemacht. Die bekanntesten Völker, welche sie bewohnen sind die Bugisen, so wie die Makassar oder Mengasar-Stämme. Diese reden verschiedene Sprachen, oder vielmehr verschiedene Mundarten derselben Sprache, und besitzen die gleiche Buchstabenschrift. Die Sprache von Goa oder Makassar ist ausnehmend reich und leicht zu erlernen, aber nicht so wortreich wie die Sprache der Bugisen. Letztere haben eine große Anzahl ausländischer Wörter in ihr Wörterbuch aufgenommen. In beiden Sprachen sind mancherlei Schriftwerke vor-

handen. Diese bestehen hauptsächlich in Geschichten, welche seit der Einführung des Muhamedanismus im Anfange des 16ten Jahrhunderts auf dieser Insel verfaßt wurden, in Ueberlieferungen aus älteren Zeiten, in Romanzen und anderen Liedern, welche die Liebe, den Krieg und die Jagd besingen. Diese Insulaner besitzen eine Umschreibung des Korans, und mehrere andere, wahrscheinlich aus dem Javanesischen und Arabischen in ihre Sprache übersetzten Werke, so wie jeder einzelne Staat dieser Insel seine Geschichtsschreiber besitzt, welche die öffentlichen Begebenheiten ihrer Zeit erzählen.

An Geisteskräften und erworbenen Kenntnissen thun es diese Insulaner den Malayen und andern benachbarten Völkerstämmen weit zuvor. Hier finden sich nun Vortheile der Missionsarbeiten, welche unter ähnlichen wilden Völkern selten angetroffen werden. Diese Insulaner haben ihren Handelsverkehr von den westlichen Ufern Siams bis zu der Ostküste von Neuholland ausgedehnt. Die Araber ausgenommen, sind sie die einzigen bedeutenden Geschäftsmänner auf diesem ganzen Inselmeere. Sie haben den Ruf der Ehrlichkeit im Handel, sind aber dabei höchst gefährliche Seeräuber, welche überall den Handelsschiffen, besonders ihrer schwächern Nachbarn, der Malayen, aufspähen, die sie für ihre Untergebene halten. Die muhamedanische Religion ist in den südwestlichen Theilen der Insel die herrschende, aber die nördlichen und mittlern Theile derselben werden meist von heidnischen Stämmen oder von solchen bewohnt, unter welchen kaum eine Spur von Religion angetroffen wird. Die Einwohner, welche das Innere der Insel bewohnen, sind den Dyakken auf Borneo in körperlichem Aussehn und Volkssitte vollkommen ähnlich, und auch unter dem gleichen Namen bekannt; nur die Holländer nennen sie Alforen. Obgleich ihre Sprache von der Bornesischen verschieden

ist, so theilen sie doch die gleiche Vorliebe zum Kopf-
abhauen mit den wilden Dyakken Borneos.

Mandhaar auf der Westküste von Celebes wurde
von Herrn Dalton besucht. Die Gebirge der Insel
sind ungeheuer hoch, und können auf eine Entfernung
von mehr als 40 Stunden im Meer gesehen werden.
Auf eine Länge von 5 Stunden am Seeufer hin sind
die Wohnungen der Eingebornen an einander gebaut.
Das Volk ist im allgemeinen in hohem Grade dürftig
und lebt gering, und alle Vorräthe von Reis, die sie
gebrauchen, müssen aus einer Entfernung von 100 —
200 Stunden herbeigeführt werden. Auf diese Weise
können nur die Reichen diesen Luxusartikel sich anschaf-
fen. Das übrige Volk lebt meist von Sago, von ge-
ringer Art, der in großem Ueberfluß auf der Insel
wächst, und den Eingebornen keine andere Mühe als
die des Einsammelns macht. Auch Kokusnüsse vom
lieblichsten Geschmack sind im Ueberflusse vorhanden,
und auf eine Strecke von 30 Stunden hin ist die Küste
mit Kokusbäumen geziert, die sich an manchen Stellen
bis zum Fuß des Gebirges ausdehnen. Diese Nüsse
machen einen Hauptartikel im Handel aus, und werden
meist nach der gegenüber liegenden Ostküste von Borneo
geführt, wo der Kokusnußbaum weniger gut fortkommt.

Eine Hauptnahrung der Einwohner besteht in Au-
stern, die sie beim Abzug der Fluth in großer Menge
fangen. Die Ufer sind sandig, und das Meer tritt bei-
nahe eine Meile weit zurück, in welcher Zeit die ganze
Bevölkerung auf den Beinen ist, und Schritt für Schritt
dem Wasser nachläuft, um die ausgeworfenen Austern
und andere Seefische in Empfang zu nehmen. Kommt
die Fluth wieder, so machen sie sich in ihre kleine Ka-
noes, und rudern ihren Wohnungen zu. Fische, die in
Netzen gefangen werden, sind blos die Nahrung der
Vermöglichern, denn obgleich sehr wohlfeil, sind sie
doch theuer genug für die, welche kein Geld auszugeben

haben. Taback und Salz sind die einzigen Artikel, welche das gemeine Volk kaufen muß, und um für diese bezahlen zu können, sind Weiber und Kinder den Tag über mit allerlei Handarbeiten beschäftigt. Der Rajah mit seiner Familie und allen andern, welche das erforderliche Geld auftreiben können, verrauchen große Vorräthe von Opium, und befinden sich unaufhörlich in einem Zustande der Betäubung, der sie für die Fremdlinge unzugänglich macht. Für diesen Luxusartikel, so wie für Flinten und Pulver geben sie ihren Goldstaub her, den einzelne in großer Menge besitzen.

Mamudschu, ein Hauptdorf im Distrikte Mandhaar, ist der Wohnsitz von etwa 40 Rajah's, deren jeder einen besondern Distrikt im Innern der Insel beherrscht, indeß sie vorziehen, auf der Küste bei einander zu leben. Ihre Distrikte erzeugen Gold, dessen Gewinn für ihre Bedürfnisse zureicht. Manche von ihnen scheinen einen großen Vorrath dieses Metalles zu besitzen, und obgleich sie bei allen andern Ausgaben mit dem Golde karg thun, so bringen sie doch bereitwillig ihre Schätze herbei, sobald es darum zu thun ist, die Mittel zum Kriegführen und zur Seeräuberei zu bezahlen, und Opium genug anzuschaffen, um sich im beständigen Rausche zu erhalten.

Vom Cap Mandhaar an bis nach Kyle hinauf treiben etwa 50 Rajah's ihr Wesen, von denen jeder zwischen 10 — 100 Proas (Raubboote) auf der See hat, die mit Schießpulver wohl versehen sind. Reiche Vorräthe dieses Artikels, der sehr gesucht ist, werden von der Insel Java her eingeschmuggelt, oder von amerikanischen Schiffen gekauft. Wie schlecht auch immer noch die Waffenrüstung dieser Seeräuber ist, so richten sie doch bisweilen mit ihren zahlreichen Haufen große Verheerungen an. Zwei holländische Schiffe wurden im Jahr 1828 von ihnen genommen, und jede lebendige Seele grausam ermordet. Die Bewohner von Kyle sind auf diesen Gewässern ein Sprichwort der Abscheulichkeit

geworden. Der Rajah dieser Stelle hat in den letzten 20 Jahren seine Räubereien über dieses ganze Inselmeer hin ausgedehnt, und auch viele Europäer zu Gefangenen gemacht, von denen manche, wie man vermuthen darf, jetzt noch auf der Insel Borneo als Sklaven ihr Leben verschmachten.

Die südliche Spitze dieser Insel, Makassar ausgenommen, ist noch kein Theil von Celebes von Europäern in Besitz genommen worden. In der Provinz Boni, welche früher die Holländer hatten, besitzen sie keinen Schuh breit mehr. Wagu oder Watschu ist noch weniger bekannt, und jeder andere Theil dieser großen Insel ist gänzlich unbekanntes Land, das noch von keinem Europäer gesehen wurde. Herr Dalton traf auf seinem Wege einen holländischen Offizier, welcher, vielleicht die einzige Ausnahme von dieser Bemerkung macht. Dieser drang tief in das Innere der Insel ein, und rühmte die Verständigkeit und Gastfreundschaft einer der eingebornen Königinnen, deren Distrikt er besuchte.

Die nördlichen Distrikte von Celebes werden von einer Anzahl Stämme bewohnt, welche nie zum Muhamedanismus bekehrt wurden, und auch dem heidnischen Aberglauben nicht ergeben zu seyn scheinen. Sie haben viel Vorliebe zu den Holländern, und erkennen diese als ihre Herren. Schon früher scheinen sie die Aufmerksamkeit der Christen in Holland auf sich gezogen zu haben, und ihnen wurde ein christlicher Lehrer zugesendet, welcher Schaaren der Eingebornen taufte, und Schulen unter ihnen aufrichtete. Indeß wurde dieses hoffnungsreiche Gefilde nur sparsam mit christlichen Bildungsmitteln versehen; und während der Verheerungen der französischen Revolution, nebst so manchen andern Gegenständen der Christenliebe, von den Kirchen im Vaterlande gänzlich vergessen. Als in der neuern Zeit ein Missionar der niederländischen Gesellschaft wieder auf diesen Ufern ankam, so drückten die Häuptlinge der Eingebornen, so wie die Nachkömmlinge der frühern

Christen großes Verlangen aus, daß wieder Schulen in ihren Gauen aufgerichtet werden möchten. Ihre Vorliebe zum Christenthum war so groß, daß innerhalb weniger Jahre mehr als 600 Eingeborne der Kirche einverleibt wurden. Einige der Rajahs boten sich selbst als Lehrer ihres Volkes an. Im Jahr 1820, wurde ein Zögling der Basler Missionsschule, Daniel Müller, von der holländischen Missionsgesellschaft nach der Niederlassung Manado im Norden von Celebes gesendet, welcher mehrere Jahre im Segen unter den Eingebornen arbeitete, bis ihn Gott im Jahr 1826 in die Ewigkeit hinüber rief. Im Jahr 1831 kamen zwei andere Missionarien dieser Gesellschaft, Reidel und Schwarz auf dieser Insel an, und suchten sich passende Arbeitsstellen auf derselben auf. Missionar Reidel ließ sich zu Tontano und Schwarz zu Longowan nieder. Diese beiden Brüder erfreuen sich ermunternder Aussichten für den Segen ihrer Arbeit. Die Schulen, in den Umgebungen von Manado sind zahlreich, und nehmen zu. Die Gemeinde Christi gedeiht, und der HErr segnet sichtbar die Arbeiten seiner Knechte. In einem ihrer neuen Berichte wird gesagt: „Die holländische Regierung hat die Missionarien in der Fortsetzung ihres Werkes kräftig unterstützt. Es findet sich in den äußerlichen Umständen der Eingebornen eine Anregung zum Bessern, welche die Fortschritte des lautern Evangeliums allenthalben zu begleiten pflegt. Wir dürfen hoffen, bald von großen Dingen zu hören, welche der Erlöser für diese armen Insulaner gethan hat."

Weiter nördlich liegt die Insel Sulu, umgeben von einer Inselgruppe, die unter dem gleichem Namen bekannt ist. Obgleich im Umfang bedeutend geringer, wird doch Sulu vom Seefahrer Dambier als eine der interessantesten Inseln in diesem Theile der Welt dargestellt. Diese Insel zeichnet sich ganz besonders durch eine kostbare Perlenfischerei aus, so wie sie auch in Wachs, Gold, Vogelnestern und andern Handelsartikeln

eine reiche Ausbeute liefert. Ueber die Zahl und den Charakter ihrer Bewohner sind die Angaben der Reisebeschreiber verschieden. Alle stimmen indeß über die Macht des Sultans überein, dessen Gewalt sich über die benachbarten Inseln und einen Theil der Seeküste Borneo's erstreckt. Einige behaupten, er sey im Besitze einer zahlreichen Flotte und einer Armee von 50,000 Kriegern, welche der gemeinschaftliche Haß gegen den Christennamen zusammen halte. Die Spanier machten zwei, anfangs glückliche Versuche, diese Insel unter ihre Gewalt zu bringen, wurden aber zurückgetrieben. Bei einem dritten Angriff nahmen sie zwar Besitz von der Insel, mußten dieselbe aber bald wieder verlassen. Die spätern Versuche derselben fielen unglücklich aus, und wurden von ihren muhamedanischen Nachbarn mit furchtbaren Angriffen vergolten, durch welche sie drei Jahre lang die spanischen Besitzungen verwüsteten.

Etwas nordöstlich von Sulu liegt die Insel Mindanao, Magindanao unserer Charten, die einen bedeutenden Umfang hat. Die Spanier versuchten zur Zeit ihrer höchsten Blüthe die Unterjochung dieser und der benachbarten Inseln, wurden aber bald genöthigt, ihre theuer erworbenen Eroberungen wieder aufzugeben. Indeß gelang es ihnen später, im südwestlichen Theile dieser Insel festen Fuß zu fassen, wo sie noch eine kleine Niederlassung haben. Die Insel soll mit einem arbeitsamen Menschenschlage dicht bevölkert seyn, und an den Ufern sollen sich viele Einwanderer, von Kambotscha her, hier angesiedelt haben. Herr Dalton wurde versichert, daß von Chochin-China und den Mündungen des Kambotschaflusses her, mehr den 100 Proas nach Mindanao gesegelt seyen, welche Hunderte von Auswanderern herüber gebracht hatten. Die Einwohner reden eine eigene Sprache, ob sie gleich das Malayische verstehen, und ihre Religion ist der Islamismus.

Im Westen liegt die Insel Palawan, welche gleichfalls eine dichte Bevölkerung in sich fassen soll.

Große Haufen von Auswanderern kommen jedes Jahr auf ihren Ufern an, die, wenn sie keinen Raum finden, sich über andere Inseln hin verbreiten. Die zahlreichen Völkerstämme, welche die Inseln dieser Gewässer bewohnen, warten heute noch auf die menschenfreundliche Handreichung derer, welche den Welthandel in unsern Tagen in den Händen haben, und von denen wohl manche das wichtige Pfund, das der HErr ihnen anvertraut hat, nicht im Schweißtuche begraben werden.

Die beiden letztgenannten Inseln gehören schon der mächtigen Inselgruppe der Philippinen an, die sich von Magindanao im Süden und Palawan im Westen, bis zu den Bataninseln im Norden und den Marianen im Osten, ausdehnen. Sie gehören größtentheils der spanischen Regierung an, und sind in 28 Provinzen abgetheilt, von deren größerem Theile bis jetzt noch keine gedruckten Nachrichten erschienen sind. Diese zahlreichen Inseln fassen eine Bevölkerung von 3½ Million Seelen in sich. Diese bewohnen meist die Küsten und Buchten des Meeres, oder die Ufer der Flüsse, indeß das Innere der größeren Inseln noch ein ewiger Wald bedeckt. In den Tiefen dieser Urwälder sollen immer noch zerstreute Ureinwohner hausen, die letzten Ueberbleibsel von Stämmen, welche die malayischen Eroberer aus ihrem Besitze verjagt haben.

Nach einer Schilderung, welche kürzlich in einer zu Calcutta bekannt gemachten Schrift erschien, sind die Philippineninseln an Fruchtbarkeit des Bodens, an innerem Reichthum der Natur, so wie in Hinsicht auf ihre Gesundheit und ihre geographische Lage, die herrlichsten Gefilde, die es auf der Erde gibt. Auf ihnen hat die Natur den unbegrenzten Reichthum ihrer Gaben ausgegossen, die in tropischer Schönheit prangen. Die hohen Gebirgsketten, die fruchtbaren Bergthäler, der Reichthum an Flüssen und Seen, die Pracht majestätischer Vulkane, die aus ihren ewigen Wäldern ihre Rauchsäulen hoch emporheben, verbreiten eine Ma-

jestät über das Bild dieser Inseln, wie sie nur die Schöpferkraft Gottes zu zeichnen vermag. Reis, Zucker, Kaffee, Kakao, Hanf, Tabak, Baumwolle, alle Arten herrlicher Baumfrüchte, gehören zu den Erzeugnissen, welche diese Inseln im Ueberflusse liefern.

Unter den zahlreichen Bewohnern dieser Inselgruppe befinden sich nur ein paar Hunderte Europäer; die Uebrigen sind Neger, Malayen, Mestizen und Kreolen. Die Neger sind ohne Zweifel die ursprünglichen Besitzer dieser Ländergebiete. Sie sind klein im Körperbau, wollhaarig, von aufgeworfenen Lippen und schwarzer Farbe, leben in niedrigen Hütten von Schilfrohr, pflanzen Reis, Mais und Erdäpfel, und kommen von ihren Bergdörfern in die Ebenen herab, um Wachs, Wildpret, und andere Walderzeugnisse gegen andere Artikel auszutauschen. Sie theilen sich in verschiedene Stämme ab, die sich auch durch verschiedene Mundarten von einander unterscheiden. Sie sind meist nackte Landläufer ohne Heimath und ohne Religion, welche auf den Felsen und Bäumen ihre Nächtherberge aufsuchen, den Hunger mit Wurzeln und wilden Früchten stillen, und gleich den Thieren des Waldes im Schmutz ihr Leben träge dahinziehen.

Die Malayen oder Indianer, wie die Spanier sie nennen, scheinen zu verschiedenen Zeiten von den Inseln Borneo und Celebes her, hieher eingewandert zu seyn. Sie werden als ein kräftiger, lebenslustiger Schlag von Menschen geschildert, welche jeder freundlichen Behandlung sich gerne hingeben, den Putz lieben, und sich mit Jagd und Feldarbeit beschäftigen. Diese Indianer legen viel Verständigkeit und Gewerbsamkeit zu Tage. Sie besitzen ein scharfes Ohr, einen guten Geschmack für Musik und Malerei, haben überhaupt von Natur viele Geistesanlagen, welche indeß beim gänzlichen Mangel an Unterricht unangebaut liegen.

Die Mestizen, oder Nachkömmlinge von Spaniern und indischen Frauen, sind auch hier wie überall, ein

tief versunkenes Geschlecht, indem sie die Laster ihrer beiderseitigen Abstammung in sich vereinigen, ohne die Tugenden derselben geerbt zu haben. Ein Hauptzug ihres Charakters ist Eitelkeit, Gewerbfleiß und Gewandtheit im Verkehr. Der Mammon ist ihr Gott, und um diesen zu gewinnen, nehmen sie alle Gestalten an, versprechen und betrügen, schmeicheln und hinterlisten, wenn sie nur ihren Zweck erreichen können. Haben sie nun ein Vermögen erworben, so verprassen sie dasselbe mit Prozessen, Schmausereien, Spiel, Tanz und Feuerwerk. Zu stolz sich für Indianer zu halten, äffen sie die Sitten der Spanier nach, verachten andere, und werden wieder verachtet.

Die chinesischen Einwöhner bewahren auch hier, wie allenthalben ihren Volkscharakter, sind thätig im Geschäft, und wissen sich durch Biegsamkeit ihren Weg durchs Leben zu bahnen. Ihr festes Zusammenhalten, so wie ihre Theilnahme an großen und einträglichen Unternehmungen, haben immer denselben den Haß und Neid der Indianer zugezogen. Auf die Klagen der Letztern wurden sie stets von der Regierung hart behandelt, obgleich sie dem Lande wichtige Dienste geleistet haben. Nur wenige von ihnen besitzen ein bedeutendes Vermögen, obschon der Handel des Landes größtentheils durch ihre Hände geht. Sie erkaufen sich die Genehmigung der Niederlassung, nehmen die Taufe an, werden Katholiken, verheirathen sich mit andern Stämmen, und haben sie nun ein kleines Vermögen erworben, so lassen sie Familie und Religion ohne Schmerz im Lande zurück, und wandern nach Hause. Ihre Anzahl mag in etwa 20,000 Köpfen bestehen. Der Haß der Eingebornen gegen die Chinesen erreicht nicht selten eine solche Höhe, daß Schaaren von ihnen grausam niedergemetzelt, und die übrigen aus dem Lande hinausgejagt werden.

Daß der Boden dieser herrlichen Inseln bis auf diesen Tag noch fast durchgängig einer Wildniß gleicht,

davon liegt die Ursache nicht sowohl in der Trägheit der Spanier und Indianer, als vielmehr in dem Umstande, daß auf ihnen keine Sicherheit des Eigenthums zu finden ist. Hat der Indianer ein paar Thaler zusammengebracht, um einen Ochsen zu kaufen, so darf dieß nicht bekannt werden, wenn er ihm nicht in der nächsten Nacht weggestohlen werden soll. Klagt er darüber, und wird der Dieb bestraft, so bricht dieser in einer der folgenden Nächte mit gedoppelter Wuth in seine Hütte ein, und richtet ihn gänzlich zu Grunde.

Seit mehreren Jahrhunderten hat die römische Kirche ihren Glauben über diese Inseln hin verbreitet, und die Bewohner derselben sind eifersüchtige Katholiken geworden. Die öffentlichen Gottesdienste werden von beinahe 1000 Geistlichen bedient, unter denen die spanischen Kleriker die obersten Stellen bekleiden. An der Spitze dieser indischen Landeskirche steht ein Erzbischoff, welchen drei Weihbischöffe und 250 spanische Geistliche mit etwa 800 eingebornen Priestern umlagern. Der Einfluß dieser Priesterschaft auf das Volk ist unbeschränkt. Sie halten die Gemüther der Eingebornen in gänzlicher Unterjochung, indeß sie selbst in ihren Lüsten dahinleben. Eine allgemein verbreitete Sage schreibt den meisten derselben rohe Lasterhaftigkeit zu, indeß das Volk selbst unter ihrer Pflege immer tiefer in Unwissenheit und Sittenlosigkeit hinabsinkt. So lange die Spanier im Besitze dieser Inseln sich befinden, und die Priester das Steuerruder führen, läßt sich kaum einsehen, wie vom Auslande her für die geistliche Wohlfarth dieser Völkerstämme irgend etwas versucht werden möge. Die Einfuhr heiliger Schriften ist strenge verboten; jedes Schiff wird durchsucht, und wehe dem Menschen, der dem Argwohn der Priester in die Hände fällt. Die Stadt Manilla, welche etwas über 40,000 Einwohner in sich faßt, und eine angenehme Lage haben soll, würde ein sehr vortheilhafter Posten für protestantische Missionarien seyn. Möge jeder Christ ernstlich

flehen, daß die Macht der Finsterniß zerstört, und die Herrschaft Christi über die Millionen dieser Inseln ausgebreitet werden möge!

Neuntes Kapitel.

Lutschuinseln (Lieu-Kieu Inseln). Anzahl derselben. Naturscenen. Einwohner. Gesetze. Sprache. Religion. Gützlaffs Besuch daselbst. Wichtigkeit von Missionsschiffen. Japan. Städte, Gesetze, Sprache, Religionen. Arbeiten der Jesuiten.

Nordöstlich von den Philippinen liegen die Lutschuinseln, von denen uns europäische sowohl, als chinesische Reisebeschreiber so anziehende Gemälde geliefert haben. Es ist eine Gruppe von etwa 36 meist kleinen Inseln, welche unter derselben Regierung stehen. Die größte von ihnen ist etwa 20 Stunden lang und sechs Stunden breit. Manche derselben werden als herrliche Punkte im großen Weltmeere geschildert. „Von einer Anhöhe herab angesehen, schreibt ein englischer Verfasser, ist nach allen Richtungen hin der Anblick malerisch und herrlich. Auf der einen Seite sieht man entfernte Landspitzen, welche aus den unermeßlichen Gewässern prachtvoll herauftauchen, während das klare Wasser alle Korallenriffe entdecken läßt, die ihre nächsten Ufer umzingeln. Nach dem Süden hin liegt die Stadt Napafu, in deren Hafen zahlreiche Schiffe mit fliegenden Flaggen vor Anker liegen, indeß an den Ufern des Flusses hin eine Anzahl kleiner Dörfer ausgesäet ist. Nach dem Osten hin erblickt das Auge einige Wohnungen der Hauptstadt Kintsching, welche unter ihren hohen Schattenbäumen, am Abhange eines hohen Hügels sich bis zur Spitze derselben hinaufziehen, die der

Palast des Königs schmückt, und auf der Ebene hin, mehrere Meilen weit zwischen Kintsching und Napafu eine Reihe herrlicher Landhäuser mit fruchtbaren Obstgärten, welche die reiche Ebene zieren. Gegen Norden hin ist, so weit das Auge reicht, das Hochland mit mächtigen Wäldern bedeckt. Das Klima ist eines der günstigsten, das ich bis jetzt auf der Erde gefunden habe."

Aber nicht bloß die Natur und der gesunde Himmelsstrich dieser Inseln ist es, was die Reisenden anzieht, auch die Bewohner derselben, obgleich klein an Körperbau und schwächlich in Ansehen, werden durchgängig als ein sehr verständiger und gewandter Menschenschlag geschildert. Die Feinheit ihrer Sitten soll selbst die, der Chinesen übertreffen, und sich über alle Klassen der Gesellschaft ausbreiten. Indessen läßt sich diesen Nachrichten der ersten Ankömmlinge, welche diese Inseln besucht haben, nicht ganz trauen, indem der Reiz der Neuheit sie alles im schönsten Lichte sehen ließ. Nach chinesischen Nachrichten liegt die Regierungsgewalt in den Händen des Staatsministers, der sehr despotisch herrscht. Der größte Theil der Einwohner versteht, wie dieß auch bei den Japanesen der Fall ist, die chinesische Schrift, ohne daß sie jedoch dieselbe im Mandarinen Dialekt lesen können. Ihre eigene Sprache scheint mit der japanesischen große Aehnlichkeit zu haben; die Schrift ist beinahe dieselbe, auch werden die Schriftzeichen, mit wenigen Ausnahmen, auf dieselbe Weise ausgesprochen. Dem chinesischen Regierungssysteme gemäß, sind Distriktschulen im Lande umher aufgerichtet, und die Prüfung der Studirenden geschieht auf dieselbe Weise. In der Schule ist das Bild des Confucius aufgerichtet, dessen Bücher emsig gelesen werden. Die Begierde, mit welcher sie ein paar englische Redeweisen auffassen, ist ein Beweis, wie begierig sie sind ihre Kenntnisse zu erweitern. Ich war erstaunt, erzählt ein Reisender, einen dieser In-

sulaner sich im Englischen ausdrücken zu hören, und auf meine Frage, wo er dieß gelernt habe, gab er zur Antwort, vor drei Jahren sey mehrere Tage lang ein englisches Schiff im Hafen gelegen, was ihm Gelegenheit gegeben habe, englisch zu lernen. Ihre Religion ist die des Budha. Nach ihren Nachrichten wurde um das Jahr 1275 ein Budhapriester auf einem Boote nach ihren Ufern getrieben; sie wußten nicht woher er kam, aber er stiftete eine Priesterschaft, welche heute noch besteht. Sie hatten im 13ten Jahrhundert Tempel, von denen jedoch die letzten Spuren verschwunden sind. Die Chinesen haben seither ihre Götzenbilder unter ihnen eingeführt, welche jedoch wenig Eingang unter den Einwohnern gefunden zu haben scheinen. Als Gützlaff sie kürzlich besuchte, fand er diese Insulaner gegen den christlichen Unterricht nicht abgeneigt. „Als sie hörten, schreibt er, daß wir keine Götzenbilder verehren, antworteten sie, auch wir verabscheuen dieselben. Die Bilder, welche ihr sehet, sind das Eigenthum der Budhisten, an welchen wir uns den Kopf nicht zerbrechen."

Die wichtige Frage kehrt uns immer aufs neue zurück: was können, und was sollen wir thun, um diesen interessanten Insulanern den Weg zum Himmelreiche aufzuschließen? Wie können diese schönen Inseln für die Herrschaft Christi gewonnen werden? Ist nicht die Zeit gekommen, daß ein ernster Versuch gemacht werde, auch diese verlornen Schafe im fernen Osten dem guten Hirten in die Arme zu führen? Ihr christlichen Handelsleute, die ihr die schönste Perle gefunden habt, an euch liegt es, durch euere Handelsschiffe den eifrigen Boten Christi den Weg dahin zu bereiten. Wann werdet ihr anfangen, mit den Missionsgesellschaften, den Missionsarbeitern und den Missionsdruckerpressen zugleich euere Missionsschiffe in Thätigkeit zu setzen? Dieses Mittel fehlt noch, um allen Enden der Erde den Zutritt zur Predigt des seligmachenden Evangeliums, und durch dieselbe zum Reiche Gottes aufzuschließen.

Noch

Noch weiter nördlich liegt daß Reich Japan, das mehr als 120,000 □ Meilen mit einer Bevölkerung von wahrscheinlich 20 — 30 Millionen Menschenseelen in sich faßt. Es besteht aus drei großen Inseln, Niphon, Kiusiu und Sikokft, die von einer Menge kleiner Inseln umgeben sind, über welche sich theilweise seine Herrschaft ausdehnt. Nach Brun ist das ganze Land voll Berge und Hügel und seine Küsten sind mit steilen Felsenwänden besetzt, an denen sich die wilden Meereswogen brechen. Die Ebenen werden von zahlreichen Flüssen und Bächen durchschnitten. Die Hügel sowohl als die Thäler tragen das Bild fleißiger Anpflanzung und deutliche Spuren gewaltiger Naturumwälzungen an sich. Das Klima dieser Inseln wechselt zwischen großer Hitze und empfindlicher Kälte. Im Winter sind die Nord- und Nordwestwinde ausnehmend scharf und führen eine heftige Kälte mit sich. Das ganze Jahr über ist die Witterung abwechselnd und zur Regenzeit, die in der Mitte des Sommers beginnt, ergießen sich gewaltige Regenströme über das Land. Diese fruchtbaren Regen unterstützen die Arbeit des fleißigen Landmannes, um die natürliche Unfruchtbarkeit des Bodens zu überwinden. Unter den Händen der geschäftigen Einwohner wird der Boden ungemein ergiebig gemacht. Die Theestaude wächst ohne Pflege in den Hecken und kostbare Metalle werden im Schooß der Erde angetroffen.

Eine Anzahl großer Städte befindet sich in Japan, von welchen einige mehrere hunderttausend Seelen in sich fassen. Die Japanesen haben einen kurzen und kräftigen Körperbau und ihr äußeres Benehmen stellt viel Anmuth und Höflichkeit dar. Die Körperfarbe wechselt, wie unter den Bewohnern China's, und manche Frauenzimmer des vornehmen Geschlechtes, die der Sonne und Luft sich selten aussetzen, sind so weiß wie die europäischen Damen. Indessen sind dem Gesichte

der Japanesen wenige Züge von Schönheit aufgedrückt; große Köpfe, kurze Nacken, breite Nasen und länglichte, schmale, tief eingesunkene Augen machen die Gesichtszüge der meisten aus.

Nach einigen Reisenden sind der Landesgesetze nur wenige, welche indeß mit äußerster Strenge und ohne Ansehen der Person ausgeübt werden; nur daß die reichern Verbrecher mit Geldsummen ihre Schuld abtragen können. Bisweilen werden nur kleine Vergehen mit dem Tode bestraft. Da die gute Erziehung der Kinder für eine Bürgerpflicht geachtet wird, so sind die Eltern für die Vergehen ihrer Kinder verantwortlich, deren Laster sie frühe hätten unterdrücken sollen. In jedem Dorfe befindet sich eine mit Pfosten eingemachte Stelle, in deren Mitte mit großen Buchstaben die Regeln für das Verhalten des Bürgers aufgezeichnet stehen. Im 17ten Jahrhundert waren die Strafen, so wie sie in den Berichten der Jesuiten aufgezeichnet sind, ausnehmend grausam. Den Schuldigen in Stücke zu zerhacken, ihm den Leib mit einem Messer aufzuschneiden, ihn mit eisernen Hacken an beiden Seiten aufzuhängen oder in siedendes Oel zu werfen, waren nicht ungewöhnliche Todesstrafen. So wie unter manchen Völkern, die das Christenthum nicht kennen, einer für die Vergehungen des andern einstehen muß, so werden auch hier ganze Familien und Dörfer für die Vergehen Eingeborner in ihrer Mitte aufs grausamste gestraft.

Die Sprache Japans ist von der chinesischen verschieden, obgleich die gebildete Volksklasse die chinesische Buchstabenschrift versteht, und Bücher in derselben lesen kann. Ihre eigene Buchstabenschrift ist sichtbar aus einzelnen Theilen der zusammengesetzten Wortzeichen gebildet, wie diese in China gebräuchlich sind. Es befinden sich zwei religiöse Sekten in Japan, die Sekte des Sinto, so wie der Verehrer des Budha. Erstere erkennen ein höchstes Wesen an, glauben aber, dieses sey zu erhaben, um sich um die menschlichen Dinge zu

bekümmern. Ein großer metallener Spiegel steht in der Mitte ihrer Tempel, um die Verehrer zu erinnern, daß, so wie dieser Spiegel jede Befleckung des Körpers treu darstellt, eben so auch die Fehler der Seele mit gleicher Klarheit vor den Augen der Unsterblichen gesehen werden. Ihre religiösen Feste sind heiterer Art, weil sie ihre Gottheiten als Wesen betrachten, welche am Glück der Menschen Freude finden. Der Budhismus in Japan ist mit der alten Landesreligion, dem Glauben des Sinto so sehr vermischt, daß es schwer ist, zwischen beiden Religionssystemen den rechten Unterschied aufzufinden.

Die Jesuiten und andere römische Mönchsorden haben fast ein Jahrhundert lang den Versuch gemacht, ihren Glauben in Japan auszubreiten. Schon im Jahr 1549 haben sie ihr Bekehrungswerk in diesen entfernten Theilen der Welt begonnen. Der glückliche Erfolg, welcher anfänglich ihre Arbeiten krönte, feuerte sie zu immer größern Unternehmungen an; mehrere Statthalter und Vasallen-Fürsten des Landes bekannten sich öffentlich zum Katholizismus, und in einem Landesdistrikte gelang es den Jesuiten, jede andere Religionsweise zu verdrängen. Allein ihr Triumph dauerte nur kurze Zeit. Eine blutige Verfolgung begann und wüthete mit solcher Wuth, daß Tausende der Neubekehrten hingemordet wurden; jede Spur ihres Glaubens wurde vertilgt und selbst ihr Name ist ein Schimpfwort in Lande geworden bis auf diesen Tag. Die Unglücksfälle, die sie erduldet haben, werden verschiedenen Ursachen zugeschrieben; aber eine der wahrscheinlichsten besteht doch immer in den politischen Umtrieben der Jesuiten, und den Maßregeln des Uebermuthes, durch welche sie ihren Einfluß auf die Regierung des Landes geltend zu machen versuchten.

Unsere gewöhnliche Frage kehrt auch hier wieder zu unseren Herzen zurück, was kann für die Rettung

und geistliche Wohlfarth der Bewohner dieses Königreiches gethan werden? Wie sehr auch die Gesetze des Landes jedem Ausländer den Zutritt zu ihren Ufern verbieten, so fehlt es doch nicht an Handelsleuten, welche auf ihren Küsten Handel treiben und mit Tausenden der Einwohner in Berührung kommen, unter welchen das Brod des Lebens ausgetheilt, und vielleicht ein lebendiger Zeuge der Wahrheit angesiedelt werden könnte.

Einzelne Schiffskapitäne, welche an der Ausbreitung des Christenthums thätigen Antheil nehmen, bemerken in ihren Tagebüchern, welche in einer christlichen zu Canton in China geschriebenen Zeitschrift erschienen sind, unter anderem folgendes hierüber: Wir legten vor Nakasaki auf der Insel Kiusiu, der einzigen Stelle, wo auswärtige Schiffe landen dürfen, vor Anker, besuchten von hier aus einzelne Dörfer und wurden von den Einwohnern, die sehr zahlreich und arm sind, und meist große Kinderschaaren besitzen, freundlich aufgenommen. Die Sangalische Halbinsel liegt nördlich von der Insel Jesso, und ist nur durch einen schmalen Wasserriemen von derselben getrennt. Hier so wohl, als auf der Insel Jesso, die von einem freundlichen Geschlechte bewohnt wird, könnte ein Missionar wohl mit derselben Sicherheit, wie an andern Stellen der Heidenländer, sich niederlassen. Der sicherste Weg, eine Mission unter ihnen aufzurichten, bestünde wohl darin, daß man an einem Orte um die Erlaubniß der Niederlassung nachsuchte; würde diese abgeschlagen, so zöge er an eine zweite und dritte Stelle mit der gleichen Bitte um Ansiedelung; schlüge es allenthalben fehl, so ließe sich füglich der Versuch wagen, auch ohne solche Gestattung einen Wohnsitz unter den Einwohnern aufzuschlagen.

Ein anderer Schiffskapitain, welcher die berühmte Hauptstadt Jeddo besuchte, um dort eine Gestattung für seinen Handel nachzusuchen, gibt eine höchst inte-

ressante Beschreibung von dieser Stadt und ihren Einwohnern. Sie waren genöthigt, ihre Waffen und Pulvervorräthe ans Land zu bringen, und sich der genauesten Aufsicht zu unterwerfen. „Anfangs waren unsere Besuche sehr zahlreich, welche jedoch bald strenge verboten wurden; indeß war das Ufer täglich mit einer Menge von Zuschauern bedeckt. Am vierten Tage wurde ich durch einen Besuch von zwei Dolmetschern erfreut, von denen der eine gut holländisch und beide ein wenig russisch sprachen. Ihre Fragen zeigten viel Bekanntschaft mit der Welt, und besonders mit der Politik. Rußland, Frankreich, England und Holland waren der Reihe nach Gegenstände ihrer Unterhaltung und Wißbegierde. Wie natürlich ward unser Gesuch abgeschlagen und unser Schiff mit 30 Booten aus der Bucht herausgezogen. Ich wollte den Dolmetschern eine Kleinigkeit zum Andenken zurücklassen, allein diese bemerkten, die Gesetze des Landes seyen so strenge, daß sie nicht das geringste annehmen dürften. Alle schienen es in hohem Grade zu bedauern, daß wir auf diese Weise uns trennen mußten. Kaum hatten wir den Hafen verlassen, so segelten sie uns Haufenweise auf ihren Booten nach, und ob gleich ein Schiff der Regierung sie zu verscheuchen suchte, so blieb doch unser Verdeck den ganzen Tag mit Menschen angefüllt, die einen kleinen Tauschhandel mit uns zu treiben verlangten. Ich hatte das Vergnügen mehrere Bücher in ihrer Sprache von ihnen einzutauschen und ich gab ihnen einige„chinesische Neue Testamente und andere christliche Schriftchen in dieser Sprache, die sie ziemlich allgemein zu verstehen scheinen."

Auf diese Weise schließen sich nach und nach die bisher verrammelten Wege auf, um diesem Volke mit den geistlichen Gaben des Christenthums nahe zu kommen. Wie sollte das schwache Spinnengewebe ihrer Verbote uns hindern können, Versuche zu machen, die ihr geistliches Wohl betreffen, und christliche Bücher umsonst unter ihnen auszutheilen. Warum sollte es

nicht möglich seyn, daß christliche Boten auch unter die Japanesen ziehen, um mit oder ohne Gestattung der Regierung den wichtigen Versuch zu machen, die ersten Saatkörner des ewigen Lebens unter ihnen auszustreuen? Wenn die Gesetze einer Nation mit den Vorschriften des Königs aller Könige im Widerstreite liegen, wie kann je die Frage entstehen, welchem Gesetze der Christ zu folgen habe? Wäre es bei dem Missionswerke um die Verbreitung eines irdischen Königreiches zu thun, so mußte der Christ immerhin an solchem Schlagbaume stille stehen; aber so lange es der Verbreitung des Himmelreiches auf der Erde und der zeitlichen und ewigen Wohlfarth aller Völker gilt, so lange gilt uns die einfache Vorschrift des Erlösers: Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur. Warum sollten wir nicht hoffen dürfen, daß auch in dem entfernten Japanesischen Reiche dieses Gebot des Erlösers bald werde in Vollziehung gebracht werden?

Zehntes Kapitel.
Schluß.

Jedem Christen ist ein Pfund anvertraut. Vereinte und kräftigere Versuche sind nothwendig. Was konnen und sollen die Prediger für die Mission thun? Eifer der Jesuiten. Missionskolonie. Missions-Aerzte. Rückkehr. Besuch in Europa.

Der Verfasser bedarf der Nachsicht seiner Leser, wenn er seine eigene Reisebahn verließ, um sie noch weiter nach dem fernen Osten hinzuführen. Der Zweck seiner Wanderung bestand nicht bloß darin, eine Reise in die weite Welt hinaus zu machen; er war als Bote der Christengemeinden gesendet, um den Zustand der Reiche und Inseln kennen zu lernen, wel-

che dem Erlöser angehören, und welche die Kirche im Namen ihres Oberherrn in Besitz nehmen soll. Was immer die Eindrücke seyn mögen, welche das Lesen der hier gesammelten Nachrichten in christlichen Gemüthern erzeugt, so bleibt doch immer die Vorschrift ihres göttlichen Meisters unwiderruflich gewiß, ihre Verpflichtung unzweifelhaft, und der Zustand der Weltvölker über alle Beschreibung unglückselig. Das den Christen anvertraute Pfund der Erlösung einer ganzen Welt ist so lange im Schweißtuche in die Erde gelegt worden, bis die Menschen vergessen hatten, daß es ihnen wirklich anvertraut war. Mit diesem Pfunde soll nun in unsern Tagen gewuchert werden. Der Schlummer der Jahrhunderte ist gebrochen, die Träume des Volkes Gottes sind zerstreut, und die übermächtige Ueberzeugung fängt an, in jedes redliche Gemüth hinein zu leuchten, daß die Gläubigen Mittel genug besitzen, um alle Völker zu bekehren, und daß vielleicht noch ehe das gegenwärtige Jahrhundert sich schließt, ein großer Theil dieses heiligen Werkes ausgerichtet seyn wird. Diese Mittel sind, obgleich in verschiedenem Maße, unter alle Christen ausgetheilt, so daß derjenige, der bisher nichts in diesem Werke gethan hat, keine Entschuldigung dafür findet, seine Ansichten oder seine Umstände mögen seyn, welche sie wollen. Aus dem Befehle des Wortes Gottes, so wie aus der Geschichte so vieler verflossener Jahrhunderte ziehen wir den Schluß, daß mehr, viel mehr geleistet werden muß, als bis jetzt versucht wurde, und selbst ausführbar schien. Die Einsichten der Christen müssen über diesen Gegenstand erleuchtet, ihre Herzen erweitert, ihre Schätze geöffnet, ihre Kräfte vereinigt werden. Nicht länger soll es Unwahrheit bleiben, was wir in einem unserer Kirchenlieder singen:

Was ich immer bin und habe
Ist o guter Vater dein!
Wieder leg' ich meine Habe
Gern in deine Hände ein.

Nicht länger dürfen wir uns für Christen halten, und doch den klaren Ausspruch des Evangeliums nicht für wahr halten: „Ihr seyd nicht euer selbst, denn ihr seyd theuer erkauft. Darum so preiset Gott an eurem Leibe und an eurem Geiste, welche beide Gottes sind." (1 Kor. 6, 20.) Der Vorwurf von 18 Jahrhunderten darf nicht länger den Dienern des Amtes gelten, das die Versöhnung predigt: „Sie suchen alle das Ihre, und nicht das, was Jesu Christi ist." Mit einer ganzen Welt vor uns, und mit der Aussicht einer ausgebreiteten Nützlichkeit in den entferntesten Enden der Erde darf sich kein Prediger des Evangeliums als einen solchen betrachten, den die Sache nicht persönlich angehet. So lange die geistlichen Bedürfnisse anderer Länder so gewaltig uns um Hülfe anrufen, wie es immer unter den Christengemeinden des Abendlandes der Fall seyn mag, und so lange das Gebot unseres HErrn uns keine besondere Stelle bezeichnet hat, auf der wir wirken sollen, so lange müssen wir entweder zeigen können, das die christlichen Abendländer, in denen wir arbeiten, nicht besser mit den Hülfsmitteln des Evangeliums versehen sind, als die Völker der Heiden; oder daß dieses Mißverhältniß nach dem Sinne Christi also seyn müsse; oder wir müssen beweisen können, daß wir von einer allgemeinen Vorschrift losgesprochen sind, und die Gestattung haben, zu Hause zu bleiben. Wir wollen damit keineswegs behaupten, daß es zu Hause keine Arbeit gebe, und zwar eine Arbeit von der größten Wichtigkeit; wir glauben nur, daß das einfältige Auge überall nur einen Zweck erblickt, die Sache mag gewendet werden, wie sie will. Die eigenthümlichen Interessen des Reiches Gottes in der Heimath und unter den Heidenvölkern liegen nicht im Widerstreite mit einander; sie sind vielmehr dieselben; es ist ein und dasselbe Werk der göttlichen Gnade. Dennoch scheinen sie nicht selten mit einander im Kampfe zu liegen, und zwar in einem Kampfe, dessen Getümmel zu laut ist,

als daß es nicht wohl gehört werden könnte. Aber wo liegt wohl die Ursache dieses wundersamen Kampfes? Liegt er nicht zwischen den Forderungen einer nur halb geheiligten Neigung, und den Ansprüchen eines halb unterdrückten Gewissens? Wir machen gerne groß, was unser unbefangenes Urtheil für vergleichungsweise klein erklären muß, und schreiben dem einen unsichtbaren Umfang zu, vor dem wir unser Auge zuschließen müssen, um es nicht zu sehen.

Ist wohl selbst der Geist der Jesuiten, der so oft auf falschem Grunde ruhte, nicht im Stande uns eine Schaamröthe ins Angesicht zu jagen? Ihr Vaterland und die Länder der Antipoden gelten ihnen gleich. „Als nach meiner Rückkehr nach Europa, so schreibt einer derselben, (s. Chin. Repos. Vol. I. Seite 487.) meine Absicht kund wurde, daß ich Arbeiter für diesen Weinberg suche, so zeigten sich alsobald so viele Streitgefährten, daß kaum eine Provinz unserer Gesellschaft ist, aus der ich nicht viele Briefe von verschiedenen Vätern erhielt, die mich dringend baten, sie als Mitstreiter in dieser Unternehmung aufzunehmen; gleich als ob die Mühseligkeiten der langen und gefährlichen Reise und Verfolgungen, denen sie unausbleiblich entgegen ziehen, ihnen ganz und gar nichts gälten. Von den beiden Collegien Coimbra und Evora in Portugall allein, wurde mir ein Verzeichniß von 90 Brüdern zugesendet, welche so sehr verlangen in dieser Mission zu arbeiten, daß viele derselben mir sehr lange Briefe zusendeten, die mit ihrem eigenen Blute geschrieben sind, um mir kund zu thun, daß sie Muth genug haben, die Drohung des Märtyrertodes zu verachten, und dem HErrn mit Freuden ihr Blut zum Opfer darzubringen, zum Zeugniß ihres Dankgefühles dafür, daß er sein Blut für sie geopfert habe."

Gibt es nicht so manche Diener des Heiligthumes, welche ungleich weitere und bedürfnißvollere Wirkungskreise im heidnischen Auslande finden könnten, als das

Vaterland ihnen darbietet? Wie manche begnügen sich mit einem sehr beschränkten Arbeitskreise, während große Königreiche die Predigt des Evangeliums noch immer gänzlich entbehren müssen. Wie viele Talente werden nicht begraben, wie viele köstliche Kräfte in enge Grenzen eingesperrt, da sie doch den Weltvölkern so nöthig wären, und so brauchbar werden könnten! Wer den Auftrag vom HErrn empfangen hat, zu predigen den Gefangenen eine Erlösung, und den Gebundenen eine Oeffnung (Jesai 61, 1.), der muß diese Botschaft zuerst sich selbst verkündigen. Das Missionswerk erfordert die ausgezeichnetsten Geistesgaben, und eine ausgebreitete Wissenschaft; und darum sind die Gründe, die man für das Bleiben in der Heimath anführt, gerade diejenigen, welche für unsere Brauchbarkeit im großem Weinberge des HErrn zeugen. Es ist wahr, daß das Werk in jede Stufe des Talentes und der Bildung sich fügen kann, wie dieß auch in christlichen Ländern der Fall ist; aber hier, wie unter den Heidenvölkern, wird in solchem Falle auch der Erfolg der gleiche seyn. Ein Werk, das die Pflicht auferlegt, mancherlei Sprachen zu erlernen, in diesen Sprachen zu übersetzen und zu schreiben, in Gegenständen aller Art Unterricht zu ertheilen, auf alle Fragen zu antworten, allen Klassen von Menschen, oft in verschiedenen Sprachen, das Evangelium zu verkündigen, für tausend Gelegenheiten Rath und Hülfe zu schaffen, Nothleidenden aller Art an die Hand zu gehen, die Kranken zu heilen, die Wildniß anzubauen, die Jugend zu bilden, ein Reich Gottes auf der Erde zu pflanzen: ein Werk, das solche Arbeit in die Hände gibt, wird den, welcher den Versuch macht, bald überzeugen, daß man für die Heidenwelt nie zu viel und nie genug gelernt habe. Wir sagen das nicht, um irgend Jemand muthlos zu machen, sondern um die Ansichten so mancher vom Missionswerke zu berichtigen. An nützlicher Thätigkeit darf keiner zweifeln, und wen nur immer die Liebe Christi also

dringt, der findet hier sein zusagendes Geschäft, aber kein Talent ist zu theuer und zu groß, das nicht in diese Wagschaale gelegt werden dürfte und sollte.

Und woher kommt es doch, daß so Wenige unserer frommen Jünglinge, die sich dem Studium der Theologie gewidmet haben, bis jetzt noch ihre Blicke auf die weite Heidenwelt hinrichten? Wie kommt es doch, daß so Wenige betend die Erinnerung an diese Pflicht in ihrem Herzen bewegen, und sich die Frage vorlegen, ob sie nicht vielleicht eher an der rechten Stelle wären in einem Lande, wo Millionen noch keine Lehrer haben, als in ihrer Heimath, wo oft Hunderte bereit stehen, dieselbe Stelle einzunehmen, welche auch sie suchen? Wie sehr es auch als Wahrheit zugegeben werden muß, daß sie dem Vaterlande zuerst ihre Dienste schuldig sind, daß aufgehäufte Kräfte desto mehr auszurichten vermögen, und daß die Bedürfnisse des Vaterlandes noch nicht in Vollauf befriedigt sind: so sollten sie es doch nicht vergessen, was eine durchgängige Erfahrung bestätigt, daß durch ihr Hinausziehen in die Heidenwelt ihre heilsame Rückwirkung auf das Wohl des Vaterlandes in den meisten Fällen nicht nur nicht vermindert, sondern bedeutend erhöht wird. Der Geist und Einfluß eines wackern Missionars ist eines der kräftigsten Mittel, die Kirche im Vaterlande zum Leben aufzuwecken, und in den Reihen ihrer Jugendgefährten die schlummernden Kräfte zu höherer Thätigkeit zu rufen. Selbst die Seele des Kindes steht an den Arbeiten eines Heidenboten bisweilen nachdenkend stille, und es wird ein Lebenskeim in sie niedergelegt, der nicht selten seinem künftigen Leben die Richtung gibt.

Jeden frommen Jüngling, der sich dem Werke des Amtes widmet, möchte ich bitten, in jedem Jahre seiner Studienbahn wenigstens e i n e n Tag auszusetzen, an welchem er sich unter Gebet und Flehen zum HErrn ernstlich prüfe, ob es seine Pflicht sey, im Schooße seiner Kirche zu bleiben, oder die reichen Segnungen

derselben auch über die Völker auszubreiten, denen ihre Heilsquellen noch nicht geöffnet sind. Er stelle sich im Geiste vor den Thron seines Richters hin, dem er für die Anwendung seines Lebens verantwortlich ist; er vergleiche mit heiligem Ernste den Zustand und die Bedürfnisse seiner Kirche mit dem Zustand und den geistigen Bedürfnissen der Heidenwelt; er ziehe seine eigene persönliche Stellung zu seinen sämmtlichen Lebensverhältnissen prüfend zu Rathe, und fälle im Blick der Ewigkeit ein solches Urtheil über seine besondere Lebensbestimmung, dessen er sich einst am Tage der Zukunft unsers HErrn nicht schämen möge. Die meisten halten es für eine schon an sich ausgemachte Sache, daß sie zu Hause bleiben, ohne den Gegenstand einer redlichen Prüfung zu unterwerfen. Aber sind sie das, was sie als Boten Christi seyn sollen, wenn sie in sich das klare und lebendige Bewußtseyn nicht erweckt haben, daß sie nicht einer einzelnen Landeskirche, sondern der ganzen Welt angehören, und als Christi Knechte seiner Verfügung über sie überall zu Gebote zu stehen berufen sind.

Allein das Werk, die Welt durch das Evangelium zu erleuchten, fordert mehr, als bloß die Arbeiten ordinirter Prediger. Es bedarf der Jugend-Lehrer, der Gewerbsleute, der Aerzte; selbst christliche Kolonien werden nothwendig, um alle die Mittel geistiger und bürgerlicher Gesittung in sich zu vereinigen, und den Heiden ein Bild des Segens darzustellen, den der Glaube an das Evangelium über das Leben zu verbreiten pflegt. Der Vortheil fällt in die Augen, der mit der Anlegung christlicher Kolonien im Heidenlande verbunden sein würde. Mögen immerhin die Schwierigkeiten der Ausführung dieses Planes in unsern Tagen noch sehr groß seyn, so dürfte doch, je weiter das Missionswerk vorwärts rückt, bald eine Zeit kommen, wo viele dieser Hindernisse sich von selbst heben und viele Erleichterungsmittel sich von selbst darbieten werden.

Eine christliche Kolonie würde vorzugsweise dazu geeignet seyn, daß in ihrem Schooße eine Anzahl von Nationalgehülfen erzogen werden könnte, denen der Unterricht der Jugend, so wie die Erbauung der Neubekehrten anvertraut werden könnte. Vor allem aber dürften neben den Missionarien christliche Aerzte in der Heidenwelt ihre angemessenste Stelle finden. In manchen Fällen vermag ein Arzt unter einem heidnischen Volke mehr, denn ein christlicher Missionar auszurichten, wenn ihm neben seinem Beruf zugleich die Gnade zu Theil geworden ist, einen gesunden Glauben und eine warme Liebe zu Christo, seinem Erlöser und HErrn, im Herzen zu tragen. Ein Arzt besitzt den gültigsten Paß zu den Hütten und zu den Herzen der Heiden; er hat einen Magnet in der Hand, der Haufen von Menschen an sich zieht, und an Orte hinreicht, wohin ein Missionar nicht leicht kommen kann. Zu dem ist es ihm auch gegeben, unter günstigern Umständen ein Zeugniß von Christo vor den Heiden abzulegen, Die Kranken, die sich seinem Rathe anvertrauen, fühlen sich ihm verpflichtet, und sind geneigt, ein Wort der Wahrheit aus seinem Munde zu vernehmen. Wie mancher Arzt, der in der Heimath nur mit Mühe seinen Wirkungskreis findet, würde die ausgedehntesten und segensvollsten Arbeitsstellen in den Ländern der Heiden antreffen, und der Beglücker eines ganzen Volkes werden können, wenn mit seinem Beruf der apostolische Sinn zugleich in seinem Herzen befestigt ist: Leben wir, so leben wir dem HErrn, und sterben wir, so sterben wir dem HErrn; darum wir leben oder wir sterben, so sind wir des HErrn.

Nachdem wir die Küste von Borneo verlassen hatten, wo der Leser unser Schiff für einige Zeit aus den Augen verlor, so segelten wir durch die Sundastraße hindurch, und erreichten in der Nacht am 16. August die merkwürdige Insel St. Helena. Kaum vermag die Einbildungskraft eine leblosere und unfreundlichere Fel-

senmasse mitten im Weltmeer sich vorzustellen, als die schwarzen Felsenwände dieser Insel von der Ferne her dem Auge darbieten. Nicht ein Baum, und kaum ein grünes Grasplätzchen konnte auf derselben gesehen werden, und nur ein paar aufgesteckte Flaggen, nebst einigen Soldatenwohnungen verkündigten die Anwesenheit von Menschen. Senkrecht richten sich die ungeheuren Felsenwände mitten im Meere auf, und bieten eine seltsame Erscheinung dar. So wie wir der Insel näher kamen, wurde auch die Hand des Menschen sichtbar. Um 7 Uhr legten wir vor der Stadt, die auf den nackten Felsen am Ufer, in einer engen Bergschlucht aufgebaut ist, vor Anker, und hier änderte sich nun auf einmal die Scene. Die schöne, in die gespaltene Felsenwand hineingepreßte Stadt, die am Abhange der Felsen umher zerstreuten Festungsanlagen und Wohnungen, die mühevoll ausgehauenen Winkelzüge der Straßen, die Mündungen der Kanonen, die in den Felsenspitzen umher ins tiefe Thal hinabblickten, so wie zerstreute Anlagen von Bäumen und Gesträuchen, welche einigen Felsenwänden eine magere Bedeckung geben: verkündigten den Triumph des Menschenfleißes über die unübersehbarsten Hindernisse der Natur.

Wie natürlich machten wir dem Grabe des gefürchteten Helden, der in diesen Felsengrüften schlummert, einen Besuch. Das Grab ist mit 3 einfachen Granitplatten belegt, welche in der Länge über seinen Leichnam hingelegt sind, und ein eisernes Gitter zieht sich um dasselbe her. Bilder von menschlicher Größe und Bedeutungslosigkeit, verbunden mit dem schauerlichen Gedanken an eine ewige Welt, folgen in rascher Behendigkeit einander nach, so wie hier der Fuß über die modernden Ueberbleibsel des Helden wandelt. Der Kampf eines Riesen um den Besitz der Welt, so wie der Krieg eines Insektes um sein kleines Königreich, das kaum vom bewaffneten Auge gesehen werden mag, beide haben denselben Schlußpunkt. Obgleich in diesem

Grabe der Mann liegt, welcher die Erde zittern machte, und Königreiche erschütterte, so kann dennoch der geringste Sclave, der neben ihm längst vergessen und ungekannt in seinem Grabe modert, mit dem erhabenen Ausspruch des Propheten ihn anreden: „Du bist auch ohnmächtig worden gleich wie wir, und bist uns gleich geworden. Maden sind dein Bette, und Würmer deine Decke. Wie bist du vom Himmel gefallen, du heller Morgenstern? Wie bist du zur Erde gefället, der du die Nationen schwächtest.“ Jes. 14, 10—12.

Aber ein noch ungleich ernsterer Gedanke dringt sich dem Gemüthe beim Anblick dieses Mitgenossen unserer Sterblichkeit auf. Wie gering und vergänglich sind doch die glänzendsten Laufbahnen der Erde, welche Millionen beneiden, in Vergleichung mit der unverwelklichen Herrlichkeit einer zukünftigen Welt? Wie schaudervoll ist doch das Loos, von der höchsten Stufe des Ruhmes in einem Augenblick in ewige Schmach und Schande hinabzusinken! Und wie erhaben ist es nicht, aus der tiefsten Dunkelheit zur Würde der Kinder und der Erben Gottes und Miterben Christi aufzuwachen!

Es befinden sich zwei Kirchen und zwei Prediger auf dieser Insel. Unser Aufenthalt daselbst war zu kurz, um viele Bekanntschaften zu machen. Dennoch ward mir die Freude zu Theil, mit mehreren Einwohnern bekannt zu werden, welche als Jünger Christi auf dieser Insel ihr Licht leuchten lassen.

Am 18. August (1833) lichteten wir abermals die Anker und nach einem Kampfe mit einem fürchterlichen Sturme, den unser Schiff in der Nähe der westlichen Inseln zu bestehen hatte, kamen wir nach einer Ueberfahrt von 5 Monaten in der Mitte des Oktobers wohlbehalten in England an. Theils um meine erschöpfte Gesundheit wieder herzustellen, theils aber auch um meine Reise für die Förderung der Missionszwecke zu benützen, machte ich sowohl in England, als auf

dem Continente, verschiedene Wanderungen, um die Gläubigen in den Abendländern zu diesem Werke des HErrn aufzumuntern. Ueberall fand ich eine lebendige Theilnahme für das Werk der Heidenbekehrung, und besonders für die verlassenen Völker des fernen Ostens; und viele drückten ihre Ueberzeugung aus, daß dieses Werk die kräftige Mitwirkung der christlichen Welt mit vollem Recht in Anspruch nimmt. Wie süß und erquickend war nicht für mein Herz jene Einigkeit des Geistes, die mir während meines Aufenthaltes unter den Christen in Großbrittannien, Frankreich, Holland, Deutschland und der Schweiz überall auf dem Wege entgegentrat. Bei allen Unterschieden, welche die Eigenthümlichkeit der Volkssitte, der Sprache, der bürgerlichen Verfassung und der äußerlichen Kirchengemeinschaft erzeugten, sind sie doch „alle zu einem Leibe getauft; sie alle haben einerlei geistigen Trank getrunken,“ und alle stimmen in der Ueberzeugung zusammen, daß die Zeit gekommen sei, in welcher nach dem Rathschlusse des HErrn Sein Himmelreich über alle Enden der Erde ausgebreitet werden soll. O wann werden mit den bürgerlichen Kriegen auch jene unseligen Schlagbäume kirchlicher Trennung, welche bisher christliche Brüder von einander geschieden haben, gleich den Mauern Jerichos in Staub darnieder sinken, und unter dem ewigen Panier des großen Herzogs unserer Seligkeit alle Völker der Erde der Segnungen Seiner Liebe froh werden!

Missions-Lied.

(Mel. Es ist das Heil uns kommen her.)

Schon strahlt das Licht in finst'rer Nacht
Den Heiden aller Zonen,
Dorthin wird Gottes Wort gebracht,
Wo Gram und Jammer wohnen.
Christ, richte deinen Blick empor:
Schon jauchzt der Heiden großer Chor;
Dem Retter sei die Ehre!

O Zion, deine Mauern bau'n
Die Könige der Ferne,
Du sah'st der Völker Macht und Grau'n,
Nun glänzen dir die Sterne.
Das Licht strahlt in die Grabesnacht,
Es naht der Heiden große Macht,
Dem HErrn den Dank zu bringen.

Kommt, Jünger Jesu, streut die Saat
Auf Gottes Lustgefilden,
Seid reich an frommer Liebesthat,
Gott wird sein Volk sich bilden.
O helfet, rettet, machet Bahn,
Daß Heiden auch das Heil empfahn
Zu Jesu Preis und Ruhme.

Inhalt
des zweiten Heftes 1836.

Reise des Nordamerikanischen Missionars Herrn David Abeel in den Ländern Hinter-Indiens, in den Jahren 1830—1833.

Monatliche Auszüge

aus

dem Briefwechsel und den Berichten

der

brittischen und ausländischen

Bibel-Gesellschaft.

Jahrgang 1836.

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.



Nro. I. Januar 1836.

Monatliche Auszüge*)

aus

dem Briefwechsel und den Berichten

der

brittischen u. ausländischen Bibel-Gesellschaft.

Aus dem einunddreißigsten Jahresberichte der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft, vom Jahr 1835.

Wenn das Gefühl der Wahrheit unserer Kommittee die Nothwendigkeit auferlegt, in dem vorliegenden Berichte einzelne Stellen zu nennen, auf welchen Vorurtheile und andere Umstände der Verbreitung des göttlichen Wortes noch immer unbesiegbar scheinende Hindernisse in den Weg legen; wo ein höchst beklagenswerther Mangel an heiligen Schriften noch immer anzutreffen ist, und wo der guten Sache vielfache Gefahren drohen: so macht es ihren Herzen Freude, den bei weitem größeren Theile ihres Berichtes mit solchen Thatsachen anfüllen zu dürfen, welche den Freunden des Wortes Gottes eine ungleich größere Summe verbreiteter h. Schriften und eine

*) Anmerkg. Diese Auszüge aus dem Briefwechsel der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft in London, welche im Auftrage und auf Kosten derselben aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt und in einer bedeutenden Anzahl gedruckt werden, um die deutschen Bibelfreunde in fortlaufender Bekanntschaft mit dem großen Werke der Bibelverbreitung in unsern Tagen zu erhalten, haben die Bestimmung ausschließend die Jahresberichte der verehrten Muttergesellschaft, so wie die von ihr selbst im Druck herausgegebenen offiziellen Nachrichten unsern deutschen Bibelfreunden mitzutheilen, und können daher als aktenmäßige Geschichte der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft mit Recht betrachtet werden.

bedeutend vermehrte Einnahme von Geldbeiträgen, welche dem Werke der Gesellschaft zugeflossen sind, kund thun, und die zugleich die freudige Begierde, mit welcher da und dort das Wort Gottes aufgenommen wurde, und die geistlichen Segnungen beurkunden, welche das heilsbegierige Lesen desselben zur Folge hatte. Es sind eben darum Gefühle anbetender Verehrung der unerforschlichen, aber gerechten Wege unseres Gottes, mit welchen sie den Jahresbericht beginnen, beim Hinblick auf diejenigen Gegenden der Erde, wo dem Worte Gottes die Thore noch immer verschlossen sind; es sind aber auch zugleich Empfindungen der Demuth und der Dankbarkeit, auf welche sich das kindliche Vertrauen stützt, daß der HErr auch in den künftigen Tagen mit Seinem Werke seyn wird.

Frankreich.

Paris. — Der Bericht des Agenten unserer Gesellschaft zu Paris, des Herrn de Pressencé, bietet eine Fülle von Thatsachen dar, welche uns mit dem Zustande der Bibelverbreitung in Frankreich genauer bekannt machen. Wir heben aus demselben hier einige Auszüge heraus:

„Im Laufe des verflossenen Jahres (von 1834 bis 1835 habe ich 62,194 Exemplare der h. Schriften, nämlich 6,916 Bibeln, 55,142 N. Testamente und 136 Psalmbücher in französischer Sprache verbreitet, und zwar 6,576 Exemplare mehr, als dieß im vorhergehenden Jahre der Fall war. Vermittelst der bestehenden religiösen Gesellschaften sind von dieser Summe 8,944 Ex. in Umlauf gesetzt, und 5,918 Ex. an verschiedene Bibelgesellschaften in andern Ländern versendet worden. Eben so wurden im verflossenen Jahre die verschiedenen Bibellager, welche an einzelnen Stellen in Frankreich aufgerichtet worden

sind, mit neuen Vorräthen von 10,266 Ex. der h. Schriften, und zwar in 16 verschiedenen Departements, versehen. Das Departement der Haute Garonne, wo unsere Freunde, die Herren Courtois wohnen, hat unter diesen die größte Anzahl h. Schriften in Empfang genommen; auch sind, Ihrer Anweisung gemäß, die nöthigen Vorkehrungen getroffen worden, die unentgeldliche Vertheilung möglichst zu beschränken, und nach und nach den Kaufpreiß der Bibelexemplare zu erhöhen, weil die Erfahrung zeigt, daß auf diesem Wege die Werthschätzung der h. Schriften unter dem Volke gefördert wird.

Von den angestellten Bibelumträgern sind 27,937 Ex. meist käuflich unter dem Volke verbreitet worden, von denen nur 150 Ex. nach der Schweiz und 160 Ex. nach Piemont gekommen, und der ganze übrige Vorrath von den Colporteurs in Frankreich in Umlauf gesetzt wurde. Diese anspruchlosen Boten des Evangeliums sind im verflossenen Jahre in 33 Departements umhergewandert, und mit Dankgefühlen gegen Gott werden Sie auf die bedeutende Anzahl h. Schriften hinblicken, welche von denselben in verschiedenen Provinzen Frankreichs in Umlauf gesetzt worden sind. Es liegen verschiedene Briefe vor mir, welche die segensreichen Wirkungen bezeugen, von denen ihre Arbeiten begleitet waren, und leicht könnte ich eine Reihe der erfreulichsten und rührendsten Thatsachen herausheben, welche als Früchte derselben betrachtet werden dürfen.

Der christlichen Theilnahme gemäß, womit Ihre verehrte Kommittee die Sache des Schulunterrichtes in Frankreich, als Angelegenheit der Christenliebe aufgenommen hat, werden Sie nicht ohne Vergnügen gewahren, daß in dem verflossenen Jahre 14,560 Bibeln und N. Testamente in diesen Schulen eingeführt worden sind. Lassen Sie uns beten und hoffen, daß diese heiligen Bücher viele der Kinder, in deren Händen sie niedergelegt wur-

den, die Furcht und Liebe des HErrn lehren werden, ehe die Tage kommen, welche durch ihre Verführungen die Herzen der Jugend dem Eindruck der Wahrheit verschließen. Wenn wir bedenken, daß seit der Aufregung, welche durch das Werk der Bibelverbreitung unter den Priestern erzeugt wurde, keiner der Schullehrer, die unter ihrer Leitung stehen, es weiter wagte, N. Testamente zu begehren, so müssen wir eine sichtbare Hand Gottes in dem Umstande erkennen, daß eine so große Anzahl biblischer Schriften in den Schulen ausgebreitet worden ist.

„Diese Schulen besitzen meine volle Theilnahme, denn sie sind einer von den lieblichen Zweigen der Verbreitung evangelischer Erkenntniß, der mich mächtig an sich zieht, und ich bin gewiß, daß die erfreulichsten Wirkungen daraus hervorgehen werden, wenn ihnen die erforderliche Pflege gewidmet wird. Hätten Sie mir auch nur diesen einzigen Zweig Ihrer Arbeit anvertraut, so würde ich ihn immer als ein Werk von der höchsten Bedeutung betrachtet haben, und sollte Ihre Kommitte auch nur diesem besondern Gegenstand Ihre wohlwollende Aufmerksamkeit gewidmet haben, so müßte ich ihn immer als einen wichtigen Bestandtheil des großen Werkes betrachten, das die Verbreitung evangelischer Erkenntniß in Frankreich beabsichtigt. Besonders ermunternd ist die Wahrnehmung der heilsamen Wirkungen, welche die Bekanntschaft mit dem Evangelium da und dort in den Gemüthern der Kinder erzeugt. Erst kürzlich war ich ein gerührter Zeuge davon, wie eine Anzahl von Schulkindern, die armen Eltern angehören, dennoch einmal über das andere ihre kleinen Beiträge zusammenlegten, um einen armen verlassenen Knaben, der von der Polizei in ein Verwahrungshaus geliefert worden war, in ihre Schule aufzunehmen, und ihm Gelegenheit zu verschaffen, in derselben mit dem Worte Gottes bekannt zu werden.

Eine andere Anzahl armer Kinder machte den Versuch, durch Einsammlung von Knochen und alten Lumpen, und durch den Verkauf derselben etwas Geld zu erwerben, bis sie auf diesem Wege am Ende eine nicht unbedeutende Summe zusammengebracht hatten, welche sie später als Beitrag an die Bibel- und evangelischen Gesellschaften abgaben. Mehr Eifer und mehr Liebe zu den Menschenseelen würde leicht die Anzahl von Bibeln vermehrt haben, welche außer den 256 im verflossenen Jahr unentgeldlich weggegebenen h. Schriften, unter die Bedürftigen und Heilsbegierigen hätten verschenkt werden können. Dabei bleibt mein Grundsatz immer fest, daß unentgeldliche Vertheilung des Wortes Gottes immer nur mit der größten Vorsicht geschehen sollte, da sie in der Regel am wenigsten dazu geeignet ist, eine lebendige Theilnahme am Worte Gottes anzuregen.

Die Ausgaben, welche im Namen der Gesellschaft im verflossenen Jahre gemacht worden sind, belaufen sich auf 91,101 fr. Franken, indeß der Betrag der Summe für erlöste Bibeln auf etwa 68,000 Fr. berechnet werden kann; ein erfreuliches Ergebniß, das' deutlich beweißt, daß wir mit schnellen Schritten der Zeit entgegen sehen, in welcher wir mit Gottes Hülfe im Stande sein werden, das große Werk der Bibelverbreitung in Frankreich ohne die Geldunterstützungen christlicher Menschenfreunde betreiben zu können."

So weit der Bericht des Agenten der brittischen Bibelgesellschaft zu Paris. In dieser Hauptstadt Frankreichs wurden im verflossenen Jahr 40,000 N. Testamente 12mo nach De Sacy und 2,000 Bibeln 18mo nach Martins Uebersetzung gedruckt, auch finden sich 20,000 N. Test. nach De Sacy und 2,000 engaddinische Testamente gegenwärtig unter der Druckerpresse. In England sind 2,000 französische Bibeln und 6,000 N. Testamente für die Verbreitung derselben in Frankreich gedruckt worden. Die thätigen Bibelfreunde in Toulouse, die Herren Cortois haben auch im verflossenen Jahr mit unermüdetem Eifer ihre thätige Theilnahme am Werke der Bibelverbreitung

fortgesetzt, und Unglückliche aller Art, die Galeeren-Sclaven, die Gefangenen, die Kranken, die vertriebenen Polen und andere, die ohne allen Religionsunterricht umherirren, sind Gegenstände ihrer menschenfreundlichen Aufmerksamkeit geworden. „Wir wissen aus sichern Quellen, schreiben sie, daß das Wort Gottes in vielen Hütten mit großer Hochachtung gelesen wird, und daß auch unter dem unglücklichen Geschlechte der Gefangenen da und dort eine stille Frucht unserer Arbeit hervortritt. Ein Räuberhauptmann, welcher viele Jahre lang der Schrecken auf unsern Gebirgen war, und der auf 20 Jahre zur Galeere verurtheilt wurde, liest jetzt das N. Testament mit vieler Aufmerksamkeit. Möge dasselbe einen tiefen und bleibenden Eindruck auf seine Seele machen! Wir hoffen, es werde möglich sein für die Ausbreitung des Wortes Gottes in Spanien viel zu thun. Die Erscheinung der Cholera in diesem Lande hat eine große Auswanderung unter den vornehmen Volksklassen verursacht, und Toulouse und alle Städte des Südens sind mit denselben angefüllt. Viele von ihnen sind unserem Hause empfohlen, und wir freuen uns der Gelegenheit für sie und durch sie, andern Gutes zu thun. Nie fühlten wir tiefer den unaussprechlichen Werth, den das bisherige Werk der Bibelverbreitung für unser Vaterland hat, als dieß gerade jetzt der Fall ist, da die Tage immer ernster und entscheidungsvoller werden, da Licht und Finsterniß den Krieg mit einander zu führen beginnen, und alles einen nahen und fürchterlichen Kampf zu verkündigen scheint. Wie beunruhigt müßten nicht die Herzen der Christen seyn, wenn Ihre Gesellschaft nicht so viele Bibeln und N. Testamente in unserem Lande verbreitet hätte, welche jetzt ihr Werk thun werden. Mag immerhin der Kampf beginnen; es sind Tausende, welche durch das eigene Lesen der h. Schriften vorbereitet sind, ein selbstständiges Urtheil über die Sache des Christenglaubens zu fällen. Dazu hat die Verbreitung des Bibelbuches die Wege gebahnt, und der Segen, den der HErr ferner auf die Arbeiten seiner Kinder aus Gnaden legen wird, wird die Ernte sein, welche der gute, von Ihnen reichlich ausgestreute Saame getragen hat."

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibel-Gesellschaft.

Nro. II. Februar 1836.

Monatliche Auszüge

aus

dem Briefwechsel und den Berichten

der

brittischen u. ausländischen Bibel-Gesellschaft.

Aus dem ein und dreißigsten Jahresberichte der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft vom Jahr 18'5.

Schweiz und Deutschland.

Die Arbeiten des Agenten unserer Gesellschaft zu Frankfurt Dr. Pinkertons gewinnen je mehr und mehr an Wichtigkeit. Die Uebersicht derselben geben wir am besten mit seinen eigenen Worten:

„Wir haben, schreibt derselbe, im Laufe des verflossenen Jahres an unsere Korrespondenten in den umherliegenden Theilen Deutschlands 37,905 Exemplare h. Schriften versendet, unter denen 5,587 Ex. deutsch-lutherischer, 125 Ex. böhmischer Bibeln, 13,758 deutsch-lutherischer Testamente, 987 solcher Testamente mit Psalmen, 800 polnische Testamente für Protestanten, 50 böhmische Testamente, 11,090 deutsche Testamente für Katholiken, 3,100 polnische Testamente für Katholiken, 921 Psalter und 1,517 Bibeln und Testamente in hebräischer, griechischer und andern Sprachen sich befunden haben.

Von dieser Summe h. Schriften wurden demnach 21,307 Ex. unter Protestanten, 15,111 Ex. unter römischen Katholiken ausgebreitet, und die Anzahl verbreiteter h. Schriften übersteigt in diesem Jahr die des vorhergehenden Jahres um 6,967 Exemplare. Der reine

Betrag der Einnahme für den Verkauf derselben belief sich, nach Abzug sämmtlicher Nebenunkosten auf, 10,064 fl. 29 kr. Nur wenige Ex. wurden ganz umsonst hergegeben, solche Fälle ausgenommen, wo große Armuth und ernstliches Verlangen nach dem Worte Gottes dieß rathsam machte. Innerhalb desselben Zeitraumes wurden auf Kosten der Gesellschaft 34,031 Ex. h. Schriften, und zwar in neun verschiedenen Auflagen und vier Sprachen im Drucke vollendet, so wie sich gegenwärtig fünf verschiedene Bibelauflagen in deutscher, polnischer, ungarischer, wendischer und lithauischer Sprache unter der Presse befinden. Dieß sind die Ergebnisse der Arbeiten Ihres Agenten im Jahr 1834. Obgleich derselbe nicht so oft, als er wünschen möchte, die Freude hatte, mit den einzelnen Fällen bekannt zu werden, in welchen das Lesen des Wortes Gottes als ein gesegnetes Mittel zur Bekehrung des Herzens zu Christo sich erwiesen hat, so fehlt es doch nicht an überzeugenden Beweisen, daß die weite Verbreitung der h. Schriften in den Hütten der Armen, in den Schulen, in den Familien aller Volksklassen und in den Gefängnissen je mehr und mehr auf die Verbesserung des religiösen und sittlichen Zustandes dieser verschiedenen Völkerstämme heilsam einwirkt."

Auf einer weiten Reise, welche Dr. Pinkerton im Laufe dieses Jahres zurücklegte, hat derselbe nicht weniger, als 47 Bibelgesellschaften, oder einzelne seiner Korrespondenten besucht, 17 neue Bibellager errichtet, und in den Ländern, durch welche ihn die Reise führte, mehr als 10,000 Ex. h. Schriften zu zweckmäßiger Vertheilung niedergelegt. Wir folgen ihm in diesem Berichte an einigen Hauptstellen seiner Reise nach, indem wir die Nachrichten, welche er an denselben einzusammeln Gelegenheit fand, kurz zusammenfassen.

Auf seinem Wege nach Straßburg besuchte er unter anderm die Diezöse von Neustadt, wo er unter der

Leitung des dortigen Schulinspektors einen Vorrath von Bibeln und N. Testamenten zurückließ. Die Bevölkerung dieses Distriktes beläuft sich 500,000 Einwohner, und es ist zu befürchten, daß der sittlich religiöse Zustand derselben nicht gerade ermunternd ist. Zu Neustadt, das 6000 Einwohner in sich faßt, wurden ihm jedoch mehrere einzelne Fälle bekannt, aus denen erhellt, daß die h. Schriften, welche seit vier Jahren in diesen Gegenden verbreitet wurden, an verschiedenen Orten eine wachsende Aufmerksamkeit zu gewinnen scheinen.

In Speier wurden 50 Bibeln und 200 Testamente zur Vertheilung unter die Protestanten von demselben abgegeben, und auch für die katholische Bevölkerung dieser Stadt und Gegend ein Vorrath katholischer N. Test. verlangt, indem ihm aus guter Quelle versichert wurde, daß Tausende dieser Testamente aufmerksame Leser finden würden. Es wurden 200 Testamente dorthin gesendet, um mit denselben den Anfang zu machen.

Von Straßburg schreibt Dr. Pinkerton: „Ich wurde von manchen Freunden der guten Sache in dieser Stadt besucht, welche auf verschiedenen Wegen und in verschiedenen Weisen versuchen, das Reich Christi in diesem Theile Frankreichs zu fördern. Prediger Dürr, welcher mit thätigem Eifer hier arbeitet, theilte interessante Nachrichten über den Erfolg seiner Arbeiten mit, und wünschte 125 Bibeln und 500 N. Testamente zu zweckmäßiger Verbreitung zu erhalten. Auch Herr Major, der mit mehrern christlichen Freunden eine evangelische Gesellschaft in dieser Stadt bildete, hat 50 Bibeln und 300 Testamente für diesen Zweck in Empfang genommen.

Zu Colmar wurden 50 Bibeln und 225 Testamente Herrn Bott zur Verfügung gestellt, der seit mehreren Jahren die Aufmerksamkeit der Einwohner für die Sache des Christenthums zu gewinnen eifrig bemüht ist.

In Mühlhausen wurde von einem Freunde aus zuverlässiger Quelle berichtet, daß mehr als 400 Familien in dieser Stadt und Umgegend noch ohne den Besitz des Wortes Gottes sich befinden, und es wurde daher ein kleiner Vorrath von Bibeln an dieser Stelle zur Verbreitung niedergelegt.

Von Basel, der dortigen Bibelgesellschaft und den übrigen religiösen Anstalten dieser Stadt, berichtet Dr. Pinkerton Folgendes: „Die Basler Bibelgesellschaft ist noch immer thätig; sie verbreitete aus eigenen Mitteln im verflossenen Jahr 831 Bibeln und 1,722 N. Testamente, so wie 1000 katholische Testamente aus dem Depot unserer Gesellschaft; auch wünschte sie mit einem neuem Vorrath von 500 katholischen Testamenten versehen zu werden, was ihr zugesagt wurde. Auch hat sich in dieser Stadt eine Gesellschaft zur Aussendung von Bibelumträgern gebildet, mit deren Mitgliedern ich zusammentrat. Sie ist seit 12 Monaten thätig, und hat durch zwei Bibelumträger in den Dörfern des obern Elsaßes 43 Bibeln und 800 Test. verkauft. Auf ihr Verlangen sind ihr 300 katholische N. Testamente aufs Neue zugesagt worden. Diese Gesellschaft hat 1500 Schweizerfranken im ersten Jahre eingenommen, und 800 zum Unterhalt ihrer beiden Bibelumträger ausgegeben. Es wird Ihrer Kommittee wahres Vergnügen bereiten, zu vernehmen, daß auf der Missionsanstalt in dieser Stadt noch immer ein ausgezeichneter Segen Gottes ruht. In dem Sitzungszimmer der Anstalt sind an den Wänden die Bildnisse von 98 Missionarien aufgehängt, welche in den letzten 19 Jahren aus dieser Pflanzschule in die Heidenwelt hinausgesendet wurden. Die Anzahl der Zöglinge bestand zur Zeit meines Besuches in 34 frommen Jünglingen, die sich dem evangelischen Missionsdienste gewidmet haben."

In dem benachbarten Liestal wurden 200 N. Test. zu zweckmäßiger Verbreitung einigen dortigen Freunden übergeben. Die evangelische Gesellschaft zu Bern ist sehr thätig, und hat 2,413 Ex. h. Schriften verbreitet, von welchen 800 Ex. unter den Katholiken des Kantons Luzern in Umlauf gesetzt worden sind. Bei den reichlichen Gelegenheiten, welche sich dieser Gesellschaft zur Beförderung der Bibelverbreitung darbieten, sind von derselben 800 katholische Testamente, 50 lutherische Bibeln und 250 lutherische N. Test. als neuer Vorrath gewünscht worden.

Die Bibelgesellschaft dieser Stadt erließ ein Zirkularschreiben an die gesammte Geistlichkeit des Kantons, dem zufolge 56 Geistliche sich angeboten haben, kleine Vorräthe an h. Schriften zu zweckmäßiger Vertheilung unter Dürftige in Empfang zu nehmen. Diese Gesellschaft hat im verflossenen Jahre bei einer Geldeinnahme von 2,324 Schweizerfranken, 567 Bibeln und 2,550 Testamente in Umlauf gesetzt: und aus allen diesen Angaben ist ersichtlich, daß das Werk der Bibelverbreitung im Kanton Bern in den beiden letzten Jahren erfreuliche Fortschritte gemacht hat. Auch eine Frauenzimmergesellschaft hat sich hier gebildet, deren Mitglieder durch ihre Besuche in den Wohnungen der Armen zur Förderung der Bibelverbreitung thätig mitgewirkt haben.

Im Kanton Aargau befinden sich etwa 20 Stellen, wo die Geistlichen des Ortes kleine Vorräthe von h. Schriften für die Bedürftigen besitzen, und Herr Pfarrer Huntziger in Aarau hat in Verbindung mit einigen Bibelfreunden daselbst 100 Bibeln und 600 Test. auf Kosten ihres eigenen Vereines, so wie 50 Bibeln und 180 Test. von den Vorräthen der brittischen Bibelgesellschaft in Umlauf gesetzt. Da sein Vorrath an Bibeln gänzlich erschöpft war, so wünschte derselbe weitere 200 lutherische und 50 katholische Test. von unserer Gesellschaft zu erhalten.

In Zürich hat die dortige Gesellschaft im Lauf von 21 Jahren 10,814 Bibeln und N. Testamente in Umlauf gesetzt.

Folgende Thatsache, die Dr. Pinkerton auf seiner Reise durch die Schweiz begegnete, ist in hohem Grade schmerzhaft. Das Marienbild im Kloster Einsiedeln wird jedes Jahr von etwa 150,000 Pilgrimmen besucht. Zwanzig Buchbinder sind unaufhörlich daselbst beschäftigt, Beschreibungen dieses Bildes und ähnliche Produkte einzubinden; aber alle Nachforschungen nach einer Bibel oder einem N. Testamente an diesem Orte waren fruchtlos; und gewöhnlich wurde unserm Reisenden auf seine Frage nach dem Worte Gottes zur Antwort gegeben: Nach diesem Buche wird hier niemals gefragt. Es ist uns nicht erlaubt ein solches Buch zu verkaufen. „Ich verließ diesen Ort, schreibt Dr. P., ohne auch nur ein einziges zum Verkauf ausgesetztes N. Test. hier zu finden, oder einen Menschen anzutreffen, der bereitwillig gewesen wäre, uns bei diesem Werk hülfreiche Hand zu leisten.“

Einige christliche Freunde zu Chur haben in den beiden letzten Jahren 1,624 Ex. h. Schriften verbreitet, und regelmäßig mit der brittischen Gesellschaft verrechnet, und bei seinem neuen Besuch daselbst, ließ Dr. P. 100 Bibeln und 200 Test. zu ihrer weitern Verfügung zurück. Die Bibelgesellschaft zu Chur erließ eine freundliche Einladung an die Geistlichen des Kantons, den Bedarf h. Schriften in den Schulen mit erneuerter Sorgfalt zu untersuchen, und es ernstlich darauf anzutragen, jede Familie in ihren Pfarrdörfern mit dem Worte Gottes zu versehen. Die Gesellschaft wünschte 150 Bibeln und 200 Test. zu weiterer Vertheilung zu erhalten, welche ihr zugesendet wurden, so wie auch ein kleiner Vorrath italienischer Bibeln zu zweckmäßiger Beförderung dortiger Freunde gestellt worden ist.

Die Aufmerksamkeit unserer Freunde zu Schaffhausen wurde vorzugsweise auf das große Bibelbedürfniß hingelenkt, welches in dem benachbarten Kanton Thurgau, so wie in den obern Theilen des Großherzogthums Baden statt findet. Einem eifrigen katholischen Priester dieser Gegend, wurden 225 Ex. des N. Test. zur Vertheilung übergeben. Derselbe wünscht sehr, unter der ganzen Bevölkerung des Distriktes, die aus 18000 Seelen besteht, das Wort Gottes in fruchtbaren Umlauf zu setzen.

Auch von der evangelischen Gesellschaft zu Genf sind ermunternde Berichte über den Lauf des Evangeliums bei unserer Gesellschaft eingegangen. „Wir haben, so schreibt ein Mitglied derselben, in unserer Stadt und Umgegend 332 Bibeln und 689 Test., und in den benachbarten Provinzen Frankreichs 6,600 Ex. der h. Schriften, größtentheils käuflich unter dem Volke in Umlauf gesetzt. Aus unserm Jahresberichte, der sich bereits unter der Presse befindet, werden Sie ersehen, daß der gute Saame auf dem Boden Frankreichs nicht umsonst ausgestreut wurde, sondern zum Heile Vieler unter dem Segen des HErrn Früchte getragen hat. Ihm gebührt dafür aller Ruhm!“ Im Berichte der dortigen Bibelgesellschaft wird von den gesegneten Arbeiten umständlich gesprochen, welche eine Anzahl von Bibelumträgern im Süden Frankreichs mit Gottes Hülfe ausgerichtet haben. Diese haben sich besonders die Departements der Dauphine und Provence zu ihrem Wirkungskreise ausersehen, und innerhalb zweier Jahre unter

den Katholiken Frankreichs 28,709 Ex. der h. Schriften, größtentheils käuflich ausgebreitet.

Von der würtembergischen Bibelgesellschaft gibt Dr. P. folgende Nachricht: „Ich habe meine meiste Zeit im Umgang mit einigen Gliedern der Bibelgesellschaft zu Stuttgart zugebracht, und es gewährt meinem Herzen wahres Vergnügen, die unermüdete Thätigkeit dieser Freunde in Ausbreitung des Wortes Gottes bezeichnen zu können. Verflossenen Monat feierten sie ihr Jahresfest, wobei im Berichte derselben bemerkt wurde, daß ihre Anstalt im verflossenen Jahr 17,805 Ex. der h. Schriften in Umlauf setzte, wovon 13,258 Ex. in Würtemberg verbreitet, und 4,547 Ex. nach benachbarten Ländern gesendet wurden. Seit ihrer Stiftung hatten sie die Freude, 283,960 Ex. der h. Schriften unter dem Volke zu verbreiten. Ihr Einkommen bestand im verflossenen Jahr in 16,415 fl. und die Ausgaben der Anstalt in 13,411 fl. Sie haben ein sehr gut eingerichtetes Bibelnanstalthaus mit einer Druckerei, in welcher immer mehrere Pressen vollauf beschäftigt sind, und einem Lagerhause aufgerichtet; auch sind mehrere neue Auflagen der h. Schriften gegenwärtig in der Arbeit.“

Auch die Bibelgesellschaft zu Nürnberg setzt ihre Thätigkeit ununterbrochen fort. Nach dem neusten Jahresbericht derselben, hat sie 2,797 Bibeln und 414 Test. von ihrem eigenen Lager, und 73 Bibeln und 304 Test. von den Ausgaben der brittischen Bibelgesellschaft weithin ausgebreitet. Sie machten gerade während meines Aufenthaltes die nöthigen Vorbereitungen, um am nächsten Reformationsfeste, dem ersten Sonntage des Novembers, das Andenken an die Vollendung der Uebersetzung und des Druckes der ersten vollständigen Ausgabe der lutherischen Bibel zu feiren, welche im Jahr 1534 von Hans Lufft in Wittenberg gedruckt, erschienen ist. Das Oberkonsistorium zu München hat verordnet, daß das Andenken an diese wichtige Begebenheit in allen 1100 protestantischen Pfarrkirchen Bairens festlich begangen werden soll; und die Kommittee zu Nürnberg gedenkt an diesem Tage eine Anzahl von Bibeln in den Kirchen unter Dürftige auszutheilen. Ein frommer Geistlicher der katholischen Kirche bot seine Dienste zum Werk der Bibelverbreitung an, und es wurden ihm von Dr. P. 100 Bibeln und 1000 N. Test. zu zweckmäßiger Verfügung gestellt.

Zu Erlangen wurden den dortigen Bibelfreun-

den 50 Bibeln und 200 Test. für die protestantische und 300 N. Test. für die katholische Bevölkerung der Umgegend zuerkannt.

In Meiningen übernahm der dortige thätige Superintendent die Vertheilung von 50 Bibeln und 200 Test. Seine Diezöse umfaßt eine Bevölkerung von 16,000 Seelen, unter denen sich etwa 2,300 Schulkinder befinden. Mit dieser Liebesgabe soll nun der erste Anfang gemacht werden, und vielleicht dürfte sich bald die Verbreitung des Wortes Gottes auch über andere Theile des Herzogthums ausdehnen, das eine Bevölkerung von 140,000 Einwohnern in sich faßt.

Die sächsische Bibelgesellschaft zu Dresden hat von der brittischen 3000 Test. erhalten, um sie hauptsächlich unter den sächsischen Truppen zu vertheilen. Die Gesellschaft selbst hat im verflossenen Jahr 4,720 Bibeln und 318 Test. in Umlauf gesetzt, und zu weiterer Verfügung 250 Bibeln und 450 Test. von unserer Gesellschaft in Empfang genommen.

Die Bibelgesellschaft zu Posen hat die größte Thätigkeit zu Tage gelegt, und dringende Bitten um 500 Bibeln und 8,700 Test. uns zugesendet. „Sie werden, so heißt es in ihrem neuesten Berichte, sich freuen, wenn Sie auf der einen Seite die sichtbaren Segnungen vernehmen, welche der HErr auf unsere Arbeiten gelegt hat; Sie werden aber auch Ihre Theilnahme uns nicht versagen, wenn wir Ihnen auf der andern Seite den schmerzlichen Mangel an h. Schriften unter die Augen legen, welcher in unserer Provinz statt findet. Dabei gereicht es uns zu nicht geringer Ermunterung, daß schon im verflossenen Jahre vier Hülfsvereine zu Thorn, Pläschen, Lissa und Fraustadt sich an uns angeschlossen haben, und daß auf die Errichtung ähnlicher Institute zu Krakau und Ratibor in Oberschlesien, so wie zu Schildberg im Großherzogthum Posen Bedacht genommen wird. Dabei bleibt unser Bibelbedürfniß immer noch ausnehmend groß, indem z. B. unter 612 Familienvätern, aus denen unsere hiesige protestantische Gemeinde besteht, kaum 80 derselben im Besitz des Wortes Gottes sich befinden. Sie sehen daraus, wie sehr wir dieses köstlichen Schatzes bedürfen, der dem Christenglauben zum sichern Stabe dient, um vor dem Falle bewahrt zu werden.“

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Jahrgang 1836.

Drittes Quartalheft.

Ein und zwanzigster

Jahresbericht

der

evangelischen Missions-Gesellschaft

zu Basel.

„Sterben wir mit Ihm, so werden wir mit Ihm leben!" — Dieses sinnvolle apostolische Wort dürfte wohl die passendste Ueberschrift auf den ein und zwanzigsten Jahresbericht unserer evangelischen Missionsgesellschaft in sich fassen, der in dieser festlichen Stunde dieser verehrten, aus einer großen Zahl naher und ferner Missionsfreunde zusammengesetzten Versammlung, im Namen unserer Kommittee vorgetragen werden soll. Fürchten Sie bei solcher Ueberschrift nicht, daß es etwa einer wehmüthigen Grabrede auf das heilige Missionswerk gelten soll, das die Gnade Gottes unsern schwachen Händen zur Pflege und Führung anvertrauen wollte; nein! vielmehr sind es süße Auferstehungs- und Lebensfreuden, welche wir in diesen festlichen Tagen mit Ihnen theilen, es sind große und herrliche Durchhülfen des HErrn, die wir gerne zu Seinem Preise mit Ihnen rühmen, es sind neue und weite Bahnen des Reiches Jesu Christi, auf die wir gerne getrost und freudig mit Ihnen hinüber ziehen möchten. Aber wie überall und immer, schon im Leben des einzelnen Christen im kleinern, so führt auch im umfassenden Völkerbekehrungsberufe im größeren Maaßstabe der Weg zur Stadt des lebendigen Gottes über den Berg Golgatha hinüber, den der große Anfänger und Vollender unseres Glaubens, Jesus Christus, zuerst gewandelt hat. Und mit Ihm auf diesem Wege zuerst sterben zu dürfen, ist es weniger geziemend und segensreich, als mit Ihm zu einem neuen Leben in seinem Himmelreiche aufzustehen?

32 Andere aus ihrem Kreise arbeiten in verschiedenen Ländern der Heidenwelt unter der Leitung der englisch-bischöflichen Missionsgesellschaft; nur 1 derselben befindet sich noch im Dienste der holländischen; 3 Andere sind von den beiden Gesellschaften zur Bekehrung der Juden in England und Preußen in die Arbeit unter dem Volke Israel ausgesendet worden; 14 Brüder ihres Kreises wirken als Verkündiger des Evangeliums auf den weithin auseinander gelegenen deutschen Kolonien des südlichen Rußlands; 7 Andere haben in den westlichen Staaten Nordamerikas ihre weiten Arbeitssprengel gefunden; 1 befindet sich seit vielen Jahren im Dienste der englischen Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß in Indien; 3 Andere hat anhaltende Kränklichkeit zur Wiederherstellung ihrer verlornen Kräfte auf längere Zeit vom Werke abgerufen, und die 6 übrigen arbeiten unabhängig von Missionsgesellschaften, als Boten Christi in den Ländern der Heiden, oder an verlassenen Christengemeinden.

Nicht ohne tiefe Rührung können wir nach allen Richtungen der Erde hin die weiten Umkreise umlaufen, in welchen diese geliebten Brüder ihr segensreiches Tagewerk gefunden haben. Wie viele unter ihnen säen unter Thränen den guten Samen auf dem wilden Brachacker der Völker aus; sie gehen dahin und weinen, und tragen edlen Samen; aber sie werden einst mit Freuden wiederkommen, und am großen Erntetage der Welt ihre Garben bringen. Wohl ihnen, denn das Lebensloos ist ihnen aufs Lieblichste gefallen! Ein schönes Erbtheil ist ihnen zu Theil geworden. Möge Keinem unter ihnen der frohe Glaubensmuth im Dienste seines göttlichen Meisters entfallen! Möge Jeglicher von ihnen am Ende seiner längern oder kürzern Streiterbahn zu der seligen Schaar derer gehören, von denen einst am Tage der herrlichen Offenbarung Jesu Christi gesagt werden darf: „Diese sinds, die gekommen sind aus großer Trübsal,

und haben ihre Kleider gewaschen, und haben ihre Kleider helle gemacht im Blute des Lammes. Darum sind sie vor dem Stuhle Gottes, und dienen Ihm Tag und Nacht in seinem Tempel. Und der auf dem Stuhle sitzt, wird über ihnen wohnen. Sie wird nicht mehr hungern noch dürsten; es wird auch nicht auf sie fallen die Sonne oder irgend eine Hitze. Denn das Lamm, das in der Mitte des Stuhles ist, wird sie weiden und leiten zu den lebendigen Wasserbrunnen, und Gott wird abwischen alle Thränen von ihren Augen." Offenb. 7, 14—17.

Beim Ueberblick der ansehnlichen Schaar dieser Streiter Christi liegt uns die dankbare Erinnerung oben auf der Seele, und reizt uns zum gerührten Preise der göttlichen Gnade, daß, wie schmerzhaft auch die Verluste sind, welche wir in ihrem Bruderkreise zu betrauern haben, doch in Hinsicht auf die tausendfachen Gefahren, welche das Leben der Boten Christi in den tropischen Ländergebieten bedrohen, das Verhältniß der Abgeschiedenen zu den Lebenden innerhalb eines Zeitraumes von zwanzig Jahren ein sehr gemäßigtes, ist, und daß sich dieses Verhältniß in demselben Grade vermindert, als die ersten Bahnen in unbekannten Ländern durchbrochen, und die ersten theuer erkauften Erfahrungen weise benützt sind. So haben uns die Jahre 1829 und 1830 die meisten Opfer eingebracht, indem in den darauf folgenden Jahren der Verlust unserer theuren Brüder sich sichtbar verminderte.

Da in dem Namensverzeichnisse dieser ausgesendeten Brüder, das wir in unserm Jahresberichte vom Jahr 1832 unsern Freunden mitgetheilt hatten, seit den letzten Jahren verschiedene Veränderungen vorgekommen sind, so sehen wir uns veranlaßt, an dieser Stelle ein neues Verzeichniß ihrer Namen und Arbeitsstellen beizufügen. Es ist Folgendes:

Verzeichniß

der gegenwärtig im fernen Arbeitsfelde stehenden Zöglinge der evangelischen Missionsschule zu Basel.

Namen.	Heimath.	Geboren.	Aufenthalt in der Missionsschule.	Missions-Posten.	Im Dienste der	verheirathet.
1. Joh. Jakob Bär.	Affoltern, Kant. Zürich.	8. Okt. 1786	1816—1818	Insel Makisser, im stillen Meer.	Holl. Miss. Ges.	1825
2. Joh. And. Jetter.	Liebezell, Würtemberg.	8. Mai 1790	1816—1818	Smyrna, in Kleinasien.	Engl. Bischöfl. Miss. Gesellsch.	1823
3. Wilhelm Dürr.	Kaltenwesten —	21. Nov. 1790	1816—1818	Kishnagore, in Bengalen.		1825
4. Joh. Ludwig Irion.	Alpirsbach —	24. Sept. 1793	1816—1818	Bepery bei Madras.	Gesellsch. z. Verbr. christl. Erk.	1825
5. J. Ch. Fr. Winkler.	Stuttgart —	15. Juni 1799	1816—1818	Wegen Kränklichkeit i. d. Heimath.		1825
6. Felician Zaremba.	Zaroy, Rußland.	15. Merz 1794	1818—1821	Schuscha, an der pers. Grenze.	Evang. M. Ges.	
7. Joh. Gerber.	Tschangnau, Kant. Bern.	8. Sept. 1796	1819—1821	Chilichothe, im Staat Ohio.	Nordam. Kirche.	1822
8. A. Heinr. Dittrich.	Fürstenau, Sachsen.	15. Febr. 1797	1820—1821	Oberpastor in Tiflis.	Ev. Russ. Kirche.	1824
9. Jakob Lang.	Schaffhausen.	29. Juni 1797	1818—1821	Karaß, in Kaukasien.	Evang. M. Ges.	1828
10. R. F. Hohenacker.	Zürich.	10. Juli 1798	1818—1822	Helenendorf, in Grusien.		1826
11. J. M. G. Reichardt.	Heidelberg, im Badischen.	22. Mai 1800	1818—1821	Calkutta, in Bengalen.		1824
12. G. W. E. Metzger.	Großsachsenheim, Würtbg.	30. Dez. 1800	1818—1821	Liverpool, im Staat Ohio.	Nordam. Kirche.	1822
13. K. L. König.	Bern.	10. Febr. 1790	1821—1824	Madschar, in Kaukasien.	Evang. M. Ges.	
14. J. Gottf. Voigt.	Burghausen, bei Leipzig.	25. Juni 1795	1821—1824	Krank in Odessa.		1821
15. Johannes Doll.	Rabern, Würtemberg.	17. Dez. 1797	1821—1824	Nicolajew.	Ev. Russ. Kirche.	1826
16. J. Rud. Lieder.	Erfurt.	30. Mai 1798	1821—1825	Cairo, in Egypten.	Engl. Bischöfl. Missions-Gesellschaft.	
17. Samuel Gobat.	Cremine, Kant. Bern.	26. Jan. 1799	1821—1825	Abyssinien.		1834
18. Wilhelm Kruse.	Elberfeld.	25. März 1799	1821—1825	Cairo, in Egypten.		1825
19. Theodor Müller.	Alfdorf, Würtemberg.	11. Nov. 1799	1821—1825	— —		1826
20. L. E. Steinmann.	St. Gallen.	25. Dez. 1799	1821—1825	Josephsthal im südl. Rußland.	Evangel. Russ. Kirche.	1827
21. C. F. W. Fletnitzer.	Lausigk, Sachsen.	19. März 1800	1821—1825	Odessa — — —		1829
22. G. F. Föll.	Marbach, Würtemberg.	1. April 1801	1821—1824	Hochstedt — — —		1826
23. C. Gottl. Pfander.	Waiblingen, —	3. Nov. 1803	1821—1825	Schuscha, an der pers. Grenze.	Evang. M. Ges.	1834
24. Joh. Bonekemper.	Niederbreunfeld bei Cöln.	6. Juli 1795	1821—1824	Rohrbach, bei Odessa.	Ev. Russ. Kirche.	1824
25. Fr. Aug. Hildner.	Querfurt, Sachsen.	2. Jan. 1800	1821—1826	Syra, in Griechenland.	Engl. Bischöfl. Miss. Gesellsch.	1832
				Griechenland		1829

30.	Chr. Fr. Schlienz.	Kirchheim, —	26. Okt. 1803	1821—1826	Malta.		
31.	J. C. S. Handt.	Acken, an der Elbe.	14. Jan. 1793	1822—1827	Neu-Holland.	Engl. Bischöfl.	
32.	Jak. Friedr. Sessing.	Steinbach, im Odenwald.	28. Mai 1802	1822—1827	Jamaika.	Miss. Gesellsch.	1829
33.	C. F. Major.	Memel.	4. Jan. 1802	1823—1826	Straßburg.	Ev. Ges. in Paris.	1835
34.	Chr. Friedr. Kyllus.	Lahr, im Badischen.	14. Juli 1803	1823—1827	Zürichthal, in der Krimm.	Ev. Russ. Kirche.	1828
35.	Chr. Gottlieb Hegele.	Hirschlanden, in Würt.	21. Juni 1804	1823—1827	Astrachan.	Evang. M. Ges.	
36.	G. Adam Kißling.	Murr, —	2. April 1805	1823—1827	Sierra Leone, in West-Afrika.	Engl. B. M. Ges.	1832
37.	G. H. Breidenbach.	Nörten, in Hannover.	21. Juli 1802	1824—1828	Helenendorf, in Grusien.		1832
38.	Ch. H. Bonwetsch.	Metzingen, in Würtemb.	6. Juli 1804	1824—1828	Katharinenfeld —	Ev. Russ. Kirche.	1830
39.	Friedrich Jordan.	Bern.	19. Mai 1802	1824—1828	Marienfeld —		1832
40.	J. J. Weitbrecht.	Schorndorf, in Würtemb.	29. April 1802	1825—1828	Burdwan, in Bengalen.	Engl. Bischöfl.	1834
41.	Peter Fjellstedt.	Sillrud, in Schweden.	17. Sept. 1802	1828—1828	Smyrna.	Miss. Gesellsch.	1831
42.	J. H. Biesenbruck.	Velbert, bei Elberfeld.	23. Juli 1800	1827—1829	Odessa.		
43.	J. G. F. Pensel.	Sulza, in Weimar.	16. Sept. 1796	1828—1829	Glückøthal, in Bessarabien.	Ev. Russ. Kirche.	1830
44.	J. C. F. Judt.	Stuttgart.	6. Juli 1806	1828—1829	Schuscha, an der pers. Grenze.	Evang. M. Ges.	1834
45.	Chr. Friedr. Ewald.	Marodsweißach, in Baiern.	10. Sept. 1800	1826—1829	Tunis.	Engl. Juden Ges.	
46.	Ch. L. Krückeberg.	Münden, in Hannover.	20. Juni 1800	1825—1830	Kischnagore, in Bengalen.	Engl. B. M. G.	
47.	Joh. Jakob Müller.	Göppingen, in Würtemb.	7. März 1808	1825—1830	Arcot, bei Madras.		1835
48.	C. Wilh. Isenberg.	Barmen, in Westphalen.	5. Sept. 1806	1824—1830	Abyssinien.	Engl. Bischöfl.	1834
49.	Joh. Häberlin.	Tuttlingen, in Würtemb.	19. Aug. 1808	1827—1830	Calkutta.	Miss. Gesellsch.	
50.	Friedr. Sprömberg.	Schmarsendorf, bei Berlin.	14. Jan. 1807	1826—1830	Schuscha, an der pers. Grenze.	Evang. M. Ges.	
51.	Georg Ch. Hübner.	Göppingen, in Würtemb.	15. Juli 1805	1825—1831	Elisabeththal, in Grusien.	Ev. Russ. Kirche.	1833
52.	Andreas Riis.	Lygumkloster, Schleswig.	15. Jan. 1804	1828—1831	Akropong, Goldküste.	Evang. M. Ges.	
53.	Joh. Gottlieb Linke.	Bellwitz, in der Lausitz.	14. Jan. 1804	1826—1831	Burdwan, in Ostindien.		
54.	J. C. Gottl. Knorpp.	Stuttgart.	25. Nov. 1806	1825—1831	Benares —	Engl. Bischöfl.	1834
55.	Jak. Friedr. Schön.	Oberweiler, im Badischen.	28. Dez. 1803	1827—1831	Sierra Leone, in West-Afrika.	Miss. Gesellsch.	
56.	Karl Benj. Leupold.	Reichenau, in Sachsen.	21. Okt. 1805	1827—1831	Benares, in Ostindien.		
57.	Ch. Gottlob Roth.	Besigheim, in Würtemb.	24. Okt. 1802	1827—1831	Alexandersdorf, in Grusien.	Ev. Russ. Kirche.	
58.	J. Aug. Hausmeister.	Stuttgart.	6. Okt. 1806	1826—1832	Süd-Deutschland.	Engl. Juden Ges.	1835
59.	Johannes Groß.	Steinbokenheim, in Hessen.	27. Juni 1803	1825—1832	Saratow, an der Wolga.	Ev. Russ. Kirche.	1833
60.	Joh. Theod. Wolters.	Calcar, in Westphalen.	7. Aug. 1805	1825—1832	Tebris, in Persien.		
61.	Ch. Gottl. Hörnle.	Ludwigsburg, in Würtemb.	24. Nov. 1804	1828—1832	— —	Evang. M. Ges.	

(Fortsetzung andere Seite.)

Verzeichniß

der gegenwärtig im fernen Arbeitsfelde stehenden Zöglinge der evangelischen Missionsschule zu Basel.

(Fortsetzung.)

	Namen.	Heimath.	Geboren.	Aufenthalt in der Missionsschule.	Missions-Posten.	Im Dienste der	verheirathet.
62.	Franz Müller.	Bassersdorf, K. Zürich.	5. Mai 1804	1828—1832	Krank, in der Heimath.		
63.	Joh. Michael Lechler.	Münklingen, Würtemb.	21. Sept. 1804	1828—1832	Arcot, bei Madras.		
64.	Heinrich Bernau.	Stolpe, Hinterpommern.	26. Okt. 1805	1828—1832	Insel Barbadoes.	Engl. Bischöfl. Miss. Gesellsch.	1831
65.	Jakob Günther.	Oberschwandendorf, Wrtbg.	12. Mai 1806	1828—1832	London.		
66.	Friedrich Schmid.	Walddorf, Würtemberg.	6. Sept. 1807	1828—1833	Annarbour, Nordamerika.	Nordam. Kirche.	1834
67.	Friedr. August Kreis.	Magdeburg.	3. Mai 1810	1828—1833	Schuscha, an der pers. Grenze.	Evang. Miss. Ges.	
68.	Jakob Würthner.	Schwenningen, Würtemb.	25. Febr. 1805	1829—1833	Grusien.		
69.	Fr. Eduard Schneider.	Leipzig.	8. Mai 1805	1832—1833	Tebris, in Persien.		
70.	Heinrich Knoth.	Braunfels, Preußen.	7. Jan. 1810	1829—1834	Abyssinien.	Engl. B. M. Ges.	
71.	Joh. Christoph Lehner.	Rheinheim, Hessen-Darmst.	8. Merz 1806	1829—1834	Mangalore, in Ostindien.	Evang. Miss. Ges.	
72.	Chr. Leonhard Greiner.	Göppingen, Würtemberg.	10. Merz 1810	1830—1831			
73.	Samuel Hebich.	Nellingen, —	29. April 1803	1831—1834			
74.	K. Heinr. Blumhardt.	Stuttgart.	13. Aug. 1807	1830—1834	Abyssinien.	Engl. Bischöfl. Miss. Gesellsch.	
75.	Chr. Fr. Schlenker.	Kirchheim, Würtemberg.	2. Febr. 1810	1830—1834	Sierra Leone.		
76.	J. G. Mühlhäuser.	Notzingen, —	10. Merz 1810	1830—1834	Insel Trinidad.		
77.	K. Cäsar Menge.	Hanau, Hessen.	13. April 1811	1831—1834	Nassuk, bei Bombay.		
78.	Alfred Em. Eckel.	Straßburg.	26. April 1811	1830—1834	Insel Trinidad.		
79.	Chr. Fr. Warth.	Unter-Türkheim, Wrtbg.	12. Nov. 1811	1830—1834	Nassuk, bei Bombay.		
80.	Joh. K. Börling.	Slavito, in Rußland.	4. Okt. 1802	1831—1834	Judenmission in Pommern.	Juden Ges. i. Berl.	
81.	Joh. Phil. Köhnlein.	Niederrad bei Frankf. a. M.	13. Aug. 1807	1831—1835	Nord-Afrika.	Evang. Miss. Ges.	
82.	Joh. Jakob Rieß.	Tuttlingen, Würtemberg.	5. Mai 1811	1830—1835	Neu-Aargau, in Nordamerika.	Nordam. Kirche.	
83.	K. Wilh. Winkler.	Breslau, Preußen.	10. Merz 1806	1831—1835	London.	Engl. Bischöfl. Miss. Gesellsch.	
84.	Joh. Ulrich Graf.	Grub, Kant. Appenzell.	8. Mai. 1812	1830—1835	London.		

85. Georg Wendel Wall.	Owen, Würtemberg.	25. Febr. 1811	1830—1836	Nordamerika.	Evang. Miss. Ges. Nordam. Kirche.
86. Joh. Gottl. Schwabe.	Neumark, Sachsen.	30. Juni 1809	1832—1836	Nordamerika, Detroit.	
87. Joseph Anton Rieger.	Aurach, Baiern.	23. April 1811	1832—1836	Nordamerika.	
88. Johannes Layer.	Affalterbach, Würtemb.	20. Juni 1812	1831—1836	Darwar, in Ostindien.	Evang. Missions-Gesellschaft.
89. Heinrich Frey.	Schorndorf, —	21. März 1809	1832—1836	— —	
90. Heinr. Aug. Lösch.	Kl.Dittmannsdorf, Sachsen.	30. Aug. 1811	1832—1836	— —	
91. Herrmann Mögling.	Mössingen, Würtemberg.	29. Mai 1811	1835—1836	— —	
92. Johannes Mürdter.	Adelberg, —	18. Juli 1809	1833—1836	Akropong, westafrikanischen Goldküste.	— —
93. Andreas Stanger.	Möttlingen, —	21. Merz 1811	1834—1836		

Die Namen der Entschlafenen,

welche im seligen Dienste Christi ihren kurzen Lebenslauf bereits vollenden haben, sind folgende:

Namen.	geboren.	Heimath.	Aufenthalt in der Missionsschule.	Gestorben	zu
1. Joh. Jakob Schultheß.	1782	Stäfa, Kanton Zürich.	1818—1821	1822	Zeist.
2. Joh. Gottl. Curfeß.	1797	Waiblingen, in Würtemberg.	1818—1822	1822	Petersburg.
3. Peter Knecht.	1892	Basel.	1816—1818	1823	Batavia, auf Java.
4. Carl Wilh. Beckauer.	1788	Dresden.	1818—1821	1823	Kent, in Sierra Leone.
5. Isaak Theophil Schaffter.	1796	Münster, Kanton Bern.	1818—1823	1823	Münster.
6. Wilh. Heinrich Schemel.	1799	Vaihingen, in Würtemberg.	1818—1821	1823	Bathurst, in Sierra Leone.
7. Heinrich Benz.	1799	Schlatt, Kanton Thurgau.	1818—1822	1823	Helenendorf, in Grusien.
8. Gottl. Christ. Deininger.	1799	Beinstein, in Würtemberg.	1818—1821	1824	Malta.
9. Jakob Maisch.	1796	Gerlingen, —	1818—1821	1825	Burdwan, in Ostindien.
10. Joh. Gottlob Albrecht.	1799	Dresden.	1821—1824	1825	Serampore, —
11. Daniel Müller.	1778	Fluntern, Kanton Zürich.	1816—1818	1825	Manado, auf der Insel Celebes.
12. Joh. Ferd. Bormeister.	1785	Mietau, in Kurland.	1816—1818	1826	Insel Buro, Molukken.
13. Durs Börlin.	1800	Bubendorf, Basellandschaft.	1818—1822	1826	Neusatz, in der Krimm.
14. Heinrich Dietrich.	1794	Schwerzenbach, Kant. Zürich.	1818—1822	1827	Zürichthal, — —

15. Heinr. Hieronymus Wulff.	1799	Altona.	1822—1827	1828	Liberia, in Westafrika.
16. Johannes Kindlinger.	1791	Enzenkirchen, in Oestreich.	1816—1818	1829	Madras, in Ostindien.
17. Karl Ferd. Salbach.	1799	Köpnick, bei Berlin.	1822—1827	1829	Dänische Goldküste.
18. Joh. Gottlieb Schmid.	1804	Aarburg, Kanton Aargau.	1823—1827	1829	— —
19. Gottlieb Holzwarth.	1802	Almersbach, in Würtemberg.	1824—1827	1829	— —
20. Gottlieb Wöhr.	1797	Leonberg, —	1821—1825	1830	Elisabeththal, in Grusien.
21. Johannes Bührer.	1803	Bibern, Kant. Schaffhausen.	1825—1829	1830	Liberia, in West-Afrika.
22. Heinr. Fr. Emil Graner.	1803	Dietendorf, in Gotha.	1828—1829	1830	— — —
23. Rudolf Dietschy.	1797	Basel.	1829—1829	1830	— — —
24. Gotthilf Alb. Tritschler.	1805	Eßlingen, in Würtemberg.	1824—1829	1830	Tarutine, in Bessarabien.
25. Joh. Bernhard Saltet.	1792	Niederwesel, in Westphalen.	1818—1820	1830	Neu-Tiflis.
26. Chr. Jakob Vilbert.	1807	Copenhagen.	1829—1830	1830	Basel.
27. Christian Kugler.	1801	Schopfloch, in Würtemberg.	1821—1825	1830	Abyssinien.
28. Philipp Henke.	1798	Kirberg, in Nassau.	1822—1827	1831	Dänische Goldküste.
29. Chr. Friedr. Heinze.	1804	Kunewalde, in Sachsen.	1824—1831	1832	— —
30. P. Petersen Jäger.	1808	Loit, in Schleswig.	1827—1831	1832	— —
31. Gottlieb Volz.	1806	Waldorf, in Würtemberg.	1829—1834	1835	Basel.
32. Salomon Eitel.	1811	Eberdingen, —	1834—1835	1835	—

Diesem Verzeichniß geliebter Todten zufolge hat sein verborgener Rath den letztgenannten Bruder am 25. Juli des letztverflossenen Jahres aus dem Kreise unserer Missionszöglinge hinweg, frühe schon in die ewige Ruhe hinüber gerufen, und er ist der einzige, dessen Verlust wir im Laufe desselben zu betrauern haben. Der vollendete Bruder Salomon Eitel wurde den 28. Okt. 1811 zu Eberdingen im Königreich Würtemberg geboren. Da sich frühe in dem heranwachsenden Jünglinge schöne Geistesgaben und besondere Vorliebe zum Jugendunterrichte entfalteten, so wurde er nach seiner Konfirmation dem Schullehrerberufe gewidmet, für den er in seinen Vorbereitungsjahren mancherlei nützliche Kenntnisse und pädagogische Fertigkeiten einsammelte. Bald erwachte auch ein Leben der Gottseligkeit in dem Herzen des Jünglings, und stellte ihm seinen erwählten Lebensberuf aus einem noch höhern Gesichtspunkte dar, als er denselben früher anzuschauen gelernt hatte. In der spätern Zeit entwickelte sich mitten in seinem ihm lieb gewordenen Schullehrergeschäfte durch das Lesen von Missionsnachrichten der stille Trieb, sich der christlichen Erziehung und dem Unterrichte der gänzlich verlassenen und lichtlos dahin irrenden Heidenjugend hinzugeben, weil für sie bis jetzt nur gar wenige, für die Jugend des Vaterlandes hingegen eine große Anzahl brauchbarer Lehrer zu finden war. Lange kämpfte er vergeblich mit dieser immer mächtiger sein Innerstes ergreifenden Neigung zum evangelischen Missionsberufe, bis er endlich, nach langem Warten und wiederholten Meldungen, an Ostern 1834 als Präparand in unsere evangelische Missionsschule aufgenommen ward. Während der kurzen Zeit seines Verweilens in unserer Mitte, zeichnete sich der Vollendete, wie durch besondere Gaben und treue Anwendung seiner Zeit zu zweckmäßiger Ausbildung derselben, so besonders durch redliche Herzensfrömmigkeit, kindlichen Sinn, aufrichtige Demuth, und große Liebe zum Missionsberufe aus, in welchem er die schönste Auf-

gabe seines Lebens erkannt hatte. Aber frühe schon sollte er für die Wohnungen des ewigen Friedens in unserer Mitte reifen, und ein Zehrfieber, das ihn im Frühling 1835 überfiel, führte ihn, nach einem kurzen Aufenthalte von 15 Monaten in unserer Missionsschule, dem seligen Ziele seiner Berufung in Christo Jesu entgegen.

Das verflossene Jahr zeichnete sich vor andern durch vielfache erfreuliche Veränderungen aus, welche aus den ältesten Klassen unserer Schule eine Schaar geliebter Brüder ihrem Missionsberufe in der Heidenwelt näher führten. Aus der Zahl derjenigen Zöglinge, welche im Herbst 1834 nach Vollendung ihrer Studien aus unserer Missionsschule in die Anstalt der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft zu Islington bei London übergetreten waren, wurden die beiden Brüder J. G. Mühlhäuser und A. E. Eckel im Sept. 1835 nach der westindischen Insel Barbadoes; Ch. F. Schlenker im Okt. desselben Jahres nach der Negerkolonie Sierra Leone im westlichen Afrika; C. C. Menge und Ch. F. Warth zu den Hindus nach Nassuk bei Bombay, in den westlichen Gebieten der Halbinsel Indiens, im Jan. 1836; und C. H. Blumhardt und H. Knoth über Egypten nach Abyssinien als Arbeiter am Evangelio abgesendet; während um dieselbe Zeit unser theurer Freund Hänsel, geschwächter Gesundheit halben, aus dem Timmani-Lande im westlichen Afrika nach der westindischen Insel Jamaika, und P. Fiellstedt aus dem Süden Indiens nach Smyrna versetzt wurden. Von mehreren dieser geliebten Wanderer sind bereits die Nachrichten eingetroffen, daß sie die Hand Gottes wohlbehalten zu dem Orte ihrer Bestimmung gebracht hat.

Nicht minder zahlreich waren die Veränderungen, welche im unmittelbaren Kreise unserer Missionsschule im Laufe des verflossenen Jahres stattgefunden haben, und die der vorliegende Jahresbericht noch umständlicher auseinander setzen wird. Im Februar des gegenwärtigen Jahres traten die theuren Brüder H. Mög-

ling, Candidat der Theologie, J. Layer, H. Frey und J. H. Lösch nach erhaltener Ordination ihre Missionswanderung an, um über England nach der westlichen Küste Indiens im Laufe dieses Sommers hinüber zu segeln, und in der obern Canara-Provinz unter den dortigen heidnischen Einwohnern eine zweite Missionsstation unserer evangelischen Missionsgesellschaft im Namen des HErrn aufzurichten. Ihnen folgten im Monat Merz die drei Brüder G. W. Wall, J. G. Schwabe und J. Rieger nach, um in den westlichen Gebieten der vereinigten nordamerikanischen Staaten unter ihren verlassenen Brüdern das Panier des Kreuzes aufzurichten. Noch weiter sind die beiden theuren Zöglinge unserer Missionsschule, J. Mürdter und A. Stanger bereit, um nach unserm Jahresfeste, so der HErr Gnade gibt, nach dem Wanderstabe zu greifen, um ihren einsamen Bruder A. Riis in den Wildnissen des Aschantivolkes auf der westlichen Küste Afrikas als Gehülfen zu unterstützen. Wellenbewegungen dieser Art im Gebiete unserer Missionsthätigkeit bereiten unserm Herzen eine süße Freude, und gereichen uns zum demüthigen Danke gegen Gott, der alle diese wunderbaren Dinge thut, nach dem Wohlgefallen seines Willens; so schmerzhaft es auch für das Gefühl der Liebe ist, im Kreise unseres Missionshauses eine Abschiedsstunde der andern auf dem Fuße folgen zu sehen, und von Geliebten uns, dem Leibe nach, losreißen zu müssen, an welche uns der HErr durch die zarten Bande der Werthschätzung und Liebe für Ewigkeiten geknüpft hat. Aber wo sein Ruf und sein Werk unter den Menschenkindern solche Trennungsstunden fordern, da folgen wir gerne dem Lamme nach, wo es hingeht, weil wir wissen, daß wir uns einst nach treu vollbrachter Pilgerschaft aus Gnaden wieder finden dürfen in des Vaters Hause.

Am vorjährigen Jahresfeste, im Juni 1835, faßte unsere evangelische Missionsschule 40 Zöglinge in sich,

welche

welche den Beruf in sich tragen, zum Dienste des Weltheilandes in der Heidenwelt sich in derselben vorzubereiten. Einer ward aus ihrer Mitte in die Ewigkeit gerufen, neun andere traten ihrem Missionsberufe in verschiedenen Gegenden der Erde näher, und noch zwei andere der jüngsten Klasse wurden wegen geschwächter Gesundheit, oder Mangel an der erforderlichen Gabe zur Spracheneriernung, mit unsern herzlichsten Segenswünschen ihrem frühern Berufe zurückgegeben. Auf diese Weise waren in den ersten Monaten dieses Jahres 28 Pfleglinge unserer Liebe zur Fortsetzung ihrer Vorbereitungsstudien zurückgeblieben, zu denen aus einer bedeutenden Anzahl von Missionspetenten 13 geliebte Jünglinge an Ostern dieses Jahres als neue Präparandenklasse hinzugefügt wurden, so daß der gegenwärtige Bestand unserer evangelischen Missionsschule 41 Zöglinge in sich faßt, welche unter dem Segen des HErrn zur Tauglichkeit für die Arbeit am Evangelio in der Heidenwelt heranzureifen, mit aufrichtiger Seele verlangen.

Die starken Aussendungen älterer Zöglinge aus unserer Missionsschule, welche in den beiden verflossenen Jahren Statt fanden, haben in dem Zahlenbestande unserer Jahresklassen ein eigenthümliches Mißverhältniß hervorgebracht, das jedoch innerhalb weniger Jahre sich wieder ausgleichen wird. Von der ältesten Jahresklasse unserer Anstalt sind nur noch vier Mitglieder vorhanden; die zweite besteht aus fünf derselben; die dritte faßt sieben; die vierte zwölf, und die fünfte oder Präparandenklasse dreizehn Zöglinge in sich. Gerne würde unsere Kommittee aus der stark besetzten Competentenliste des verflossenen Jahres, für die Aufnahme auf Ostern noch einige weitere hinzugefügt haben, wenn sie mit einiger Zuversicht hätte glauben dürfen, unter der Schaar frommer Jünglinge, die sich um Aufnahme gemeldet hatten, noch weiter etwelche anzutreffen, für deren Tauglichkeit entweder ihre eigenen uns zugesendeten

Schriften, oder die Zeugnisse achtbarer Christen uns zureichend beruhigt hätten. Der schlichte Ausdruck des frommen guten Willens für das Werk des HErrn in der Heidenwelt, bei gänzlicher Vernachläßigung des frühern Jugendunterrichtes, und bei kaum sichtbaren Merkmalen besonderer Geistesanlagen, reicht eben nicht zu, um die innere und äußere Berufung des HErrn zur bedürfnißvollen Missionslaufbahn gehörig zu beurkunden; so wenig das glänzendste Talent den lebendigen Sinn wahrer christlicher Gottseligkeit zu ersetzen vermag, welcher zur Tüchtigkeit für den Missionsberuf unentbehrlich ist. Wir müssen es in jeder Beziehung wahr finden, was ein erfahrungsreicher Sendbote der Heidenwelt, Herr Abeel, in seiner neuesten Schrift als Ergebniß seiner Beobachtungen in dieser Beziehung ausgesprochen hat: „Das Missionswerk, sagt er, erfordert die ausgezeichnetsten Geistesgaben, und eine ausgebreitete Wissenschaft; und darum sind die Gründe, die man gewöhnlich für das Bleiben in der Heimath anführt, gerade diejenigen, welche für unsere Brauchbarkeit im großen Weinberge des HErrn zeugen. Es ist wahr, daß das Werk in jede Stufe des Talentes und der Bildung sich fügen kann, wie dieß auch in christlichen Ländern der Fall ist; aber hier, wie unter den Heidenvölkern, wird in solchem Falle auch der Erfolg der gleiche seyn. Ein Werk, das die Pflicht auferlegt, mancherlei Sprachen gründlich zu erlernen; in diesen Sprachen zu übersetzen und zu schreiben; in Gegenständen aller Art Unterricht zu ertheilen; auf alle Fragen zu antworten; allen Klassen von Menschen oft in verschiedenen Sprachen das Evangelium zu verkündigen; für tausend Gelegenheiten und Bedürfnisse Rath und Hülfe zu schaffen; mit den geringsten Hülfsmitteln etwas Bedeutendes auszurichten; Nothleidenden aller Art an die Hand zu gehen; die Kranken zu heilen; die Wildniß anzubauen; die Jugend zu bilden; ein Reich Gottes auf der Erde zu pflanzen: ein Werk, das solche Arbeit in die Hände gibt, wird

den, welcher den Versuch macht, bald überzeugen, daß man für die Heidenwelt nie zu viel, und nie genug gelernt habe. Wir sagen dieß nicht, um irgend jemand muthlos zu machen, sondern um die Ansichten so Vieler vom Missionswerke zu berichtigen. An nützlicher Thätigkeit darf keiner zweifeln; und wen nur immer die Liebe Christi also dringt, der findet hier sein zusagendes Geschäft; aber kein Talent ist zu theuer und zu groß, das nicht in diese Wagschaale gelegt werden dürfte und sollte." (Magazin 1836 Heft 2 Seite 238.)

Auch wir glauben, mit Zuversicht behaupten zu dürfen, daß jedes, wenn auch noch so geringe Maaß von Geistesgaben, und jede äußerliche Berufsfertigkeit, wenn anders ihre Ausübung durch den Geist der Gnade geheiligt ist, gar wohl zum allgemeinen Beßten der Heidenwelt verwendet werden könne und solle; auch würden wir es für eine, dem Sinne Christi geradezu widersprechende Ansicht halten müssen, wenn man sich bereden wollte, als ob der einzelne um des größern Maaßes von Geistesgaben willen, die er vom HErrn zur Förderung seines Werkes auf der Erde empfangen hat, darum auch einen höhern Werth in Gottes Augen habe, und von den Menschen äußerlich höher gestellt zu werden verdiene, als sein minder begabter Mitbruder, welcher denselben Fleiß und dieselbe Treue in der Anwendung seines empfangenen Pfundes in den großen Weinberg des HErrn mit sich hereingebracht hat. Aber dessen glauben wir gewiß zu seyn, daß fromme Jünglinge dieser Art eben keineswegs eines längern Durchgangs durch den vorbereitenden Studiengang einer Missionsschule bedürfen, um in ihrer Weise für das Werk Christi in der Heidenwelt tauglich zu werden, und daß ein solches Verweilen derselben in ihrer Mitte eher als Nachtheil für sie selbst, so wie für ihre begabtern Mitschüler, denn als wirklicher Gewinn betrachtet werden dürfte. So lange freilich unsere Vorbereitungsanstalten für den evangeli-

schen Missionsberuf so abgerissen und bruchstükartig dastehen, und das Gesammtbedürfniß der Heidenwelt so wenig zu umfassen vermögen, als dieß immer noch in unsern Tagen der Fall ist, so lange wird diesem beklagenswerthen Uebelstande unserer bestehenden Missionsanstalten nicht gründlich abgeholfen werden konnen. Aber um so mehr thut es Noth, auf das Dringendste und Nothwendigste im Missionsgeschäfte unter den Heiden, auf die Bildung tauglicher Sendboten des Evangeliums zuerst das Hauptaugenmerk hinzurichten, und die Bildungsanstalten derselben möglichst zu vereinfachen, um durch ihre vom HErrn gesegnete Arbeit die großen Saatfelder der Heidenwelt auch für die Aufnahme solcher Arbeiter vorzubereiten, welche die Segnungen des Evangeliums auch in die leiblichen und bürgerlichen Bedürfnisse der heidnischen Volker hinüberzutragen vorzugsweise geeignet sind.

Ein wachsender Reichthum von Erfahrungen, den wir bisher auf dem interessanten Unterrichtsgebiete unserer Missionsschule zu machen Gelegenheit hatten, hat unsern Herzen das Bestreben immer näher gebracht, im ganzen Umfange unseres Unterrichtes überhaupt, so wie in jedem einzelnen Fachwerke desselben die Grenzlinien zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem, Unentbehrlichem und minder Entbehrlichem, unmittelbar und blos mittelbar Nüzlichem immer schärfer zu ziehen, um für das bedeutende Material des Unentbehrlichen und Wichtigen größern Raum zu gewinnen, und dem Untergeordneten sein rechtes Ebenmaß und seine Stellung im Gesammtunterrichte anzuweisen. Der unverhältnißmäßig große Aufwand von Zeit und Kräften, welcher bisher dem Betriebe der lateinischen Sprache in unserem Unterrichte gewidmet wurde, machte es daher nothwendig, demselben engere Schranken anzuweisen, und bei solcher Beschränkung dennoch die formellen und sächlichen Vortheile möglichst im Auge zu behalten, welche für unsern Vorbereitungs-Unterricht aus demselben erzielt werden

mögen. Es wurde daher für zweckmäßig erachtet, diejenigen Zöglinge, welche einige Kenntnisse der lateinischen Sprache mit sich in unsere Schule bringen, auf geeignetem Wege in besondern Unterrichtsstunden in denselben fortzuleiten, indeß mit denjenigen Schülern, welche mit dem Erlernen der lateinischen Sprache noch keinen Anfang gemacht haben, der Unterricht in derselben erst später, und zwar nach Hamilton'scher Lehrart begonnen, und nur so weit fortgesetzt werden solle, um sie in den Stand zu stellen, die Formen der lateinischen Sprachlehre kennen zu lernen, die wissenschaftlich-technischen Ausdrücke derselben sich bekannt zu machen, die lateinisch geschriebenen Grammatiken anderer orientalischen Sprachen gehörig zu benützen, und mit der lateinischen Phraseologie unseres symbolisch-kirchlichen Systemes nicht unbekannt zu bleiben. Hiedurch wurden wir in den Stand gesetzt, mit der griechischen Grammatik schon in der ersten Präparandenklasse den Anfang zu machen, dem Studium dieser Sprache ein weiteres Feld in unserer Schule anzuweisen, und für einige andere unentbehrliche Unterrichtsfächer die erforderliche Zeit zu gewinnen.

Nach diesen Grundsätzen gestaltet sich der Gesammtunterricht unserer Schule in dem gegenwärtigen Sommer-Semester auf folgende Weise:

Fünfte oder jüngste Jahresklasse.

Fach	Stunden
Deutsche Sprache mit Lese- und Schreibübungen, wöchentlich	5 Stunden.
Griechische Sprache . .	6 "
Bibelanalyse	4 "
Katechismuslehre . . .	2 "
Arithmetik	4 "
Geographie	2 "
Allgemeine Kenntnisse .	3 "
Singen	2 "
	28 Stunden.

Vierte Klasse.

Griechische Sprache . .	5	Stunden.
Lateinische Sprache . .	3	„
Bibelanalyse	3	„
Geometrie	3	„
Logik	2	„
Geographie	2	„
Biblische Geschichte . .	4	„
Bibellehre	5	„
Singen	2	„
	29	Stunden.

Dritte Jahresklasse.

Hebräische Grammatik .	5	Stunden.	
Griechische Uebungen .	3	„	(in 2 Abtheilungen jede.)
Griechische Exegese . .	4	„	
Homiletik	3	„	
Katechetische Uebungen .	1	„	
Psychologie	2	„	
Biblische Geschichte . .	4	„	
Bibellehre	5	„	
Singen	1	„	
	28	Stunden wöchentlich.	

Zweite und erste Jahresklasse.

Hebräische Uebungen . .	2	Stunden.	(2te Abtheilung.)
Englisch	4	„	(in 2 Abtheilungen jede.)
Arabisch	1	„	(1te Abtheilung.)
Griechische Exegese . .	4	„	
Hebräische Exegese . .	4	„	
Homiletik	3	„	
Repetitorium der Bibellehre	2	„	
Psychologie	2	„	
Katechetische Uebungen .	1	„	
Bibellehre	5	„	
Singen	1	„	
	29	Stunden wöchentlich.	

Zu diesen Unterrichtsfächern der Schule tritt noch für sämmtliche Klassen derselben in zwei wöchentlichen Stunden eine erbauliche, auf das Herz und Leben unserer Zöglinge berechnete Betrachtung der heiligen Schrift von Herrn Pfarrer von Brunn, so wie für die beiden ältesten Klassen in zwei Stunden eine Anleitung zu katechetischen Uebungen und der Pastoral-Theologie von Herrn Antistes Falkeisen regelmäßig hinzu, und schließen den Gesammtunterricht, welcher von vier in unserer Anstalt angestellten Lehrern, dem Herrn Inspektor Blumhardt, Herrn Candidat Blumhardt, Herrn Candidat Staudt und Herrn Candidat Oehler, so wie von dem Lehrer der englischen Sprache, Herrn Marriott, dem Gesanglehrer, Herrn Laur, und dem Lehrer der Arithmetik, Herrn Buser, gegeben wird.

Dem gewissenhaften Fleiße, den unsere geliebten Missionszöglinge im verflossenen Jahre in Betreibung ihrer Studien, und in Anwendung ihrer Vorbereitungszeit zu Tage gelegt haben, können wir im Allgemeinen sowohl, als im Besondern unsere freudige Billigung nicht versagen. Der heilige Ernst, den das lebendige Bewußtseyn des großen, von dem HErrn selbst als würdigste Lebensaufgabe gebotenen Zweckes über die Seele verbreitet, läßt auch vom wiedergebornen und geheiligten Geiste, der eine wahre Missionsschule in Bewegung setzen soll, kein anderes Ergebniß erwarten; und wohl würde derjenige Zögling seine Untauglichkeit für die Genossenschaft in derselben durch die That beurkundet haben, welcher seine Zeit in ihrer Mitte mit eiteln Dingen vertändeln, und die ihm verliehenen Kräfte und Mittel unbenützt an sich vorüberziehen lassen könnte. Neben der gehörigen Vorbereitung auf die Unterrichtsstunden und die Wiederholung derselben, wird der Privatfleiß unserer Schüler durch stufenweise vertheilte Aufgaben beschäftigt, welche jeder einzelnen Klassenabtheilung zur schriftlichen Bearbeitung von Zeit zu Zeit vorgelegt werden. Diese Aufgaben bestehen theils in freier

schriftlicher Wiederholung dessen, was ihnen in einzelnen Unterrichtsstunden von dem betreffenden Lehrer vorgetragen wird, theils in homiletischen Aufsätzen nach gegebenen oder selbst ausgearbeiteten Dispositionen, welche allmählig von der einfachen Erzählung einer Bibelgeschichte zu dem analytischen und synthetischen Vortrage, und zur biblischen Homilie emporsteigen, welche sodann nach vorheriger Berichtigung in einer Wochenstunde von einzelnen Zöglingen vorgetragen zu werden pflegen.

In der evangelischen Wahrheit liegt eine Lebensfülle und eine praktische Anwendbarkeit, welche jedem, der unter dem Einflusse des göttlichen Geistes in diese beseligende Haushaltung der göttlichen Gnade immer tiefer einzudringen dürstet, einen Reichthum von Geistesgenüssen darbietet, der ihm das tägliche Tagewerk in eine süße Herzenslust verwandelt, und ihn in der eigenen Erfahrung befestigt, welche schon der Mann Gottes, David, im alten Bunde bei der Beschäftigung mit dem Worte Gottes gemacht hat. Es wird dem forschenden Herzen Wahrheit, was er in jenem herrlichen Liede gesungen hat: „Das Gesetz des HErrn ist ohne Wandel, und erquicket die Seele. Das Zeugniß des HErrn ist gewiß, und machet die Albernen weise. Die Befehle des HErrn sind richtig, und erfreuen das Herz. Die Gebete des HErrn sind lauter, und erleuchten die Augen. Die Furcht des HErrn ist rein, und bleibet ewiglich. Die Rechte des HErrn sind wahrhaftig, allesammt gerecht. Sie sind köstlicher denn Gold und viel feines Gold; sie sind süßer denn Honig und Honigseim. Auch wird dein Knecht durch sie erinnert, und wer sie hält hat großen Lohn." (Ps. 19, 8—12.)

Wäre es freilich wahr, was eine Stimme von gestern her mit viel selbstgefälligem Eigendünkel neuestens entdeckt haben will, daß wir Gefahr laufen, uns erklügelten Fabeln anzuvertrauen, wenn uns im Evangelio die Kraft und Zukunft unsers HErrn Jesu Christi zum kindlichen Glauben vorgehalten wird: so hätte es mit

aller Missionsthätigkeit mit einem Mal ein Ende; so wären die Glaubensboten, welche wir in unserer Schule zum Werke des Amtes unter den Heiden erziehen, die Elendesten unter allen Menschen; so wäre es Zeit, dem Bibelbuche den Abschied zu geben, und in den kunstreichern Sagenkreisen Griechenlands und Rom oder in den Götzentempeln der Hindus den lautern Quell einer pantheistischen Religionsweise aufzusuchen, und all den Aufwand von Kraft und Zeit und irdischem Gut, welchen die Missionssache fordert, den materiellen Interessen der Völker zuzuwenden. Allein so lange die Herolde dieser neuen Verfinsterungskunst für die Nebelgestalten ihres modernen Götzenthumes nicht erlebt, geleistet, erkämpft und aufgeopfert haben, was die ehrwürdigen Zeugen der evangelischen Geschichte für die Ehre ihres göttlichen Meisters mit Freuden zum Opfer darbrachten: so lange kann wohl, dieser edlern Zeugenwolke gegenüber, ihr spielendes Wort in der Wagschaale der Wahrheit und des Menschenlebens kein Gewicht gewinnen. Das erfahrungsreiche Festhalten an den tiefen und kräftigen Lebenselementen, welche die evangelische Wahrheit in sich schließt, ist das sicherste Verwahrungsmittel des Geistes gegen die trügerischen Verführungskünste einer tändelnden Dialektik, mit welcher man in unsern Tagen den Glauben an unsern geschichtlichen Christus, und mit ihm den Sinn für das Heiligste aus den Herzen der Menschen herauszaubern will, um sie auf diese Weise als eine leichte Beute im Fleische anzufesseln. Allein wer nur einmal einen tiefern Blick in die Gestaltungen der alten und der neuen Heidenwelt, so wie in die unwandelbaren Bedürfnisse des, unter allen Himmelsstrichen und in allen Jahrhunderten der Weltgeschichte sich immer gleichbleibenden, Menschengeistes hineingeworfen hat, und die neuen Schöpfungen der Gnade in das Auge faßt, welche in den öden Wildnissen des heidnischen Völkerlebens das Wort von dem gekreuzigten und auferstandenen Christus in unsern Ta-

gen zu erzeugen pflegt: dem kann ein solches Beginnen nicht anders, denn als ein freches Possenspiel erscheinen, das mit den heiligsten Interessen der Menschheit seinen Scherz zu treiben begehrt. Die Mythenwelt der unwiedergebornen Menschheit sieht in ihren Grundlagen, in ihren Physiognomien, so wie in ihren Früchten ganz anders aus, als der neueste Deutungsversuch der Geschichte Jesu glauben machen will, und steht in allen diesen Beziehungen mit dem Bibelglauben und der Bibelgeschichte im schneidendsten Gegensatze. Wem freilich über dem gehaltlosen Begriffe, den er sich selbst geschaffen, und als Götzenbild auf dem Altare seines Geistes und Herzens aufgestellt hat, die Wahrheit, und mit der Wahrheit die Wirklichkeit und die Geschichte derselben untergegangen ist: dem kann auch der Glaube an unsern geschichtlichen Christus und sein Heil nimmermehr zusagen, und ihm bleibt nichts, als das traurige Wagestück übrig, auf seine eigene Rechnung hin an dem unwandelbaren Felsengrunde zu zerschellen, welcher der Welt mit Christo und seiner Heilsgeschichte gegeben ist.

Doch — wir wenden die Blicke unsers Geistes auf mildere Gestalten des Menschenlebens hin. Keine Pflanze im großen Garten Gottes bedarf wohl einer zartern Behandlung, als das stille Heranwachsen der Menschenseele zum gesunden und lebendigen Glauben an das Evangelium. Es ist eine durchaus unrichtige Ansicht, wenn Manche wähnen, das Christenthum könne am besten in der Missionsschule gelernt werden, und der gutwillige Anfänger desselben befinde sich hier in der günstigsten Lage, um zu einem Manne in Christo heranzureifen. Allerdings ist es wahr, und diese Erfahrung ist billig für uns ein Gegenstand des gerührtesten Dankes gegen den HErrn, daß in dem kunstlosen und aufrichtigen Umgange mit christlichen Brüdern ein kräftiges Förderungsmittel des Christenlebens anzutreffen ist. Aber täuschen würden wir uns, wenn wir diese Förderungen in festgestellten Formen der Andacht, in besondern Er-

bauungsgelegenheiten, oder in einer vorgeschriebenen Gymnastik der Gottseligkeit suchen und finden wollten. Es dürfte eben nicht schwer seyn, in einer Missionsschule die Erscheinungen des Christenlebens in kunstgemäße Formen einer festen Regelmäßigkeit einzuzwingen, und eine Eintönigkeit in Sprache, Gebehrde, äußere Haltung und Lebensthätigkeit in derselben in Gang zu bringen, welche nur selten einen Mißlaut oder eine wechselnde Gestalt zum öffentlichen Leben hervordringen ließe. Aber was wäre mit solcher taktmäßigen Abrichtung für das Werk Christi, und was für den Sinn und Wandel seiner Jünger gewonnen?

Vielmehr müssen wir es bei Jedem, der in die Mitgenossenschaft unseres brüderlichen Bundes eintreten will, als selbstverstandene Sache voraussetzen, daß er durch Buße und Glauben an den HErrn Jesum von der Sünde frei, und Christi Knecht geworden sei, und als Frucht seiner Erlösung nun mit aufrichtigem Herzen der Heiligung nachjage, um des ewigen Lebens theilhaftig zu werden. Wer auf diese Weise eine neue Creatur in Christo geworden ist, der bedarf nicht erst des Gängelbandes einer selbsterwählten Ascetik und erkünstelter Menschensatzungen; er ist aus Gott geboren, und ihm ist von dem heiligen Geiste im Herzen und im Bibelbuche ein Gesetz Christi aufgezeichnet, nach welchem sein Sinn und sein Leben gebildet, und zum Himmelreiche tauglich gemacht werden soll. Das klare Bewußtseyn dieses Gesetzes Christi, so wie die redliche Bereitwilligkeit, demselben unbedingten Gehorsam zu leisten, und seine durchgängige Anwendung auf die Vorkommenheiten des täglichen Lebens sich deuten zu lassen, wird von Jeglichem gefordert, der ein Glied unserer Anstalt werden will. Die aufrichtige Treue, mit welcher er diese allerwichtigste Aufgabe seiner Vorbereitungszeit zu lösen sich bestrebt, muß eben die fünfjährige Prüfungszeit beurkunden, welche er in unserm brüderlichen Kreise zubringt. Möge je mehr und mehr die

Herrschaft dieses heiligen Gesetzes Christi ihren alldurchdringenden Einfluß in unserer Schule üben, und ein gutes Salz in derselben bereiten, das auf den Acker der Welt jede Stunde zu seiner Befruchtung ausgestreut werden kann.

II.

Die Missionen unserer evangelischen Missions-Gesellschaft.

Bei den senfkornartigen Anfängen der fünf ersten Jahre (1816—1821) ihrer Thätigkeit glaubte um diese Zeit unsere Kommittee es nicht wagen zu dürfen, über die engen Schranken unserer Missionsschule hinauszublicken, welche allmählig unter dem Segen Gottes lieblich aufzublühen begann. Als sich aber mit der wachsenden Anzahl theilnehmender Missionsfreunde in Deutschland und der Schweiz die Unterstützungsmittel mehrten, welche zur Erweiterung ihrer Missionsarbeiten in ihre Hände niedergelegt wurden, so erkannte sie hierin den freundlichen Ruf des HErrn, sich im Sommer 1821 zu einer selbstständigen evangelischen Missionsgesellschaft zu konstituiren, welche in dem Endzwecke der Verbreitung christlicher Erkenntniß unter nichtchristlichen Völkern sich vereinigte. Noch in demselben Sommer erhielten die damaligen ältesten Zöglinge unserer Schule den Auftrag, eine Untersuchungsreise nach den Ländern des südlichen Rußlands und des schwarzen Meeres zu machen, auf deren Bewohner ein vorsehungsvoller Zusammenfluß von Umständen die Aufmerksamkeit unserer Kommittee zuerst hingelenkt hatte, um in den Gebieten des schwarzen Meeres und Kleinasiens für sich und ihre nachfolgenden Brüder, nach passenden Arbeitsstellen sich umzusehen. In Petersburg angekommen, war es ihnen

vor allem darum zu thun, die Gestattung der russischen Regierung für ein solches Beginnen unter den muhamedanischen Völkerstämmen des südlichen Rußlands einzuholen. Der damals regierende fromme und großherzige Kaiser Alexander, welcher persönlich an der Förderung des Reiches Gottes unter den, seinem Scepter untergebenen Völkern, den thätigsten Antheil nahm, gab dem Ansuchen unserer Kommittee mit einigen nähern Bestimmungen nicht nur seine huldreiche und freudige Genehmigung, sondern hatte auch das Wohlwollen, in einer Privataudienz, zu welcher unsere beiden Arbeiter zugelassen zu werden das Glück hatten, persönlich gegen sie die großmüthige Versicherung seines kaiserlichen Schutzes und seine Bereitwilligkeit auszudrücken, durch jedes geeignete Mittel die christlichen Zwecke unserer evangelischen Missionsgesellschaft im Gebiete der heidnischen und muhamedanischen Einwohner des asiatischen Rußlands, huldreich zu unterstützen.

In einem eigenen Bittschreiben, welches unsere beiden Sendboten A. Dittrich und F. Zaremba, im Namen der evangelischen Missionsgesellschaft am 12. Okt. 1821 dem Herrn Fürsten Galitzin zu überreichen sich veranlaßt sahen, suchten sie nun bei der hohen Landesregierung um die Gestattung nach, daß ihnen erlaubt seyn möge, einzelne Niederlassungspunkte zur Ausführung ihrer christlichen Zwecke in dem südlichen, zwischen dem kaspischen und schwarzen Meere gelegenen Ländergebiete, anlegen zu dürfen, und daß ihnen hiezu der Genuß eben derselben Rechte, Freiheiten und Privilegien in bürgerlichen und kirchlichen Angelegenheiten zugesichert werden möchte, deren sich die schottische Kolonie in Karaß, zu demselben Endzweck, seit dem Jahr 1806 erfreuen durfte.

Es dauerte nicht lange, so wurde von Seiten des kaiserlichen Ministeriums der innern Angelegenheiten unsern beiden Abgeordneten, unter dem 7. Januar 1822, der wohlwollende kaiserliche Beschluß bekannt gemacht,

nach welchem die gute Absicht der evangelischen Missionsgesellschaft zu Basel von Sr. kaiserlichen Majestät gebilligt, und die Gestattung ertheilt wurde, einzelne Niederlassungen ganz auf Grundlage der, der schottischen Kolonie verliehenen Privilegien, mit Einrichtung von Lehr- und Druckanstalten, aufrichten zu dürfen, wobei zugleich unsere beiden Sendboten angewiesen wurden, in den Ländergebieten zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere sich selbst an Ort und Stelle zu begeben, um passende Stellen für Niederlassungen dieser Art zu besehen und zu wählen. Auch wurde zugleich von Seiten des Ministeriums der innern Angelegenheiten dem damaligen Oberbefehlshaber in Georgien, dem Herrn General Jermolow, der Auftrag ertheilt, unsern Sendboten für ihre gestatteten Zwecke allen Schutz angedeihen zu lassen, dieselben mit den erforderlichen Nachrichten über die dortigen Ländereien und ihre Bewohner gehörig zu versehen, und sie überall, wo nicht besondere Hindernisse der Sache im Wege stehen, zur Auswahl und Besetzung tauglicher Stellen für die Zwecke der Missionsgesellschaft zuzulassen.

Nachdem auf diese huldvolle kaiserliche Gestattung noch drei weitere Mitarbeiter, Curfeß, Hohenacker und Benz zu dem gleichen Missionszweck bei ihren beiden Brüdern in Petersburg sich indeß eingefunden hatten, machten sie sich im Mai 1822 unverweilt auf den Weg, um in der Stadt Astrachan, am nördlichen Ufer des kaspischen Meeres, sich nach den weitern Mitteln und Wegen umzusehen, welche die Huld Gottes zur Ausführung ihres wichtigen Vorhabens vor ihnen öffnen würde, und langten im Juli 1822 wohlbehalten in dieser Stadt an, wo sich nicht lange hernach Missionar Lang als Mitarbeiter an sie anschloß, nachdem der verborgene Rath des HErrn am 29. April unsern theuren Freund, Gottlieb Curfeß, an den Folgen eines Nervenfiebers, zu Petersburg von seiner kaum begonnenen Laufbahn in die Ewigkeit hinübergerufen hatte. Die Erlernung der tür-

kisch-tartarischen, so wie der persischen Sprache war hier 10 Monate lang der erste Hauptgegenstand ihrer Beschäftigung, bei welcher sie in der freundlichen Handreichung einiger dort wohnenden schottischen Missionarien nicht nur vielfache Erleichterung, sondern auch willkommene Gelegenheit fanden, an ihrer Seite sich in die prüfungsvolle Missionsthätigkeit unter Tartaren und Persern allmählig einzuüben. In dieser lehrreichen Schule wurden sie indeß bald gewahr, daß für unmittelbare christliche Missionsversuche die muhamedanische Welt eben noch nicht zugänglich geworden sey, und daß eine evangelische Mission in einem muhamedanischen Lande nur alsdann eine gesicherte Wirksamkeit erwarten dürfe, wenn sie ihr Werk unter den in Unwissenheit und Lasterhaftigkeit versunkenen, weit umher zerstreuten Christenschaaren zuerst beginne, um auf diese Weise vorbereitend und anbahnend auch den Bekennern des Islams nahe zu kommen.

In diesem Blicke machten sie sich nun im Mai 1823 gemeinschaftlich von Astrachan auf den Weg, um im Namen des HErrn dem Ziele ihres Missionsberufes näher zu rücken. Zwei derselben, die Missionarien Lang und Hohenacker, ließen sich auf der schottischen Missionskolonie zu Karaß, im diesseitigen Kaukasien, nieder, um theils der dortigen verlassenen deutschen Christengemeinde am Evangelio zu dienen, theils von hier aus den allmähligen Zutritt zu den zahlreichen Tartarenhaufen zu finden, welche am Kuban und der Terek sich angesiedelt haben. Die drei übrigen Brüder, Dittrich, Zaremba und Benz, zogen über das kaukasische Gebirg nach Georgien hinüber, um sich vorerst der sieben deutschen, nicht lange zuvor am Kurflusse in weiter Zerstreuung umher angesiedelten Kolonialgemeinden anzunehmen, und von ihren Gebieten aus die muhamedanischen Provinzen jenseits des Kaukasus bis zum kaspischen Meere hin, so wie die passenden Arbeitsstellen in denselben aufzusuchen und genauer kennen zu lernen. Als

bald darauf auch hier der verborgene Rath des HErrn ein zweites Opfer in der frühen Vollendung ihres theuern Mitgehülfen, H. Benz, von ihrem Bruderkreise forderte, so trat nicht lange hernach Missionar Salter in die Lücke desselben ein, um in den ersten schweren Anfängen ihrer Missionslaufbahn seine Brüder durch seine Mitgenossenschaft an ihren Arbeiten und Leiden kräftig zu unterstützen. In ihren fortgesetzten Nachforschungen, durch die wohlwollende Berathung des damaligen General-Gouverneurs von Georgien freundlich unterstützt, welcher in den transkaukasischen Ländergebieten unsern Brüdern kein, zu einer Missionsniederlassung verfügbares Kronland anzuweisen wußte, fanden sie endlich, nach langen Wanderungen im Spätsommer 1823 zu Schuscha, einer kleinen, meist von Armeniern bewohnten Bergstadt, die ersehnte Stätte, welche sie nach vielseitiger Berathung, als die geeignetste Stelle erkannten, auf welcher sie sich mit voller Genehmigung der Regierung niederließen, um von hier aus sich sowohl der verfallenen armenischen Kirche, als der muhamedanischen Völkerstämme mit dem Evangelio Christi anzunehmen.

Es that Noth, auf die ersten Anfänge unseres evangelischen Missionsgeschäftes in gedrängter Uebersicht zurückzublicken, um unsere theilnehmenden Freunde dadurch in den Stand zu setzen, die schmerzhaften Ereignisse desto richtiger zu beurtheilen, welche im verflossenen Sommer 1835 unsere vier aufblühenden Missionsstellen, Schuscha, Karaß, Madschar und Astrachan, in den Ländern diesseits und jenseits des kaukasischen Gebirges nach der geheimnißvollen Fügung Gottes betroffen haben. Ueber die stillen aber segensreichen Entfaltungen ihrer evangelischen Wirksamkeit, in welcher unsere Sendboten jederzeit von den obern Regierungsbehörden des Landes aufs zuvorkommendste unterstützt wurden, haben unsere frühern Jahresberichte wahre und ausführliche Kunde gegeben. Nach einer lebenskräftigen

welche die ausgestreute Erkenntniß des Heiles auf dem modernden Boden der armenischen Kirche weit umher gefunden hatte, waren sie nach der Auseinandersetzung unseres letzten Jahresberichtes unter dem sichtbaren Segen des HErrn unter großem Aufwand von Arbeit, Geduld und Geldmitteln zu dem langersehnten Ziele gelangt, nicht nur die muhamedanische Gesammtbevölkerung der Tartarenstämme in diesen Ländern von vier wohlgelegenen Punkten aus mit dem Evangelio Christi zu umfassen, sondern auch den Weg zu dem Volke Persiens zu finden, und in wechselseitiger kräftiger Handreichung dem Evangelio Christi die weitesten Bahnen unter den Millionen der bethörten Bekenner des Islams zu brechen. Von dem armenischen Volke des russischen Gebietes hinweg, dessen Wohle sie zehn Jahre lang den größern Theil ihrer eifrigen Thätigkeit gewidmet hatten, konnten sie nun mit desto größerer Zuversicht ihre evangelische Wirksamkeit den ungleich zahlreichern Haufen der muhamedanischen Völkerstämme zuwenden, da sie unter dem Segen Gottes den Erzeugnissen der Buchdruckerpresse ruhig die weitere Begründung und Verbreitung des begonnenen Werkes unter den Armeniern überlassen durften. Die neutestamentlichen Schriften waren in der vulgair-armenischen Sprache übersetzt, und in zahlreichen gedruckten Exemplarien zur Verbreitung zugerüstet; zum Verständniß der alt-armenischen Schriften des Alten Testaments war dem Volke ein Sprachschlüssel in die Hand gegeben; 24 zweckmäßige größere und kleinere Unterrichtsschriften waren in großen Auflagen gedruckt und verbreitet; und die thätige Buchdruckerpresse ließ immer neue Lieferungen zum vorhandenen Vorrathe hoffen; auch waren mehrere armenische Christen, Geistliche, Schullehrer und Laien zu einem neuen Leben aus Gott und zu besonnener und eifriger Thätigkeit für die geistliche Rettung ihrer armenischen Brüder aufgewacht; und mit diesem Erwachen aus dem Todesschlafe der Sünde

und Unwissenheit hatten sie zugleich angefangen, unsern Sendboten bei ihrer Arbeit unter den Muhamedanern thätige Handreichung zu thun.

Auf diese Weise ging nun der volle Zug ihrer heilsamen Wirksamkeit der Pflanzung christlicher Erkenntniß unter den muhamedanischen Tartaren und Persern entgegen, was sie auch aus dem Grunde als eine dankwerthe Fügung aus der Hand Gottes annahmen, weil sie so dem ursprünglichen Zwecke ihrer Sendung näher traten, und von Seiten der russischen Oberbehörden nach dem bisherigen Verlauf der Dinge nur laute Billigung und kräftige Unterstützung für diese Richtung ihrer Arbeiten erwarten durften. Ein bedeutender Vorrath persischer Typen zum Drucke tartarischer und persischer Schriften war bereits von London her in ihrer Druck-Offizin zu Schuscha angelangt, die letzte Revision der türkisch-tartarischen Uebersetzung einiger neutestamentlichen Schriften rückte ihrem Ende nahe; die Wege zu den Tartaren waren durch wiederholte Besuche unter denselben gebahnt (Siehe den Bericht der Missionarien im Anhang N⁰. I.), als auf die unerwartetste Weise eine, von dem Oberbefehlshaber von Grusien, Herrn General von Rosen, hervorgerufene und von dem Ministerrathe beschlossene Ukase vom 5. Juli und 23. August alten Styls, ihre ganze Missionsarbeit unter den Muhamedanern des südlichen Rußlands, und mit derselben ihre schönsten Hoffnungen mit Einem Schlage niederstieß.

Die Regierungs-Ukase wurde in einer kürzern Fassung unsern Sendboten zu Schuscha, und in einer umständlichern unsern Missionarien zu Karaß von dem General-Gouvernement bekannt gemacht. Indem Letztere zunächst der, seit 1806 für sich selbst bestehenden schottischen Kolonie Karaß gilt, und die gänzliche Aufhebung ihrer von Sr. Majestät dem vollendeten Kaiser Alexander ertheilten, und bisher genossenen Missions-Privilegien in sich faßt, wird zugleich beziehungsweise auch in Hinsicht auf unsere deutschen Missionarien folgendes ver-

ordnet: „Die Minister-Kommittee konnte nicht umhin zu bemerken, daß die Wirksamkeit der Kolonisten im Verlauf von mehr als 32 Jahren, seit das erwähnte Recht ihnen verliehen worden, sich auf die Bekehrung von nur neun Bergbewohnern beschränkt hat, und daß seit dem Jahre 1828, da solches Recht ihnen aufs neue bestätigt worden, kein einziger Mensch durch sie bekehrt worden ist, während die (griechischen) Prediger der ossetinischen Kompagnie binnen 17 Jahren 70,000 Seelen getauft haben. Solche nichtige Erfolge der Kolonisten überzeugen vollkommen davon, daß sie sich mit dem Missionsgeschäft gar nicht beschäftigen, und daher auch zur Vermehrung ihrer Kolonie des ihnen verliehenen Rechtes nicht im Geringsten bedürfen. Was aber die in Schuscha niedergelassenen Basler-Missionarien betrifft, so geht aus den Akten hervor, daß, da sie seit ihrer Niederlassung Niemand zum Christenthum bekehrt haben, sie von ihrem eigentlichen Zweck sich abgewendet, und ihre Augen auf die armenische Jugend gerichtet haben. Ihr Benehmen hat, von Seiten der armenischen Geistlichkeit, Klagen veranlaßt, welche, wie die Ortsobrigkeit versichert, sehr unangenehme Folgen haben können.

„Indem daher die Minister-Kommittee die Meinung des Herrn General-Verwalters von Grusien, daß die Arbeiten ohne Ausnahme aller andersgläubigen Missionarien im transkaukasischen Lande, um der von ihm ausführlich dargelegten Ursachen willen, auf immer aufgehoben werden müßten, mit demselben vollkommen theilt, und außerdem noch eine Bemerkung, die in Gegenwart der Kommittee der Ober-Prokureur des Synods gemacht hat, in Betracht zieht, daß nämlich die Regeln wegen Umgestaltung der kaukasischen geistlichen Schulen der allerhöchsten Bestätigung bereits gewürdigt worden sind, und daß zur Errichtung einer griechisch-russischen Missions-Gesellschaft über dem Kau-

kasus nur noch schließliche Berichte von dem Herrn General-Verwalter erwartet werden, so hat sie erachtet, daß nach allem diesem denn auch keine Nothwendigkeit mehr vorhanden sein wird, in jenem Lande andersgläubige Missionarien zu haben.

„Dem gemäß hat die Kommittee erachtet (folgt die gänzliche Aufhebung aller Missions-Privilegien der Kolonie Karaß, und eine neue Anordnung ihrer innern und äußern Stellung, und fährt sodann weiter fort):

6.) Den Gliedern dieser Kolonie, und den in Schuscha angesiedelten Basler-Missionarien alle Missionsthätigkeit zu untersagen, und ihnen für die Zukunft zu überlassen, sich mit Ackerbau, Fabriken und Gewerben zu beschäftigen.

7.) Den Basler-Missionarien, zur Abwendung aller Ursachen zu Klagen von Seiten der armenischen Geistlichkeit, überdem noch zu verbieten, daß sie in ihre Schulen armenische junge Leute aufnehmen."

Unsere Kommittee enthält sich bei diesem ihre Herzen aufs tiefste verwundenden Ereignisse aller Bemerkungen, zu denen der Inhalt der vorliegenden Ukase den reichsten Stoff darbietet; und sie thut dieß um so mehr, da die nähere Beleuchtung der in ihr angegebenen Gründe zur Aufhebung der Missionsthätigkeit unserer Sendboten in den südlichen Provinzen Rußlands in einer (dem Anhang unseres Berichts N°. II. beigefügten) Denkschrift unserer Missionarien an das General-Gouvernement von Grusien und das Ministerium des Innern ausführlich enthalten ist. Was nämlich, um mit wenigen Worten unsere Ueberzeugung über den vorliegenden Thatbestand auszusprechen,

1.) den Vorwurf betrifft, daß unsere Sendboten seit dem Jahr 1828 keine Bekehrungen unter den muhamedanischen Volksstämmen dieser Provinzen gemacht haben, während in einem nicht viel längern Zeitraum die rußisch-griechischen Priester nicht weniger als 70,000 Osseten getauft haben sollen, so muß zwar ohne alles

Bedenken offen eingestanden werden, daß durch die Predigt des Evangeliums innerhalb dieser Zeit nur sehr wenige Tartaren für den lebendigen Glauben an den HErrn Jesum gewonnen worden sind, da es unsern Sendboten nimmermehr darum zu thun war, und auch nicht darum zu thun seyn konnte, durch die bloße Verrichtung der äußerlichen Wassertaufe ohne gründlichen Unterricht im Christenthum, und ohne eine wahrhaftige Herzensbekehrung, Schaaren von Muhamedanern in bloße Namenchristen umzuwandeln; daß das Werk einer solchen gründlichen Bekehrung des Herzens und Lebens, auch bei dem treuesten Fleiß unserer Sendboten, eben nicht in ihrer Gewalt steht, und allein von der lebendigmachenden Wirksamkeit des heiligen Geistes abhängt; daß ferner unserer Kommittee nie bekannt geworden ist, daß die wohlwollende Genehmigung der Bekehrungsarbeiten unserer Missionarien von Seiten der hochpreislichen russischen Regierung je an einen bestimmten Zeitraum angeknüpft worden ist, innerhalb welches das Bekehrungswerk der Tartaren einen festgesetzten Umfang erreicht haben müsse; daß aber alle erforderlichen Veranstaltungen getroffen, alle dargebotenen evangelischen Gnadenmittel in Anwendung gebracht, und alle Thätigkeiten unserer rüstigen Sendboten mit treuem Fleiß in Bewegung gesetzt worden waren, um unter dem Tartarenvolke im Großen und Allgemeinen ein Werk der göttlichen Gnade anzubahnen, das in seinen ersten Anfängen bereits liebliche Früchte trug, und das uns unter dem Segen Gottes zu den ermunterndsten Hoffnungen für die nahe Zukunft berechtigte *). Was

*) Der Herausgeber des Magazins glaubt zureichende Gründe zu haben, die Richtigkeit der in der Ukase aufgestellten Behauptung zu bezweifeln, „daß innerhalb eines Zeitraumes von 17 Jahren von den Priestern der rußisch-griechischen Kirche bei 70,000 Osseten getauft worden seien." Herr Dr. Hassel gibt in seinem neuesten Handbuche der Erdbeschreibung, XII. Bd. S. 704, den ganzen Osseten-

2.) die Klagen der armenischen Geistlichkeit betrifft, deren die Ukase als veranlassenden Grund zur Aufhebung unserer evangelischen Missionsthätigkeit in den transkaukasischen Ländern erwähnt, so glauben wir allerdings mit freudiger Zuversicht die wohlthuende Ueberzeugung aussprechen zu dürfen, daß durch die Verbreitung einer lautern biblischen Erkenntniß unter dem armenischen Volke ein lebenbringender Samen weithin ausgestreut worden ist, dessen heilsame Wirksamkeit keine Menschenmacht jemals zu zerstören vermögen wird. Allein wir dürfen hoffen, bei solchem Werke weder ein Unrecht

---

Stamm, der einen Theil des kaukasischen Gebirges bewohnt, zu 16,000 Seelen an. Herr Dr. Stein bestätigt dieselbe Zahl der Bevölkerung in seinem geographisch-statistischen Wörterbuche, indeß die beiden neuesten Reisebeschreiber, die amerikanischen Missionarien Smith und Dwight, das Gleiche behaupten: „Das Volk der Ossetinen, welche die mittlern Gegenden des Kaukasus inne haben, soll nicht mehr als 16,000 Seelen in sich begreifen." (Mag. 1835. Viertes Quartalheft. S. 544) Auch mit den Arbeiten der rußisch-griechischen Priester dürfte es sich anders verhalten, als die Ukase angibt. Der wohlunterrichtete armenische Bischof Serope zu Tiflis erklärte im Juli 1830 den beiden obengenannten amerikanischen Reisenden: „Die Russen haben seit mehreren Jahren einen Bischof und ein Paar Priester als Missionarien unter den Osseten im Gebirge; aber es mangelt diesen Männern an Eifer und an Kenntniß. Mit Liebkosungen haben sie zwar ein paar Osseten zur Taufe gebracht, aber das Volk bleibt, wie es ist, und Keiner von ihnen ist von Herzen ein Christ." (Mag. 1835. Heft 4. S. 528.) Wenn wir auch von Herzen glauben und wünschen wollen, daß die letzte Behauptung eine unrichtige oder doch eine unbefugte sey, so muß bemerkt werden, daß schon früher einige schottische Missionarien von Karaß unter den Inguschen und Osseten des Kaukasus im Segen gearbeitet haben, daß sie aber, als sie eben ein kleines Häuflein gläubig gewordener Osseten durch die Taufe zu einer Christengemeinde sammeln wollten, durch einige russische Priester aus ihrem Arbeitskreise verdrängt wurden, und diesen das begonnene Werk überlassen mußten.

an dem armenischen Volk und seiner Jugend verübt, noch gegen die Vorschriften der kaiserlichen Regierung gehandelt zu haben, wenn unsere Sendboten dem unwissenden Volke den Zutritt zum Verständnisse des Wortes Gottes in ihrer Muttersprache geöffnet, wenn sie die gänzliche Unwissenheit desselben in den Angelegenheiten ihres ewigen Heiles durch das lautere Licht der evangelischen Wahrheit beleuchtet, wenn sie einzelnen wahrheitsbegierigen Geistlichen dieses Volkes die Pforten einer richtigen theologischen Erkenntniß aufgeschlossen, wenn sie der gänzlich versäumten armenischen Jugend eine kleine Anzahl tüchtiger Schullehrer erzogen, wenn sie da und dort zur Aufrichtung von Volksschulen auf den Dörfern, und zur Unterstützung ihrer mittellosen Lehrer brüderliche Hand geboten, wenn sie einen bedeutenden Vorrath tauglicher Schul- und Unterrichtsschriften für die armenische Jugend verfaßt, durch den Druck bekannt gemacht, und meist unentgeldlich auf vielfältiges Verlangen in die Schulen abgegeben, wenn sie endlich das leibliche und geistliche Wohl des armenischen Volkes durch jedes rechtmäßige Mittel gefördert haben. In solchem menschenfreundlichen Beginnen haben unsere Missionarien, und mit ihnen die Glieder unserer Kommittee, weder ein Unrecht noch einen Verstoß gegen die ihnen huldreichst ertheilte Missionsbewilligung gefunden. Als sie aber mehrere Jahre zuvor, ehe die Ukase erschien, von der betreffenden Oberbehörde mit den grundlosen Klagen bekannt gemacht wurden, welche einige der obersten Vorsteher der armenischen Geistlichkeit bei der Regierung über solches Beginnen zu führen veranlaßt zu seyn glaubten, so wurde unverweilt jegliche Missionsthätigkeit unter der armenischen Jugend von unsern Missionarien eingestellt, und dem allgemein aufgewachten Verlangen des armenischen Volkes nach dem Besitz der heiligen Schriften, nur so weit von ihnen Gehör gegeben, als dasselbe von dem Volke selbst gegen sie ausgedrückt wurde, was sie um so mehr zu thun berechtigt waren,

da der Verbreitung der H. Schrift unter den Armeniern kein kirchliches Gesetz im Wege steht. Hieraus erhellt

3.) daß der einzige stattfindende Beweggrund zur Aufhebung unserer evangelischen Missionsthätigkeit in jenen Ländern ausschließend in dem von der kaiserlichen Ukase erwähnten, und von dem Herrn Oberbefehlshaber in Grusien bestätigten Umstande liegt, daß künftighin die Missionsarbeit unter diesen Völkern ausschließend einer griechisch-rußischen Missionsgesellschaft übertragen werden soll, und demnach im Sinne des Synods der russischen Kirche keine Nothwendigkeit mehr vorhanden sey, in jenem Lande andersgläubige Missionarien zu haben.

Während diese völlig unvorbereitete gewaltsame Niederschlagung unserer so mühevoll angebahnten und jetzt so lieblich aufblühenden Missionsthätigkeit in den kaukasischen Ländern unsere Herzen aufs schmerzlichste verwundete, gereichte es uns zu nicht geringem Troste, daß unsere zwölf geliebte Sendboten zu Schuscha, Karaß, Madschar und Astrachan, welche der harte Schlag zunächst traf, mit uns und wir mit ihnen sowohl in der Auffassung dieser geheimnißvollen Fügung Gottes als in der Behandlung derselben von Anfang an vollkommen einverstanden waren, und daß es dem Argen nicht gelingen durfte, durch das Hervortreten entgegengesetzter Ansichten und das Geltendmachen widerstreitender Wege die Wunde noch tiefer aufzureißen, welche die Hand des HErrn uns durch diese schmerzliche Erfahrung geschlagen hatte. Es war dabei uns Allen bald klar, daß unter den vorliegenden Umständen ein bittendes Ansuchen bei der hohen Regierung um Zurücknahme oder wesentliche Veränderung des gegebenen Verbotes keinen erfreulichen Erfolg zu erwarten habe; daß auch im günstigsten Falle eine vielleicht mehrjährige Verzögerung unserer Missionsarbeiten von den nachtheiligsten Folgen begleitet seyn würde; daß die aufgereizte Eifersucht zweier widerstreitender Kirchenbehörden unsere schutzlosen

Missionarien in die peinlichste Stellung mit ihrem Werke versetzen müßte; daß es dem heiligen Berufe, den der HErr in unsere Hände niederlegte, nicht gezieme, Wohlthaten, welche mit großem Aufwand von Arbeit, Selbstverläugnung und Kosten auf die uneigennützigste Weise erzeigt wurden, da aufzudringen, wo sie mißkannt und zurückgestoßen werden; daß endlich in unsern Tagen nach allen Richtungen hin unter den Heidenvölkern weite Pforten sich aufgeschlossen haben, in denen die Herolde des Heiles als willkommene Freunde mit Freuden empfangen werden.

In Betrachtungen dieser Art glaubten wir mit unsern zwölf theuern Sendboten deutliche Fingerzeige des Willens Gottes zu erkennen, nach welchen wir mit unserer evangelischen Missionsthätigkeit den rußischen Boden verlassen, auf die unmittelbare Bearbeitung desselben vorerst verzichten, und uns mit der Predigt des Evangeliums den muhamedanischen Bewohnern der Nachbarländer zuwenden sollen. Tief einschneidend bleibt immerhin die Wunde, welche nach vierzehnjähriger Geduldprüfung und mühevoller Arbeit die Trennung von diesen geliebten Kampf- und Segensstätten unsern und unserer Brüder Herzen schlägt und noch lange schlagen wird; und nur der Trost, nicht vergeblich für das Reich Christi auf denselben gearbeitet zu haben, und ihnen eine Aussaat des göttlichen Wortes zurückzulassen, welche in ihren heilsamen Wirkungen nicht berechnet zu werden vermag, ist uns Ersatz für scheinbare Verluste, welche nur der verborgene Rath des HErrn und der Reichthum seiner unverdienten Gnade zu ersetzen vermag. Diese Trennungswunde wird um so schmerzlicher durch so manche wehmüthige Rückerinnerung, welche sich an die neuere evangelische Missionsgeschichte unter den heidnischen und muhamedanischen Völkerstämmen des nördlichen und südlichen Rußlands unwillkührlich anknüpft. Kaum sind zwölf Jahre verflossen, seitdem auf dem Wege der gleichen Erfahrung die schottischen Missionarien zu Astrachan

und Karaß von ihren lieblich aufblühenden Saatfeldern unter den Osseten, am diesseitigen Fuße des kaukasischen Gebirges, losgerissen wurden, und ein reiches Erntefeld den unberufenen Schnittern der griechisch-rußischen Kirche überlassen mußten. Wenige Jahre hernach hatten die Missionarien der evangelischen Brüdergemeine, welche auf den Steppen der Wolga unter den umherziehenden Kalmückenschaaren mit großer Aufopferung gearbeitet hatten, den tiefen Schmerz, ihre hoffnungsreichen neubekehrten Kalmückenhäuflein ihrer geistlichen Pflege entrissen, und sich genöthigt zu sehen, sie wider ihren Willen und gegen ihre Ueberzeugung der Taufe der rußischen Priester und ihrer Einverleibung in die rußische Kirche Preis geben zu müssen. Mit unsern deutschen Brüdern ist zugleich auch den wackern englischen Missionarien der Londoner Missionsgesellschaft, welche seit dem Jahr 1819 unter den mongolischen Buriäten der sibirischen Provinz Irkutsk am Selengaflusse mit unermüdeter Geduld und Glaubenstreue bis auf diese Stunde gearbeitet haben, keine andere Wahl übrig gelassen, als die Häuflein ihrer aus dem tiefsten Heidenthume zum lebendigen Glauben an den HErrn Jesum bekehrten Buriäten der Taufe griechischer Priester unbedingt zu überlassen, und ihre pflegende Hand von ihnen abzuziehen, oder sich die Stellung von geduldeten Vorarbeitern für die griechische Kirche gefallen zu lassen. Wir rufen diese schmerzhaften Befleckungen der neuesten Missionsgeschichte blos darum in das Andenken zurück, weil sie in unsern Herzen die selige Hoffnung verstärken, daß auf dem weiten Brachacker der heidnischen und muhamedanischen Völkerstämme des nordöstlichen und südlichen Rußlands der ausgestreute Lebensfunke der evangelischen Wahrheit zwar für einige Zeit verdüstert, aber nimmermehr zerstört werden mag, und daß wir den Umstand immerhin für bleibenden Gewinn erachten dürfen, daß der unwissenden Volksmasse jener Provinzen ein evangelischer Sauerteig einverleibt wurde, der früher oder später das von Gott

bereitete Mittel werden wird, seine belebenden Kräfte in weiterem Umkreise auszubreiten.

Es läßt sich zum Voraus erwarten, daß nicht nur der Blick auf Vergangenheit und Gegenwart, sondern auch der Ausblick auf die nächste Zukunft unsere und unserer geliebten Brüder Aufmerksamkeit vielseitig beschäftigt haben werde; und es gereichte unsern Herzen zur wohlthuendsten Aufrichtung und zum neuen Beweise von dem heiligen Walten unseres Gottes in dieser schmerzhaften Angelegenheit, daß ohne vorherige Verabredung unser Sinn in Hinsicht auf die zu treffenden Maßnahmen mit dem ihrigen auf die überraschendste Weise zusammentraf. Wir waren nämlich alsobald darin einverstanden, daß nach Maßgabe der Umstände unsere persische Mission in der Provinz Aderbeitschan ohne längere Verzögerung verstärkt, daß neue Arbeitsstellen in den türkischen Provinzen des schwarzen Meeres unter Armeniern, Griechen und Muhamedanern aufgesucht, daß zu diesem Ende von zwei unserer erfahrenen Sendboten eine Untersuchungsreise in diesen Ländern bis nach Konstantinopel gemacht, und neue Wege und Mittel zur Verbreitung des Evangeliums in diesen Ländern aufgesucht, und daß endlich von einzelnen unserer Brüder die hülflosen deutschen Gemeinden zu Karaß, Madschar, und erforderlichen Falles auch zu Astrachan mit den Gnadenmitteln des Evangeliums noch weiter bedient werden sollen; und dieß Letztere um so mehr, da den angestellten Predigern deutscher Colonialgemeinden die Arbeit unter den umliegenden Muhamedanern durch das Gesetz keineswegs untersagt ist, und wir mit unsern Brüdern die grausame Maßregel nicht zu verantworten vermögen, diese, auf hunderte von Stunden von jedem Bereich der protestantischen Kirche Rußlands entfernten Kolonialgemeinden, ohne irgend eine geistliche Pflege der gänzlichen Verlassenheit Preis zu geben. Bereits haben sich auch im Laufe des Septembermonates zwei unserer geliebten Sendboten von Schuscha hinweg nach der per-

sischen Stadt Tebris übergesiedelt, um im Einverständniß mit ihren dortigen Brüdern sich nach tauglichen Arbeitsstellen in der Provinz Aderbeitschan umzusehen, indeß noch ein paar andere den an sie zu erlassenden Ruf zur baldigen Nachfolge erwarten. Ebenso hat sich Missionar Pfander mit Missionar Kreis bereits auf den Weg gemacht, um sich in den türkischen Provinzen des schwarzen Meeres nach angemessenen Wirkungskreisen umzusehen, und zu Konstantinopel mit den theuern amerikanischen Missionarien daselbst, welche den brüderlichsten Antheil an dem Loose unserer Sendboten genommen haben, über diesen wichtigen Gegenstand mündlich zu berathen. Auch hat der liebe Missionar Köhnlein zu Astrachan von unserer Kommittee den Auftrag erhalten, sich über Konstantinopel und Malta unverweilt nach Algier auf den Weg zu machen, um den dringendsten Einladungen zufolge sich der zahlreichen deutschen Kolonistenhaufen daselbst mit dem Evangelio des HErrn hülfreich anzunehmen, und nach den aufgeschlossenen Bahnen zu den Araberstämmen dieser Küste sich umzusehen; während Missionar Würthner zu Karaß von uns aufgefordert wurde, nach nunmehriger Anstellung unseres Bruders Roth als Colonialprediger zu Alexandersdorf, einstweilen als Gehülfe des Oberpastors Dittrich zu Tiflis einzutreten. Ueber die Stellung, welche unserer Druckerpresse zu Schuscha auf diesen neuen Missionsgefilden gegeben werden soll, glaubte unsere Kommittee um so weniger jetzt schon eine feste Entscheidung geben zu sollen, da einerseits ihre Thätigkeit zu Schuscha noch keineswegs gelähmt ist, und andererseits die zuversichtliche Hoffnung auf den HErrn uns leitet, daß seine Hand durch die Ergebnisse der bereits angetretenen Untersuchungsreise unserer Brüder neue Aussichten für ihre künftige Wirksamkeit vor unsern Augen aufschließen wird.

Was unsere Sendboten in ihrem Berichte von den Hoffnungen künftiger Tage für den Sieg der guten Sache auf diesen Kampfgefilden der Finsterniß und der stillen

Frucht ihres vollendeten Tagewerkes auszusprechen sich gedrungen fühlten, das bestätigen uns schon jetzt einzelne ermunternde Stimmen ihrer armenischen Brüder, welche ihr neuestes Tagebuch vom verflossenen Dezember und Januar in sich faßt. Hier nur einige Stellen desselben in kurzem Auszuge:

„Heute (den 28. Dez.) besuchte uns (die Missionarien zu Schuscha) ein hiesiger junger Armenier. Er erzählte uns, daß er lange in Nuchi gewesen sey, und dort die Bekanntschaft des Sarkis gemacht habe, der uns als ein zum HErrn gründlich bekehrter junger armenischer Priester bekannt ist, und sich anbot, unser Gehülfe bei der Verkündigung des Evangeliums unter den Muhamedanern zu werden. Durch ihn wurde auch er zur lebendigen Erkenntniß des HErrn gebracht, so daß sie täglich zusammen kamen, um sich mit einander aus dem Worte Gottes zu erbauen. Obgleich von einigen armenischen Priestern zu Nuchi verfolgt, fuhren sie dennoch fort, mit den übrigen Armeniern der Stadt über den Weg des Heiles sich zu unterhalten; und als die Priester sie bedrohten, einst, im Falle ihres Todes, ihnen ein ehrliches Begräbniß zu verweigern, erwiederten sie: „dafür sorgen wir nicht; unsere Sorge ist nur dahin gerichtet, daß unsere Seelen einst von Christo in Gnaden angenommen werden mögen; unser Leib mag dann verwesen, wo es immer seyn soll, Christus wird ihn schon wieder herrlich auferwecken am jüngsten Tage." Erfreulich waren uns die Aeußerungen dieses jungen Armeniers, die er ohne unsere Veranlassung bei einer Vergleichung über seinen und seines Volkes frühern Zustand mit dem jetzigen machte. Früher, sagte er, dachte ich nie über das Christenthum nach, und die Bilder betete ich wirklich mit göttlicher Verehrung an, weil ich nichts besseres wußte; jetzt aber bete ich Christum an, den ich als meinen Heiland erkannt habe. Meine größte Freude ist an seinem Worte, und ich habe den Wunsch, Ihm ganz zu leben. Früher war das Lesen unter unserm

Volke etwas sehr seltenes, und das Evangelium auch nur in die Hand zu nehmen, hielt man allgemein für eine Sünde, indem wir glaubten, daß dieß nur den Priestern gestattet sey, und in Gesellschaften wurde nie über den Inhalt des Evangelihms geredet. Aber seitdem Ihr ins Land gekommen seyd, und so viele christliche Bücher verbreitet, und sogar das Neue Testament in unsere Muttersprache übersetzt habt, ist das Lesen etwas ganz gewöhnliches geworden. Viele lesen selbst auf dem Markte in ihren Buden das Evangelium, und sein Inhalt ist bei Zusammenkünften häufig der Gegenstand der Unterhaltung, oder auch des Streites. Auch die Priester reden seitdem in Gesellschaften häufiger über das Evangelium, und predigen auch in den Kirchen, was früher nie der Fall war. Ihr seyd unsere Lusarowitschs (Erleuchter) durch Gottes Gnade geworden." — So wirkt, bemerkt der Berichterstatter, das Salz des Wortes Gottes im Stillen fort, und wird, auch wenn wir nicht mehr hier sind, fortwirken, um in der erstorbenen Kirche der Armenier neues Leben zu schaffen.

Noch fügen wir zum Schlusse ein Antwortsschreiben des frommen Armeniers Hakub in Baku hinzu, das er an einen christlichen Armenier in Konstantinopel, Senekerim, Minas Sohn, richtete, der ihm in seinem Briefe die Freude seines Herzens über seine Bekehrung ausgedrückt hatte: „Die, durch das einmal und für immer dargebrachte Opfer unsers HErrn Jesu Christi geschehene geheimnißvolle Versöhnung, schreibt Hakub, seine, durch sein verdienstliches, am Kreuze vergossenes Blut, erworbene, und nicht nach eiteln, abergläubischen Ueberlieferungen geschehene Vollendung der Heiligung, dieses kostbare, in göttlicher Liebe ausgegossene Erbarmen sey über Euch und uns! Ich wiederhole, Euch die frohe Botschaft zu sagen, daß Gottes Barmherzigkeit auch zu uns herzugekommen ist; und daß wir in dem Meere der Finsterniß, der Menschensatzungen und des Aberglaubens unser Verderben sahen, ist nicht aus uns, sondern durch

des ewigen Mittlers Barmherzigkeit geschehen. Ist ja überhaupt nur Ein Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, daß wir in ihm allein Gott bitten können, und dieser Einzige, unwandelbar feste Name ist der des Menschen- und Gottessohnes. Bei Gott können Menschen nicht Fürsprecher werden, sondern nur bei einem Könige, weil beide Menschen in Sünde geboren sind; allein bei Gott fürsprechen kommt allein Gott zu, welcher ist Jesus Christus, der sich unserer in Allem erbarmen will.

Bruder Senekerim! Dein süßer Brief, mit warmen geistlichen Ermahnungsworten angefüllt, hat uns beim Lesen große Freude gemacht, nämlich dem inwendigen Menschen; denn obschon der äußere Mensch schwach ist, so ists doch dem innern Menschen Freude. Obgleich Schamachi, wo der unterzeichnete Bruder Arakel wohnt, und Baku, wo ich wohne, ferne sind von Konstantinopel, so sind uns doch die Predigerbrüder von Deutschland nahe; und obgleich die Wartabeds von Etschmiazin uns nahe sind, und obgleich Judas, der Schatzmeister bei Christo, ein Apostel war, so liegt doch an Christi Brust nur ein Johannes.

Mein geistlicher Bruder Senekerim! Ich, Jakob (Hakub), war zwar sehr in die Netze der Menschensatzungen gefallen. Ich erkannte, daß ich Sünde habe; aber ich verwickelte mich mit vielen (vermeintlichen) Heilanden, so daß ich im Jahr 1828, in harter Jahreszeit, vier Tagreisen noch über Erzerum hinaus, nach Musch wallfahrtete. Weil ich ohne den Erlöser Christus war, so suchte ich nach einem Mittler, und machte unter ungemein großer Unruhe den Weg hin und her zurück. Aber im Jahr 1829, als von den evangelischen Predigern in Schuscha zwei Brüder, Zaremba und Pfander genannt, einmal nach Baku kamen, da erbarmte sich, bei einem meiner Gänge zu ihnen, der Vater unseres HErrn Jesu Christi in Gnaden über mich. Als ich sie nämlich etwas aus dem Evangelio fragte, legten

sie mir dasselbe aus; und das Wort Gottes machte mich verstummen; ich konnte nicht widersprechen; und nachher liebte ich ihre Menschenliebe innigst, weil ich das Salz der Erde und das Licht der Welt an ihnen wahrnahm. Dann im Jahr 1830 ging ich von Baku, einen Weg von fünf Tagen, zu ihnen nach Schuscha, und wurde daselbst auch mit den andern Brüdern bekannt, und sahe bis zum Monate August auf jegliche Weise, in jeglicher Sitte das Ganze in evangelischem Wesen, und mein Geist wurde getröstet. Dabei besuchte ich auch zwei unserer armenischen Brüder, welche früher zuerst im Kloster Lima gelernt, und nachher in Etschmiazin Unterricht genommen, und die Ordnungen unserer Wartabeds von Grund aus sich zu eigen gemacht hatten; der eine, Parsegh, und der andere, Moses. Zuletzt lernten diese Priester im göttlichen Lichte diese evangelischen Prediger lieb haben, und kamen zu ihnen, und fingen an mehrere Sprachen zu lernen. Aber in dieser Zeit gaben unsere Armenier mit den Wartabeds Klage ein, und endlich wurden die Tirazzus nach Tiflis gesendet, daselbst starb Parsegh, und Moses bald darauf plötzlich als Gefangener im Kloster Lima. Jedoch, sie sind beide in der Hoffnung Jesu Christi gestorben, und der herrlichen Anschauung des Erlösers theilhaftig geworden; denn sie haben nie verläugnet die Wahrheit zu reden.

Ich sende Dir ein Blatt über den Gegensatz der Ueberlieferung gegen Gottes Wort. Bis zum Jahr 1829 sind wir auf die elendeste Weise in die Dienstbarkeit der Satzungen und des Aberglaubens wie ertrunken, betäubt und erstorben gewesen, und sterben noch. Möge die Gnade bald auch zu unserm Volke gelangen, wie sie zu jenen fernen Menschenfressern gelangt ist. Bis auf den heutigen Tag haben wir Gottes Gebot übertreten, das Er so scharf geboten hat. Wir haben unterlassen, was Er befohlen, und wir thun und haben

gethan,

gethan, was Gott verboten hat. O Gott Vater, erbarme dich unser! erbarme dich unser, um des verdienstlichen Blutes deines eingebornen Sohnes, und nicht um unsertwillen, daß wir unser Sündenverderben erkennen, und nicht allein erkennen, sondern auch des Heilandes Blut für das Elend und die Unreinigkeit unseres Geistes anwenden; aber nicht um unserer Werke und Abtödtungen willen, und wegen alles dessen, was von uns herstammt. O HErr Jesu Christe, der Du ewiglich lebest zur Rechten Gottes für das sündige Geschlecht der Menschen, wir bringen nichts dar zu Gott, Ihn zu erbitten; denn alles, was wir bringen, kann uns nicht erlösen. Unser Erlöser ist derjenige, welcher jenes versiegelte Buch, das Niemand öffnen konnte vor Gottes Thron, aufgethan hat, das Wort Gottes, die Weisheit, der Sohn. O Erlöser! öffne auch das Siegel der Herzen unserer armenischen Brüder, daß doch die Unsrigen aus der Finsterniß des Satzungen-Taumels befreit, und wir im evangelischen Lichte der Wahrheit heil und gesund werden mögen. HErr Jesu Christe, wie sehr setzt mich deine Drohung in Furcht, da Du sprichst: thut Buße und bekehret euch, so lange der Leuchter unter euch ist; wo nicht, so werde ich bald kommen, und das Licht aus eurer Mitte wegnehmen. HErr Jesu, Du wollest doch die evangelische Gesellschaft unter uns mehren, und die evangelische Kirche aufrichten und ordnen! Amen.

„Bruder Senekerim! ich bitte, daß du von uns alle Brüder sehr grüßest. Wir sind in Baku wenige Seelen; aber ich erquicke mich meist durch die jungen Männer in Schamachi, und für mich lese ich allezeit das Evangelium. Doch seit 1832 bin ich in ein schlimmes Geschäft verwickelt worden, und habe Schaden gelitten. Wenn ich jetzt das Evangelium in die Hand nehme, so macht es mir Angst. Ich bitte, daß Ihr nicht vergessen wollet für mich zu beten, wie ich auch für Euch gern allezeit thun möchte."

Erfahrungen, wie die kurz zuvor genannten sind, hatten die natürliche Folge, die Aufmerksamkeit unserer Committee in gedoppeltem Maaße auf die weiten und bedürfnißvollen Missionsgebiete in Persien hinzulenken.

In unserem vorjährigen Jahresberichte haben wir unsere beiden Missionarien zu Tebris, Haas und Hörnle, unter den ersten Anbahnungen zur Anlegung evangelischer Arbeitsstätten, im Perserlande zurückgelassen. Es dauerte nicht lange, so brach im Juni des verflossenen Jahres die Pest in dieser Stadt und Umgegend aus, und raffte mehrere Tausende von Einwohnern als Schlachtopfer dahin. Jedoch der HErr hielt seine Hand über das Leben unserer beiden Sendboten; und obgleich durch die verheerende Ansteckung ihre kaum begonnene Arbeit vielfach unterbrochen wurde, so fehlte es ihnen doch nicht an Gelegenheit, sich den Einwohnern nützlich zu machen, und durch Verbreitung der heiligen Schriften in der persischen Sprache, ihnen das beste Mittel zur Bekanntschaft mit dem Weg zum Leben in die Hände zu geben. Allein auf die, mehrere Monate anhaltende, Pestzeit folgte im September die Cholera mit ihren noch schrecklichern Verwüstungen, und nun floh aus der Stadt aufs Land, was nur immer fliehen konnte. Erfahrungen dieser Art sind im westlichen Asien nichts seltenes, und wer sich hier niederlassen und sein Tagewerk beginnen will, der muß sich zum Voraus auf vielfache Unterbrechungen und immer wechselnde Todesgefahren gefaßt halten. Unsere beiden Missionarien blieben bei der allgemeinen Flucht auf dem vom HErrn ihnen angewiesenen Posten, und ganz unerwartet trafen mitten in der heftigsten Cholerazeit, am 24. September, unsere beiden Brüder, Wolters und Schneider, von Schuscha her bei ihnen zu Tebris ein, um das kleine Häuflein von Arbeitern zu vermehren. Die allgemeine Noth wurde noch viel größer durch den Umstand, daß alle europäischen und persischen Aerzte aus der Stadt weggeflohen waren, und die unglücklichen Einwohner

hülflos der wachsenden Wuth dieses fürchterlichen Todesengels überlassen hatten. Dem lieben Missionar Haas blieb unter solchen Umständen nichts anders übrig, als im kindlichen Vertrauen auf den allmächtigen Gott, der allein Tod und Leben in seiner Hand hat, von den medizinischen Kenntnissen, die er sich über die asiatische Brechruhr und ihre sicherste Heilart gesammelt hatte, in dieser schweren Trübsalszeit Gebrauch zu machen, und sich hiezu dem persischen Gouverneur der Stadt freiwillig anzubieten. Von einem persischen Sabasen begleitet, welcher ein Körbchen mit Medizinen trug, wanderte er nun von einer Straße zu der andern, zu den hülflosen Sterbelagern der Erkrankten, um ihnen, so weit er es zu thun vermochte, Heilmittel und Erquickung in ihre verlassenen Hütten hineinzutragen; und der HErr ließ es ihm gelingen, die meisten seiner Kranken, nach kurzer Zeit, vom Tode errettet und wieder genesen zu sehen.

Es sind der Aufgaben für den evangelischen Sendboten in der Heidenwelt gar mancherlei; diese wechseln mit einander ab, eine bietet der andern die Hand, und eine hilft die andere auf vorsehungsvollem Wege fördern. Hier ist keine Regel festzusetzen, sondern nur zu thun und zu leiden, was jeden Tag der HErr zu thun und zu leiden gebietet, und das Uebrige seiner verborgenen Weisheit kindlich anheim zu stellen. Er allein weiß die rechten Wege aufzuschließen, auf denen wir den Gebundenen eine Erlösung bringen sollen. Auch Missionar Schneider erkrankte an einem heftigen Cholera-Anfalle, und er ward dem Tode nahe gebracht; allein der HErr erbarmte sich sein, und segnete die angewendeten Mittel auf eine so augenscheinliche Weise, daß er schon am Ende des darauffolgenden Oktobers mit Missionar Hörnle eine Missionsreise nach den Grenzen Kurdistans antreten konnte.

Was in diesen schweren Prüfungstagen die Leiden unserer vier theuern Sendboten noch vermehrte, war

die bedenkliche Zweifelhaftigkeit, in welche, durch die plötzliche Aufhebung unserer vier Missionsstationen im russischen Kaukasien, auch ihre Stellung in Persien, so wie ihre Wirksamkeit unter dem Volke hinabgerissen wurde. Sie hatten Ursache zu fürchten, daß das bösartige Gerücht, von feindseligen armenischen Geistlichen umhergetragen, die den Vorfall als eine strafbare Landesverweisung ihrer Brüder deuten, ihren Charakter unter dem Volke und bei der Regierung verdächtigen, und selbst den rußischen Botschafter, Grafen Simonitsch, der ihnen bisher auf die wohlwollendste Weise seinen Schutz und seine Vertretung bei der Regierung hatte angedeihen lassen, veranlassen würde, seine Hand von ihnen abzuziehen. Unter diesen Bedenklichkeiten ihrer Lage traf der neue brittische Gesandte, Herr Ellis, auf seiner Reise nach Teheran, zu Tebris ein, und unsere Brüder fanden Gelegenheit, in seinem Gesandtschaftsarzte, Dr. Riach, einen frommen und warmen Missionsfreund kennen zu lernen, der sie und ihre Sache dem Herzen des Gesandten nahe brachte. Aus eigenem Antrieb ließ sie nun dieser wissen, „daß er es ganz natürlich finde, daß unsere Sendboten, als protestantische Geistliche, auch unter dem Schutz einer protestantischen Gesandtschaft stehen sollten, und er sey vollkommen bereit, nicht allein seinen Schutz denselben zu gewähren, sondern auch allen seinen Einfluß zur Beförderung ihrer Arbeit anzuwenden, so weit es nicht mit den Grundsätzen seiner Regierung im Widerspruche stehe, und so lange sie nur mit weiser Vorsicht ihr Werk betreiben."

So half die Huld Gottes auf unerwartete Weise aus großer Verlegenheit heraus, und die beiden Missionarien, Haas und Wolters, konnten nun mit dreizehn erwachsenen Schülern aus den angesehensten Familien der Hauptstadt ihre Bildungsschule fortsetzen, während die beiden andern, Hörnle und Schneider, am 23. Okt. ihre Reise nach Kurdistan antraten. Nach einem Briefe

des Missionars Haas vom 27. November, hatte der edle Graf Simonitsch am königlichen Hofe zu Teheran die Güte, sich bei dem neuen persischen Könige, auf den er einen bedeutenden Einfluß ausübt, für die Aufrichtung von Schulen unserer Missionarien aufs freundlichste zu verwenden; und da der König sich nicht abgeneigt dagegen zeigte, so wurde Missionar Haas von dem Grafen angefragt, ob er sich nicht entschließen könne, nach Teheran zu ziehen. So vielfach auch die Vortheile zu seyn scheinen, welche für den Entwicklungsgang der evangelischen Missionsarbeiten auf diesem Wege zu erzielen seyn dürften, so hat dennoch Missionar Haas es billig vorgezogen, so lange zu Tebris seine Arbeit fortzusetzen, bis bei der Ankunft des Missionars Pfander und seines Begleiters ein gemeinsamer Beschluß in Hinsicht auf das Missionswerk in Persien, und die beste Art seiner Betreibung, so wie die passendsten Stellen der Niederlassungen der Brüder unter Gottes Beistand ausgemittelt werden dürfte, dem wir im Laufe dieses Sommers entgegen blicken. Neben ihrem Unterrichte fanden unsere Brüder vielfache Gelegenheit, theils persönlich in ihren eigenen Umgebungen, theils durch einen tauglichen Bibelumträger auf weitere Entfernungen hin, der Verbreitung der heiligen Schrift neue Wirkungskreise zu bereiten, und der Gelegenheiten, das Wort Gottes lesebegierigen Persern in die Hände zu bringen, waren so viele, daß ihr ganzer Bibelvorrath erschöpft wurde, und sie der Ankunft neuer Vorräthe an heiligen Schriften begierig entgegen sahen.

In einem neuern Briefe vom 1. Merz bemerkt Missionar Haas: „Inzwischen haben wir hier unsere Schule fortgesetzt, zu welcher sich einige neue Schüler herzu fanden, so daß wir wieder 16 derselben, zum Theil aus den einflußreichsten Familien, im Unterrichte haben. — Außerdem wurde ich noch von Suleyman-Chan, dem Bruder der Königinn, welcher sammt dem Kronprinzen hier ist, gebeten, ihm in seinem Hause Unterricht zu

geben, was ich, in Rücksicht der einflußreichen Stellung dieses Mannes, angenommen habe. Er sprach mir schon mehrere Male davon, daß er mich in einiger Zeit auch beim Thronfolger zum Unterrichte einführen werde. Dieser Prinz, von Rußland und England bereits anerkannt, ist jetzt sieben Jahr alt. Sollte es dem HErrn wohlgefallen (denn die Worte der Perser sind auch nicht von geringstem Werthe), diesen Plan mit der Zeit in Ausführung zu bringen, und sollte Er es mir gelingen lassen, auch nur in so weit auf diesen Prinzen, der ein gutes Gemüth und gute Anlagen verrathen soll, einzuwirken, daß er ein sittlich rechtschaffener Mann würde, und nach und nach Religionsfreiheit in seinem Lande einführte, so wäre dieß ein Ziel, das ich der Darangebung meiner ganzen Zeit und Kraft werth hielte.

„Merkwürdig ist mir bei der mit diesem Chan angeknüpften Bekanntschaft, daß sie sich so ungesucht machte, und diese neue Hoffnung nun gerade wieder zu einer Zeit kommen mußte, als so manches geeignet zu seyn schien, Muth und Hoffnung für die Arbeit in Persien aufs Neue niederzuschlagen. Es ist, als wollte uns die Stimme Gottes immer wieder leise ins Ohr rufen: „eilt nicht von Persien hinweg, ich habe noch Arbeit für euch hier.“

Auch wir zweifeln keinen Augenblick daran, daß es im Perserlande für evangelische Glaubensboten der Arbeiten genug gibt. Freilich vorerst nur Vorarbeiten für das große Werk der Erleuchtung dieses Volkes durch das Evangelium Christi, indem die öffentliche Predigt desselben unter dem Volke noch immer aufs gewaltsamste gehindert, und mit vielfacher Lebensgefahr verbunden ist. Aber die Anlegung von Bildungsschulen, in denen nützliche Schriften, und selbst das Neue Testament gelesen werden, die allgemeine Verbreitung der heiligen Schriften und anderer christlichen Bildungsbücher, so wie die persönlichen Unterhaltungen über Religion können ungehindert in weiter Ausdehnung fortgesetzt werden,

und je mehr ein solches Vorbereitungswerk an Kraft und Ausdehnung gewinnt, desto schneller wird auch der lang ersehnte Zeitpunkt herbeirücken, wo das Evangelium von Jesu Christo, dem Gekreuzigten, in allen Tempeln und auf allen Straßen laut verkündigt werden darf.

Unsern theilnehmenden Freunden ist bereits bekannt, daß sich Missionar Hörnle zu Tebris, im Auftrage der verehrten brittischen Bibelgesellschaft, seit mehr als einem Jahr vorzugsweise neben dem Persischen mit dem Erlernen der kurdischen Sprache beschäftigte, um, wenn es ihm Gott gelingen lassen sollte, für das arme Kurdenvolk die heiligen Schriften in ihre Sprache überzutragen. Bei gänzlicher Ermanglung aller gedruckten Sprachmittel, so wie bei der großen Schwierigkeit, einen unterrichteten Kurden zu finden, der auch nur einige Beihülfe bei der Erlernung seiner Muttersprache zu leisten vermöchte, war es für diesen geliebten Bruder bisher eine ungemein schwierige, geduldprüfende Aufgabe, ohne irgend einen zuverläßigen Führer in diesem pfadlosen Sprachlabyrinthe allein herumirren zu müssen. Und doch ist seine Arbeit von der größten Wichtigkeit, gesetzt auch, daß es ihm unter Gottes Beistand auch nur auf halbem Wege gelingen sollte, sich und seinen nachfolgenden Brüdern einen gangbaren Weg in dieser Wildniß zu durchbrechen, und dem wilden Kurdenvolke die Offenbarung des ewigen Gottes in seiner Muttersprache zu geben. Wir glauben, die Schwierigkeiten seines Beginnens unsern Freunden am besten begreiflich zu machen, wenn wir ihn selbst in einem Briefe vom 3. Dezember vorigen Jahres, seine Tagesgeschäfte ausführlicher erzählen lassen.

„Die kurdische Sprache betrieb ich bisher neben der persischen nur in sofern, als es mir zur Beurtheilung ihrer verschiedenen Mundarten nöthig schien. Zwar hatte ich geraume Zeit einen jungen Kurden als Lehrer, mit welchem ich aus dem Evangelium Johannis

kurdische Uebersetzungen versuchte, und diese Andern zur Berichtigung vorlas; aber ich konne nur langsam voranschreiten, indem mich neben vielen Schwierigkeiten der Gedanke an die mannigfaltigen Dialekte dieser Sprache hemmte, und die Besorgniß in mir erregte, aus Mangel an Kenntniß derselben, gar leicht Zeit und Mühe an einen für die Bibelübersetzung untauglichen Dialekt zu verschwenden. Ich beschränkte mich daher darauf, mit den verschiedenen Mundarten dieser Sprache mich vertrauter zu machen; allein es fanden sich nur wenige Gelegenheiten hiefür. Außer vielfachen Uebersetzungsproben, welche ich mit Hülfe durchreisender Kurden in acht verschiedenen Mundarten ausarbeitete, blieb ich vor wie nach in Betreff meines Hauptgeschäftes im Dunkeln, und für die Anbahnung desselben erschien mir eine Untersuchungsreise immer nöthiger. Endlich ließ es mir der HErr gelingen, in Gesellschaft mit meinem erkrankten und wiedergenesenen Bruder Schneider, den 23. Oktober die Reise nach dem Kurdenlande anzutreten, deren Ergebnisse Sie in mitfolgendem Tagebuche (siehe Anhang N°. III.) finden werden. Hier erlauben Sie mir, das Ganze unserer Untersuchungen unter einigen Hauptgesichtspunkten zusammen zu stellen.

„Was nämlich die Kurdensprache selbst betrifft, so fanden wir die bisher eingesammelten Nachrichten auf unserer Reise bestätigt, daß nämlich fast jeder Kurdenstamm seine eigene Mundart redet. Allein auch das wurde uns deutlich, daß sämmtliche Dialekte in einer gewissen Familienverwandtschaft zu einander stehen, daß sie theilweise gegenseitig sich verstehen, und daß bei tieferer Erforschung dieser Dialekte der Sprachstamm derselben sich füglich ausfindig machen ließe. Vergleichungen aller Art haben uns in der Ueberzeugung befestigt, daß die Sprachwurzeln des Kurdenstammes persischen Ursprunges sind, und mit dem Altpersischen, dem Pelehwi, zusammen stimmen. Daher kommt es auch, daß der innere Bau der Kurdensprache mit dem der

persischen ein und derselbe ist. Die Regeln, nach welchen in der persischen Sprache die Wörter gebildet, gebeugt und zusammengesetzt werden, gelten fast ohne Ausnahme auch für die kurdische. Nur das Sprachmaterial ist theilweise ein verschiedenes. Es sind nicht nur verschiedene Stammwörter, sondern auch verschiedene Bildungs- und Biegungssylben in letzterer vorhanden. Auch weicht die Aussprache, selbst der vielen arabischen und persischen Ausdrücke, welche in sie aufgenommen sind, wesentlich von diesen ab.

„Der kurdischen Sprachwurzel entsprossen zunächst zwei Stämme, deren einer sich über den Süden, der andere über den Norden Kurdistans verbreitet, und deren jeder eine gewisse Anzahl von Aesten und Zweigen trägt. Zu dem nördlichen Sprachstamme gehören: der Mekri-, der Hekari- und der Schekak-Dialekt, wozu man noch die Mundart der Jeziden auf dem Sindschargebirge zählen kann; obwohl dieser ungleich ferner, als jene drei, vom Stamme steht. Diese vier Sprachäste haben noch verschiedenartige Zweige, und die Kurdenstämme, welche sie unter sich gemein haben, bewohnen die Gebirge im Westen, Süd- und Nordwesten von Urmia, und dehnen sich bis nach Sennar herunter, von da herüber nach Suleimaneah; dann herauf über Kerkuk und Merdin nach Diarbekir, und von dort wieder nach Wan herüber, einen Flächenraum von ungefähr 1800 □ Meilen, mit beiläufig 300,000 Einwohnern in sich begreifend.

Ueber den südlichen Sprachstamm konnten wir hier im Norden des Landes weniger befriedigende Nachrichten erhalten. Zu ihm gehören der Leki-, der Kermantschi-, der Kalhuri-, der Gurani- und der Loridialekt; und die Kurdenstämme, welche diese Mundarten reden, finden sich in den Gebirgsthälern des Zagros im Süden von Sennar, und in Kermanschah bis hinunter nach Loristan, und sind, wie die erstern, theils unterworfene, theils freie Leute. Aus dieser Darstellung

erhellt, daß die beiden Sprachstämme einander am fernsten stehen, indeß ihre Aeste und Zweige sich einander nähern und gegenseitig verstanden werden, was wenigstens bei dem nördlichen Sprachstamme der Fall ist. Eine Vereinigung seiner Mundarten, vielleicht unter dem Schekakdialekt, welcher einfach und dem Persischen nahe ist, scheint daher für die Uebersetzung der heiligen Schriften nicht unmöglich zu seyn. Ob aber auch beide Stämme unter einer gemeinsamen Sprachform vereinigt werden mögen, und daher die Möglichkeit vorhanden sey, für alle kurrenten Mundarten eine brauchbare Uebersetzung auszuarbeiten, oder ob eine besondere Uebersetzung im südlichen und nördlichen Sprachstamme verfaßt werden müßte, ist noch ungewiß, und müßte durch einen Aufenthalt im Süden Kurdistans entschieden werden. Jedenfalls ist eine solche Uebersetzung keine leichte Arbeit, und wird mehrere Jahre erfordern. Auch dürfte die Ausführung derselben nur unter gewissen Voraussetzungen zweckmäßig und nützlich seyn.

„Nach allem, was wir an Ort und Stelle vernehmen, läßt sich nur alsdann ein wahrer Gewinn von derselbigen erwarten, wenn die Möglichkeit vorhanden ist, unter den wilden Kurden selbst Missionsniederlassungen zu begründen, und ihnen vorerst Gelegenheit zu verschaffen, ihre Muttersprache lesen und schreiben zu lernen. Die Kurdensprache besteht bekanntlich nur erst im Munde des Volkes. Zwar haben die Kurden Schulen, in denen sie jedoch nur Persisch oder Arabisch, oder etwas Türkisch treiben, während sie an das Lesen ihrer eigenen Sprache gar nicht denken. — Viele Kurden versicherten uns, ein in ihrer Sprache geschriebenes Buch gar nicht zu verstehen, was leicht begreiflich ist, da viele ihrer Sprachlaute mit persischen oder arabischen Schriftzeichen gar nicht ausgedrückt werden können. Zudem scheinen die Kurden nicht einmal Lust zu haben, ihre Sprache in Schrift aufgefaßt zu sehen, was wohl seinen Grund zunächst darin hat,

daß sie ihre eigene Muttersprache gering schätzen, und die Abfassung eines Buches in derselben, eine ihnen ganz ungewohnte Sache ist. Nur zerstreute Missionsniederlassungen in ihrer Mitte, vermöchten diesem Uebelstande abzuhelfen; aber diese dürften für den ersten Anfang mit den mannigfaltigsten Schwierigkeiten zu kämpfen haben, welche in der Rohheit und gänzlichen Unwissenheit dieses Volkes ihren Grund haben. So wie an Einführung von Volksschulen, so ist unter den Kurden an freie Verkündigung des Evangeliums bis jetzt noch nicht zu denken. Sie sind meist strenge Muhamedaner, und eben darum entschiedene Widersacher des Christenglaubens und seiner Bekenner. Ihre Feindschaft wird dadurch um so gefährlicher, daß ihre natürliche Raub- und Mordlust leicht durch die religiöse Eifersucht gegen Ungläubige entflammt werden kann. Wollte ein christlicher Sendbote es wagen, in ihren Gebirgen als Verkündiger des Evangeliums aufzutreten, so dürfte er im eigentlichen Sinne des Wortes sein Leben nicht lieb haben bis in den Tod. Dazu kommt noch, daß die freien Kurden sehr mißtrauisch sind, und jeden Fremdling leicht für einen Spionen halten, der gekommen ist, ihr Land auszukundschaften, und ein solcher daher in den meisten Fällen zum Sklaven gemacht, oder augenblicklich ermordet wird. Nur die Medizin dürfte noch das geeignetste Mittel darbieten, unter dem wilden Kurdenvolke sich allmählig Schutz und Einfluß zu verschaffen. Wir machten hievon während unseres kurzen Aufenthaltes unter demselben die lieblichsten Erfahrungen, denn vor Aerzten haben die Kurden immer viel Hochachtung; allein so wie eine gelungene Kur viel Zutrauen und Liebe unter ihnen verschafft, so kann eine mißlungene, besonders wenn sie einen Großen des Volkes getroffen hat, leicht der drohendsten Gefahr aussetzen.

„In jedem Falle bleibt für einen christlichen Sendboten unter den Kurden auch die Kenntniß der persischen Sprache ein unentbehrliches Erforderniß, und das

persische Neue Testament dürfte daher manche Lücke unter diesem Volke ausfüllen. Schlagen wir die kurdische Bevölkerung im Lande hoch an, so beläuft sie sich auf etwa eine Million Individuen; von diesen sprechen vielleicht zwei Drittel neben ihrer Muttersprache zugleich die Sprache der Nachbarländer, an deren Grenzen sie wohnen, und denen sie zum Theil zinsbar sind. So verstehen die Bewohner des östlichen Kurdistans, im Norden die tartarische, und im Süden die persische Sprache, und den Bewohnern des westlichen Landestheiles ist im Norden das Türkische, und im Süden das Arabische eben nicht unbekannt. Sie können daher füglich die in diesen Sprachen vorhandenen Bibelübersetzungen benützen, sobald sie dieß zu thun verlangen. Ein Drittheil des Kurdenvolkes besteht aus Stämmen, welche die höchsten Gegenden des kurdischen Gebirges bewohnen, und meist unabhängig sind. Diese verstehen in der Regel nur kurdisch, und belaufen sich auf 2—300,000 Seelen. Immerhin eine Menschenzahl, die unserer christlichen Theilnahme werth ist, und bei der es sich wohl der Mühe und der Opfer lohnt, sie mit dem einzig wahren Weg des Heiles bekannt zu machen, sobald nur einmal der Weg zu ihnen aufgeschlossen seyn wird."

Wir haben gerne diese interessanten Mittheilungen des Missionars Hörnle in größerer Ausführlichkeit gegeben, theils weil sie in manchen Beziehungen neu sind, theils aber auch, weil sie uns tiefer hineinblicken lassen in die Schwierigkeiten der Aufgabe, welche der HErr seinen Händen anvertraute. Ueber die Anwendbarkeit und Nützlichkeit einer guten Uebersetzung der neutestamentlichen Schriften in die Kurdensprache, bleibt dennoch kein Zweifel übrig, wenn auch die Gegenwart ihrer Einführung die größten Schwierigkeiten in den Weg stellt. Ist sie nur einmal da, so wird schon der HErr die rechte Stunde und die rechten Wege zu finden wissen, um seinem Worte die verriegelten Pforten aufzuschließen. Möge Er sich auch dieses armen Volkes

erbarmen, und die Hände seiner Knechte stärken, daß sie in seiner Kraft sein Werk treulich ausrichten, und mit Geduld in guten Werken nach dem ewigen Leben trachten.

Schon seit mehreren Jahren hatte die Nordküste Afrikas unsere theilnehmende Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und diese wurde erhöht durch die interessanten Mittheilungen, welche uns von Zeit zu Zeit von Algier und Tunis aus, aus dem Herzen und der Feder des thätigen Missionars Ewald zuflossen. Die wachsenden Ansiedelungen zu Algier boten Stoff genug dar, die Theilnahme des christlichen Menschenfreundes anzuregen. In der Stadt Tunis, und ihren weiten Umgebungen fand Missionar Ewald für die Verbreitung des Wortes Gottes und christlicher Erkenntnisse, unter Juden und Arabern, empfänglichen Boden; und nach Tripolis ward für die zahlreichen europäischen Ansiedler daselbst, dringend ein Verkündiger des heilbringenden Evangeliums gefordert. Am lautesten sprachen indeß immer die fühlbaren geistlichen Bedürfnisse zu unsern Herzen, welche sich unter den zahlreichen Schaaren französischer und deutscher Ansiedler auf der Kolonie Algier vorfinden. Eine Zeit lang hatte schon früher Missionar Ewald in ihrer Mitte gearbeitet, und vielen Anklang in den Herzen der Kolonisten für die Botschaft des Heiles gefunden; allein der damalige französische Gouverneur der Kolonie fand das Verweilen eines christlichen Lehrers auf derselben bedenklich, weil er aus allzu ängstlicher Staatsklugheit die religiöse Eifersucht der muhamedanischen Araber dadurch zu reizen fürchtete. Missionar Ewald mußte sich nach Tunis entfernen, wo ihn die segensreichsten Wirkungskreise für das Evangelium erwarteten. Indeß wuchs die Zahl der europäischen Ansiedler immer mehr an, und den Regierungsbehörden konnte das geistige Bedürfniß der Erwachsenen, so wie besonders der Jugend, nicht länger eine

gleichgültige Sache bleiben. Die französischen Kolonisten verlangten christlichen Gottesdienst und Bildungsmittel für die Jugend, und ihr Verlangen wurde ihnen durch die hülfreiche Theilnahme christlicher Freunde zu Toulouse und Genf gestillt, welche einen wackern und eifrigen Verkündiger des Evangeliums, Herr Roussell, nach Algier abordneten. Mit herzlicher Freude bewillkommt, und zu nützlicher Thätigkeit von allen Seiten eingeladen, fand er bald daselbst seine segensreichen Wirkungskreise, und die Regierungsbehörde zauderte nicht, ihm die Genehmigung für seine Arbeit zu gewähren. Aber nur um so mehr fühlten jetzt die deutschen Ansiedler ihre gänzliche Verlassenheit, und ihr Bedürfniß sprach laut zu den Herzen der Christen.

Wiederholte dringliche Forderungen zu baldiger Hülfleistung gelangten nun an unsere Kommittee, nicht nur von unserm geliebten Bruder Ewald auf Tunis, sondern auch von theuern Freunden in Toulouse, welche sogar die Reise- und Unterhaltungskosten von zwei tauglichen deutschen Sendboten aus unserer Schule, auf sich zu nehmen anboten. Immerhin war unsere Kommittee von Herzen geneigt, zur Befriedigung dieses lauten Bedürfnisses hülfreiche Hand zu bieten; aber sie hielt es vorerst den Umständen angemessener, einen unserer geliebten Brüder dem Missionar Ewald zu Tunis eine Zeit lang an die Seite zu stellen, um in der Schule seiner reichen Erfahrung sich in seinen vielseitigen und wichtigen Beruf hineinzuüben. Es wurde daher von ihr dem Missionar Köhnlein zu Astrachan, der nach einer Jahresarbeit unter den Tartaren, durch die kaiserliche Ukase, seinen geliebten, und sichtbarlich vom HErrn gesegneten Wirkungskreis eingebüßt hatte, die Aufforderung zugesendet, sich im Namen des HErrn unverweilt auf den Weg zu machen, um über Odessa, Konstantinopel und Malta zu Missionar Ewald nach Tunis zu begeben, und seiner brüderlichen Berathung zufolge, die Arbeitsstätte zu beziehen, welche der evan-

gelischen Hülfe am bedürftigsten, und seinen persönlichen Umständen am angemessensten seyn dürfte. Missionar Köhnlein nahm diesen Ruf mit willenloser und demüthiger Ergebung in den Rath des HErrn an, und seinem letzten Briefe gemäß, gedachte er im Laufe des verflossenen Aprils nach dem Wanderstabe zu greifen, um von Astrachan aus zuerst nach Malta, und von dort nach Tunis in der Kraft des HErrn die weite Strecke Weges zurückzulegen. Indeß gelangten von Seiten einiger theuern würtembergischen Freunde neue Anforderungen an unsere Kommittee, welche die nach Algier auswandernden Landsleute mit einem schlichten und thätigen Diener des Evangeliums versorgt zu sehen verlangten. In dieser neuen Einladung erkannten wir einen deutlichen Wink des HErrn, unserm geliebten Bruder Köhnlein nach Malta die Weisung zugehen zu lassen, daß er von dort aus seinen Weg nach Algier nehmen, und unter den dortigen deutschen Ansiedlern, so wie unter den kolonisirten Arabern im Vertrauen auf die Leitung des HErrn seine Arbeitsstätte aufsuchen solle. Der weitere Erfolg dieses Beginnens wird kund thun, ob ein zweiter Gehülfe, den unsere Kommittee aus unserer Missionsschule dorthin abzusenden geneigt ist, einen angemessenen Wirkungskreis für die Predigt des Evangeliums unter den Deutschen und Arabern finden dürfte.

Mit frohem Dankgefühle blickt unser Auge nach den fernen Ufern des westlichen Indiens hinüber.

Ein Zusammenfluß leitender Umstände führte unsere drei geliebten Sendboten in Indien, Lehner, Hebich und Greiner, noch vor dem Ende des Jahres 1834 von Calicut, auf der westlichen Küste der Halbinsel, nördlich nach Mangalore hinauf, wo sie sich im Namen des HErrn niederließen, um sich in die ersten Anfänge ihres Missionsberufes unter diesen Völkern hineinzuarbeiten. Mangalore ist eine blühende Seehafenstadt in der Provinz Unter-Canara, am Ufer eines

Salzsees gebaut, der durch eine Sandbank vom Meer getrennt ist. Die Stadt führt einen beträchtlichen Handel, und ist von etwa 30,000 Einwohnern aus verschiedenen Völkerstämmen besetzt. Ein eifriger Beförderer des Christenthums, Herr Collektor Anderson, welcher als brittischer Beamte an dieser Stelle wohnt, gab die nächste Veranlassung dazu her, daß unsere Brüder zu dem Entschlusse gelangten, in seiner Nähe, und unterstützt von seinen erfahrungsreichen und thätigen Berathungen, ihre ersten Vorarbeiten in dieser Stadt zu beginnen. Wirklich haben wir auch Ursache, eine gnadenreiche Fügung unseres Gottes in dem Umstande zu ehren, daß Er ihnen diesen würdigen Freund, als Führer und Berather auf unbekanntem Boden, schon im ersten Anfang an die Seite stellen wollte, indem sie demselben die zuverläßigsten Anweisungen, so wie die kräftigsten Handreichungen der Liebe, die der HErr ihm reichlich vergelten wolle, zu verdanken haben. Die Geschäfte ihrer ersten Jahre bestehen natürlich in der Erlernung der geläufigen Volkssprachen, so wie in der nähern Bekanntschaft mit den heidnischen Sitten, Lebensweisen und Finsternissen der zahlreichen Volksstämme, welche um sie her wohnen. Unsere drei Sendboten haben sich in die beiden gangbarsten Landessprachen, die canaresische und conconesische getheilt; erstere machen sich die Brüder Hebich und Greiner zu eigen, mit der letztern, die noch aller sprachlichen Hülfsmittel entbehrt, hat sich Bruder Lehner zu beschäftigen angefangen. In einem ausführlichen Briefe vom 24. Juli macht uns Missionar Hebich zuerst mit ihrer äußern Lage daselbst bekannt.

„Das Klima eines fremden Welttheiles, schreibt derselbe, stellt sich dem fremden Ansiedler gewöhnlich als erster Feind entgegen, und dieser Feind ist nicht unbedeutend. In den Monaten April und Mai stieg die Hitze bis auf 26° Reaumur (90° Fahrenheit), dann

traten 14 Tage lang heftige Gewitter ein, deren gewaltige Erschütterungen in Europa selten in dieser Art gefühlt werden, und auf sie folgte nun die Regenzeit, in welcher ein Platzregen dem andern die Hände bietet. Der Boden ist durchgängig sandig, so daß der Regen augenblicklich von demselben verschlungen wird. Unser Häuschen, das auf der höchsten Anhöhe der Stadt steht, wurde vor dem Eintritt der Regenzeit aufs neue mit Gras bedeckt, und das Dach reicht, der Seeseite zu, fast ganz auf den Grund herab, damit der Regen nicht hereinschlagen soll; und auf diese Weise haben wir gar wenig Tageslicht in unserer Wohnung. Noch ist mir frisch im Gedächtnisse, wie ich nicht selten von Freunden der Mission im Vaterlande den Wunsch äußern hörte, daß eine europäische Kolonie auf indischem Boden angelegt werden möchte. So fromm auch dieser Wunsch ist, so wüßte ich doch bei näherer Bekanntschaft mit den Schwierigkeiten des Klimas durchaus nicht, wie dieß mit einigem Erfolg bewerkstelligt werden könnte. Ein Europäer, welcher sich in Indien lange Zeit der Sonne aussetzen muß, wie dieß bei einem Ackersmanne der Fall ist, kann nicht existiren. Das einzig denkliche scheinen mir noch geschickte Handwerker, besonders Uhrenmacher zu sein, welche jedoch ein tief bewährtes Christenthum besitzen müßten, wenn sie im Verkehr mit dem Volk durch die herrschende Finsterniß und die schädliche Einwirkung des Klimas nicht bald den Heiden gleich werden sollen. Der HErr hat uns bis jetzt unsere Gesundheit in Gnaden erhalten, und auch für die künftigen Tage wird Er alles wohl zu machen wissen.

„Unsere Sprachstudien gehen Gottlob ihren regelmäßigen Gang fort. Wir fangen nun nach neun Monaten an, etwas zu verstehen, und eine Schwierigkeit fällt nach der andern weg, obgleich es viel Ausdauer bedarf, um sich in eine gründliche Bekanntschaft mit den Volkssprachen hineinzuarbeiten, indem die Leute

hier ihre Gedanken gewöhnlich so ausdrücken, daß sie mit dem von hinten herein anfangen, womit wir aufzuhören gewohnt sind. Außerdem haben wir noch die Schwierigkeit, daß die kanaresische Schriftsprache von der Umgangssprache verschieden ist, und daß die höhern Volksklassen andere Ausdrucksweisen als die niedern zu gebrauchen pflegen. Wir haben es bis jetzt mit der Schriftsprache zu thun, und flehen zum HErrn, daß Er uns durch die Kraft seines Geistes in derselben so weit fördern möge, daß wir in ein paar Monaten als Herolde des Heiles unter dem Volke unsern Beruf beginnen können. Der HErr hat uns auch in dieser Hinsicht in den jüngstverflossenen Tagen mit großer Freude erquickt. Sie wissen, daß Bruder Lehner mit der Konkonisprache sich beschäftigt, welche eine Mischlingssprache des Mahrattischen, Kanaresischen und anderer Dialekte ist, und fast aller sprachlichen Hülfsmittel entbehrt. Herrn Collektor Anderson ist es endlich nach vieler Correspondenz gelungen, von den Missionarien zu Serampore eine Uebersetzung der vier Evangelien in die Konkonisprache zu erhalten. Der erst kürzlich selig vollendete Dr. Carey daselbst, welcher sich um indische Bibelübersetzung unverwelkliche Verdienste erworben hat, hat nämlich schon im Jahr 1822 das ganze Neue Testament, so wie einen Theil des Alten ins Konkoni übersetzt, von welcher Uebersetzung 1000 Neue Testamente und eben so viele Exemplare der fünf Bücher Mosis auf der Druckerpresse zu Serampore gedruckt worden sind, welche uns diese theuren Brüder nunmehr angeboten haben. Wie weit freilich in dieser Provinz diese Uebersetzung brauchbar ist, wird erst die Zeit lehren; in jedem Fall aber leistet sie dem Bruder Lehner bei seinen Sprachstudien, in Ermanglung besserer Hülfsmittel die wichtigsten Dienste. Mit verschiedenen kostspieligen Wörterbüchern anderer indischen Sprachen hat uns die Liebe unserer thätigen Freunde, Herrn Anderson und Nelson, versehen; auch hat uns der erstere 1000 Rupien (1200 Gulden), zu

einer Besuchsreise in diesen Ländern umher, angeboten, um die Einrichtungen der zerstreuten Missionsstationen derselben, so wie die Einwohner genauer kennen zu lernen, und mit desto größerer Reife mit unserem eigenen Missionsberufe im Namen des HErrn den Anfang zu machen. Besonders liegt uns das arme verlassene Tuluvolk, das am Fuße des Gebirges umher wohnt, nahe auf dem Herzen. Es ist ein ackerbautreibendes, großes Volk, dessen sich bis jetzt kein Mensch erbarmet hat, und das, so weit wir bis jetzt dasselbe kennen, und mit Ueberzeugung glauben dürfen, für die Aufnahme des seligen Evangeliums ungemein reif geworden zu seyn scheint. Indeß dürfen wir an die Erlernung der Tulusprache jetzt noch nicht denken; vielleicht gefällt es dem HErrn, Ihnen die Freudigkeit in die Seele zu legen, uns bald, wenigstens drei geliebte Brüder als Gehülfen unserer Arbeit zuzusenden.

Unsere Missionsnachbarschaft in dem angrenzenden Mysorelande besteht aus drei Stationen, nämlich 1.) Bangalore, wo Missionar Campbell, und früher der ehrwürdige Missionar Reeve stand, der ein Wörterbuch der kanaresischen Sprache geschrieben hat; 2.) Belgaum, dreißig Stunden von Goa entfernt, wo die Missionarien J. Taylor und Beynon sich befinden; und 3.) Bellary, wo die Missionarien J. Hands, J. Reid und C. Campbell mit einer Druckerpresse arbeiten, welche uns neben den heiligen Schriften bereits viele Tausende nützlicher Traktate in der kanaresischen Sprache geliefert hat. Die Liebe dieser theuern Mitarbeiter zu uns haben sie mit warmem Herzen in ihren Briefen zu Tage gelegt; sie thut dem Herzen im finstern Heidenlande wohl, und ist uns um so dankenswerther, da wir bereits die Früchte ihres Arbeitsschweißes zu genießen haben. Ich kann nicht beschreiben, welche Freude es ist, beim Eintritt in das Chaos der Heidenwelt solche Vorarbeiten antreffen zu dürfen. Ich fühle, schreibt Bruder Hebich,

einen Drang der Liebe in mir, diese Stationen bald möglichst zu besuchen, um ihren Zustand genauer kennen zu lernen, und die fruchtbaren Anknüpfungen thätiger Handreichung mit denselben einzuleiten.

„Ueber den Zustand der umherwohnenden Heiden wagen wir Ihnen noch nichts weiteres zu schreiben. Sie sind alle in schauerliche Finsterniß eingehüllt, und in tiefe Lasterhaftigkeit hinabgesunken. Schon haben wir angefangen, da und dort uns in Unterredungen mit denselben einzulassen, denen sie nicht ausweichen, und wobei wir mitten in der großen Finsterniß doch bisweilen eine Seele antreffen, welche von dem Lichtstrahle der göttlichen Wahrheit sich nicht muthwillig abwendet. Wir sehnen uns nach der Zeit, wo es uns gegeben ist, freimüthig als Herolde der Gnade in ihre Mitte einzutreten, und sie an Christi Statt zu bitten, sich versöhnen zu lassen mit Gott.

„Auch die sogenannten römisch-katholischen Christen dieses Landes befinden sich in einem höchst beklagenswerthen Zustande. Noch sind die heidnischen Kastenunterschiede unter ihnen herrschend, und die meisten ihrer heidnischen Gebräuche haben sie in die äußere Kirchengemeinschaft mit sich hinüber genommen. Das Bibellesen ist ihnen aufs strengste von ihren Priestern untersagt, und es ist kein Wunder, wenn diese Leute, die in roher Unwissenheit dahin leben, dem Christennamen unter den Heiden eine Schmach bereitet haben, und ein Fels des Aergernisses für die Verbreitung des Christenthums geworden sind. Uns liegt besonders am Herzen, uns der armen Jugend der Eingebornen anzunehmen, und eine Anzahl ihrer Knaben und Jünglinge zu erziehen. Diese kommen häufig zu uns, um kleine Schriften zum Lesen bei uns zu holen, was uns Gelegenheit gibt, ein Wort der Wahrheit zu ihren Herzen zu reden. Wir haben bisher unser Augenmerk sorgfältig darauf gerichtet, ob es dem HErrn nicht gefallen möchte, einige derselben uns zuzuführen, die wir für

sein Werk heranbilden möchten. Doch ist uns bis jetzt noch keiner in die Hände gekommen, zu dem wir eine volle Freudigkeit für solches Beginnen hätten fassen können. Indeß leben wir der getrosten Hoffnung, in kurzer Zeit eine kleine Anzahl derselben zur Erziehung zu haben. Schon schrieben wir an die Missionarien zu Bellary, uns einen gläubigen Schullehrer aus den Eingebornen zuzusenden, indem wir Willens seyen, ein Häuflein Knaben in unser Haus aufzunehmen. Allein wir erhielten zur Antwort: „daß sie dieses zu thun nicht im Stande seyen, indem sie in ihren Schulen lauter heidnische Lehrer hätten." Allein wie schädlich ihre Einwirkung auf die Kinder ist, liegt am Tage, indem solche Lehrer in der Schule das häufig geradezu wieder zerstören, was die Missionarien aufgebaut haben. Wir wünschen daher, so bald wie möglich von Ihnen Nachricht zu erhalten, wie viele solcher heidnischen Knaben wir für den ersten Anfang in unser Haus aufnehmen sollen.

„Wir haben hier angefangen, jeden Sonntag den englischen Einwohnern dieser Stadt eine Predigt und eine Betstunde zu halten. Seit ein paar Monaten ist ein neues englisches Regiment hier eingezogen, von welchem viele Soldaten die Gottesdienste besuchen. Möge unter ihnen die Aussaat des göttlichen Wortes reichlich gesegnet seyn. Diese Arbeit ist uns Herzenslust, denn sie gibt uns Gelegenheit, unsern Zuhörern ein Wort der Liebe an das Herz zu reden."

In einem spätern Briefe aus Mangalore vom 24. Okt. 1835 fügt Missionar Lehner noch folgende Bemerkung hinzu: „Sie haben uns auf Darwar aufmerksam gemacht, als eine Stelle, welche vorzugsweise von Ihrer Missionsgesellschaft besetzt zu werden verdiene. Dieses Darwar ist ungefähr 90 Stunden von hier entfernt, und dürfte, als Hauptstelle der Provinz Oberkanara, besondere Aufmerksamkeit verdienen. Am allerbesten wäre es, wenn es Ihre Umstände gestatten sollten, beide

Plätze mit einer Anzahl von Arbeitern zu besetzen. Freilich sind sie ziemlich weit auseinander gelegen, auch sind zu Land keine gangbaren Wege zwischen beiden Plätzen bis jetzt angelegt, und das Reisen durch die Wälder soll sehr unsicher seyn, weil viele wilde Thiere, besonders Tiger, Elephanten und Büffelochsen, in denselbigen hausen. Von dem englischen Regimente, das wirklich hier ist und von dorther kam, sind in kurzer Zeit zwei Offiziere von den Fangzähnen dieser Bestien verzehrt worden. Ein einziger Tiger soll bei 60 Menschen umgebracht haben.

„Was nun unsere Arbeit betrifft, so haben wir bis jetzt noch mit Erlernung der Sprachen der Hände voll zu thun, und ohne eine genaue Kenntniß derselben, so wie ohne Bekanntschaft mit den Sitten und Gebräuchen dieser Völker, ist es nicht wohl rathsam, als Lehrer des Christenthums unter ihnen aufzutreten, weil man sonst leicht der Sache des Reiches Christi ein Hinderniß in den Weg legen, und den Feinden seines Evangeliums einen scheinbaren Sieg verschaffen könnte. Wir arbeiten indeß fleißig fort, und flehen zum HErrn, daß Er uns bald zur Arbeit in seinem großen Weinberge tüchtig finden möge. Hie und da läuft uns die Gelegenheit in die Hand, dem einen und dem andern der Eingebornen ein Wort der Wahrheit ans Herz zu legen, was die Wirkung hat, daß bald überall ausgebreitet wird, was die Padri (Missionare) gesagt haben. Schon haben die Brüder Hebich und Greiner, die bei bessern Sprachmitteln im Kanaresischen auch in der Sprache weiter gefördert sind, angefangen, einer Anzahl heidnischer Knaben Unterricht zu ertheilen. Unter ihnen befinden sich auch mehrere von römisch-katholischen Eltern, und die Eifersucht der katholischen Priester wurde dadurch so sehr aufgeregt, daß sie die Büchlein, welche wir diesen Knaben gaben, verbrannten. Letztere ließen sich jedoch dadurch nicht abschrecken, wieder zu kommen, und den Unterricht bei uns fortzusetzen. Mit dem Erlernen

der Konkonisprache geht es bei mir nur langsam von Statten, weil ich die richtige Bedeutung der Wörter in Mahrattischen-, Kanaresischen- und Sanskrit-Wörterbüchern zusammenlesen muß. Ich hätte besser gethan, zuvor eine andere indische Sprache erlernt zu haben, was jetzt die Erfahrung zeigt. Mit den indischen Sprachen ist der große Vortheil verbunden, daß, wenn man einmal eine derselben gründlich erlernt hat, man bald zum Besitze anderer gelangen kann, weil sie große Verwandtschaft mit einander haben. Bin ich einmal des Konkoni mächtig, so habe ich den Schlüssel zur weit verbreiteten Mahrattensprache gefunden. Der schwierigste Berg ist nun wohl mit Gottes Hülfe überstiegen, und wir sind der frohen Hoffnung, bald verständlich mit diesem Volke reden zu können.

„Bruder Hebig hat gestern (23. Okt.) seine große Reise angetreten. Er wird von hier zu Wasser nach Cananore hinab ziehen, von dort in das Reich Mysore nach Bangalore sich wenden, wo er die Missionsarbeiten der dortigen Brüder in Augenschein nehmen wird. Von dort gedenkt er nach Bellary hinauf zu ziehen, wo ihm an der persönlichen Bekanntschaft der beiden, überaus freundlichen Missionarien Hands und Reid, und ihrer großen Missionserfahrung gar viel gelegen ist. Von dort gedenkt er seine Reise über Belgaum nach der Provinz Ober-Kanara fortsetzen, und, so der HErr Gnade gibt, Darwar besuchen, um diese Stelle als künftige Arbeitsstätte geliebter Brüder genauer kennen zu lernen. Wir begleiten ihn mit unserm Gebet, und hoffen, daß ihm der HErr manches zeigen wird, was für unsere künftige Missionslaufbahn nützlich seyn kann. Ueberdieß trifft er auf diesem Wege mit vielen christlichen Freunden zusammen, deren Bekanntschaft und Rath eine große Wichtigkeit für uns hat. Unser Freund, Herr Collektor Anderson, will den ganzen Kostenaufwand dieser Reise tragen. An ihm hat uns der HErr eine große Stütze gegeben; denn als treuer Freund und Bruder hat er

sich bisher unserer angenommen; seiner Liebe ist nichts zu groß und nichts zu schwer, und er hilft mit Rath und That, wo er nur immer kann. Wir nehmen dieses als ein Gnadengeschenk aus der Hand unseres guten Gottes an, und preisen die große Vaterhuld, die Er uns von allen Seiten zufließen läßt.

„Ohne es zu wollen, und es auch nur von ferne darauf anzulegen, bin ich bereits ein homöopatischer Arzt geworden. Einer unserer Knechte lag in der Regenzeit krank am Fieber darnieder; diesem gab ich ein homöopathisches Arzneimittel, das so heilsam wirkte, daß er schon am andern Tage ganz wohl war. Wenige Tage hernach kam ein Mann, der an demselben Fieber litt, und bat dringend um Hülfe. Ich wies ihn wiederholt zum Arzte, allein er ließ sich nicht abwendig machen, und bat so anhaltend, daß ich, um seiner los zu werden, mich genöthigt sah, ihm ein Arzneimittel zu geben. Allein damit hatte ich nun Andern die Thüre geöffnet, denn bald kamen sie jeden Tag von allen Seiten her, und verlangten Hülfe; und an verschiedenen, zum Theil bösartigen Krankheiten, haben sich meine Arzneien durch des HErrn Segen sehr heilsam erwiesen. Da sich indeß die Anzahl der Kranken täglich mehrte, so mußte ich viele wieder wegschicken, und gab nur denen ein ärztliches Mittel, welche der Hülfe am bedürftigsten zu seyn schienen. Ich wünschte sehr, in dieser Sache von Ihrem Rathe unterstützt zu werden, ob ich in dieser Weise fortfahren, oder dieß unberufene Handwerk aufgeben soll."

So weit unsere theuern Sendboten in Mangalore. In ihren Nachrichten glaubte unsere Kommittee mit Recht, ermunternde Fingerzeige anzutreffen, den Fußstapfen mit kindlichem Vertrauen nachzugehen, welche die Huld Gottes in diesen westlichen Provinzen Indiens vor uns gebahnet hat. Während wir unsern geliebten Brüdern zu Mangalore den Auftrag zu ertheilen uns gedrungen fühlten, sich auf den südlich gelegenen Stellen

nach ein paar tauglichen eingebornen Katecheten als Gehülfen ihrer Arbeit umzusehen, und mit einem Erziehungsseminar von etwa 10—12 eingebornen Jünglingen unverweilt den Anfang zu machen, glaubten wir zugleich in den vorliegenden Umständen einen klaren Ruf Gottes erkannt zu haben, auf die Errichtung einer zweiten Missionsstation ohne Zögerung Bedacht zu nehmen, und die erforderlichen Einleitungen hiezu alsobald ins Werk zu setzen. Die unverkennbarsten Fingerzeige der göttlichen Vorsehung hatten uns schon zum Voraus in dieser Hinsicht auf die Stadt Darwar, in der Provinz Bedschabur, hingewiesen, welche eine Bevölkerung von beiläufig 600,000 Seelen zählt, die bis jetzt von dem Evangelio Christi noch nichts gehöret haben. Schon in unserem vorjährigen Berichte sahen wir uns zu der Bemerkung veranlaßt, daß ein würdiger brittischer Beamte, Herr Young, welcher eine lange Reihe von Jahren hindurch als Richter dort angestellt gewesen war, uns dieses Darwar als die geeignetste Stelle nannte, welche sich für die Pflanzung des Christenthums in jenen völkerreichen Provinzen darbiete. Hiezu kam, daß nicht lange hernach ein sehr ausgezeichneter Freund der Missionssache, Herr Nisbet, welcher viele Jahre hindurch brittischer Oberbeamte dieser Provinz gewesen war, in einem eigenen Aufsatze die vielfachen Einladungen und Vortheile dieses Platzes als Missionsstelle auseinander setzte, und mit dem Anerbieten einer jährlichen Unterstützung von 1200 Gulden die kirchliche Missionsgesellschaft zu London aufforderte, ein paar fromme und taugliche Missionarien als erste Pflanzer der seligmachenden Erkenntniß Jesu Christi unverweilt nach Darwar überzusenden. Die verehrte Kommittee der letztgenannten Gesellschaft trug diese dringende Einladung, als zu unserem indischen Missionssprengel gehörig, an unsere evangelische Missionsgesellschaft über, und als wenige Monate hernach der edle Herr Nisbet im heitern Glauben an seinen Erlöser die Augen für

diese Erde schloß, so hatte seine hinterlassene Gattinn in Verbindung mit andern christlichen Freundinnen die Güte, das Anerbieten ihres vollendeten Gatten auf unsere Gesellschaft überzutragen.

„So wie von außen her, so bot uns die Huld Gottes auch von innen die segnende Hand zu solchem wichtigen Beginnen, indem sie uns in unserem theuren Freunde und Bruder, Herrmann Mögling, von Mössingen, im Königreich Würtemberg, welcher auf der Universität Tübingen fünf Jahre hindurch die Theologie studirt, und neben einem Schatze mannigfaltiger Erkenntnisse die wichtigste Erkenntniß seines seligmachenden Evangeliums und des lebendigen Glaubens an Ihn gefunden hat, einen willkommenen Gehulfen anwies, welcher in dem Berufe eines Boten Christi in der Heidenwelt die große Bestimmung seines Lebens erkannt hatte. An ihn schlossen sich noch drei andere Zöglinge unserer Schule, Johannes Layer, von Affalterbach, Heinrich Frey von Schorndorf, beide im Königreich Würtemberg, und Heinrich August Lösch, von Klein-Dittmannsdorf im Königreich Sachsen, als Mitgefährten an, welche nach erhaltener Ordination der evangelisch-lutherischen Kirche, begleitet von unsern herzlichsten Segenswünschen, am Ende des Märzmonates dieses Jahres nach London abreisten, um nach einem kurzen Aufenthalte in England im kommenden Monate Julius von dort aus nach der westlichen Küste Indiens, vorerst zu ihren Brüdern nach Mangalore zu ziehen, und nach genommener Rücksprache mit denselben in der Stadt Darwar als Boten des Heiles in Christo sich niederzulassen. Wir preisen für diese gnadenreiche Fügung die Huld unseres Gottes, welche Wunden schlägt, aber auch wieder Wunden heilet, und die, wenn in dem einen Lande die Pforten der seligmachenden Erkenntniß Jesu Christi zugeschlossen werden, um Mittel und Wege keinen Augenblick verlegen ist, um das große Werk der Erlösung verlorner Menschenseelen unter den Völkern der Erde zu vollenden,

und in Ländern, wo Christi Name noch nicht genannt wurde, das Panier des Heiles aufzurichten.

Noch eine andere Auferstehungsgeschichte aus dem Tode zum Leben, nicht minder erfreulich als die erste, haben wir unsern theilnehmenden Missionsfreunden zu berichten. Sie hat sich auf der verlassenen, und durch theure Opfer unsern Herzen unvergeßlich gewordenen Guinea-Küste, im westlichen Afrika, im Laufe des verflossenen Jahres zugetragen, und ist der reiche Stoff mannigfaltiger Ermunterungen und Lobpreisungen Gottes in den Tagen der Trübsal für uns geworden.

Von drei geliebten Brüdern, welche unsere Kommittee im Jahr 1831 den heidnischen Bewohnern der westafrikanischen Guineaküste zugesendet hatte, war nach kurzem Leidenskampfe nur einer derselben, Missionar Riis, am Leben geblieben, um den schmerzlichen Hinscheid seiner beiden entschlafenen Mitgefährten zu beweinen. Allein stehend im verderblichen Klima dieses Küstenlandes, durfte er es nicht wagen, seinr erhaltenen Anweisung gemäß, tiefer in die Wildnisse des innern Afrikas einzudringen, um sich an irgend einer Stelle derselben mit dem Evangelio Christi anzusiedeln. Durch wechselnde Krankheitsanfälle auf der dänischen Colonie Christiansburg hingehalten, blieb ihm bei seiner allmähligen Wiedergenesung nichts anderes übrig, als den dringenden Bitten der dortigen Regierungsbehörde nachzugeben, und sich der öffentlichen sonntäglichen Gottesdienste, so wie dem Jugendunterrichte der Colonial- und Mulattenschule daselbst hülfreich anzunehmen, was um so mehr dringendes Bedürfniß war, da ein schneller Tod den, seit dem Hingang des vollendeten Bruders Hencke, von Kopenhagen her gesendeten Colonialprediger, hinweggerafft hatte. Diesem Beruf widmete er sich nun mit treuer Hingebung, und nicht ohne stille Merkmale des göttlichen Segens; indeß fühlte er sich doch stets zu den verfinsterten Heidenmassen des Inlandes unwider-

flehlich hingezogen, welche vom Wege des Heils noch nie etwas gehöret hatten. „Mehr als je, so schrieb der liebe Riis unter dem 27. Februar 1835, ist die Hoffnung in meiner Seele lebendig geworden, daß der HErr es uns gelingen lassen werde, einen kleinen Anfang mit der Anpflanzung des Christenthums unter den heidnischen Bewohnern dieser Küste zu machen. Zwar wage ich kaum mehr von Hoffnungen zu reden, so lange sie noch ganz unerfüllt sind, da ich Sie so oft schon damit hinhielt; und überhaupt darf man hier, wenn man nicht ermüden will, die Gleichnisse unseres Heilandes von dem kleinen Beginnen und langsamen Fortschreiten des Reiches Gottes auf Erden nie aus dem Auge lassen. Hier, wo Alles noch so wild und öde ist, wird das Werk Christi kaum bemerkbar fortschreiten. Aber dadurch darf sich der Bote Christi nicht irre machen oder verleiten lassen, Schlüsse zu machen, die ihn in seiner Thätigkeit stören könnten. Es braucht freilich Glaubensmuth, Treue und Kraft von oben; aber der HErr verleiht sie Jedem, der darum bittet."

So weit war das evangelische Missionswerk auf dieser westafrikanischen Küste mit Christo gestorben. Unsere Kommittee, der es als Anliegen stets auf der Seele lag, den gänzlich verlassenen Millionen verfinsterter Götzendiener in diesen Ländergebieten mit dem Lichte der göttlichen Wahrheit zu Hülfe zu kommen, glaubte es doch nicht länger wagen zu dürfen, nach zweimal wiederholten, scheinbar gänzlich vereitelten Missionsversuchen auf dieser Küste, einen dritten zweifelhaften Fischzug zu beginnen, und das kostbare Leben unserer theuren Pfleglinge an den tödtlichen Sumpfboden dieser Küste zu wagen. Zwar hatte uns eine zweimal wiederholte Reise, welche in den Jahren 1830—1832 die beiden Engländer Richard und John Lander von dieser Meeresküste aus bis in das Herz Afrikas gemacht hatten, um den geheimnißvollen Lauf des Nigerstromes auszumitteln, die klare Ueberzeugung eingebracht, daß die

Hochebene dieses Continentes, deren Fuß schon ungefähr 25 Stunden von diesem Meeresufer beginnt, für das Leben des Europäers einen vergleichungsweise viel gesundern Himmelsstrich, bedeutende Volksmassen und einen Reichthum physischer Erhaltungsmittel darbietet; aber der verborgene Pfad, der den vereinzelten Sendboten zu solcher Stellung im Innern führen sollte, war uns unbekannt, und wir glaubten, ohne die deutlichsten Kennzeichen der leitenden Vorsehung Gottes kein Wagniß dieser Art weiter über uns nehmen zu dürfen; und so setzte unser geliebte Bruder Riis bis zum Anfang des Jahres 1835 auf seiner stillen Arbeitsstätte in der Nähe von Christiansburg das ihm angewiesene Tagewerk im Glauben an die Verheißung des HErrn weiter fort.

Muthmachende Umstände aller Art führten ihn endlich dem lang gehegten Wunsche näher, in Begleitung seines bewährten Freundes, Herrn Lutterodt, am 18. Januar 1835 eine Besuchsreise nach den benachbarten Aquapimbergen, zu einem zwölf Meilen von Christiansburg gelegenen volkreichen Aschantidorfe, Akropong, zu machen, und sich im Gebirge nach den Mitteln und Wegen umzusehen, um unter den großen Massen dieser verblendeten Götzendiener eine Missionsstation aufzurichten. Am 18. Januar dieses Jahres machte er sich dorthin auf den Weg, und das günstige Ergebniß dieser Besuchsreise haben wir bereits (in N°. 15 und 16 unseres Heidenboten vom vorigen Jahr) mitgetheilt. Ueberall fand er unter den Negern des Gebirges, welche ihn mit Freudenschüssen empfingen, die günstigste Aufnahme, und auch die Häuptlinge des Volkes zeigten sich seinem Vorhaben geneigt, als Lehrer des Christenthums einen bleibenden Wohnsitz unter ihnen aufzuschlagen. „Wer wollte dagegen seyn, äußerte einer derselben, wenn der Mann aus freien Stücken zu uns kommt, bei uns wohnt, und unsere Kinder unterrichten will; es ist ja etwas sehr Gutes. Es sind hier der Kinder genug, die eines guten Unterrichtes bedürfen." In den Dörfern des

Gebirges umher fand Missionar Riis eine zahlreiche Jugend, welche ein gesegnetes Arbeitsfeld für viele Sendboten ihm darzubieten schien. Der Hauptort des Landes, Akropong, auf den sein Hauptaugenmerk gerichtet war, liegt auf einem Berge, und ist, wie jedes andere Dorf dieser Gegend, von dicker Waldung umgeben. Im Dorfe selbst fand er alles sehr reinlich; auch die Luft leichter und kühler, als an der Küste, und einen ziemlich starken Landwind, der die Hitze des Tages mäßigte. Ungeachtet es meist Windstille war, stieg das Thermometer auf den Berghöhen doch nur bis 24° Reaumur. Auch ist an gutem Wasser kein Mangel, indem reichliche Quellen dasselbe im Ueberflusse darbieten.

Nach seiner glücklichen Rückkehr nach Christiansburg war sein Entschluß fest, im Namen seines Gottes auf einer dieser Berghöhen, obgleich ganz allein, sich niederzulassen, und unter den Tausenden von Götzendienern umher seine Kräfte im Dienste Christi zu verzehren. „Mein Entschluß steht fest, schreibt er unter dem 27. Febr. 1835, das mir angewiesene Missionswerk unter den Aschantis zu beginnen. In drei Wochen hoffe ich, so der HErr will, in Akropong zu seyn, wo mein erstes Geschäft das Erlernen der Aschantisprache seyn wird. Hoffentlich wird sie nicht so jämmerlich arm seyn, wie die Accrasprache, die ich jetzt gut verstehe. Zum Dollmetscher habe ich einen braven Mulatten gefunden. Anfangs muß ich mich mit einer finstern, engen Hütte aus Baumzweigen begnügen, bis ich eine geräumigere, nach Negerart erbaut haben werde, die mich, wie ich hoffen darf, nicht über 50 Piaster zu stehen kommen wird. Daß mir Leiden und Trübsale genug auch dort begegnen werden, weiß ich; indessen fürchte ich mich nicht, wenn ich auch bisweilen in meiner Einsamkeit Thränen vergießen muß. Ich kenne meinen Gott, der über Alle reich ist an Gnade und Erbarmen; ich habe einen HErrn bei mir, welcher Wunderbar heißt, Rath, Kraft, Held, ewig Vater, Friedefürst. Sein Gnadenlicht leuchtet

auf meinem dunklen Pfade, daß ich wohl tief gebeugt, dennoch freudig wandle den Weg, der mir verordnet ist. Möge mein Herz immer nur ein Eigenthum dessen bleiben, der für mich gestorben und auferstanden ist; da wird auch sein Ruhm durch mich, den Geringsten seiner Knechte, in den Wüsten Afrikas umherwandelnd, geoffenbaret werden denen, die in Finsterniß und Todesschatten sitzen."

Nicht ohne Anregung süßer Freudenempfindungen klangen diese lieblichen Auferstehungstöne von den fernen Küsten Afrikas zu unsern Ohren und Herzen herüber, und zündeten eine neue Hoffnung in unserer Seele an. Gerne warteten wir des weitern Rufes, den der Gnadenrath Gottes für das Erlösungsgeschäft des armen Negervolkes daselbst an uns gelangen lassen würde, und der Erfolg, den ein halbjähriger Aufenthalt unseres geliebten Bruders in dieser Wildniß haben würde, sollte entscheiden, ob er, allein gelassen zu seiner Arbeitsstätte nach Christiansburg zurückkehren, oder von ein paar rüstigen Mitarbeitern unterstützt, das begonnene Werk daselbst fortsetzen sollte. Wirklich traf auch im Anfang des gegenwärtigen Jahres ein ermunterndes Schreiben des lieben Missionar Riis, nebst einem in hohem Grade interessanten ausführlichen Tagebuche vom 19. Merz bis zum 7. Oktober des verflossenen Jahres, aus Akropong bei uns ein, das nur mit der tiefsten Rührung und dem freudigsten Danke gegen den Gott aller Gnade von unserem Bruderkreise gelesen werden konnte. „Weit von allen Weißen entfernt, schreibt er, bin ich hier mitten unter den schwarzen Heiden ganz zu Hause. Der HErr ist mir in allem unbeschreiblich gnädig; Er segnet, leitet, beschützt, nährt und pflegt mich nach Leib und Seele, wie die treue Mutter ihr Kindlein, das sanft in ihrem Schooße ruht. Er läßt mich von Seiten der Neger mehr Liebe und Zutrauen finden, als von rohen Heiden erwartet werden sollte; und ebenso hat Er das Herz meiner dänischen Landsleute an der Küste mir freundlich

zugekehrt, daß sie mit einander wetteifern, mir aufopfernde Liebesdienste zu erweisen, und mein Werk zu fördern. Ich habe viel Grund, zu glauben, daß das Klima hier auf dem Gipfel eines hohen Berges, wo weder Seeluft, noch Ausdünstung von Sümpfen, die Luft vergiftet, weit gesunder ist, als an der Küste; ich wenigstens fühle mich hier so gesund, als früher in Europa. Es fehlt mir fast nie an gutem Appetit und ruhigem Schlafe, und was ich noch besonders nennen muß, ich habe hier meine europäischen Kräfte völlig wieder erlangt. Anstrengungen, die nicht nur Stunden oder Tage, sondern Wochen lang dauern, schaden mir nicht im geringsten."

Der Eindruck, den das Lesen des interessanten Tagebuchs in den Gemüthern der geliebten Zöglinge unserer Missionsschule erzeugte, war merkwürdig, und für unsere Kommittee ein neuer Ueberzeugungsgrund für die Gott wohlgefällige Angemessenheit des Beschlusses, unserem in der Wildniß Afrikas einsam dastehenden Missionsbruder mit einer frommen Lebensgefährtinn, welche Er uns in dem Gemeindeort zu Christiansfeld, im Vaterlande des Missionars Riis, finden ließ, zugleich ein paar freiwillige Brüder als Mitarbeiter zuzusenden. Die Gesammtzahl unserer geliebten Zöglinge hätte sich gerne zu solch aufopferungsvollem Dienste in der Nachfolge Jesu Christi freiwillig angeboten, und forderte unsere Kommittee auf, unbedenklich aus ihrer Mitte die tauglich erfundenen im Namen unseres Gottes auszuwählen; und unsere Wahl fiel jetzt, nach inbrünstigem Flehen zum HErrn, auf die beiden theuren Brüder, Johannes Mürdter, von Adelberg, und Andreas Stanger, von Möttlingen, beide aus dem Königreich Würtemberg, die aus mehr als einem Grunde zu solchem Berufe uns geeignet zu seyn schienen, und welche mit kindlich demüthiger Hingebung in den Rath des HErrn freiwillig und mit Freuden diesen Ruf, als Ausdruck Seines

Willens, aus unserer Hand in Empfang nehmen. Für die Beweggründe, welche uns bei der Wiederaufnahme dieses afrikanischen Missionspostens geleitet haben, glauben wir unsere theilnehmenden Freunde auf das ausführliche Tagebuch des lieben Missionars Riis verweisen zu müssen, welches dem Anhange zu diesem Berichte (N°. IV.) beigefügt ist.

Wir fühlen es tief, wie sehr ein solches Beginnen der bewahrenden und fördernden Durchhülfe des HErrn, und eben darum der inbrünstigen Fürbitte der Gläubibigen bedürfe, und empfehlen dasselbe dem betenden Liebesandenken unserer Mitverbundenen.

Ein großes bedürfnißreiches Saat- und Erntefeld hat sich in den westlichen Staaten Nordamerikas, und besonders im weiten Missisippithale, in unsern Tagen vor uns aufgeschlossen, und ladet viele fromme und demüthige Arbeiter in seine Wildnisse ein. Unser geliebter Zögling, Missionar J. J. Ries, welcher an dem vorjährigen Jahresfeste sich aus unserer Mitte verabschiedete, ist am 16. Oktober des verflossenen Jahres wohlbehalten in die Wohnung unseres theuren Freundes Schmidt zu Annarbour am Michigansee eingetreten, und hat nach kurzer Erholungszeit am 2. Nov. seinen weitern Weg, von etwa 360 Stunden, nach Neu-Aargau, in dem südöstlichsten Theile des Staates Illinois, angetreten, wohin ihn die dortige neu angesiedelte Christengemeinde sehnsuchtsvoll berufen hat. Von ihm selbst sind bis jetzt noch keine Nachrichten von dorther bei uns eingetroffen, was theils der Weite des Weges, theils der großen Abgelegenheit seiner Stellung zuzuschreiben seyn dürfte. Wir wünschen ihm von Herzen Glück zu diesem neuen Anbruch im Weinberge unseres Gottes in den weiten Wildnissen der westlichen Staaten, und glauben gewiß, daß er der armen Indianer, welche hülflos in seiner Gegend umherstreifen, mit dem Evangelio Christi nicht vergessen wird.

Seine verspätete Ankunft am Michigansee verhinderte unsern Bruder Schmidt, bei der schon weit vorgerückten Jahreszeit seine schon lange gewünschte Besuchsreise unter den Indianerhaufen, welche auf 60—80 Stunden weit von ihm entfernt wohnen, im verflossenen Jahre auszuführen. Bei dem ungeheuer raschen Anwuchs der täglich einwandernden weißen Bevölkerung in seiner Umgegend, erschien es ihm auch nicht rathsam, auf längere Zeit einen Wirkungskreis zu verlassen, welcher alle seine Zeit und Kräfte in Anspruch nahm. Von Annarbour aus hatte er bisher das, in der Stadt Detroit am St. Clairstrome angesiedelte, 13 deutsche Meilen von ihm entfernte, Häuflein deutscher Ansiedler von Zeit zu Zeit mit der Predigt des Evanliums versorgt, ünd die heiligen Sakramente verrichtet; aber da die dortige Gemeinde sich ausnehmend schnell vermehrte, und einen eigenen Seelsorger bedurfte und verlangte, so war es ihm nicht länger möglich, das wachsende Bedürfniß derselben auf die weite Entfernung hin zu befriedigen. „Detroit ist, so schreibt er vom 26. Januar dieses Jahres, die Hauptstadt des neuen Staates Michigan, und wird sie auch für immer bleiben, wegen ihrer unübertrefflich günstigen Lage; indem der an ihren Mauern vorübereilende schiffbare Strom den Huron- und den Eriesee mit einander verknüpft, und so die wasserreichen Blutadern der westlichen Staaten in sich zusammenfaßt. Sie können sich in Europa kaum eine Vorstellung davon machen, wie schnell sich in Amerika eine Stadt dieser Art vergrößert. Detroit war, als ich vor wenigen Jahren hier ankam, ein kleines Städtchen, seitdem ist sie zu einer großen Stadt herangewachsen; Tausende von Häusern sind erbaut worden, und die Erweiterungen der nächsten Zukunft werden allem Anscheine nach noch viel bedeutender seyn. Die wenigen deutschen Familien sammelten sich anfangs hier in einer Wohnstube zum Gottesdienst; jetzt sind ihrer bereits so viele geworden, daß eine Kirche mittlerer

Größe, die neu erbaut wurde, sie nicht mehr zu fassen vermag. Obgleich manche Deutsche, die sich dort angesiedelt haben, eben nicht viel nach der Kirche, und oft noch weniger nach der lautern Verkündigung des theuern Evangeliums fragen, so gibt es doch deren Viele, welche ihre Freude und ihr Leben darin finden, wenn Jesus, der Gekreuzigte, in ihrer Mitte verkündigt wird."

Dieser Umstand sowohl, als die Zudringlichkeit, mit welcher einzelne herumirrende Abentheurer der dortigen Gemeinde als Prediger sich aufgedrängt haben, veranlaßte den Vorstand derselben unter dem 17. Januar dieses Jahres, durch Missionar Schmidt eine dringende Bitte an unsere Kommittee ergehen zu lassen, durch möglichst beschleunigte Zusendung eines frommen und wohl vorbereiteten Zöglings aus unserer Schule, dem schreienden Bedürfnisse der Erwachsenen und der Jugend mit geistlicher Hülfe entgegen zu kommen, und sich derselben in ihrer großen Verlassenheit anzunehmen. — Schon zuvor hatte unsere Kommittee den Beschluß gefaßt, unserm eifrigen Bruder Schmidt, welcher der wachsenden Tagesarbeit zu unterliegen drohte, einen brauchbaren Gehülfen zuzusenden; um so weniger glaubte sie nun Bedenken tragen zu dürfen, dieser sehnsüchtigen Einladung bereitwillig zu entsprechen, und sie ertheilte daher einem unserer ältern Missionszöglinge, Joh. Gottlieb Schwabe, aus Neumark im Königreich Sachsen gebürtig, den Auftrag, diesem Rufe des HErrn in diesen volkreichen Weinberg zu folgen, um an einer Stelle, wo ein neuer Staat aufzublühen beginnt, das Wort von der Versöhnung zu verkündigen. Unserer Kommittee ermangelte es zu solchem Auftrage nicht an den kräftigsten Ermunterungen; indem wir mit innigem Dankgefühle gegen den HErrn, wahrzunehmen Gelegenheit gefunden haben, wie unter der Hand unseres geliebten Bruders Schmidt in dieser, kaum erst angebauten, Wildniß des westlichen Amerikas eine jugendliche Kirche

Christi aufzublühen beginnt, und wie das Lebensbrod des Evangeliums, das in der alten Heimath Hunderte von Auswanderern undankbar verschmäht haben, beim gefühlten Mangel der Wildniß von Vielen nach seinem wahren Werthe geschätzt, und mit heißer Sehnsucht aufgesucht zu werden beginnt. Es geziemt uns nicht, für die bisweilen laute Verachtung, womit unsere auswandernden deutschen Brüder der Kirche Christi im Vaterlande den Rücken boten, denselben nunmehr Rechnung zu halten; vielmehr darf es uns genug seyn, nicht blos als Traum, sondern als Gewißheit zu wissen, daß Viele derselben jetzt nach der Seelenspeise des Wortes Gottes hungern, und den unausbleiblichen Anbruch eines wilden Heidenthumes unter ihren zerstreuten Haufen fürchten, wenn die Gläubigen des Abendlandes sich nicht ihrer erbarmen, und nach der Vorschrift des HErrn an ihnen lernen, in der Ausübung der Liebe so vollkommen zu werden, wie der Vater im Himmel vollkommen ist.

Noch war der Hülferuf aus den westlichen Staaten Nordamerikas mit dieser einzelnen Einladung nicht befriedigt. Eine Anzahl christlicher Freunde im Staate Connektikut, die schreienden geistigen Bedürfnisse der großen Massen deutscher Einwanderer in den hintern Staaten, und vor allem in dem breiten Missisippithale, tief zu Herzen nehmend, erbot sich in einem Schreiben vom 20. Oktober vorigen Jahres auf die freundlichste Weise gegen unsere Missions-Kommittee, ein paar tüchtige Zöglinge unserer Schule, welche als umherwandernde Glaubensboten an den Ufern des Missisippi den deutschen Ansiedlern zugesendet werden sollten, in ihre Leitung aufzunehmen, und dieselben in diesem wichtigen Geschäfte mit Rath und That zu unterstützen. Uns war es bald klar, wie nur auf diesem Wege das erste dringende Bedürfniß dieser Einwanderer am zweckmäßigsten befriedigt werden dürfte, und wie wünschenswerth es zugleich sey, über den Gesammtumfang dieser

neuen Ansiedelungen im tiefen Inlande Amerikas, und den Zustand derselbigen eine richtige Erkenntniß zu gewinnen, die sich nur auf dem Wege wandernder Boten Christi erreichen läßt. Hiezu kam, um uns dieses Bedürfniß noch anschaulicher zu machen, der thatsächliche Umstand, daß von Seiten der römisch-katholischen Kirche in Frankreich, aus ihrem Schooße in unsern Tagen von einem Jahr zum andern eine bedeutende Anzahl römischer Priester ausgesendet wird, um die Tausende deutscher protestantischer Einwanderer, im unbefriedigten Drange ihrer geistigen Verlassenheit in jenen westlichen Gebieten zum Eintritt in die römisch-katholische Kirche einzuladen. Wie dem auch immer seyn mag, so hielt es unsere Kommittee für Christenpflicht, einem freundlichen Anerbieten, das eine sachkundige Leitung wandernder Missionarien und vielfache Unterstützung derselben hoffen läßt, dankbar entgegen zu treten, und sie vereinigte sich daher in dem Beschlusse, die beiden ältesten Zöglinge unserer Schule, G. W. Wall, von Owen, im Königreich Würtemberg, und J. A. Rieger, von Aurach, im Königreich Baiern, welche wir für eine solche Berufsstellung im weiten Missionsgebiete für tauglich erachten durften, unter unsern herzlichsten Segenswünschen mit diesem Auftrage dorthin abzuordnen, und beide haben, in Gemeinschaft mit dem oben genannten Bruder Schwabe, in der Mitte des verflossenen Aprilmonates, von Bremen aus, wo sie von den dortigen verehrten Missionsfreunden mehrere Wochen lang liebevoll beherbergt und unterstützt wurden, im Vertrauen auf ihren himmlischen Führer ihre Seereise nach Nordamerika angetreten.

So sind es demnach neun unserer geliebten Missionszöglinge, welche im Dienste unserer evangelischen Missionsgesellschaft im Laufe dieses Sommers, sich theils bereits den Wellen des großen Ozeans anvertraut haben, theils dieß in den nächsten Monaten zu thun gedenken, um nach Süden und Osten und Westen den entfernten

Ufern einer bedürfnißvollen Welt mit dem Evangelio Christi entgegen zu eilen. Möge sie Alle der Engel des HErrn auf ihrem Wege geleiten, und ihnen und uns die süße Freude bereiten, Tausende verlorner Menschenseelen durch den Gnadenruf Gottes aus ihrem Munde dem Strome des ewigen Verderbens entreißen zu dürfen.

Noch war es uns nicht vergönnt, von weiteren 56 geliebten Zöglingen unserer Schule, welche in dem Dienste auswärtiger Missionsgesellschaften, oder als Kolonialprediger im südlichen Rußland arbeiten, ein Wort des liebenden Andenkens in diesem Berichte zu sagen, wie sehr uns auch die Liebe des Herzens dazu dringen will. Allein die engen Grenzen unseres Jahresberichtes sind bereits weit überschritten; um so mehr freuen wir uns, so wie bisher, so auch künftighin in den Blättern unseres Heidenboten alle brieflichen Nachrichten, welche aus ihrer weiten Weltzerstreuung her uns zufließen, unsern theilnehmenden Freunden mitzutheilen. Sie alle, so wie die geliebten Arbeiter unserer evangelischen Missionsgesellschaft empfehlen wir mit inniger Angelegenheit der inbrünstigen Fürbitte, und dem fortdauernden Liebesandenken aller Gläubigen, und bitten den HErrn, daß Er uns allen die Gnade schenken wolle, diese theuern Pfleglinge unserer Liebe priesterlich auf dem Herzen zu tragen, ihre allgemeinen und besondern Anliegen in täglichem Gebete vor dem Throne Gottes niederzulegen, und das heilige Band des Geistes unverletzt zu bewahren, das uns mit ihnen für die selige Ewigkeit verbindet.

III.

Die evangelische Missions-Gesellschaft.

Noch liegt ein Reichthum göttlicher Segnungen vor uns, den die thätige Liebe der Gläubigen nah und fern zu zweckmäßiger Förderung des Reiches Jesu Christi auf Erden als Mittel unsern Händen anvertrauen wollte,

und auf den wir nicht ohne die gerührtesten Dankempfindungen hinzublicken vermögen. Es sind die leiblichen Gaben der Christenliebe, deren dießmaliger Betrag jede Jahressumme übersteigt, welche wir im bisherigen Laufe von zwanzig Jahren für das Werk des HErrn in Empfang nehmen durften.

Die Gesammt-Einnahme unserer evangelischen Missionsgesellschaft vom 1. Januar bis 31. Dezember 1835 belief sich nämlich auf die bedeutende Summe von

Schweizerfranken: 91,229-27 Rp.

An dieser Summe erhielten wir aus Deutschland und andern Ländern an laufenden Beiträgen verehrlicher Hülfs-Missionsgesellschaften und Vereine, so wie an Liebesgaben und Legaten einzelner Freunde . . .	„	33,261-52 „
Ebenso aus der Schweiz	„	16,771-33 „
Vergütungen und Rückerstattungen .	„	26,872-36 „
Vom Ertrag des Missions-Magazins, Heidenboten, Zinsen u. Geld-Agio	„	14,324-06 „
Gesammt-Einnahme	Schwfr.	91,229-27 Rp.

Dagegen beliefen sich die Gesammt-Ausgaben unserer Missionsgesellschaft in derselben Zeit auf

Schweizerfranken: 74,993-47 Rp.

welche sich folgendermaßen vertheilen:		
Unterhaltungs- und Lehrkosten unserer Anstalt, nebst den Ausrüstungs- und Reisekosten von ausgesendeten Missionarien	„	28,722-32 „
Verschiedenes, als Lokalunterhaltung, Postporto, Transportkosten . . .	„	5,630-38 „
Für Astrachan und Tiflis	„	757-60 „
Für die Mission zu Schuscha . .	„	15,383-17 „
„ „ „ in Persien . . .	„	10,500-— „
„ „ „ im südl. Indien .	„	14,000-— „
Gesammt-Ausgabe	Schwfr.	74,993-47 Rp.

Diese Jahresrechnung zeigt demnach eine Mehr-Einnahme von Schweizerfranken 16,235-80 Rp., welche für das laufende Bedürfniß des gegenwärtigen Jahres in unsern Händen sich befindet.

Welche Wunder der göttlichen Barmherzigkeit, die in diesem kleinen Zahlengemälde zur dankbaren Anbetung Gottes und zur Bewunderung vor unsern Augen ausgebreitet liegen! Was vermag nicht die unerschöpfliche Huld unsers Gottes, wenn sie segnen will! Und eben darum gebühret ihr auch vor Allem der demüthigste und gerührteste Dank für dieses neue Unterpfand der göttlichen Liebe, die uns nicht verlassen und nicht versäumen will. Aber auch welche Geschäftigkeiten verborgener Liebesthat, deren sich die Engel Gottes freuen, und die erst jener Tag des Lichtes offenbar machen wird, faßt nicht diese Zahlensumme in sich, welche dem größern Theile nach aus den Liebesscherflein der sparsamen Armuth zusammengetragen wurde! O wenn wir in diese Heimlichkeiten der göttlichen Gnade hineinblicken, wenn wir sehen könnten, wie da ein fleißiger Hausvater im Schweiße seines Angesichts über die Tagesstunde hinaus gearbeitet hat, um seinen kleinen Beitrag für das Missionswerk zu erwerben; wie dort eine fromme Hausmutter auch der Nothdurft ihrer Haushaltung durch stille Verläugnung etwas abzuborgen wußte, um das Ersparte auf die Verbreitung des Evangeliums unter den Heiden zu verwenden; wie da ein frommer Hirte ein paar Schafe seiner Heerde, oder ein Landmann einige Bäume seines Ackers, oder eine Hausmutter ein paar Bienenstöcke, oder die Hand eines frommen Mädchens ein Blumenbeet ihres Gartens mit sorgsamer Hand pflegt, um den Erlös der Unterstützung der Heidenboten zuzuwenden: wie könnten wir anders, als in diesem Zusammenflusse christlicher Liebesthätigkeiten ein Heiligthum Gottes zu ehren, in welchem die Herrlichkeit seines Namens sich spiegelt, das uns im Innersten der Seele beschämt, und kräftiglich ermuntert, diesen stillen

Liebeseifer anzuschauen, und diesem Glauben nachzufolgen! Möge der barmherzige Gott, der Alle mit Namen kennt, welche durch größere oder kleinere Gaben an diesem Werke Theil genommen haben, sie reichlich wieder segnen mit seinen leiblichen und geistlichen Gaben, und ihnen einst am Tage seiner herrlichen Offenbarung vergelten öffentlich!

Nicht minder rührend ist für unsere Herzen der Hinblick auf die stille Liebesthätigkeit so vieler verehrten Freundinnen unseres deutschen und schweizerischen Vaterlandes, welche durch Zusendung von Linnen- und Baumwollenwaaren, so wie durch fleißige Spinn- Näh- und Strickarbeiten die Bedürfnisse unserer Zöglinge so reichlich versorgen, und unsern auswandernden Sendboten ein rührendes Zeugniß ihres frommen Antheiles am Bekehrungswerke in die weite Heidenwelt mitgeben wollten. Gaben dieser Art, welche mit Aufopferung von Zeit und Mühe erworben sind, bewahren ihren eigenthümlichen Werth in den Augen dessen, der ins Verborgene sieht, und welcher öffentlich zu vergelten verheißen hat, was die Liebe der Christen um seines Namens willen an seinen armen Knechten thut und aufopfert. Möge auch auf diese theilnehmenden Vereine das Vaterauge unseres Gottes segnend herabblicken, und in ihren Familienkreisen einem jeglichen Gliede derselben das Werk ihrer Hände wohl gelingen lassen!

Noch bleibt uns in Hinsicht auf unsere Geldangelegenheiten eine allgemeine Bemerkung zu machen übrig, auf welche wir die Aufmerksamkeit unserer theilnehmenden Freunde hinzulenken durch mancherlei Umstände uns veranlaßt finden. Mehrere der verehrlichen evangelischen Hülfs-Missionsgesellschaften in Deutschland und der Schweiz, so wie einzelne thätige Missionsfreunde sind uns nämlich von Zeit zu Zeit mit der Bemerkung entgegen getreten, daß sie freudig bereit seyn würden, unser gemeinsames evangelisches Missionsgeschäft mit noch kräftigern Beiträgen zu unterstützen, wenn sie nicht aus

einem bedeutenden Kassabestande, der unserer Kommittee
zur Verfügung stehe, den einfachen Schluß zu machen
sich veranlaßt fänden, daß es derzeit unserer Gesellschaft
an den erforderlichen Geldmitteln nicht gebreche, und
sie demnach ihre Unterstützung einer bedürfnißvolleren
Periode unserer Missionsthätigkeit vorbehalten wollen.
Unsere Missionskommittee müßte es im höchsten Grade
bedauern, wenn der sorgfältig gepflegte Zustand unserer
Missionskasse auch nur die entfernteste Veranlassung dazu
geben sollte, durch die Voraussetzung minderer Be-
dürftigkeit unseres Gesellschaftswerkes, oder wohl
auch durch die darauf gebaute Vermuthung, als ob es
uns auch nur entfernter Weise um Anhäufung eines
stehenden Missionsvermögens zu thun sey, den
Ausfluß der Liebesgaben dieser verehrten Freunde zur
Förderung unserer gemeinsamen Missionsthätigkeit auf
irgend eine Weise zu hemmen, und derselben Kräfte zu
entziehen, deren sie für ihre fernere gedeihliche Entwick-
lung in so hohem Grade bedarf. Allein es kann unserer
Kommittee keinen Augenblick schwer fallen, in feststehen-
den Thatsachen unsern theilnehmenden Freunden, wie
wir hoffen dürfen, einen genügenden Beweis unter die
Augen zu legen, daß es bei unserer bisherigen Rech-
nungsverwaltung weder auf irgend eine Kapitalisirung
empfangener Liebesgaben abgesehen sey, noch daß der
gegenwärtige Bestand unserer Missionskasse mit Recht
irgend eine Vermuthung zulasse, daß ein minderes Be-
dürfniß für die Unterstützung unseres Missionswerkes bei
derselbigen stattfinde; vielmehr zeigt eine einfache Ueber-
sicht ganz klar, daß von unserer Missionsdirek-
tion eine ungleich größere Summe, als der
Gesammtbetrag aller empfangenen Liebesga-
ben in den letzten zwölf Jahren in sich be-
greift, auf die Förderung unseres gemeinsa-
men Missionswerkes verwendet worden sey.

Ein verehrliches Mitglied unserer Missionskommittee
hatte die Güte, eine, die hauptsächlichsten Einzelnheiten

der Rechnung in sich fassende tabellarische General-Uebersicht der Gesammteinnahme und Gesammtausgabe unserer Missionsgesellschaft in den verflossenen zwölf Jahren ihres Bestandes, nämlich von 1824—1835 aus den vorhandenen Rechnungsdokumenten zu verfassen, um sie bei unserer dießjährigen Rechnungs-Abhör unsern theilnehmenden Freunden zur nähern Einsicht und Prüfung vorzulegen, aus welcher wir hier die hauptsächlichsten Ergebnisse kurz herauszuheben für zweckmäßig erachten.

Die Gesammtsumme sämmtlicher Einnahmen, welche sowohl die, von unsern Freunden uns zugesendeten, als die von einzelnen Gliedern unserer Missionskommittee erworbenen, Beiträge in sich begreift, beläuft sich nämlich in den letztverflossenen zwölf Jahren auf . . . . Schweizerfranken 763,219.

Zieht man nun hievon

1.) den Ertrag des Heidenboten seit 1829, so wie des Magazins seit 1832 (nachdem der frühere Ertrag des Letztern auf den Ankauf unserer Missions-Gebäulichkeiten zu Basel, zum Besten der evangelischen Missions-Gesellschaft, verwendet worden war) beide bestehend in . . . . . Schwfr. 30,612

und 2.) die Summe der seit 1824 gewonnenen Zinse mit . . . „ 31,059

Zusammen. 61,671

zieht man diesen Ertrag unserer Gesellschafts-Erwerbnisse von oben genannter Gesammteinnahme ab, so bleibt als Betrag von Beiträgen, Legaten und Gaben unserer Freunde, so wie von Vergütungen und Agio noch übrig die Summe von . . . . Schwfr. 701,548

Die Gesammtausgabe hingegen beträgt nach oben erwähnter Uebersichtstabelle in dem gleichen Zeitraum . . . . Schwfr. 720,543

Es ergibt sich demnach dieser kurzen Darstellung gemäß in dem Zeitraume der letzten zwölf Jahre ein Ausfall, oder eine Mehrausgabe von Schwfr. 18,995. welche unsere Gesellschaft durch die gnädige Fürsorge Gottes aus ihren Erwerbsersparnissen decken zu können die Freude hatte.

Diese kurze Rechnungsübersicht glaubten wir unsern theilnehmenden Freunden blos darum mittheilen zu müssen, um Ihnen in einfachen Zahlenergebnissen den Beweis zu führen, daß seit dem Jahr 1824 bis heute sämmtliche Beiträge, einzelne Liebesgaben, Legate und Vergütungen, welche von unsern verehrten Mitverbundenen zur Förderung des evangelischen Missionswerkes uns in die Hände gelegt wurden, vollständig zu diesem heiligen Zwecke verwendet wurden, daß demnach durch das Vorhandenseyn eines, den Bedürfnissen des Werkes vollkommen angemessenen Kassavorrathes keine verehrliche Missionsgesellschaft, so wie kein einzelner Wohlthäter sich von der thätigen Theilnahme an diesem gemeinsamen Werke abhalten zu lassen, Ursache habe, indem er mit Zuversicht der alsbaldigen Anwendung seiner Liebesgabe zum bestimmten Zwecke sich versichert halten darf, und daß endlich unsere Kommittee keinen Augenblick Bedenken tragen wird, dieses, dem gleichen Werke geheiligte Ersparniß zur Förderung desselben zu verwenden, so oft die gnadenreiche Fügung des HErrn uns die Wege hiezu bereiten wird.

Erschütternd ist der Eindruck der unendlichen Barmherzigkeit Gottes, welchen der stille Rückblick auf die Entwicklungsgeschichte des innern Haushaltes der evangelischen Missionsgesellschaft im Laufe der verflossenen zwanzig Jahre in unsern Gemüthern zurückläßt. — Nur klein war die Anzahl der anspruchlosen Freunde, welche sich um die erste Geburtsstätte derselben gesammelt hatten, und außerhalb ihres engen Kreises ward

kaum ein leiser Laut von derselben vernommen; in unsern Tagen hat die Huld Gottes Tausende theilnehmender Freunde in allen Theilen Deutschlands bis nach Schweden und Norwegen, und besonders in einigen südlichen Gauen Deutschlands und der protestantischen Schweiz, dem evangelischen Missionswerke zugewendet. Anfangs wagten die wenigen Freunde desselben mit ihren sparsamen Hülfsmitteln nicht, üben die engen Schranken einer kleinen, von 6—10 frommen Jünglingen besuchten Missionsschule hinauszublicken; unter dem Einflusse des göttlichen Segens hat sich die Zahl der Zöglinge nach zwanzig Jahren mehr als vervierfacht, und 125 derselben haben in den verschiedensten Ländern der großen Heidenwelt innerhalb dieses Zeitraumes ihr seliges Tagewerk gefunden. In den ersten Jahren traten ihm auf jedem Schritt Mißtrauen und Geringschätzung, nicht selten bitterer Hohn und der Vorwurf eines schwärmerischen Beginnens entgegen; in unsern Tagen hat die evangelische Missionssache bei Vielen freudige Anerkennung und vielseitige Förderung gefunden. In ihren ersten geringen Anfängen nahm die Kirche keine Kenntniß von ihrem Daseyn, und die kleine Anzahl ihrer Freunde sah sich genöthigt, bei der monatlichen Missionsfeier in einer Privatwohnung sich zum Gebete zu vereinigen; in unsern Tagen hat der HErr Hunderte von Kirchen derselben aufgeschlossen, in denen die Gemeinden Gottes mit vereintem Herzen um Förderung des Himmelreiches auf der Erde zu dem Vater im Himmel flehen, und sich an den ermunternden Nachrichten von seinem gnadenreichen Walten unter den Völkern der Erde gemeinschaftlich erquicken. Vor zwanzig Jahren noch, war außer den Halleschen Missionsnachrichten, die in unbestimmt erscheinenden Heften von dem Fortgang einiger Missionsstellen im Süden Indiens Kunde gaben, das Missions-Magazin die einzige Schrift, durch welche die christlichen Bewohner Deutschlands und der Schweiz von dem Be-

stand und der frommen Thätigkeit der neuern evangelisch-protestantischen Missionen im heidnischen Auslande in Kenntniß gesetzt wurden; und wie groß ist nicht in unsern Tagen die Schaar der monatlichen Blätter geworden, welche in den verschiedenartigsten Zubereitungen die Kämpfe und Siege des Reiches Gottes auf der Erde in den Pallästen der Vornehmen und Reichen, so wie in den Hütten der Armen verkündigen. Nur gering und kaum für die nächsten Bedürfnisse ausreichend waren die Mittel, welche den ersten Beförderern der evangelischen Missionssache zu Gebote standen, um auf die senfkornartigen Anbahnungen ihres großen Werkes Bedacht zu nehmen, aber desto kindlicher war auch ihr Vertrauen zu der allvermögenden Kraft dessen, der nicht durch Heeresmacht noch durch Gewalt, sondern durch seinen Geist die Welt in eine neue Kreatur in Christo umgestalten will; auch in dieser Beziehung hat sich ein überschwänglicher Reichthum der Güte Gottes an Seinem Werke geoffenbart, der uns auf jedem Schritte deutlich kund thut, daß das Wort des Heilandes in jeglichem Sinne wahr ist, wenn Er spricht: „Ich bin gekommen, daß meine Schafe Leben und volles Genüge haben sollen."

Aus solchen Perlenkränzen göttlicher Erbarmungen ist die Entwicklungsgeschichte unserer evangelischen Missionsgesellschaft im raschen Laufe ihrer ersten zwanzig Jahre zusammengesetzt; und mit solchem Reichthume von Heilserfahrung ist es uns gestattet, aus den blüthereichen Frühlingstagen unserer gemeinsamen Thätigkeit hinüber zu treten in die erntere Zeit des schwülen Sommertages, wo vielleicht in hartem Streit und im Schweiße des Angesichts das begonnene Tagewerk seine glaubenstreuen Arbeiter finden soll. Was bis jetzt auf dem großen Acker der Heidenwelt durch Gottes Gnade von den geliebten Sendboten unserer Gesellschaft ausgerichtet worden sey, wer vermag dieß zu einem klaren

und anschaulichen Bilde zusammen zu fassen, und mit seinen Blicken den verborgenen Wurzeln und dem geheimnißvollen Gewebe von Verzweigungen nachzulaufen, welche der ausgestreute Same des Wortes Gottes ins Leben gerufen hat. Worin aber auch immer der gesicherte, und für die Ewigkeiten fortbestehende Ertrag der Arbeit bestehen mag, so bleibt in jedem Falle unwidersprechlich gewiß, daß dem einzigen Namen des HErrn und nicht uns die Ehre und der Ruhm in Ewigkeit dafür gebühret, und daß auch von Jeglichem unter uns gilt, was dort der fromme Paul Gerhard gesungen hat:

An mir und meinem Leben
Ist Nichts auf dieser Erd';
Was Christus mir gegeben,
Das ist der Liebe werth.

Was sein weiser Liebesrath für die künftigen Tage über uns und unser evangelisches Missionswerk beschlossen haben mag, das geschehe. Sieht doch Sein Auge allein in den tiefen Abgrund unseres Unvermögens, und in den unbeschreiblichen Umfang der leiblichen und geistlichen Bedürfnisse seiner armen Welt hinein, und durch alles wogende Gedränge der Hindernisse bis zum letzten seligen Ziele seines Reiches hindurch. Seiner weisen und gnadenreichen Leitung lassen Sie uns, verehrteste Freunde und Mitarbeiter, das begonnene Werk getrosten Muthes anvertrauen. Möge ein Jeglicher von uns in der ihm zu demselben angewiesenen Stellung an jenem großen Tag der herrlichen Offenbarung seines Reiches treu erfunden werden von Dem, der Herzen und Nieren erforscht. O daß doch uns Allen das ernste und überschwänglich beseligende Zeugniß aus Gnaden gelten möchte, das sein Mund von den Pforten der Ewigkeit her einst dem Gemeindevorsteher und der Christengemeinde zu Thyatira freundlich zugerufen hat: „Ich weiß deine

Werke und deine Liebe, und deinen Dienst, und deinen Glauben und deine Geduld, und daß deiner letzten Werke mehr sind, denn der ersten. Ich will auf euch nicht werfen eine andere Last. Doch was ihr habt, das haltet, bis ich komme. Und wer überwindet, und hält meine Werke bis ans Ende, dem will ich Macht geben über die Heiden. Und er soll sie weiden mit einer eisernen Ruthe, und wie eines Töpfers Gefäß soll er sie zerschmeißen; wie auch ich von meinem Vater empfangen habe; und will ihm geben den Morgenstern.

Wer Ohren hat, der höre, was der Geist den Gemeinen saget." (Offenb. Joh. 2, 19. 24—29.)



Beilage N°. I.

Jahresbericht der Missionarien zu Schuscha, vom Jahr 1835.

Im HErrn ehrerbietig geliebte Vorsteher!

Ihnen, theure Vorsteher, nach Vermögen ein treues Bild von dem zu entwerfen, was im Laufe des verflossenen Jahres der HErr uns zunächst an uns selbst, vorzüglich aber an dem, unsern schwachen Händen anvertrauten Werke der Verbreitung seiner seligmachenden Erkenntniß unter den uns umwohnenden Völkern erfahren ließ —, hiezu fühlen wir uns durch das mit starken Schritten seinem Ende zueilenden Jahre abermals veranlaßt. Daß dieses Bild freilich ein nur nach Vermögen treues seyn wird, diese Bemerkung liegt uns zu nahe, als daß wir dieselbe nicht gleich zu Anfange dieses kurzen Berichtes aussprechen sollten. Denn schwer ist es, bei einem Gegenstande, wo es nicht blos auf Worte und Zahlen, sondern hauptsächlich auf die innersten Absichten und Beweggründe ankommt, immer die zur Darstellung passenden Farben zu finden. Nicht als ob wir über unsere Beweggründe und Absichten hinsichtlich unsers heiligen Berufes mit uns selbst im Unklaren wären, fühlen wir uns zu dieser Bemerkung veranlaßt; nein, wenn gleich dieselben sowohl als unsere Freudigkeit zu unserem Berufe durch allerlei schwere äußere und innere Erfahrungen oft auf heiße Proben gestellt wurden, so ist es doch unsers Herzens Sehnen, dem HErrn zu leben und sein

Werk zu treiben. Allein das fühlen wir tief, weit, weit bleiben wir nach unserer innern Tüchtigkeit und äußern Thätigkeit hinter dem vorgesteckten Ziele zurück; und eben dieser Umstand ist es, von dem wir fürchten, daß er uns hindern möchte, Ihnen ein ganz treues Gemälde derselben zu entwerfen. Wir werden Ihnen von unsern mannigfachen Bemühungen reden, sollen wir es auch von unsern Versäumnissen? — Durchdrungen von dem Gefühle, dem HErrn einst von unserm Thun Rechenschaft geben zu müssen, wollen wir es versuchen, nach Vermögen auch Ihnen, theure Vorsteher, eine solche hier abzulegen, damit Sie daraus erkennen mögen, ob wir als vor dem HErrn gearbeitet, und die uns von Ihnen dargereichten Mittel auf eine auch Ihren Absichten entsprechende Weise angewandt haben, damit ferner das Liebesband, welches Sie an uns und uns an Sie zu gemeinschaftlichem Zwecke knüpft, uns umschlinge und immer fester werde. Dieses ist der aufrichtige Wunsch und das Flehen unserer Herzen zum HErrn.

Unser vorjähriger Bericht theilte Ihnen unsere dankbare Freude darüber mit, daß, nachdem die Geschwister Dittrich und Haas die hiesige Station verlassen, und die hier anwesenden Brüder eine geraume Zeit der Sorgsamkeit einer Hausfrau entbehrt hatten, durch die Ankunft der Geschwister Pfander, und durch die Verchlichung von Bruder Judt in dieser Beziehung aufs Beste wieder versorgt seien. Ihnen ist schon bekannt, welche schwere Prüfung der HErr nach seinem unerforschlichen Liebesrath dem Bruder Pfander durch den frühen und unerwarteten Tod seiner von ihm zärtlich geliebten Gattinn auferlegt hat. Nicht blos er verlor, menschlich geredet, unersetzlich viel, auch wir beweinen diesen Verlust um so schmerzlicher, als die selig Vollendete nach Geist und Herz so ganz für eine Stellung paßte, der sie sich mit so vieler Verleugnung gewidmet hatte, und in der dem HErrn zu dienen ihr solch' Herzens-

freude war. Wir sind der getrosten Hoffnung, daß sie eingegangen ist zu ihres HErrn Freude; und während wir ihre frühe Vollendung als Verlust für uns beklagen, können wir ihr die Ruhe von aller Erdenlast und Noth, und die Seligkeit, die die Vollendete vor dem Throne Dessen nun genießt, dem sie hier geglaubt und gelebt hat, von Herzen gönnen. Friede sey mit ihrer Asche. Während der Glaube des Bruder Pfanders durch diese dunkle Führung eine nicht geringe Probe bestehen mußte, hatten die Geschwister Judt das Glück, mit einem ihnen vom HErrn geschenkten gesunden Töchterlein erfreut zu werden, dessen sichtbares Gedeihen den Eltern viele Freude macht. Eine andere Veränderung erfolgte in unserm kleinen Kreise durch die Abreise der Brüder Wolters und Schneider nach Tebris. Ersterer ging in Folge wiederholter, dringender Bitten des Bruders Haas um einen Gehülfen an seiner im Zunehmen begriffenen Schule. Letzterer aber, um sich an Bruder Hörnle anzuschließen, und demselben mit Rath und That bei seiner Uebersetzung des Neuen Testaments in die kurdische Sprache beizustehen, und ihn auf der als Vorbereitung zu diesem schweren Geschäfte nöthigen Untersuchungsreise nach Kurdistan zu begleiten. Die diesen Sommer geraume Zeit hindurch in Persien herrschende Pest, so wie die Nützlichkeit des Bruder Wolters für die hiesige Station, erschwerten uns nicht wenig den Gedanken an die Abreise dieser Brüder. Doch als uns die Brüder von Tebris das Aufhören der Pest meldeten, und durch einen Beschluß der rußischen Regierung uns unsere Missionsthätigkeit in Rußland untersagt worden, glaubten wir, dem Gehen dieser theuren Brüder weiter kein Hinderniß in den Weg legen zu müssen, und schieden von ihnen mit dem herzlichen Wunsche, daß der HErr ihren Gang und ihr Thun segnen wolle. Noch einen dritten Punkt müssen wir berühren, unsern Bruderkreis betreffend. Bruder Sprömberg fühlte sich nach reiflicher Erwägung seiner anhaltend leidenden Gesundheit und

der hiesigen Verhältnisse zu dem Entschluß bewogen, Ihnen endlich seinen Wunsch auszudrücken, ihn entweder in irgend eine andere, seinen Umständen angemessene Lage zu versetzen, oder wenn dieses Ihnen nicht möglich seyn sollte, ihm Ihre Zustimmung zu seinem Austritte aus dem Verbande mit Ihnen zu geben. Wir glauben dem über diesen Gegenstand Ihnen früher Mitgetheilten nur noch den Wunsch hinzufügen zu müssen, daß die Liebesgemeinschaft, welche durch eine fast zehnjährige Verbindung genährt, durch diesen Schritt des Bruder Sprömbergs auf keiner Seite leiden möge, und daß es der HErr ihm, in welches Verhältniß Er ihn auch stellen will, gelingen lasse, seines Namens Ruhm zu mehren.

Nachdem wir Ihnen dieses im Allgemeinen über die Erfahrungen und Angelegenheiten unserer kleinen Missionsfamilie glaubten sagen zu müssen, wollen wir Ihnen zur Mitfreude noch bemerken, daß durch die unverdiente Gnade des HErrn, kleinere Störungen ausgenommen, die brüderliche Liebe und Eintracht unter uns weiter nicht verletzt wurde. Wir wollen Ihnen die Klippen nicht bemerklich machen, woran die Verbindungen im HErrn, wie überall, so namentlich auch im Missionsleben, zu scheitern Gefahr laufen. Sie sind Ihnen bekannt, und dienen zur tiefen Demüthigung vor dem Angesichte des HErrn. Um so mehr aber dürfen wir dem HErrn danken, wenn Er es dem Argen, trotz aller seiner listigen Bemühungen, nicht gelingen ließ, den Samen der Zwietracht unter uns auszustreuen. Ob aber unsere Liebesverbindung so rein, so lebendig, so den wahren geistigen Nutzen im Auge habend war und ist, wie sie dieses seyn könnte und sollte —, hierüber fühlen wir in uns manchen stillen Tadel des züchtigenden Geistes. Ach möchten wir die große Wahrheit des Wortes Gottes, daß wir als Gläubige Glieder am Leibe Christi sind, täglich besser verstehen lernen; unser Zusammenleben würde mehr des Segens sich zu erfreuen

haben, welchen der Psalmist so lieblich beschreibt, wenn er sagt: „Wie lieblich ists, wenn Brüder einträchtig beisammen wohnen; daselbst verheißet der HErr Segen und Leben immer und ewiglich.“ (Psalm 131.)

Lassen Sie uns jetzt Ihre Aufmerksamkeit auf unsere Thätigkeit wenden, und zwar möchten wir zuerst das nennen, was von den einzelnen Brüdern hier auf der Station mittelbar und unmittelbar für die Zwecke der Mission gethan wurde; dann über die Reisen, welche von hier aus unternommen, einiges sagen, und zuletzt der Thätigkeit der Presse und was durch Bücherverteilung geschehen, erwähnen.

1. Bruder Pfanders Hauptgeschäft war, die seit längerer Zeit angefangene Uebersetzung und Revision des Neuen Testaments in die transkaukasische Mundart des Türkischen, ihrer Vollendung so viel als möglich nahe zu bringen. Der HErr ließ es ihm auch gelingen, manche Schwierigkeiten, die in der Eigenthümlichkeit solcher Arbeit liegen, glücklich zu überwinden, so daß er bereits bis zur Mitte des Evangeliums Lucä vorgerückt ist. Das Evangelium Matthäi übersandte er früher an Sie zu Handen der verehrlichen brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft, um durch deren Prüfung desselben zu erfahren, in wiefern sie geneigt seyn wird, daß mit der Uebersetzung fortgefahren und zum Druck geschritten werden solle oder nicht. Die Uebersetzung des Neuen Testaments in eine fremde Sprache, so fand es wenigstens Bruder Pfander, ist ein zu großartiges Unternehmen, als daß man es als Nebenarbeit behandeln könnte. Dazu machte aber auch die Sorge für eine zweckmäßige Beschäftigung der Druckerpresse die Eile mit dieser Uebersetzung überdieß nothwendig, so daß Bruder Pfander sich hinlänglich beruhigt fühlt, dieser Thätigkeit seine Zeit und Kräfte in vorzüglichem Grade gewidmet zu haben. Daneben war es ihm ein Anliegen, mit Armeniern und Tartaren die frühere Bekanntschaft wieder zu erneuern, und in ungesuchter Weise in freundlichen

Verkehr mit ihnen zu treten. Außer der Correktur des in diesem Jahre auf unserer Presse gedruckten persischen Traktats, Misan ul Hak, beschäftigte ihn auch auf einige Zeit eine Controverse, in die er mit einem hiesigen Muhamedaner hineingezogen wurde. Schon früher hatte sich nämlich ein hiesiger muhamedanischer Kaufmann, der von seinen Volksgenossen als gelehrter und spitzfindiger Vertheidiger des Korans allgemein geachtet ist, es sich zum Zweck gemacht, mit den Armeniern auf dem Markte sich über allerlei religiöse Wahrheiten und verschiedene Stellen der heiligen Schrift zu besprechen und zu unterhalten, und man hätte glauben können, es sey ihm wenigstens mit der Untersuchung der Wahrheit ein Ernst. Es war uns daher nicht unlieb, als er sich schriftlich mit einer Reihe von Fragen an uns um deren Beantwortung wandte. Bruder Pfander ließ sich denn auch die Mühe nicht verdrießen, so gründlich als möglich auf die in Frage gestellten Gegenstände einzugehen, indem er hoffte, daß durch einen solchen Streit wohl allgemeines Interesse für die christlichen Wahrheiten angeregt werden möge. Diese Hoffnung hat sich jedoch nicht erfüllt. Der Verfechter des Korans mochte merken, daß der Streit über seine und des Korans Kraft und Bereich hinausgehe, und wenig Ehre für sich und seinen Propheten zu erwarten seyn werde, und zog sich daher bald zurück, und hat, seitdem wir die Schrift Misan ul Hak verbreitet und auch ihm zugestellt haben, nichts mehr von seiner Schrift verlauten lassen, die er gegen uns und das Evangelium geschrieben hatte, oder schreiben wollte. Ebenso schien durch die Austheilung des angeführten Traktats ein regerer Forschungsgeist angeregt zu werden. Ein hiesiger angesehener Beg oder Edelmann, seiner Gesinnung nach ein muhamedanischer Freidenker, dem dieses Buch wenigstens in sofern wohlgefiel, als es ihm mehr Waffen zur Vertheidigung gegen die strengen und steifen Vertheidiger des Korans an die Hand gibt, erbat sich von Bruder Pfander mehrere

Exemplare dieses Buches, um sie unter gleichgesinnte Mullahs und Begs zu vertheilen. Durch ihn wurde der Bruder des hiesigen Chans veranlaßt, mehrere Mullahs bei sich zu versammeln, um ihre Urtheile über dieses Buch zu hören, und ihre Rechtfertigung gegen das in demselben über den Koran und Muhamed Gesagte zu vernehmen, oder vielmehr, um sie zu belächeln und zu bespötteln über die Verlegenheit, in die sie die gegen den Koran angeführten Gründe bringen würden. Allein diese kamen, veranlaßt durch eine Bemerkung jenes Traktats, wo in dem Kapitel, in welchem die Integrität unserer heiligen Schriften erwiesen wird, am Schluß gesagt und mit kurzen Gründen dargethan ist, daß die Christen mit weit mehr Grund die Integrität des Korans, als die Muhamedaner die des Evangeliums läugnen könnten — bald selbst unter sich in Streit, indem einige die Integrität des Korans behaupteten, andere aber sie läugneten, weil nach einer Tradition der Schiiten Osman mehre Suren, die sich auf Ali und dessen Nachfolger in Kalifat bezogen haben sollen, bei der neuen Revision desselben, die er veranstaltete, weggelassen habe. Ueber dem Streit wurde die weitere Untersuchung des Traktats vergessen, der Beg trieb die Mullahs nicht weiter, und diese schienen froh zu seyn, auf diese Weise einer weitern Untersuchung über den Koran und das Evangelium und dessen Wahrheiten überhoben worden zu sein. Einigen des Volkes, an die wir den Traktat vertheilt hatten, und die sich um Erklärung und Widerlegung des gegen den Koran und Muhamed in demselben Gesagten an die Mullahs gewandt hatten, ertheilten diese theils nur ausweichende Antworten, die selbst die Fragenden nicht befriedigten, theils warnten sie die Leute überhaupt vor der Lehre dieses Buches, und vor dem Nachdenken und Forschen über die in demselben gemachten Einwendungen gegen die Göttlichkeit des Korans und gegen die Sendung Muhameds. Es wird sich nun zeigen, in wiefern das Lesen dieses Buches

mehr Forschungsgeist erregt, oder ob sie vielmehr sich bemühen werden, jede Anregung und Veranlassung, sie aus ihrem süßen Traume und schauerlicher Ruhe aufzuwecken, hartnäckig von sich abzuweisen.

Es ist eine äußerst wehmüthige und niederschlagende Wahrnehmung, die der Bote des Evangeliums unter den Muhamedanern, besonders unter der gebildeten Klasse, nur gar zu häufig zu machen Gelegenheit findet, daß die größte Zweifelsucht und Ungewißheit über die Wahrheit ihrer eigenen Religion, statt sie besorgt zu machen über ihr ewiges Wohl, und über das, was jenseits des Grabes ihrer wartet, und sie zu einem ernsten Suchen und Fragen nach Wahrheit anzutreiben, sie nur, je mehr sie an der Wahrheit ihres Islams zweifeln, desto gleichgültiger gegen alle Wahrheit werden, und desto leichtsinniger und frecher jeden ernsten Gedanken zu unterdrücken und zu verdrängen suchen, so daß es schwer zu sagen ist, ob solche Zweifler dem Evangelio näher stehen, als der bigotte Anhänger des Korans. Es kann aber auch der aus Eigendünkel oder fleischlichem Sinn hervorgegangene Zweifel weniger noch zum Glauben an das Evangelium führen, als den Glauben an den Koran erhalten; denn dem Evangelio ist solcher stolze Sinn mehr noch, als dem Koran, entgegen. Ehe daher solche Zweifler im Ernst nach Wahrheit fragen, und im Evangelio Gewißheit suchen, geben sie sich, wenn ihr Gewissen sich nicht länger mit solchem leichtsinnigen Spiel beschwichtigen läßt, denn doch wieder lieber dem alten Aberglauben hin, von dem sie ausgegangen waren, und das Letzte wird bei solchen Menschen noch ärger, als das Erste war. Es ist merkwürdig, wie in solchen Muhamedanern Zweifel und Glauben an den Koran vereinigt, oder spitzfindiges Grübeln häufig mit lächerlichem Aberglauben gepaart angetroffen wird. Während sie alle Einwürfe, die bei uns der Rationalismus gegen die christlichen Lehren macht, mit großer Gewandtheit und Selbstgefälligkeit mit Berufung auf ihren Akhel (Ver-

nunft) machen, glauben selbst manche Verständigere doch in vollem Ernst die abgeschmacktesten und tollsten Mährchen, die ihre Religion von Muhamed und Ali erzählt, und über die bei uns ein Schulkind lachen würde. Aber so groß ist eben die Verblendung des Menschen, so stark die Macht der Finsterniß! Wer der Wahrheit nicht glauben will, fällt der Lüge anheim; und wer die Wahrheit in Ungerechtigkeit aufhält, den gibt Gott dahin in gräuliche Irrthümer. Es ist nur Gottes Macht, die den Glauben und die Erkenntniß der Wahrheit im Herzen schaffen kann.

Bruder Judt, der auch in diesem Jahre, wie früher, unsere ökonomischen Geschäfte besorgte, und nach dem Abgange des Bruders Schneider auch noch das Rechnungswesen der Station übernahm, fand außer diesem Geschäfte auch in diesem Jahre Gelegenheit genug, durch unsere nun auch mit persischen Typen versehene Druckerpresse, dem HErrn und seinem Werke zu dienen. Ausführlicher gedenken wir von seiner Thätigkeit weiter unten zu reden.

Nachdem Bruder Sprömberg im Monat Merz von seiner größern Reise mit Bruder Wolters zurückgekehrt war, benützte er die ihm von der verehrten Kommittee gegebene Erlaubniß zu einer Reise nach Tiflis, um zu versuchen, ob ihm durch Berathung eines erfahrenen Arztes daselbst, wenigstens nicht einige Erleichterung von den Beschwerden seines mehrjährigen körperlichen Uebels werde zu Theil werden. Wie wenig sich diese seine Hoffnung verwirklichte, und wie dieses mit ein Hauptgrund zu dem bereits oben angedeuteten Schritte dieses Bruders wurde, hat derselbe Ihnen ausführlich geschrieben. Nach seiner Rückkunft von Tiflis, im Juli, verwendete Bruder Sprömberg, im Blick auf seine nunmehrige Lage, seine Zeit und Kräfte auf die Erlernung allgemein nützlicher Kenntnisse, wobei er jedoch, da seine Neigung und frühere Bildung ihn für den Lehrerberuf bestimmen, das für diesen Beruf Nöthige besonders ins Auge faßte.

Nachdem es bestimmt worden war, daß Bruder Wolters, wenigstens so lange bis Bruder Haas von anderswoher die nöthige Unterstützung erhalten würde, im Spätjahr zu demselben nach Tebris ziehen solle, so beschäftigte er sich vorzüglich mit der persischen und englischen Sprache, als denjenigen, deren Kenntniß seine Stellung in Tebris am meisten von ihm fordern werde. Daneben aber machte er eine Sammlung von auserlesenen Schriftstellen, welche mit einer kurzen Vorrede und einem Anhange zu einem Traktat für die Muhamedaner dienen sollen. Auch widmete er einige Zeit dem Confirmations-Unterrichte der ältesten Tochter der Familie von Kluger, das er um so weniger glaubte abschlagen zu dürfen, da kein evangelischer Geistlicher in der Nähe sich befindet, und wir schon so vielfache Beweise christlicher Liebe von dieser achtungswerthen Familie erhalten haben. Bruder Schneider, so wie auch Bruder Kreiß hatten mit Sprachenlernen vollauf zu thun, indem sie zu der tartarischen auch noch die persische Sprache anfingen, und Bruder Kreiß sogar noch einige Zeit der Erlernung des Russischen widmete, weil dessen Kenntniß auf den Reisen in den hiesigen russischen Provinzen so nützlich wie nothwendig ist. So prüfungsvoll es auch ist, ein und mehrere Jahre dem oft trockenen Sprachstudium widmen zu müssen, indem diese Thätigkeit so unscheinbar ist, und wenig geeignet scheint, ein Herz zu befriedigen, dessen Verlangen auf die Kundmachung des ewigen Liebesrathes der göttlichen Gnade geht: so geeignet ist sie doch, diesen Trieb nach außen zu läutern, und innerlich zu begründen und zu bewähren. Freilich muß man manchmal eine ähnliche Erfahrung machen, wie Moses, der, nachdem er vierzig Jahre in der Wüste der Schafe gehütet hatte, von dem Gedanken, sein in Knechtschaft schmachtendes Volk zu erlösen, so weit abgekommen war, daß er dem HErrn antworten konnte: Sende HErr, wen Du willst, ich habe eine schwere Zunge. Aber wie ein Moses dann

erst zu seinem Amte tüchtig war, so ist auch der Missionar um so brauchbarer zu einem Werkzeuge der Gnade und des Segens für Andere, je mehr der eigene Eifer weggeschmolzen, und das Selbstvertrauen einer kindlichen Abhängigkeit vom HErrn Raum gemacht hat.

Dieses, theure Vorsteher, ist mit wenigen Worten ein kurzer Ueberblick dessen, was die Zeit und Kräfte der einzelnen Brüder hier auf der Station in Anspruch nahm. Freilich konnten wir dieß nur mit allgemeinen Bemerkungen andeuten, und ein anderes Bild würde sich Ihren Augen darstellen, könnten wir Ihnen die Erfahrungen, Mühen, Leiden und Freuden jedes einzelnen Tages klar und wahr vorführen. Oft will uns freilich unser Thun und Treiben gering vorkommen, wie der Tropfen, der spurlos im Ocean verschwindet; doch auch seine Tropfen sind gezählt. Der HErr verleihe uns nur immer reichlicher die Gnade, treu zu seyn in dem, wozu Er uns berufen hat. Sind es nicht große Dinge, wozu Er uns brauchen kann, gelingt es Ihm nur, uns in seinem Namen zu erhalten bei dem Einen, was Noth thut, so dürfen wir nicht verzagen.

2. Wir kommen nun dazu, Ihnen einen kurzen Ueberblick von unserer Wirksamkeit nach Außen zu geben, welche in den von den einzelnen Brüdern gemachten größern und kleinern Reisen, so wie in der Thätigkeit der Presse und in der Ausbreitung von heiligen, religiösen und Schul-Schriften besteht.

Daß Reisen unter den um uns her wohnenden Muhamedanern eines der geeignetsten Mittel sind, um die Aufmerksamkeit der Leute auf das Eine Nothwendige in dieser Welt, nämlich auf Jesum Christum, den Urheber unserer Seligkeit, zu lenken, und dem hie und da erwachten Bedürfniß nach Belehrung Nahrung zu gewähren — hievon waren wir jederzeit aufs lebhafteste überzeugt, und bedauerten es sehr, daß theils aus Mangel an hiezu geschickten Brüdern, theils auch um anderer nöthigerer Beschäftigungen willen diesem Zweige unserer

Thätigkeit bisher nicht, so wie wir wünschten, nachgegangen werden konnte. Es geschah daher nach unser aller Wunsch, daß die Brüder Sprömberg und Wolters noch am Schlusse des vorigen Jahres eine größere Reise in die Provinzen Schirwan, Baku und Talisch antraten. Ihre an diesen Orten gemachten aufmunternden und niederschlagenden Erfahrungen, haben Ihnen diese Brüder in dem von ihnen geführten Tagebuche mitgetheilt, und es würde uns zu weit führen, wollten wir hier aufs Neue alles ausführlich erzählen. Die Aufmerksamkeit, welche durch die öffentlichen und Privatunterhaltungen dieser Brüder, namentlich in Solian und Lenkoran, Oertern, wo früher noch Niemand vor uns gewesen war, angeregt, die Bekanntschaften, welche angeknüpft, die Wahrheiten, welche besprochen, und die nicht geringe Anzahl von heiligen Schriften in persischer Sprache, welche verbreitet wurden, scheinen uns die Hauptresultate dieser längern Reise zu seyn. Dem HErrn aber dürfen wir es zutrauen, daß nicht jeder ausgestreute Same auf unfruchtbaren Boden gefallen seyn wird. Ihnen ist bekannt, wie eines Theils die große Dürre, welche den Unterhalt für Menschen und Vieh äußerst erschwerte, und andern Theils das vermehrte Unwohlseyn des Bruders Sprömberg die Brüder verhinderte, ihren Plan ausführen zu können, was sie eher in unsere Mitte zurückführte, als wir anfangs erwartet hatten. Sehr erfreut und aufgemuntert wurden die Brüder durch den christlichen Sinn und die warme Liebe zum HErrn, die sie bei einigen der Armenier in Schamachi und Baku antrafen. Nicht nur der Zahl nach hatte sich ihr Häuflein vermehrt, sondern auch am innern Leben und thätigen Christensinn waren einzelne von ihnen augenscheinlich gewachsen, seitdem sie das letzte Mal von uns besucht worden waren, und auch bei den andern Armeniern hatten sie ein so gutes Gerücht, daß vielen ihrer Feinde und Widersacher der Mund gestopft wurde, und der größere Theil der armenischen Einwohner

es einsehen lernte, daß die Wahrheit auf ihrer Seite sey. Unter den Muhamedanern dieser Städte fanden sie zwar wohl eine, im Vergleich mit Muhamedanern anderer Orte, größere Bekanntschaft mit dem Evangelio, und einen regern Forschungsgeist, der theils durch frühere Besuche, theils durch Verbreitung des Neuen Testaments und den Umgang mit christlich gesinnten Armeniern dieser Orte angeregt wurde; aber einen ernstlichen Forscher nach Wahrheit, einen, der um das ewige Wohl seiner Seele bekümmert, mit der Frage an sie gekommen wäre: Was muß ich thun, daß ich selig werde? fanden sie nicht; obgleich es ihnen an vielfacher Gelegenheit, den Muhamedanern das Evangelium zu verkündigen, und in nähern Umgang mit ihnen zu treten, nicht fehlte. Es gehört so viel dazu, und lange können dem armen Menschen die Gnadenmittel angeboten und der ewige Liebesrathschluß Gottes in Christo verkündigt werden, bis er, aus dem Schlaf und Tod der Sünde erwachend, nach Gnade und Heil verlangt, und nach einem Helfer und Heiland sich sehnt. Und braucht es bei einem, im Schooße der christlichen Kirche groß Gezogenen, schon so vieler Mahnungen an sein Herz; so lange Zeit und Mühe, bis er zu solch einem Verlangen und Leben erwacht: wie vielmehr dann noch bei einem in den gewaltigen Ketten des islamischen Irrthums verstrickten, auf der kalten Wiege des Korans zum ewigen Tode eingewiegten, und in der Feindschaft des Christenthums großerzogenen, verblendeten Anhänger des falschen Propheten? Nicht so sehr wundern sollen sich die Christen, wenn sie hören, daß ihre so sehr verführten und verstrickten muhamedanischen Brüder die Botschaft des Heils so lange nicht annehmen wollen; als vielmehr immer brünstiger für sie beten, daß der HErr sich über sie erbarmen möge, und die Zeit der Befreiung aus ihrem Irrthum bald anbrechen lasse, und Ismael leben möge vor Ihm. Dem Abrahams-Glauben wird diese Bitte gewiß vom HErrn gewährt werden.

Eine andere kleine Reise unternahmen vor Ostern die Brüder Pfander und Schneider nach den am Kur hin gelegenen Dörfern, Winterwohnungen und Zelten der Muhamedaner des Karabaghs. Nur mit Dank gegen den HErrn konnten sie es erkennen, daß ihnen auf derselben so manche schöne Gelegenheit, vor größern und kleinern Versammlungen das Wort vom Reiche Gottes zu reden, bereitet wurde, wie auf keiner der frühern Reisen; und ihre Freudigkeit, im Werke und Dienste des HErrn unter den Muhamedanern nicht zu ermüden, wurde dadurch mächtig gestärkt. Sie fanden an den meisten Orten, die sie besuchten, eine freundlichere Aufnahme, als bei ihren frühern Besuchen, und es schien ihnen fast, als ob die Leute empfänglicher und zugänglicher für die Verkündigung des Evangeliums geworden, und durch mehrere und längere Bekanntschaft mit uns größeres Zutrauen gefaßt hätten. Freilich täuschen solche Eindrücke oft gar sehr, indem sie nicht selten mehr zufällig sind, als wirklich auf eine Veränderung in der Gesinnung der Leute begründet, und daher auch ein zweiter Besuch sie oft wieder ganz anders finden kann. Doch die Ueberzeugung gewannen wir aufs Neue, daß die Thüre zur Verkündigung des Evangeliums unter ihnen geöffnet ist, und solche Reisen unter dem Volke ein sehr geeignetes und gesegnetes Mittel sind, die Leute aus ihrer Sicherheit aufzuwecken, und sie auf Christum, den Weg des Lebens und den Born des Heils, aufmerksam zu machen. Und gewiß wird der also auf den Acker des Volkes ausgestreute Same nicht ohne Frucht bleiben. Ausführlichere Nachrichten über diese Reise haben Ihnen die Brüder in ihrem Tagebuche über dieselbe mitgetheilt.

Noch zwei andere Reisen unternahmen, die eine wieder die Brüder Pfander und Schneider, die andere die Brüder Wolters und Kreiß. Ihr Zweck war hauptsächlich, mit den in den Klöstern Kanzasar und Tativ wohnenden armenischen Bischöfen wieder einen freund-

schaftlichen Verkehr anzuknüpfen, und sie namentlich auf das uns zugekommene armenische Neue Testament in der Vulgairsprache aufmerksam zu machen. Bei aller Freundlichkeit, die diese höhern Geistlichen uns stets erwiesen, und den Brüdern auch jetzt wieder erzeigten, und bei all der Freude, die sie über den Druck und die Verbreitung des armenischen Neuen Testaments in der Umgangssprache ausdrückten, ist es aber doch nur zu klar, daß diesen Leuten ein rechtes Herz für die Sache des HErrn fehlt; denn obwohl sie unser Anerbieten, an die verschiedenen Kirchen und deren Priester Neue Testamente zu schenken, mit Dank anzunehmen schienen, so haben sie doch noch weiter keinen Gebrauch davon gemacht, und sich mit keiner einzigen Bitte um Neue Testamente für ihre Kirchen an uns gewendet. Es ist traurig, welch eine Gleichgültigkeit und Tod unter den höhern und niedern Geistlichen der armenischen Kirche herrscht. Die geistliche Pflege ihrer Heerde und die Belehrung und Erbauung derselben aus dem heiligen Evangelio ist ihnen eine ganz fremde Sache, und sucht man sie auf diese erste der Pflichten des neutestamentlichen Priesteramts aufmerksam zu machen, so geben sie dieses wohl für den Augenblick zu, aber ohne es ernst damit zu meinen, und statt über die Seelen der ihnen anvertrauten Heerde zu wachen, wachen und sorgen sie nach wie vor nur dafür, wie sie von der Wolle der Heerde sich nähren und pflegen mögen. Und wie soll nun das Volk anders seyn, wenn seine Hirten also sind? Man möchte fast sagen, daß die Christen nicht weniger als die Muhamedaner in geistigem Tode gefangen und wie mit egyptischer Finsterniß geschlagen sind. Es ist daher ein Umstand von der größten Wichtigkeit, und gewiß von den gesegnetsten Folgen, daß nun durch die Uebersetzung und den Druck des Neuen Testaments in die armenische Volkssprache das Volk nun nicht mehr blos an die Belehrungen ihrer todten und trägen Priester gebunden ist, sondern sich selbst aus dem Worte

Gottes belehren und erbauen kann. Die übrigen Reisen, von denen in unserm letzten Berichte die Rede war, mußten, theils wegen dem Gehen der Brüder nach Persien, theils wegen dem Verbot unserer Arbeit unterlassen werden.

3. Was nun die Thätigkeit unserer Druckerei betrifft, so wurde zuerst der von Bruder Zaremba verfaßte Aufruf an die Muhamedaner im Tartarischen und Persischen in Briefform zu 500 Exemplaren gedruckt. Nach diesem war die Presse vom Januar bis Juli mit dem Druck der persischen Schrift: Misan ul Hak, oder „vergleichende Untersuchung über das Evangelium und den Koran" beschäftigt. Da der Setzer des Persischen nicht kundig war, und einige Lettern nicht ausreichten, so hatte Bruder Judt viele Mühe, und der Druck manche Schwierigkeit, und ging auch langsamer von Statten; doch gelang es, einen deutlichen und ziemlich korrekten Druck zu liefern. Die Auflage war 1000 Exemplare, groß 8°., und das Exemplar 17 Bogen stark. Nach Vollendung dieses Buchs wurde noch das armenische A-B-C-Buch, der erste Kanon des Psalters mit abgetheilten Sylben, als Lesebuch für die Schulen, und eine kleine Bibelgeschichte, jedes 2 Bogen stark und zu 1200 Exemplar wieder neu abgedruckt. Seither beschäftigen sich nun die Arbeiter in der Druckerei mit dem Einbinden dieser Bücher, wozu um so mehr noch geraume Zeit erforderlich ist, als Bruder Judt jetzt nur noch Einen Gehülfen hat, da der eine in Folge einer bedeutenden Untreue, die er sich zu Schulden kommen ließ, entlassen worden ist.

Was die Bücherverbreitung anbetrifft, so wurde in diesem Jahr eine größere Anzahl heiliger Schriften, hingegen aber eine geringere Zahl von Traktaten und Schulbüchern verbreitet. Folgendes ist die Uebersicht der verbreiteten Bücher:

1. Biblische Bücher.

Persische Neue Testamente	250
Persische Psalter	65
Persische Sprüche Salomons	135
Persische Jesajas	50
Türkische Bibeln	62
Türkische Neue Testamente	138
Arabische Bibeln	28
Arabische Neue Testamente	74
Arabische Psalter	80
Armenische N. Test. in ostarm. Vulgairdialekt	576
Armenische Evangelien Matthäi dito	733
Armenische N. Test. in westarm. dito	400
Hebräische Bibeln	129
Hebräische Neue Testamente	5
Rußische Neue Testamente	20
Rußische Psalter	6
Deutsche Bibeln	2
Summa:	2753 Ex.

2. Traktate.

A. Persische:

Misan ul Hak	272

B. Armenische:

Vergleichung des Christenth. mit dem Muhamedan.	42
Der Negersklave	225
Ende der Zeit	90
Predigten vom Leiden Christi	90
Die Sünde kein Scherz	90
Lehre vom Kreuz Christi	90
Ermahnungen an Lügner	90
Anleitung zu einem gottseligen Leben . . .	100
Gebete für jeden Tag in der Woche	120
Wahrheit und Kraft des Evangeliums . . .	90
Von der wachsenden Gewalt der Sünde . .	90
16 kurze Predigten	90
Herzbüchlein	192
Summa:	1666 Ex.

3. Schulbücher. (Armenisch.)

A-B-C-Buch	375
Buchstabier-Buch, erster Kanon des Psalters	226
Tschamtschans Grammatik	172
Wörterbuch	90
Kleine Bibelgeschichte	152
Größere Bibelgeschichte	42
Biblisches Spruchbuch	43
Summa:	1100 Ex.
Summa aller Bücher und Traktate:	5519 „

Ein Theil der persischen biblischen Bücher wurde auf unsern Reisen durch uns in diesen Ländern verbreitet, der größere Theil aber derselben, so wie ein Theil der türkischen und hebräischen wurde Bruder Haas nach Tebris zugesendet; deßgleichen auch die arabischen. Der andere Theil der türkischen Bibeln und Neuen Testamente wurde, da wir hier keine Gelegenheit zur Verbreitung derselben hatten, und die hiesigen Tartaren das Osmanisch-tartarische nicht verstehen, an Bruder Lang nach Karaß geschickt, um sie unter den dortigen Tartaren zu vertheilen. Die armenischen Neuen Testamente, Traktate und Schulbücher wurden theils hier, theils durch den jungen Armenier Sarkis auf seinen Reisen, die er zu dem Ende nach Elisabethpol, Nucha, Schamachi, Nachitschewan, Erivan, Achalzig und Tiflis machte, theils verkauft, theils umsonst weggegeben. Traktate und andere armenische Bücher wurden dieses Jahr eines Theils deßwegen weniger verbreitet, weil ein großer Theil derer, die in diesen Gegenden lesen können, bereits mit solchen versehen ist; andern Theils, weil an einigen Orten die Priester allen ihren Einfluß anzuwenden suchten, um das Volk vom Kaufen und Lesen unserer Bücher abzuhalten. Recht auffallend ist es, daß in dem großen Tiflis, wo über 12,000 Armenier wohnen, worunter viele Reiche, auch nicht ein einziges armenisches Neues Testament in der Vulgairsprache verkauft werden konnte. Ein sprechender Beweis, wie sehr

das Volk in irdisches Treiben und Jagen versunken ist. Ebenso konnten in Elisabethpol, Nachitschewan, Erivan und Nucha nur wenige Neue Testamente verkauft werden, woran der hindernde Einfluß der Priester in diesen Städten hauptsächlich Schuld ist. Eine sehr bedeutende Anzahl aber wurde hier und in Schamachi von den Leuten in der Stadt sowohl, als in den Dörfern gekauft. Ein erfreulicher Beweis, daß da, wo die Leute uns mehr kennen und nähern Umgang mit uns gehabt haben, die Vorurtheile gegen uns mehr verschwunden sind, und ein besserer Sinn unter dem Volke angeregt worden ist. Unter den aus der Türkei nach Rußland eingewanderten Armeniern fanden unsere Bücher, und besonders das in westarmenischem Vulgairdialekt gedruckte Neue Testament bereitwillige Abnahme, und unserm Bücherverkäufer schien es, daß nicht blos die Neuheit der Sache, sondern ein wirkliches Verlangen nach dem Worte Gottes in einer ihnen verständlichen Sprache es war, das sie so begierig nach diesen Büchern machte. Wehmüthig war uns dieß freilich, daß, obgleich die Bücher, und besonders das Neue Testament in der Vulgairsprache oft mit sichtbarer Freude gekauft oder angenommen wurde, der Bücherverbreiter, Schamachi ausgenommen, nirgends einen in seinem Volke finden konnte, der zu einem neuen Leben erwacht, oder durch das Lesen der früher vertheilten Bücher zu einem ernsten Suchen nach dem Heile seiner Seele veranlaßt worden wäre. Zwar mag immerhin manches Wort im Stillen der Herzen wirken, und von uns und andern unbemerkt seine Früchte für den Himmel tragen; aber doch scheinen solcher guten und feinen Herzen eben nicht viele zu seyn, sonst würde hin und her auch an andern Orten, als Schamachi und Baku, die Frucht der Wirkung wahrnehmbar werden. Es ist eben noch eine Saat und Arbeit im Glauben, und endlich wird sie unter dem Segen des HErrn doch ihre Früchte tragen, und den Säenden mit ihren Garben lohnen. Wie der HErr schon zu seinen Jüngern

sagte: „der eine säet, der andere schneidet," so gehet es auch heute noch oft in der Arbeit für des HErrn Sache. Aber darf der Säer nicht immer zugleich auch die Freude des Schnitters haben, so ist diese ihm ja doch in der Hoffnung durch des HErrn Wort gegeben, und er soll und kann sich auch hinlänglich freuen, und hat ja schon genug gethan, wenn er nur das Säen, das ihm der HErr angewiesen, treulich ausgerichtet hat. Ein mächtiger Umstand ist es gewiß, daß dem armenischen Volk in diesen Ländern, das schon seit Jahrhunderten das Wort Gottes nicht mehr in einer verständlichen Sprache gehört hat, nun wieder in seiner Sprache dieses Wort lesen und hören kann. Wer vermag den Segen eines solchen Werkes zu berechnen? Hat der so lange verschlossene Zutritt zu dem Worte Gottes solchen Tod über die armenische Kirche gebracht, welches Leben, welchen Segen ist von dem nun wieder geöffneten Lebensborn zu hoffen! Unstreitig wird, wie im Abendlande mit Luthers Bibelübersetzung eine ganz neue Periode für die Kirche eintrat, so auch eine Wiedergeburtsstunde für die armenische mit der Uebersetzung und Verbreitung des Wortes Gottes in der Volkssprache beginnen. Und daher können wir es nicht anders, als für eine große Gnade des HErrn ansehen, daß Er uns Arme und Schwache gewürdigt hat, Werkzeuge in seiner Hand zu werden, den Grund zu solch großer und seliger Veränderung zu legen. Sehen wir den Bau auch noch nicht vollendet vor Augen dastehen, so schaut ihn doch der Glaube, und freut sich dessen mit dankendem und lobendem Herzen.

So blickten wir mehr als je mit freudiger Zuversicht dem Segen unserer Arbeit unter Armeniern und Muhamedanern entgegen, und wollten mit neuem Eifer das Werk des HErrn in diesen Ländern treiben, als auf einmal alle Aussicht für unsere Arbeit sich mehr als je verdunkelte. Ganz unerwartet erhielten wir den 31. August a. St. von der hohen rußischen Regierung einen

von Sr. Majestät dem Kaiser allerhöchst bestätigten Befehl, alle unsere Missionsthätigkeit einzustellen. Wie erstaunt, wie bestürzt waren wir! Wir fühlten zwar seit Jahren, und oft recht schwer, unsere unsichere Stellung in Rußland, und dieses Gefühl der Ungewißheit wirkte oft recht lähmend auf unsere Freudigkeit zur Arbeit ein. Aber gerade jetzt schienen sich die Umstände so gestaltet zu haben, daß wir am allerwenigsten einen solchen Befehl erwarteten, sondern vielmehr hofften, von der Regierung endlich durch unsere Einbürgerung in Karaß die so lang gewünschte nöthige Freiheit zu unserer Arbeit zugesichert zu erhalten. Was sollen wir nun zu solch wunderbarer, verborgener Führung des HErrn sagen? Liegt Ihm etwa nichts an den Tausenden und Millionen der Menschenseelen in diesen Ländern, für die Er ja doch auch sein Blut vergossen, und sich das Eigenthumsrecht auf sie erworben hat? Will Er wohl, daß immer Finsterniß diese Länder decke, und Dunkel ihre Völker? Gewiß nicht! Weit mehr als uns, liegen sie Ihm auf seinem hohenpriesterlichen Herzen, und mehr noch, als wir, sorgt Er für ihr ewiges Heil; aber unbegreiflich sind seine Gerichte, und unerforschlich seine Wege. Und wer hat des HErrn Sinn erkannt, oder wer ist sein Rathgeber gewesen? — Was uns Schade und Verlust erscheint, das ist bei Ihm oft nur Gewinn, und im Unterliegen gewinnt Er den Sieg. Blicken wir aber auf uns, die der HErr bisher gewürdigt hat, in diesem Theile seines Weinberges zu arbeiten, und schauen wir auf unsere bisherige Arbeit zurück, so müssen wir uns wohl tief vor Ihm über unsere Untauglichkeit zu einem so wichtigen und großen Beruf, und über unsere vielfache Untreue in demselben demüthigen und beugen und bekennen, daß wir es wohl verdienet hätten, daß Er uns aus seinem Weinberge ausstoße, und würdigere als wir an unsere Stelle setze. Aber daß Er uns ungeachtet unserer vielen Schwächen und Gebrechen dennoch nicht verstößet, hat Er ja doch durch

den Segen gezeigt, den Er bisher auf unsere schwachen Bemühungen gelegt hat. Und darum glauben wir, der HErr werde aus diesem Erliegen einen nur um so herrlichern Sieg bereiten, und es entweder so lenken, daß dieses Verbot gerade das Mittel werden muß, nur eine um so völligere Anerkennung unserer Arbeit von Seiten der rußischen Regierung herbeizuführen, oder daß uns der HErr einen Weg nach Persien bahnt, und uns dort noch herrlichere Siege, wenn vielleicht gleich auch auf größerem Leidenswege feiern läßt. Dieß wissen wir, daß die Sache seine Sache ist, und daß Er seines Namens Ehre retten, und für das Kommen seines Reiches auch in diesen Ländern sorgen wird. Sollten wir auch wirklich dieses Arbeitsfeld verlassen müssen, so sind wir doch gewiß, daß wir keineswegs vergeblich hier gearbeitet haben; und weder die theilnehmenden Freunde noch wir dürfen die Zeit und die Kosten bereuen, die dieser Arbeit gewidmet worden sind. Vielleicht, daß nun gerade das gethan ist, was nach des HErrn weisem Rathe hier gethan werden sollte; und daß, wenn unser Fuß auch schon lange diesen Boden verlassen hat, und unsere Hand den ausgestreuten Samen nicht mehr pflegen kann, er unter des HErrn Segen und Pflege doch nur um so lieblicher aufblüht und reichlichere Früchte trägt. Der eine säet, der andere schneidet, und wer da schneidet, der empfähet Lohn, auf daß sich mit einander freuen, beide, der da säet und der da schneidet. Darum empfehlen wir in guter und kindlicher Zuversicht dem HErrn die Sache, flehend, daß Er selbst Alles hinausführen möge, und harrend des Weges, den Er uns zeigen wird. Wir hoffen, daß auch die christlichen, theilnehmenden Freunde an dieser Führung des HErrn werden nicht irre werden, sondern nur mit um so größerer Theilnahme unserer und des uns anvertrauten Werkes in ihren Gebeten gedenken, wozu wir sie nun um so dringender auffordern möchten.

Ihre im HErrn verbundenen Brüder und Mitarbeiter:

Schuscha den 4. Dez. 1835.

C. G. Pfander.
Fried. Judt.
Fr. Sprömberg.
August Kreiß.

Beilage N°. II.

Rußland.

An Seine Excellenz den Herrn Minister des Innern, wirklichen Geheimen Rath Demetrius Nicolaides von Bludoff
eine Vorstellung
von den Gliedern der Basler evangelischen Gesellschaft, die an der Verbreitung des Evangeliums unter den Muhamedanern in der Provinz Kaukasien und im transkaukasischen Lande bisher gearbeitet haben.

(Aus dem Rußischen übersetzt.)

In Folge eines von Sr. Majestät dem Kaiser bestätigten Beschlusses der Herren Minister, ist uns in Karaß und Schuscha von den Ortsobrigkeiten angekündigt worden, daß uns die Missionsthätigkeit für die Zukunft verboten sey. Dieß war uns so unerwartet, als wir es unserer Ueberzeugung gemäß für uns und viele Andere wichtig finden. Unsern Verhältnissen gemäß haben wir solches der Verwaltungskommittee unserer Gesellschaft, die sich in Basel befindet, sogleich berichtet, und nachdem wir von derselben nun Antwort und Anweisung erhalten, so erkühnen wir uns, im Auftrag derselben, und im Gefühl dessen, was Pflicht und Gewissen uns gebietet, Ew. hohen Excellenz in gebührender tiefer Ehrerbietung

1.) die Grundsätze, die wir bei unserer Arbeit befolgten, und die Mittel, deren wir uns dabei bedienten, so wie

2.) das Thatsächliche unserer Bemühungen kurz darzulegen.

Zu der Darstellung dieses Gegenstandes vor Ew. Excellenz muntert uns, wie die Pflicht, die Sache, der wir unsere Herzen hingegeben haben, vor der Obrigkeit zu rechtfertigen, so auch der Umstand noch besonders auf, weil aus dem ministeriellen Beschlusse hervorgeht, daß die Regierung der evangelischen Missionsthätigkeit zur Bekehrung der Muhamedaner keineswegs abgeneigt scheint, sondern uns dieselbe nur deßwegen untersagt hat, weil sie die Zweckmäßigkeit der von uns ergriffenen Maßregeln in Zweifel zieht, und weil sie meint, wir hätten unsern angegebenen Zweck aus dem Auge gelassen, und uns statt dessen mit den Armeniern, und zwar auf eine tadelnswerthe Weise beschäftigt. Da aber nach Gottes gnadenvoller Leitung schon beim ersten Beginn auf rußischem Gebiete unser erstes Papier durch den damaligen Herrn Minister der geistlichen Angelegenheiten und des Volksunterrichts, Sr. Erlaucht den Fürsten Alexander Nikolaides Galyzin, dem damals regierenden Kaiser vorgelegt, und von Sr. Majestät mit christlicher Herablassung und Herzenswärme beachtet worden, so wagen wir auch jetzt an Ew. hohe Excellenz die Bitte, gegenwärtige Eingabe Sr. Majestät, dem jetztregierenden Kaiser vorzulegen, damit Er entweder wenigstens die zwei hierin enthaltenen Bitten gewähren, oder doch vor allem Sich überzeugen möge, daß wir nicht etwas dem Ihm von Gott anvertrauten Lande schädliches, sondern etwas demselben im höchsten Sinne nützliches vorhaben.

I.

Der Zweck unserer Missionsthätigkeit ist kein anderer, als die Muhamedaner zum Christenthum zu bekehren, wie ihn auch alle unsere schriftliche und in Deutschland gedruckte Berichte klar aussprechen, und er auch aus der handschriftlichen Instruktion zu ersehen ist, die wir im Herbste 1827 Sr. Excellenz dem Herrn Kriegs-Gouverneur Sipiagin eingereicht haben.

Diesen Zweck zu erreichen, haben wir uns derselben Mittel bedient, die das Evangelium anweist, und durch welche unter Gottes Segen und Beistand, seit der Apostel Zeiten bis auf unsere Tage, sich das wahre Christenthum unter den Völkern der Erde ausgebreitet hat, und welche in der Verbreitung des göttlichen Wortes und in mündlicher und schriftlicher Darlegung der Wahrheiten desselben besteht. Und von der auf das Wort Gottes gegründeten Ueberzeugung ausgehend, daß eine wahre Bekehrung zum Christenthum nur aus der Erkenntniß der Wahrheiten unserer heiligen Religion, und aus der Ueberzeugung von der Göttlichkeit derselben hervorgehen kann, war dem gemäß von Anfang an unser Hauptbestreben darauf hingerichtet, durch mündliche Predigt und schriftliche Darlegung den Muhamedanern ihre Vorurtheile gegen das Christenthum zu benehmen, ihre unrichtigen Vorstellungen von dessen Lehren zu berichtigen, sie mit den christlichen Wahrheiten bekannt zu machen, und sie auf deren hohen Werth und beseligende Kraft hinzuweisen. Zwar war es uns von Anfang an keineswegs verborgen, daß besonders unter dem muhamedanischen Volke, in welchem selbst durch seine (ihrer Meinung nach von Gott stammenden) Religion ein so tief liegender Haß gegen das Christenthum und gegen die Christen gepflanzt worden ist, und das durch die große Unwissenheit und die moralische Versunkenheit, der an Bildung und Kenntnissen hinter ihm weit zurückstehenden unter ihm lebenden Christen, noch eine größere Abneigung und stärkere Vorurtheile gegen das Christenthum erhalten hatte, auf schnelle Erfolge und baldige Bekehrungen nicht zu rechnen sei. Aber eben um dieser Feindschaft und Vorurtheile der Muhamedaner willen, schien es gerade um so nöthiger und unerläßlicher, durch die Verbreitung des göttlichen Wortes, durch gründliche und klare mündliche und schriftliche Belehrung über das Christenthum und deren beseligende göttliche Kraft, einen sichern Grund zu ihrer Bekehrung zu

legen, überzeugt, daß, wenn auch der Erfolg solcher Bemühungen sich nicht gleich zeigen sollte, sie doch unter Gottes Segen nur um so gewisser zum Ziele führen, und die Muhamedaner zu einer allgemeinen Annahme des Christenthums zubereiten würden. Die wahre Bekehrung eines Volkes zum Christenthum fordert eben sowohl wie die Civilisation eines Volkes, ihre Zeit, ihre Jahrzehende und Jahrhunderte, wie dieß die Geschichte beweiset. Eine blos scheinbare Bekehrung zum Christenthum aber kann einem Lande eben so wenig nützen, als die Kirche sie wünscht, denn wenn die Letztere durch solche kein wahres Mitglied, so erhält auch der Staat keine treu ergebene Unterthanen, keine gute Beamtete, keine ächt sittliche Menschen. Ein nur äußerlich und scheinbar bekehrter Muhamedaner wird seine frühere, durch solche Bekehrung nicht ausgetilgte, sondern nur zurückgehaltene Feindschaft gegen das Christenthum und gegen den christlichen Staat sogleich wieder blicken und wirksam seyn lassen, sobald sich ihm Gelegenheit dazu darbietet, oder veränderte Umstände ihn dazu auffordern. Ein anderer Grundsatz, den wir bei unserem Umgange mit den Muhamedanern stets festzuhalten uns gedrungen fühlten, war auch der, daß wir die Furcht, als sey es Befehl der Regierung, daß wir sie zum Christenthum bekehren sollten, und als ob wir zu diesem Zweck von der Regierung gesandt und unterhalten seyen, ihnen zu benehmen suchten; denn da diese Furcht in ihnen die Besorgniß erregt hatte, man möchte nicht nur die, auch ihnen einleuchtenden Mittel der Belehrung und freien Ueberzeugung, sondern endlich auch Gewalt anwenden, so wären sie durch solche Furcht sowohl von uns zurückgehalten, und unzugänglicher für die unbefangene Untersuchung und Erwägung der ihnen von uns dargelegten Wahrheiten, als auch in eine Unruhe und Besorgniß versetzt worden, die weder die Regierung noch wir wünschen konnten.

Dieß sind die Grundsätze, die sowohl die schottischen Missionarien, die im Norden des Kaukasus vor uns gearbeitet hatten, als auch uns die Mitglieder der Basler evangelischen Missionsgesellschaft, bei der Missionsthätigkeit unter den Muhamedanern leiteten, und die Mittel, durch welche wir den Zweck unter Gottes Beistand zu erreichen hofften.

II.

Ehe wir erzählen, was von Schuscha aus geschehen ist, müssen wir nennen, was in Karaß gethan worden, und dabei, weil die Regierung der Schotten Unthätigkeit rügt, doch vor Allem das angeben, was auch diese Namhaftes für Muhamedaner geleistet haben.

1. Die schottischen Missionarien

haben — um der auf den Ankauf von Sklavenkindern aus dem Gebirge, die sie christlich erzogen und ansiedelten, verwendeten Gelder zu geschweigen — mitten unter vielen, zum Theil täglichen Gefahren (ohne der persönlichen Opfer zu erwähnen) — das Neue Testament in den nogaischen und oremburgischen Dialekt der tartarischen Sprache übersetzt, und (von ersterem in drei verschiedenen, immer bessern Auflagen) mehrere tausend Exemplare davon abgedruckt, und von den sieben ersten Büchern des Alten Testaments, wie auch außerdem von den Psalmen eine Auflage im Nogaischen, außerdem mehrere Zehntausende von kleinen belehrenden Büchlein in verschiedenen tartarischen Dialekten, auch in arabischer und persischer Sprache gedruckt.

Diese alle haben sie auch größtentheils, bei festem Aufenthalt und auf Reisen unter mündlicher Unterhaltung an die Leute vertheilt (wovon viele gewiß fruchtlos geblieben, aber manche auch eben so gewiß im Innern der Herzen einige Frucht geschafft haben werden).

Vom Jahr 1815 an haben sie in Astrachan eine Reihe von Jahren gewohnt, und unter Tartaren und Persern gearbeitet; auch in Orenburg haben etliche unter

den Kirgisen einige Jahre lang Arbeitsversuche gemacht; andere in der Krimm gearbeitet, Bücher verbreitet, und sogar einige Muhamedaner getauft. Im Jahr 1821 haben zwei von ihnen, Schriften verbreitend und mit Muhamedanern über das Christenthum sich unterhaltend, eine Reise bis nach Cuba und Schamachi hinab gemacht; Im Jahr 1822 hat einer einen Missionsversuch unter den Inguschen in Nasran gemacht, noch im gegenwärtigen Jahr ist einer bis nach Kasan hinauf gereiset, um verschiedene biblische Bücher in tartarischen Mundarten zu verbreiten, wobei er tröstend und lehrend mit ihnen gesprochen hat.

In Astrachan, wo 1823 ein Perser getauft worden ist, und manche Andere Hoffnung erregten, hat einer von ihnen bis ins Jahr 1833 hinein an der Uebersetzung des Alten Testaments ins Persische, mit Hülfe von persischen Gelehrten, erfolgreich gearbeitet.

Mancher Tartar, der sich in der Kolonie Karaß hätte aufnehmen lassen, ist davon abgehalten worden durch die Schwierigkeiten, die, schon von 1824 an, der jetzt auch von der Regierung als steter Störer des Guten erkannte Herr Alexander Paterson dort gemacht hat.

Dieses eben genannten Mannes Feindlichkeit war auch daran Ursache, daß namentlich seit der ersten im Jahr 1828 erfolgten Entscheidung weder sonst etwas Tüchtiges von Karaß aus geschehen konnte, noch auch wir die von Sr. Majestät gewährte Erlaubniß, uns dieser Kolonie anzuschließen, benutzen konnten.

2. Auch die Glieder der Basler Gesellschaft haben

a.) seit dem Jahr 1823 von Karaß und Madschar aus unter Nogajern und Truchmenen der kaukasischen Provinz auf oben genannte Weise mit Emsigkeit unter Benutzung der von ihren schottischen Vorgängern angefertigten Bücher, und seit dem vorigen Jahre auch in Astrachan gearbeitet. Wäre Herr Paterson nicht hinderlich gewesen, so hätten sie in Karaß schon manche, der muhamedanischen Bevölkerung der Umgegend heilsame

Anlage und Einrichtung getroffen. Immer war auch (besonders seit 1826) ihr Blick auf die tscherkessischen Stämme gerichtet, unter denen sie eben im Begriff waren, Reisen zu unternehmen, und der Sprache derselben näher zu treten, wie auch eine Schuleinrichtung unter ihnen zu versuchen. Drei Taufen haben sie an ursprünglich muhamedanischen Erwachsenen verrichtet. Schulen unter Tartaren, wie sie erstrebt, zu errichten, ist ihnen noch nicht gelungen.

b.) Im transkaukasischen Lande

lag es uns vor Allem auf dem Herzen, einerseits unter den tartarischen Einwohnern dieser Provinzen durch die geeigneten evangelischen Mittel die Erkenntniß des Heiles in Christo anzupflanzen, andererseits die Gelegenheiten zu gewahren, um von hier aus die Verbreitung christlicher Erkenntniß unter dem benachbarten Perservolke anzubahnen.

Sr. Majestät der verewigte Kaiser Alexander hat im Jahr 1822 unsere darauf bezüglichen Bitten gewährt, und auch im Jahr 1827 hat Se. Excellenz der Minister Seiner jetzt lebenden Majestät, der wirkliche Geheimerath Herr Lanskoy uns Sr. Durchlaucht dem damaligen Oberbefehlshaber dieser Länder, aufs neue empfohlen.

Diese Arbeit an Muhamedanern hat sich durch wachsende Erfahrung und die Umstände in zwei Zweige getheilt; in die unmittelbare und mittelbare.

α. Unmittelbare Arbeit an Muhamedanern.

Die transkaukasische Mundart der tartarischen Sprache mußte nicht nur zunächst erlernt, sondern in Beziehung auf dieselbe mußte auch recht eigentlich die Sache gebrochen werden, denn, alles geistlichen Nichtgebrauchs derselben zu geschweigen, es war nie irgend etwas darin gedruckt worden. Lange Zeit behalfen wir uns mit handschriftlichen Arbeiten, übersetzten Theile der heiligen Schrift, und auch andere christliche Aufsätze, und einer (und in der Folge noch ein zweiter) bediente sich des Unterrichts, den sie tartarischen Jünglingen in der

russischen Sprache ertheilten. Diese zu lernen, fingen bei ihm auch Armenier an, und diese halfen eifrig daran, Theile des Neuen Testaments für die Muhamedaner zu übersetzen. Wie manche Zeugnisse wurden auf diese Weise von Christo abgelegt, wie manches Herz armenischer Christen (wie auch später) erquickt, und wie manches Stutzen, ja auch Ueberzeugung, in Muhamedanern geweckt! Im Jahr 1828 fingen wir an, im Karabagh und den benachbarten (seither zu wiederholten Malen besuchten) Provinzen, bis Derbend hinauf und bis Erivan umher zu reisen, in Städte, Dörfer und Zelte. Am Ende des Jahres 1829 reiste einer nach Bagdad, wo er, sich der Ausbreitung biblischer Erkenntniß und dem Studium der arabischen Sprache widmend, ein Jahr zugebracht hat, und von wo er über Ispahan, auf seiner ganzen Reise zur Ausbreitung des Wortes Gottes geschäftig, zurückgekehrt ist. Derselbe hat seitdem noch einige Monate in Tebris verlebt, wo jetzt (seit 1833) zwei von uns eine Schule angelegt haben, um, so viel sie Empfänglichkeit finden, ihnen im Sinne Jesu Christi wohlzuthun. Für die Kurden arbeitet noch jetzt einer aus uns in Persien, selbst vorbereitend zu einer Uebersetzung des Neuen Testaments. Zwei Andere sind eben auf einer Reise in Persien befindlich. — Einer hat auch die drei nächsten türkischen Paschaliks bereist (bis Erzerum im Jahr 1830, wo er unter andern Büchern Exemplare einer in Paris gedruckten türkischen Uebersetzung der heiligen Schrift anzubringen bemüht war). Bei 3000 persische Neue Testamente (nicht zu erwähnen der vielen kleinen Büchlein in dieser Sprache) sind diesseits des Kaukasus auf russischem und persischem Boden in Umlauf gesetzt worden; und während unsere eigene Presse (seit 1828) bis vor Kurzem noch, nur armenische Typen besaß, haben wir schon im Jahre 1829 in Moskau eine zweckmäßige Sammlung von Stellen aus dem Koran arabisch abdrucken lassen. Seit dem Anfang des vorigen Jahres aber hat unsere Gesellschaft auch persische Typen uns zugeschickt,

und so sind schon etliche in Kasan censirte Sachen in Schuscha gedruckt worden, darunter auf 270 Seiten eine Vergleichung des Korans mit der Bibel. Aber die Hauptarbeit beschäftigt jetzt noch einen von uns, nämlich die Uebersetzung des Neuen Testamentes in die transkaukasisch-tartarische Mundart. Unsere Bemühungen unter den Muhamedanern haben manchen armenischen Christen so gefreut, daß er selbst dadurch eifrig wurde, uns sich näherte, uns mit seinen Lokalkenntnissen half, selbst an Muhamedaner sich wandte, und manche aus ihnen auch sich dazu hergegeben haben, unsere Bücher in verschiedenen Provinzen reisend zum Verkaufe anzubieten, nicht ganz ohne Erfolg.

Wie die (einzig Muhamedanern geltende) Arbeit nördlich vom Kaukasus, so sind auch dieß Zeugnisse, daß es uns redlicher Ernst war — der Erfolg ist Gottes Sache. Aber die Mittel waren die rechten, und wo wir auch seyn werden, werden wir fortfahren zu beten zu Gott um den Gnadenregen, der diese Saaten begieße und ihr Wachsthum fördere.

(Den verlassenen Christen in Persien und der Türkei haben wir in syrischer, chaldäischer und arabischer Sprache mehr als tausend Exemplare biblischer Bücher zukommen lassen.)

Unter Muhamedanern könnten wir einzelne, nicht nur in christlicher Erkenntniß vorgeschrittene, sondern auch in Hinneigung des Herzens zu Christo, erfreuliche Individuen nennen, in denen aber die Kraft des Glaubens noch weniger groß ist, als ihre Menschenfurcht. Auf jeden Fall sind in Vielen die Vorurtheile gegen das Christenthum verschwunden, und eine Annäherung zu demselben unverkennbar. Hätten wir äußern Beistand versprochen und geleistet, so würde es uns nicht schwer geworden seyn, bereits eine ganze Anzahl solcher Bekehrten, oder vielmehr Ueberläufer, aufzählen zu können. Doch um der oben angeführten Gründe willen wollten und konnten wir uns aller der Mittel, die dem Sinne

Christi nicht angemessen, und unserer heiligen und himmlisch-majestätischen Religion unwürdig sind, nimmermehr bedienen. Es war uns auch nie sowohl um Herüberführung Einzelner, als um Durchdringung der ganzen Volksmasse mit christlichem Lichte zu thun.

β. Mittelbare Arbeit an Muhamedanern.

Als wir in diese Gegenden kamen — von Sr. Erlaucht dem Herrn Präsidenten der russischen Bibelgesellschaft bei dem Patriarchen der Armenier eingeführt — kamen Armenier zu uns und sagten uns vielfach, es wäre nicht recht für uns abendländische Christen, an ihnen vorüber, die so viel durch muhamedanischen Druck gelitten, und deren Schulen namentlich in solchem Verfall seyen, zu den Muhamedanern zu gehen. Und wir sahen auch bald, wie schädlich die Versunkenheit dieser äußern christlichen Namensgenossen auf die Muhamedaner wirkte, und dieselben auch das Christenthum überhaupt verachten machte. Einestheils diesem zu wehren, und anderntheils um unter ihnen Mitarbeiter für uns selbst zu wecken, fingen wir an, und zwar damit, daß wir zu Schulen aufmunterten, ja taugliche Lehrer unterstützten, und selbst eine, mit europäischer Erfahrung errichtete Musterschule anlegten. Unsere und die moskauische Presse hat viele, von der armenischen Geistlichkeit censirte Elementar-Schulschriften geliefert, und auch ebenso von ihr selbst censirte einfache rein biblische Erbauungsschriften in ihrer Umgangssprache. Dann aber lag uns an, dem Volke (bei der Unwissenheit, Ausgeartheit und Trägheit seiner Priester) die heilige Schrift in allgemein verständlicher Sprache — als Grundlage aller ächten Besserung — zu verschaffen. Dazu waren viele Vorarbeiten nöthig; zwei von uns beschäftigten sich damit. Sie bedienten sich dazu aus den Armeniern selbst taugliche Leute, andere bildeten sie dazu heran, unterrichteten sie im Lateinischen und Griechischen (als der Originalsprache des Neuen Testaments). Dem Patriarchen Ephraim und dem Erzbischof Narses waren

unsere

unsere Absichten bekannt; der letztere 1824, und der erstere 1827, forderten uns liebreich und angelegentlich mündlich zur Ausführung auf. Auch dem Metropolitan, der im Karabagh wohnt, war Alles bekannt, und von diesem besitzen wir (namentlich auch vom Jahr 1832 und 1833) mehrere, Zufriedenheit und Verlangen ausdrückende, Schreiben, die wir aufweisen können. Auch von verschiedenen andern ihrer Geistlichen kamen uns Aufmunterungen zu, in unsern Bemühungen fortzufahren. Von einem Bereden ihrer Leute zur lutherischen Kirchengemeinschaft ist nie die Rede gewesen, sondern ausdrücklich nur immer, daß sie ihre eigene durch ächt christlichen Sinn und Wandel, und durch christliche Weisheit und Thätigkeit zieren sollten. Ist es doch genugsam bekannt, daß hierin der große Unterschied liegt zwischen der Missionsthätigkeit der evangelischen und der der römischen Kirche, indem diese den Grundsatz aufstellt, daß nur in ihrer Kirche Heil und Seligkeit zu finden sey, und daher auf jegliche Weise Glieder anderer Kirchen zu der ihrigen zu machen sucht; die evangelische aber bemüht sich nur, Nichtchristen zum Christenthum zu bekehren, und wo sie die Glieder einer christlichen Kirche in Unwissenheit befangen sieht, wenn solche es wünschen, christliche Erkenntniß und christlichen Wandel unter ihnen anzuregen und zu befördern, ohne sie äußerlich zu sich herüber zu ziehen. So gings bis in das Jahr 1830. Als da ihre „Geistlichkeit" zu wehren anfing und uns verklagte, fand sie zwar auch unter den kaiserlichen Beamteten solche, die ihr zustimmten, aber der Bericht des in Schuscha als „Befehlshaber der muselmännischen Provinzen" damals wohnenden Herrn Obristen Miklaschefsky lautet ganz für unsere Wirksamkeit günstig. Und wohl möchten wir darauf aufmerksam machen, daß das damals ans Ministerium des Innern gesandte Gutachten Sr. Durchlaucht des Fürsten von Warschau eben so günstig ausgefallen seyn dürfte. Viele Armenier sahen auch selbst ein, wie gut

es war. Im Volke fand sich viel Verlangen nach Unterricht vor; aber die meisten Priester und Mönche, befangen durch Unwissenheit und eigenes Interesse, und darum der christlichen Erleuchtung des Volkes abgeneigt, waren unsern Bemühungen zuwider, und konnten diesen Sinn desto thätiger offenbaren, nachdem der Nachfolger des damaligen Katholikos mehr oder weniger diese Geistesrichtung begünstigte. — Ew. Excellenz ists bekannt, daß im Jahr 1832 diese Ursache zum Klagen aufgehört hat, indem wir die Arbeit unter den Armeniern aufgehoben haben.

Diese Bemerkungen, welche wir Ew. hohen Excellenz vorzustellen für Pflicht hielten, werden hinreichen, um Ihnen die Ueberzeugung zu gewähren, daß unsere Hauptthätigkeit jederzeit auf die Verbreitung des Evangeliums unter den Muhamedanern hingerichtet, und in ihrer allgemeinen Tendenz nicht völlig ohne Wirkung und Nutzen war und ist; und daß ebenso unsere Thätigkeit zum Wohl unserer armenischen Mitchristen, theils von ihnen selbst erbeten, theils mittelbar zur Förderung des Evangeliums unter den Muhamedanern unternommen, niemals aber von der Absicht, Glieder von ihr zu entziehen, entweihet war, und eben darum schon vor drei Jahren aufgegeben wurde, sobald wir aus den Papieren der Regierung ersahen, daß dieselbe für unrein und verdächtig angesehen wurde.

Der HErr, der auch in diesen Ländern sein lauteres unvermischtes Evangelium in den letzten Tagen an den Herzen kräftig zu segnen versprochen hat (Jes. 60, 6. 7. 22.), der wolle das Herz Ew. hohen Excellenz, und wenn durch Ihre gütige Gewährung unserer Bitte Se. kaiserliche Majestät Selbst das Papier erhören sollte, auch Sein Herrscherherz also lenken, daß unsere Absichten und Arbeiten (auf die auch aus freiwilliger selbstloser Liebe bereits seit 1821 mehr als 20,000 Dukaten Kosten verwendet worden sind) als ein Werk der Wahrheit erscheinen, und daher auch fernerer Erhaltung werth erfunden werden mögen.

Und sollte, wie wir uns mit Beugung vor dem verborgenen, aber über Alles weisen Walten Gottes darein schon ergeben haben, uns die eigentliche Missionsthätigkeit auf dem russischen Gebiet verboten bleiben, so daß wir weder unter den Muhamedanern umherziehen, und ihnen die Nachricht von Jesu, dem Heiland der Sünder, verkündigen und anpreisen und ans Herz legen, noch auch dieselben auf die Weise in die Gemeinschaft der Christen aufnehmen und sodann geistlich pflegen dürfen; so wagen wir es doch, hiemit Sr. kaiserlichen Majestät die demüthige Bitte vorzulegen, ob nicht

1.) „entweder wenigstens erlaubt werden möchte, unsere „Druckerei, die wir mit gehöriger Sicherheit auf „persischem oder türkischem Boden schwerlich werden aufstellen können, die aber doch der christlichen „Erleuchtung des Morgenlandes, hauptsächlich wo „möglich Persiens, geweiht ist, in Schuscha zu behalten und arbeiten zu lassen, so daß wir die darin „gedruckten Bücher in Persien und der Türkei verbreiten; oder

2.) „auch noch das: daß wir auch künftig zwar der „eigentlichen Missionsthätigkeit entsagen, aber doch „wie bisher unsere angefertigten und anzufertigenden „Bücher, die ja alle (zum Theil sogar aus dem „Russischen übersetzt) nach den Landesgesetzen censirt „sind, auch auf dem russischen Gebiete südlich und „nördlich vom Kaukasus verbreiten dürfen."

Im äußersten Fall wagen wir zwar nicht von unsern sämmtlichen Geldverlusten, auch nicht von denen bei unserer Bibliothek, deren Rücktransport viel Fracht kosten würde, zu reden — wenn aber die Regierung unsere Gebäude und äußern Anlagen, falls wir keine billige Käufer dafür fänden, entschädigend übernehmen würde, so würde sie doch wenigstens in etwas uns erleichtern.

Wir können aber von der Hoffnung uns nicht losreißen, daß Se. Majestät wenigstens die erste, viel-

leicht sogar die zweite, der genannten Bitten uns gewähren werde. Denn es fällt uns schwer, zu glauben, daß Se. Majestät nach Anhörung dieser Auseinandersetzung ein Werk werde zernichten wollen, das rein und anspruchslos der Verbreitung des Evangeliums gewidmet, laut Christi Befehl: „in aller Welt verkündiget das Evangelium!" und das unter vielen Spuren herablassender göttlicher Leitung angefangen, und bisher durchaus nicht ohne weitblickenden Segen fortgeführt worden ist, und daß deßwegen nur Segen, schon auf Sein Erdenleben und auf Seine Regierung herabbringen müßte, wenn Er den Beruf, auf diese Weise ein Werkzeug Gottes für das Heil des Morgenlandes zu seyn, erfüllen wollte. Sagt doch die griechisch-russische Dogmatik nicht — gleich der römischen — daß nur in ihrer äußern Gemeinschaft Seligkeit zu finden sey, und hat doch die russische Geistlichkeit in den weiten Landen dieses Reiches Spielraum für ihre christliche Liebesthätigkeit genug, und sind doch endlich die ächten Bekenner nie schlechte und wankelmüthige, sondern immer als gewissenhafte, friedvolle und die Festigkeit des Staatsverbandes nicht hindernde, sondern nur fördernde Unterthanen jeder Regierung, für die, wenn irgend Jemand, so gewiß sie aufrichtig und inbrünstig beten, erfunden worden!

Im Namen auch aller unserer Mitarbeiter:
Die Prediger des Evangeliums:

Schuscha, in Transkaukasien, am 6/18 Merz 1836. — K. Pfander. Fel. Zaremba.
Der Missions-Buchdrucker: Fried. Judt."

Beilage N°. III.

Auszuge aus dem Tagebuche der Brüder Hörnle und Schneider über ihre Reise nach Urmia und einigen Kurdendistrikten im Westen dieser Stadt.

Die Unzuverläßigkeit aller bisherigen Nachrichten über das Kurdenvolk und dessen Sprache versetzte uns in die Nothwendigkeit, eine Untersuchungsreise an die Grenzdistrikte des nördlichen Kurdistans zu machen, um uns über Manches, was für eine Uebersetzung des Neuen Testaments in die Kurdensprache zu wissen nöthig war, an Ort und Stelle zu überzeugen. Es schwebte nämlich bisher ein undurchdringliches Dunkel über den kurdischen Evangelien, welche wir zur Revision von der verehrlichen Bibelgesellschaft in London in Händen hatten. Kein Kurde, dem wir sie zur Einsicht vorlegten, konnte sie lesen und verstehen. Der Eine gab diesen, der Andere jenen Grund hiefür an. Wir waren daher genöthigt, an dem Orte, wo sie übersetzt wurden, Aufschluß dieses Umstandes zu suchen. Ein fernerer Grund der Reise bestand darin, auszumitteln, welcher von den vielen Dialekten der für die Uebersetzung tauglichste sey. Daneben wollten wir drittens sehen, ob die Kurden im Allgemeinen so viel Kenntniß der persischen, arabischen oder türkischen Sprache besitzen, um die Uebersetzungen des Neuen Testaments in diesen Sprachen benützen zu können, wodurch die Nothwendigkeit einer Uebersetzung in die Kurdensprache wesentlich vermindert würde. Mit dem stillen Wunsche und Flehen zum HErrn, daß Er uns seinen Segen zu dieser Reise verleihen wolle, verließen wir

Den 23. Okt. 1835 Nachmittags Tebris, und unsere Brüder daselbst, und begaben uns auf den Weg nach Urmia. Einer der neu angekommenen amerikanischen Missionarien, Dr. Grant, schloß sich an uns an, um für sich und seine Freunde ein taugliches Haus zu ihrer Niederlassung in Urmia zu finden. Den Abschied zu erleichtern, begleiteten uns die Brüder Haas und Perkins eine Strecke Weges, was uns sehr freute. Um mancher Ursachen willen hätten wir gerne einen vertrauten Eingebornen als Begleiter mitgenommen; aber es war unmöglich, einen zu finden. Wir hatten auch wenig Lust, uns weiter nach einem solchen umzusehen, weil uns dadurch, daß Abdorahin, welcher sich bisher den Schein eines aufrichtigen Mannes zu geben wußte, noch kurz vor der Abreise als ein Betrüger sich bewiesen hatte, der letzte Funke Zutrauens zu Persern erstickt wurde. Wie tröstlich war mir daher, als wir allein waren, der Gedanke an die Verheißung des HErrn: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende." O wie sicher läßt es sich an der Seite dieses Geleitsmannes reisen! Vor Ihm müssen auch die Barbaren Schwert und Spieß in den Staub senken, und die Mordinstrumente bei Seite legen. — In Majan, zwei Meilen von der Stadt, blieben wir für heute über Nacht mit den Pferden zusammen in einem Stall.

Den 24. Okt. Nachdem uns der HErr einen erquickenden Schlaf geschenkt hatte, machten wir uns zwei Stunden vor Sonnenaufgang auf den Weg. Es war kalt; aber im Herzen durften wir die freundliche Nähe unseres Heilandes schmecken, die uns zum Lob und Dank stimmte. Ali-Schah, das wir Vormittags passirten, ist ein verfallenes Dorf, scheint jedoch, seinen Ruinen nach, früher ein bedeutender Ort gewesen zu seyn. In Disa-Chalil, einem Dorfe von ungeheurem Umfang, weil bei jedem Hause ein großer Garten sich befindet, hielten wir Mittag. Ein starker Regen, welcher uns gegen Abend von dem Gebirge her überfiel, hinderte uns, die

Station zu erreichen, und nöthigte uns, in Küsakchnah eine Zufluchtsstätte zu suchen. Wir fanden sie in einem kleinen Stalle, wo Menschen, Pferde, Kühe und Esel zusammen logirten. Uebrigens waren wir froh, ein Obdach zu haben. Und ich hatte besonders viele Ursache, dem HErrn zu danken, der mich in einem gefährlichen Sturze mit dem Pferde in den Straßen des Dorfes gnädiglich bewahrte. Außer einer unbedeutenden Quetschung am Knie erlitt ich keinen Schaden.

Den 25. Okt. Der Hauswirth warf die zwei Sahabkoran (etwa 1 Gulden), welche wir ihm für den Stall gaben, auf die Erde, weil es ihm zu wenig war. Viel lieber hätten wir diesem Menschen nichts gegeben, womit er auch hätte zufrieden seyn müssen; allein um nicht am frühen Morgen gleich wieder zanken zu müssen, gaben wir ihm noch einen Sahabkoran, worauf er geruhte, sich zufrieden zu geben. Der Weg zog sich heute fast den ganzen Tag am nördlichen Ufer des Urmia-Sees hin, dem wir bald näher bald ferner waren. Kamen wir nahe, so vernahmen wir recht deutlich den Schwefelgeruch des Wassers, der sehr stark und unangenehm ist. Der See hat etwa 6 Tagreisen im Umfang, und zieht sich von Norden nach Süden in die Länge. Sein Wasser ist so salzigt, daß kein Fisch darin leben kann. Das Salz setzt sich in großen Schichten an den seichten Ufern ab, wo es gesammelt und in die Umgegend versendet wird. Von den westlichen und südlichen Ufern geht besonders viel nach Kurdistan. Der See hat mehrere größere und kleinere Inseln, wovon eine bewohnt seyn soll. Schifffahrt, obschon sie für den Handel nach Urmia nützlich wäre, ist nicht eingerichtet. Die Perser scheuen sich vor dem Wasser, und furchten sich vor den Ausgaben für Fahrzeuge; lieber umziehen sie den See mehrere Tagreisen auf festem Grund. Die Gegend im Norden und Westen des Sees ist sehr fruchtbar, vielleicht die fruchtbarste und schönste in ganz Aserbeidschan. Das Wasser dringt bis auf eine beträchtliche Strecke in den

Boden ein, und erhält ihn feucht, woher es kommt, daß das Land hier den Sommer über grün bleibt, während es an andern Orten dürre wird. Die Seeluft kühlt im Sommer ab, und macht, einige sumpfigte Stellen ausgenommen, in Uebereinstimmung mit den nahen Gebirgen, das Klima gesund. Daher ist die Gegend stark bevölkert. Eine Reihe größerer und kleinerer Dörfer zieht sich wie ein grünes Band, gebildet durch die Gärten und Bäume, welche sich zwischen den Häusern finden, im Norden und Westen des Sees hin, demselben bald näher bald ferner, und an manchen Stellen hat man kaum das eine Dorf verlassen, wenn man in das andere eintritt. Eine reizende Gegend, die paradiesisch werden müßte, wenn der Friede und die Liebe Christi die Herzen der Einwohner beseligte. — Selmas, wie wir es bezweckten, konnten wir heute nicht erreichen; unsere Pferde und wir dazu waren zu müde, weßhalb wir in der Nähe eines Rachtar-Chana (Zollhauses) unter dem Zelt übernachteten.

Den 26. Okt. machten wir uns nach 3 Uhr Morgens auf den Weg, um noch bei guter Zeit das nestorianische Dorf Gawilan, wo der Bischof, Mar Johanna, seinen Sitz hat, zu erreichen. Selmas ist nicht, wie man nach den Karten glauben sollte, eine große Stadt, denn die liegt längst in Trümmern; sondern ein nicht sehr bedeutendes Dorf, von Nestorianern und Armeniern bewohnt; aber der ganze Distrikt mit mehreren Dörfern führt den Namen Selmas. Einige derselben sind von Katholiken bewohnt, welche von der syrischen zur päpstlichen Religion übertraten. Sie haben einen Priester in Kosrowa, der zwar ein Eingeborner ist, aber in Rom erzogen wurde, fertig italienisch und ziemlich gut lateinisch spricht; seine Muttersprache ist die syrische. Außer dieser versteht er türkisch und kurdisch, und könnte, wäre er nicht ein tholik, und daher dem Bibellesen abhold, wichtige Dienste leisten für die Uebersetzung des Neuen Testaments in die Kurdensprache. Vor einiger

Zeit reiste er nach Bagdad, um sich zum Bischof weihen zu lassen, und einem Nebenbuhler den Rang abzulaufen. Mehrere Kurden, welche wir auf dem Wege trafen, versicherten uns, daß die Kurden dieser Gegend alle die tartarisch-türkische Sprache verstehen, in ihren Schulen ein wenig persisch treiben, unter sich aber nur kurdisch reden. Nachdem wir den Berg Bergäsik, dessen Ausläufer in den See hinein ragen, überstiegen hatten, erreichten wir Gäwilan am südöstlichen Abhange desselben. Der Bischof nahm uns mit vieler Zuvorkommenheit in sein Haus auf, in welchem es mehr landwirthschaftlich denn bischöflich aussah; das Zimmer, in welchem er uns beherbergte, erhielt durch ein spannenlanges und eben so breites Fenster Licht, und war über die Hälfte angefüllt mit frischer Baumwolle. Um so freundlicher war der Bischof, und unermüdet thätig, Raum und Zeit uns so angenehm als möglich zu machen. Er ist ein natürlich guter Mann, hat viele buchstäbliche Bibelkenntniß, einen hellen Verstand, und könnte, wenn sein Herz durch Gottes Gnade wiedergeboren würde, ein taugliches Werkzeug werden für die Erleuchtung seines Volkes. Ueber die Niederlassung der amerikanischen Missionarien unter den Syrern freut er sich. Wir wollen hoffen, nicht allein aus irdischen Rücksichten, und daß der edlere Theil der Freude auf das Volk übergegehen möge. Im Allgemeinen kann man sagen, daß das syrische Volk die Missionarien mit offenen Armen empfängt, wenn sie schon vielleicht mehr hoffen, vom muhamedanischen Joche, denn von dem der Sünde los zu werden. Der HErr wirds versehen.

Den 27. Okt. Von Gäwilan sind noch 8 Meilen nach Urmia. Der Bischof begleitete uns dahin, und gab sich auf dem Wege viele Mühe, Dr. Gant tartarisch zu lehren, wobei er recht herzlich lachte, wenn etwas recht oder verkehrt heraus kam. Der Fluß Naslu, welcher von dem kurdischen Gebirge herab kommt, und sich in den See ergießt, ist von beträchtlicher Stärke. Er

bewässert, in viele Kanäle zertheilt, einen großen Theil der Ebene, die wir heute durchzogen. Sein Wasser ist gut, und seine Ufer allenthalben mehr als eine Meile in die Breite gut angebaut. Nach 4 Meilen jenseits dieses Flusses erreichten wir eine Stunde vor Sonnenuntergang die Stadt Urmia. Die Leute hielten uns für Militärs und fragten, ob wir auch Kanonen mitbringen. Ja, antwortete ich, und dachte im Herzen an die Testamente, welche wir hatten. Jetzt durften wir zwar nicht schießen; aber es wird eine Zeit kommen, wo sie ihren Mann unfehlbar treffen werden. Gleich nach unserer Ankunft sandten wir unsere Empfehlungsschreiben an den Gouverneur, worauf alsobald ein Haufe seiner Leute uns umschwärmte, was uns eben nicht am angenehmsten war, weil es hier im eigentlichen Sinne heißt: „Bei vielen Hirten ist übel gehütet." An Complimenten und guten Vorsätzen fehlte es diesen Leuten eben nicht, aber der Nachsatz blieb aus. Daß wir heute schon ein Quartier nöthig hatten, daran dachten sie nicht; denn, sagten sie, morgen werden wir euch ein Zimmer anweisen und alles Nöthige besorgen. Indessen lenkte der HErr einem Muhamedaner, von Tebris gebürtig, das Herz, daß er uns eines seiner Zimmer mittlerweile einräumte, worüber wir sehr froh waren.

Den 28. Okt. Von all den Leuten, welche uns gestern mit vielen schönen Worten und Versprechungen überhäuft hatten, ließ sich keiner mehr sehen, bis wir dem Gouverneur sagen ließen, daß wir wünschen, ihm unsere Aufwartung zu machen. Jetzt kam der Faradsch-Baschi (Polizeimeister), um uns zu ihm zu führen. Er war im Divan-Chana (Rathhaus), umringt von den Großen der Stadt, und eine Menge Menschen standen vor den Thüren, deren Händel er zu schlichten hatte. Bei unserer Ankunft hieß er uns willkommen, und zu sich auf den Boden sitzen, und benahm sich sehr artig, was uns, wenn auch die schönen Worte wenig Gehalt hatten, um des Volkes willen lieb war, das sich ge-

wöhnlich nach seinen Obern richtet. Nachdem wir ihn verlassen hatten, folgten sogleich seine Geschenke, die in drei großen Platten voll Gartenfrüchten bestanden, und uns wenigstens dreimal so viel Trinkgeld kosteten, als sie werth waren. Nachmittags gingen wir mit Dr. Goant, um einige Häuser anzusehen, welche ihm angeboten wurden: allein wir fanden sie nicht tauglich.

Okt. 29. Wir waren viel beschäftigt, um Dr. Goant in Auffindung eines passenden Hauses sprachliche und andere Hülfe zu leisten: hatten dabei viele Gelegenheit, den überaus schmutzigen, lügenhaften Charakter der Perser aufs Neue kennen zu lernen. Oft wurde mir schwer, die Ungeduld in Schranken zu halten; ich konnte nicht umhin, vor Hohen und Niedern frei zu bekennen, daß mir kein Volk bekannt sey, so sehr vom Geiste der Lugenhaftigkeit getränkt, wie die Perser. Ich habe mir daher, um nicht auf jedem Schritt und Tritt belogen zu werden, es zur Regel gemacht, keinem Perser etwas zu glauben, bis ich es sehe; denn bei uns sey es vor Gott eine Sünde, und vor Menschen eine Schande, zu lügen und zu trügen. „Bei uns ist es nicht so," erwiederten sie lachend; „Jeder lügt, so lange sich seine Zunge bewegt." Dieß ist abscheulich; „ja, aber eben Sitte unter uns."

Den 30. Okt. Der Scohenk (Oberster beim Militär), zu welchem Dr. Goant gerufen wurde, ärztliche Hülfe zu leisten, starb diese Nacht. Er hatte sich mit neuem Weine so sehr berauscht, daß er sich im Zustande bewußtloser Raserei, in welchen ihn die Sprödigkeit seiner Frau versetzte, den Dolch in die Lenden stieß, und an den Folgen des Blutverlustes den Geist aufgab. Da der Gouverneur seine Versprechungen, Dr. Goant ein Haus und uns einen gelehrten Kurden zu verschaffen, sehr nachläßig erfüllte, so wollten wir ihn heute daran erinnern. Er ließ uns aber sagen, daß er heute (es war Freitag) keine Besuche annehmen könne, weil er in die Mesdschet beten gehe. Wir machten daher

einen Spaziergang um die Stadt. Sie hat etwa eine Stunde im Umfang, ist in einer Ebene gleichen Namens am Flusse Schähr, der gutes Wasser hat, ziemlich viereckigt, aber schlecht erbaut, und mit Mauer und Graben umgeben. Die Umgegend ist sehr schön und fruchtbar, und gefällt uns bei weitem besser als die Umgebungen von Tebris. Hätten wir zu wählen, wir würden vorziehen, hier unsern Wohnsitz aufzuschlagen. Urmia ist eine sehr alte Stadt, muthmaßlich erbaut von Baharam-Gur, einem persischen König, welcher im Anfang des fünften Jahrhunderts nach Christo regierte. Die Bevölkerung beläuft sich auf 7—8000 Familien, worunter etwa 100 Familien nestorianischer Christen und Armenier, und 300 Familien Juden; die Uebrigen sind Muhamedaner, meist von der Sekte der Suniten. Merkwürdigkeiten der Stadt sind 1.) eine alte Mesdschet, Nana Mariam genannt, welche dem Namen und der Bauart nach eine christliche Kirche war. Die Nestorianer behaupten, sie habe ihnen gehört. Als Beweis führen sie an, daß im Schiffe der Kirche viele syrische Bücher vergraben liegen, und hinten eine kleine Thüre sich befinde, die, wie oft sie auch von den Muhamedanern zugemauert wurde, des Morgens immer wieder offen gewesen sey. 2.) ein Gottesacker, Kara-Nanduk genannt, welcher von Subeida, der Gemahlinn des Kalifen Harun, angelegt sein soll. 3.) Uetsch-Gumbad, ein altes Gebäude, welches für das Grabmal des Sultans Dschelal-ad-din gehalten wird. Ueber die Vermuthung, daß hier oder in der Nähe der Geburtsort des Zoroaster sey, hat sich keine Tradition unter dem Volk erhalten. Die Lebensmittel sind wohlfeil, die Einwohner aber, wie die übrigen Perser, lügenhaft, treulos, stolz und kriechend. Um der Nähe Kurdistans willen dürfte Urmia ein geeigneterer Aufenthaltsort seyn für Brüder, welche sich dem Kurdenvolke widmen, als Tebris. — Abends Besuch vom Faradsch-Baschi, einem Perser und einem Kurden. Letzterer wollte uns gerne Unterricht geben, verstand aber zu wenig persisch.

Den 31. Okt. besuchten wir den Begler-Beg (Gouverneur). Er nahm uns wieder freundlich auf, besonders aber die Geschenke, welche wir ihm nach orientalischer Sitte brachten, und hatte die Höflichkeit, uns abermals der Theilnahme an unsern Geschäften zu versichern. Besonders wohl schien er mit der Niederlassung eines Arztes in Urmia zufrieden zu seyn. Es wird Dr. Goant auch nicht fehlen an einer ausgedehnten Praxis, wenn er Rath und Medizin umsonst ertheilt. — Der Faradsch-Baschi war so freundlich, uns für 4 Batzen Aepfel und Trauben zu schicken, nachdem er zuvor eine Dukate von uns zum Geschenk erhalten hatte. Uebrigens müssen wir ihm nachsagen, daß er sich nach seiner Art viel bemühte, für Dr. Goant ein Haus, und für uns einen kurdischen Lehrer zu finden.

Den 1. Nov. Frühe Morgens Besuch von einem Perser und einem Kurden. Letzterer war vom Stamme der Mekri, konnte mir aber wenig Auskunft geben über sein Volk und dessen Sprache, und obwohl er persisch und türkisch sprach, konnte er doch weder lesen noch schreiben. Ich fühlte, wie schwer es ist, unter diesen unwissenden und treulosen Leuten zuverläßige Nachrichten zu erhalten. Hierauf machten wir, Bruder Schneider und ich, einen Besuch in Gögtaza, einem syrischen Dorfe, eine Meile südöstlich von der Stadt, wo der Bischof Mar Eli seinen Sitz hat. Dieser, so wie der Melik (Vorsteher) des Dorfes nahm uns mit vieler Freundlichkeit auf. Da es gestern schon im Dorfe bekannt worden war, daß wir kommen werden, so hatten sie uns ein Zimmer zurecht gemacht, in welchem sich außer dem Bischof, dem Melik und dem Priester Abraham, viele andere Bewohner des Dorfes um uns her versammelten. Es war uns wohl unter diesen Leutchen; sie waren offen und zutraulich gegen uns; der Druck des muhamedanischen Joches, das sie seit Jahrhunderten tragen, scheint sie empfänglich für die Wahrheit zu machen. Sie haben zwar ihre national-, so wie ihre

persönlichen Sünden; sie sind, was ihren Gottesdienst anbetrifft, von dem ächt evangelischen Wege abgewichen, und in mancherlei Irrthümer versunken; aber dennoch scheint es, daß sie der Wahrheit näher stehen, als manche der andern orientalischen Kirchen. Sie sind orthodoxer, als die Armenier; lieben das Wort Gottes, welches zu lesen ihnen nicht verboten ist; sie verwerfen Bilderdienst und Verehrung der Heiligen, haben jedoch auch Menschensatzungen unter sich. Was aber bei aller Verdorbenheit lobenswerth, und für die amerikanischen Missionarien hoffnungsreich ist, ist eine Ahnung unter dem Volke, daß der Grund ihres unterdrückten Zustandes kein anderer ist, als ihre Abweichung vom rechten Wege des Evangeliums, und daß ihnen nur dann in bürgerlicher Hinsicht geholfen werden könne, wenn sich ihr sittlicher Zustand bessert, und wenn sie von Herzen zu Gott und Jesum Christum, der Er gesandt hat, zurückkehren. Es freute uns sehr, dieß aus dem Munde eines der Vornehmsten des Volkes zu vernehmen. Auf einem Spaziergange um das Dorf erzählten sie uns nämlich viel von den Bedrückungen, welche die Muhamedaner fast täglich über sie häufen, was nachher Veranlassung gab zu einer Unterredung mit dem Bischof über diesen Gegenstand. Ich bezeugte ihm unsere herzliche Theilnahme an ihrem Elende, und sagte ihm, daß nach dem Worte Gottes und den Erfahrungen wahrer Christen, Gott gegen ganze Völker wie gegen einzelne Personen handle, wie ein Vater gegen seine Kinder; den gehorsamen Sohn liebt und herzt, den ungehorsamen züchtigt er. Kehrt der Sohn, durch des Vaters Liebeszucht zur Besinnung gebracht, zum Gehorsam zurück, so ist Alles vergessen. Der Vater erbarmet sich seiner, liebt ihn und wirft die Ruthe weg. So handelt Gott. Die Muhamedaner sind seine Ruthe, welche Er seit Jahrhunderten über die abtrünnigen Kirchen des Orients schwingt und schwingen wird, bis sie durch Gottes Gnade neues Leben des Geistes in sich pflanzen lassen. Wenn dieß

nun einmal der Fall werde unter den Syrern, so hegen wir die gegründete Hoffnung, daß der himmlische Vater allmählig das eiserne Joch der Muhamedaner von ihrem Halse nehmen, und ihnen wieder freundlich seyn werde. Mar Eli ergriff jetzt meine Hand, drückte sie lange, und, während Thränen in seinen Augen glänzten, sagte er: „Wir erkennen, daß die Schuld auf unserer Seite ist. Wir haben gesündiget, und darum lastet gerechter Weise solch Unglück auf uns." Mir ward's auch warm um das Herz, und gerührt schieden wir von einander. Verwandte des Bischofs Schevros, welche wir hier fanden, theilten uns über ihn und die Uebersetzung der vier Evangelien, welche er besorgte, folgendes mit: Schevros war gebürtig von Sert, im nördlichen Theile des westlichen Kurdistans, wo sich im verwichenen Jahrhundert katholische Missionarien von der Propaganda aufhielten, und viele der syrischen Christen zum katholischen Glauben überführten. Sie scheinen ihre Absichten auch auf die Kurden jener Gegenden ausgedehnt zu haben; denn einer derselben schrieb eine italienisch-kurdische Grammatik, wie er in der Vorrede sagt, für nachfolgende Missionarien. (Die Grammatik kam in Rom 1787 im Druck heraus, ist aber von geringem Werth für die Erlernung der Kurdensprache, da die kurdischen Wörter in der Formenlehre sowohl (die Syntax mangelt), als in dem angehängten Vokabularium nur mit italienischen Charakteren geschrieben sind, was die richtige Aussprache für einen Nichtitaliener sehr erschwert. Auch fühlt man der Grammatik ab, daß sie ohne Kenntniß der persischen Sprache geschrieben wurde, welches für richtiges Verständniß der Kurdensprache unentbehrlich ist.) Sie scheinen jedoch nicht viel Eingang unter den Kurden gefunden zu haben; desto mehr aber unter den Syrern, deren viele jetzt noch dem päpstlichen Stuhle unterthan sind. Schevros wurde von Mar Elia in Algust zum Bischof gemacht, und erhielt seines Onkels Kirchsprengel. Einige der übrigen Bischöfe waren damit unzufrieden.

Um sich ihren Nachstellungen zu entziehen, und in seiner Würde bestätigen zu lassen, reiste er nach Rom, wo er zwölf Jahre verweilte, und dann, nach der Aussage der orthodoxen Syrer, mit dem Auftrag zurückkehrte, die ganze syrische Kirche dem römischen Stuhle unterthan zu machen. Viele meinen, er habe zu dem Ende viel Geld vom Papst erhalten, das sich irgendwo noch finden, oder von Andern nach seinem Tode entwendet worden seyn müsse. Wirklich soll er Versuche zur Ausführung seines Auftrages gemacht, und einige Große der Perser für sich und seinen Zweck gewonnen haben, weßwegen sein Name den nestorianischen Syrern, welche die Katholiken nicht leiden mögen, verhaßt ist. Nachdem er in Konstantinopel wahrscheinlich von einem Agenten der brittischen Bibelgesellschaft den Auftrag erhalten hatte, eine Uebersetzung der vier Evangelien in die Kurdensprache zu besorgen, ließ er sich in Urmia nieder, verschaffte sich einen unterrichteten Kurden, Mollah Mohamed, nahm ihn zu sich ins Haus, und versorgte ihn vorläufig in Kost und Kleidern. Der Kurde war vom Sumaili-Stamme, und redete mithin den Hakari-Dialekt, in welchen er unter der Aufsicht des Schevros die Uebersetzung nach dem Arabischen ausfertigte. Dessen erstmalige Uebersetzung wurde ein- oder zweimal überarbeitet. Dem ungeachtet ist sie unbrauchbar. Kein Kurde, selbst an dem Orte, wo sie ausgefertigt wurde, kann sie lesen oder verstehen. Ueberdieß sind vom Evangelium Johannis nur die ersten drei Kapitel vorhanden, auch fehlen einige Kapitel in den übrigen Evangelien. Da es indessen ruchbar geworden war unter den Muhamedanern, daß im Hause des Schevros an einer Uebersetzung der Evangelien gearbeitet werde, so fürchtete sich der Kurde, ließ sich ausbezahlen, und entfloh nach der Türkei, wo er sich geraume Zeit aufhielt. Nach der Rückkunft in seine Heimath starb er bald. Auch dem Schevros trachteten die Muhamedaner nach dem Leben, weßhalb er sich, nachdem er die Uebersetzung an Dr.

Cornick in Tebris zur Absendung an die Bibelgesellschaft übergeben hatte, von Urmia entfernte. Im Jahr 1830 starb er in Tebris an der Pest.

Bei unserer Rückkunft von Gögtaza trafen wir Kapitän Sheil in unserer Wohnung an. Er ist vom Schah hieher gesendet, um Truppen zu organisiren, und hat vor einigen Tagen eine gute — ob willkommene, weiß ich nicht — Gelegenheit gehabt, sie zu üben. Die Kurden hatten unter dem Häuptling von Ravandus, einem wilden, kriegerischen Manne mit nur Einem Auge, einen Einfall in das persische Gebiet gemacht, und Tod, Gefangenschaft und Verwüstung verbreitet. Alles ist in Angst und Schrecken, und wer nur immer kann, rafft seine wenigen Sachen zusammen, und flieht in die Stadt. Besonders viel hat ein Dorf im Bezirke Mergawer gelitten. Es wurde des Nachts von den Kurden überfallen, geplündert, und die Einwohnerschaft mißhandelt oder getödtet. Sogar der kleinen Kinder verschonte man nicht; sie wurden auf Pferde gebunden und weggeschleppt. Auch wird behauptet, daß sie einige, die nicht schweigen wollten, in geheizte Backöfen warfen; eine Grausamkeit, die den Kurden ähnlich sieht. Sie waren 6000 Mann stark und meist beritten, und diesen sollte das Häuflein Rekruten von 250 Mann die Spitze bieten; eine schwere Aufgabe für die persische Tapferkeit. Und doch fanden die Kurden bei ihrer Annäherung für gut, in ihre Berge sich zurückzuziehen. Etwa 200 persische Unterthanen sollen das Leben bei dem Ueberfall verloren haben.

Den 3. Nov. Dr. Grant verließ diesen Morgen Urmia, um wieder nach Tebris zurückzugehen. Er hat nun ein ziemlich geräumiges Haus, das aber vieler Ausbesserung bedarf, auf fünf Jahre gemiethet, und gedenkt, sich noch dieses Spätjahr mit Herrn Perkins hier niederzulassen. Wir begleiteten ihn eine Strecke Weges. Nach unserer Rückkunft besuchte uns ein Sehid mit dem Vorgeben, Medizin für sein krankes Kind zu holen.

Wir zweifeln, ob dieß die wahre Ursache seines Kommens war, denn er machte so spitzfindige Fragen, betrachtete alle Gegenstände im Zimmer so genau, daß wir für gut fanden, uns vor ihm in Acht zu nehmen. In einem Gespräch, das sich ungesucht über Religionsgegenstände entspann, war er neben aller Höflichkeit sehr grob und anmaßend. „Mich wundert, sagte er, daß die Frankis, sonst so verständige Leute, nicht längst begriffen haben, daß das Evangelium falsch, und der Koran wahr ist.“ Woher wißt denn ihr das? Ich dachte, ihr solltet den Frankis, die in Verstand, Wissenschaft und Kultur euch weit voraus sind, so viel zutrauen, daß sie nicht in den Tag hinein etwas glauben, das keinen Grund hat. Im Verlauf des Gesprächs machte er uns den Vorwurf, daß wir Wein trinken, während Christus keinen getrunken habe. Woher weißt du das? „Wir Muhamedaner wissens.“ Ich las ihm einige hierauf bezügliche Stellen aus dem Neuen Testamente. „Das ist Lüge,“ schrie er. Wie unterstehst du dich, das Evangelium Lüge zu heißen, welches der Koran selbst für Wort Gottes hält. „Ah, ist es das Evangelium, so muß ich es küssen.“ Er nahm das vor ihm liegende persische Neue Testament und küßte es um und um. Abscheuliche Leute. O wie schwer ists, mit ihnen umzugehen, ohne ins Feuer zu gerathen und der Wahrheit zu schaden. Schon hatte die Unterredung mehrere Stunden gewährt, als ein Kurde, Mirsa Hasan kam, den uns der Gouverneur zugesendet hatte. Jezt entfernte sich der Sehid, was mir eben nicht leid that. Mirsa Hasan von Sumater, einem Kurdendorfe, drei Meilen südlich von der Stadt, scheint ein verständiger Mann zu seyn. Er spricht persisch, schreibt es auch, und kann, wenn er nicht wegläuft, uns in Erreichung unseres Zieles sehr förderlich werden.

Den 4. Nov. Schon frühe kamen Mehrere, um Medizin von uns zu begehren. Wir halfen ihnen, so weit Medizin und Kenntnisse derselben es gestatteten,

und überzeugten uns aufs Neue, wie nützlich und fördernd es für die Sache des Missionars in diesen Gegenden werden kann, wenn er Medizinen und medizinische Kenntnisse besitzt. — Mirsa Hasan stellte sich zur bestimmten Zeit zum Unterricht ein. Er soll Bruder Schneider im Persischen, mich im Kurdischen unterrichten, wobei wir freilich nicht sowohl die Sprachen im Blicke haben, als vielmehr unter der Hand möglichst vollständige und genaue Nachrichten über das Kurdenvolk und dessen Sprache zu erhalten. Wir erfuhren von ihm auch Manches, was für unsern Zweck nützlich war. Er nannte uns eine Menge Stämme, welche im Norden des kurdischen Gebirges wohnen, theils frei, theils zinsbar sind, und vier verschiedene Dialekte reden, die jedoch gegenseitig mehr oder minder verstanden werden. Er selbst behauptet, den besten, den Mekridialekt zu sprechen, und auch die übrigen zu verstehen. Da übrigens jeder Kurde sich die Ehre geben will, den besten Dialekt zu reden, so ist es schwer, den in Wahrheit besten herauszufinden, und man muß daher, wenn man nach dem besten gefragt hat, sich auch nach dem zweitbesten Dialekt erkundigen.

Der oben erwähnte Sehid beehrte uns heute wieder mit einem Besuch, und begehrte Medizin für zwei seiner Kinder. Sein Benehmen war eben so unverschämt, als das erste Mal. Für die Medizinen verlangte er genaue Beschreibung ihrer Namen und Substanzen, so wie Rechenschaft ihrer Wirkungen. Einem andern Muhamedaner, dem wir versprochen hatten, seine kranke Frau zu besuchen, sagte er in unserer Gegenwart: „Geh', jetzt ist keine passende Zeit, den Puls zu fühlen. Morgen frühe mußt du kommen und die Doktoren zu deiner Frau führen." Ich bemerkte ihm, daß wir den Mann bestellt hätten. „Aber des Mittags ist keine passende Zeit, Kranke zu besuchen; Morgens oder Abends müßt ihr gehen." Bist du ein Doktor? „Nein, aber ich verstehe Arzneikunde." Wenn du diese verstehst, warum

bringst du deine Kinder hieher? Warum kurirst du sie nicht selbst? „Ich verstehe nicht so viel als ihr." Bist du davon überzeugt, so glaube, daß wir auch die Zeit wissen, wann wir Krankenbesuche machen sollen. Oder meinest du, der Tod warte, bis es dir bequem ist zu kommen? „Ich wollte mit euch Sohbet (Unterredung) machen." Hast du was Nöthiges, so sage an. „Nein." Nun so beliebe ein ander Mal zu kommen. Wir gehen jetzt mit diesem Manne; denn bei uns ist es Sitte, gegebene Versprechen zu halten. Lügen und lügenhafte Ausreden sind uns verhaßt.

Den 5. Nov. Nachdem wir mehrere Patienten mit Medizin versehen hatten, fing ich mit Mirsa Hasan an, zur Probe eine kleine Uebersetzung aus dem Persischen in den Mekridialekt auszuarbeiten. Während wir hiemit beschäftigt waren, kamen zwei vornehme Kurden, um Medizin für sich zu erhalten. Der eine war vom Sumaili-, der andere vom Beradustßtamme, und verstand auch den Schekakdialekt. Da die Sumaili und Beradusti den Hakari-, die Kurden aber, zu welchen Hasan gehört, den Mekridialekt sprechen, so hatte ich eine willkommene Gelegenheit, zu erfahren, in wiefern sie sich einander verstehen. Ich ließ daher Mirsa Hasan das Stück, welches bereits in den Mekridialekt übersetzt war, den beiden andern Kurden vorlesen, und bat sie, mir den Sinn im Tartarischen zu sagen. Zu meiner Freude fand ich, daß sie mit geringer Ausnahme die Uebersetzung verstanden. Freilich ist zu bemerken, daß Hasan zuweilen Erläuterungen beifügte. Im Gespräch verstanden sie sich ziemlich leicht, fast ohne daß man eine Verschiedenheit der Dialekte bemerkte. Zugleich ließ ich unsern Knecht, der von Seot bei Merdin gebürtig ist, und den dortigen Dialekt versteht, sich mit ihnen besprechen, und fand, daß sie sich ziemlich ordentlich verstehen. Hieraus erhellt, daß diese drei Dialekte gegenseitig verständlich sind, und daß sie unter einander einen Sprachstamm ausmachen, der sich über die nörd-

lichen Theile Kurdistans ausbreitet. Ihre Zusammenfassung unter einen gemeinschaftlichen Dialekt scheint nicht unmöglich; allein die Kurden können nicht begreifen, wozu eine Uebersetzung des Neuen Testaments nöthig oder nützlich sey. Uebrigens sind weiter nach Süden hinunter Dialekte, die weit verschiedener, und daher für die Nordbewohner ziemlich unverständlich sind. Mirsa Hasan behauptet jedoch, daß es nur eines Aufenthaltes von 6—8 Wochen unter dem Volke eines fremden Dialektes bedürfe, um auch ihn zu verstehen und zu sprechen. — Diese Sprachforschungen schienen obige zwei Kurden etwas zu befremden; als wir sie aber mit Medizin bedienten, wurden sie sehr freundlich, und luden uns zu einem Besuch bei ihnen ein. Sie wohnen in Festungen 6—8 Meilen nordwestlich von Urmia, und wir denken, da ihre Stämme den Persern zinsbar sind, diese freundliche Einladung als einen Wink des HErrn zu benützen.

Den 6. Nov. Hasan kam sehr frühe, und ich dachte, ein ziemliches Stück in der begonnenen Probeübersetzung voranzurücken; allein es ging nur langsam. Oft mußte ich wie ein Blinder mit dem Stabe den Weg suchen, und über manche Steine hinwegsteigen, weil ich sie nicht aus dem Wege zu räumen vermochte. Viele Laute sind so rauh und so ungewöhnlich, daß ich sie nur mit großer Mühe aussprechen konnte. Weder in der persischen noch arabischen Sprache sind für sie entsprechende Zeichen vorhanden, was das Lesen und Schreiben in der Kurdensprache sehr erschwert. Zuweilen schwindelt mir, wenn ich in dieses Chaos der kurdischen Sprachverwirrung blicke. Doch der HErr wirds versehen. Bruder Schneider fühlt sich sehr unwohl; es sind Fiebersymptome, an denen er leidet. Möge der Ewigtreue sich an ihm als Arzt des Leibes und der Seele erweisen.

Den 7. Nov. Bruder Schneider befindet sich, dem HErrn sey Dank, besser. Wir hoffen, daß das Fieber nicht zum Ausbruch kommen werde. Die Leute überlaufen

uns um Medizin, daß wir fast nicht fertig werden können. O, daß wir dabei nur mehr Gelegenheit fänden, ein Wörtchen von dem Arzt der Seele zu reden; allein der Zweck unserer Reise gebietet uns, hiemit zurückzuhalten. Es wird gewiß noch die Zeit kommen, wo wir dem Herzen Luft machen, und frei die Wahrheit verkünden dürfen; indessen müssen wir uns begnügen, die einzelnen Körnchen in die Erde zu stecken, welche der HErr am Wege hinstreut. Mögen wir treu hierin erfunden werden, so wird es am großen Erntetage, wenn nicht eine Garbe, doch ein Bündlein geben. — Erwähnter Sehid hatte, wie es scheint, die letzte kurze Abfertigung dennoch als Einladung zu einem ferneren Besuch angesehen, ob wir es schon nicht so gemeint hatten. Er kam wieder, und zwar zu Pferd; ob er sich dadurch in Respekt setzen wollte, weiß ich nicht. Fast möchte ich glauben, er that es blos, um mehr Steine in die Tasche stecken zu können. Selbstgenügsam setzte er sich nieder, und that so überklug, daß uns nur übrig blieb, Schüler zu seinen Füßen zu seyn. „Was seyd ihr für Doktoren?" sprach er, als Bruder Schneider einem Manne Medizin umsonst reichte. Warum? „Ei, daß ihr Rath und Medizinen umsonst ertheilet." Findest du hierin ein Unrecht? „Nein, aber ihr würdet besser thun, die Kranken recht anzusehen, und dann die Geldsumme zu bestimmen, welche ihr für die Kur haben wollet. Wer diese nicht zuerst bezahlt, der soll auch keine Medizin haben. Auf diese Weise bekommt ihr brav Geld, auf jene keinen Schahi (kleine Kupfermünze)." Dein Rath ist gut, wir werden ihn bei nächster Gelegenheit befolgen. Nicht lange hernach klagte er seine Leiden, und bat um Medizin. Gut, bemerkten wir, du sollst haben, wenn du zuvor 2 Tuman (12 fl.) zahlst. „Wie, 2 Tuman!" Ja, nicht billiger. Wir haben unter uns ein Sprichwort, das heißt: „Der Ackermann soll zuerst der Früchte seiner Aussaat genießen." Du würdest es uns übel nehmen, wenn wir dir die Gelegenheit hiezu

raubten. „Ich habe es nicht so gemeint.“ Aber wir haben es so verstanden. Er ging ohne Medizin. Arm schien er nicht zu seyn, aber zu glauben, daß 2 Tuman ihn arm machen. Und Geld war ihm doch noch lieber, als seine und seiner Kinder Gesundheit. — Der Dialekt des Sumailistammes ist dem Mekridialekt sehr nahe; nur die Aussprache ist zuweilen etwas verschieden. Dieß zeigte eine Probeübersetzung, welche ich heute mit einem Kurden, der Hauptmann in der persischen Armee ist, ausfertigte.

Den 8. Nov. Wir machten einen Besuch in Ardischah, einem syrischen Dorfe, drei Meilen südöstlich von Urmia. Unsere Absicht war, den Bischof Mar Gabriel, der hier seinen Sitz hat, zu besuchen, und Nachrichten über die Kurden, deren es in der Umgegend viele hat, zu erhalten. Wir erreichten aber unsern Zweck sehr schlecht; denn wir fanden den Bischof in einem Trinkgelage, wo es ziemlich lustig herging, und hatten die Unannehmlichkeit, daß der Unterbeamte des Dorfes, ein Muhamedaner, eines unserer Pferde aus des Bischofs Hof nahm, und damit im Dorfe umher sprengte, persische Exercitien machend. Ardischah ist ein gutgebautes Dorf mit 100 Familien, von denen viele aus 10—15 Gliedern bestehen sollen. Der Bischof, Mar Gabriel, wird für den gelehrtesten dieser Gegend gehalten. Er spricht und liest das Arabische gut, und soll das Altsyrische unter allen Bischöfen am besten verstehen; darauf bildet er sich auch viel ein, und kann sich kaum enthalten, bei jeder Gelegenheit sein eigenes Lob zu besingen. Wir erhielten den Eindruck von diesem Manne, daß er den amerikanischen Missionarien viel nützen kann, wenn er für die Wahrheit gewonnen, aber auch viel schaden, wenn er nicht gewonnen wird. Eine Missionsniederlassung unter dem syrischen Volke mißbilligt er nicht, obwohl es ihm nicht einleuchten will, warum Herr Perkins Mar Johanna und nicht ihn als Sprachlehrer genommen hatte. Das Dorf ist in der Nähe des

Sees an einer Stelle, wo sich viel Salz an den Ufern absetzt. Es wird gesammelt und in großen Quantitäten in das Innere Kurdistans ausgeführt. Von den unterworfenen Kurden wird es zuerst in Magazine ihrer Gebiete, und dann des Winters in die freien Länder gebracht. Die Kurden, welche wir hier und auf dem Wege sahen, hatten einen wilden Blick, und trugen häufig Amulete auf dem Rücken, die sie gegen das Eindringen der Schwerter und Kugeln sichern sollen. Dennoch ist etwas in ihren Mienen, das mich anzieht, und den Schluß nicht zu kühn glauben läßt, daß, wäre es möglich unter ihnen zu wohnen, man sie für das Evangelium zugänglicher finden dürfte, als die feinen, niederträchtigen Perser. Unter mehreren, die ich anredete, war nur einer, der so viel tartarisch verstund, daß ich mich mit ihm unterhalten konnte. Er war bei Sonchbulagh zu Haus, und redete den Mekridialekt.

Den 9. Nov. Mirsa Hasan fand heute die Uebungen in der Kurdensprache sehr schwer, weil er mir auf viele, in der Regel leichte Fragen nicht antworten konnte. Mir ging es eben so, weil ich mich bei manchen Zeitwörtern in Erklärungen und Umwegen erschöpfen mußte, um den Infinitiv zu finden, und doch gelang es nicht immer. — Der Bruder unseres Knechtes, welcher in Ardischah wohnt, kam, uns zu klagen, daß erwähnter Unterbeamte sich an ihm zu rächen suche, weil sein Bruder (unser Knecht) ihm unser Pferd abgenommen hatte, als ers im Dorfe umher sprengte. Das ist persisch. Zuerst schlug er den Knecht ins Gesicht; als er hörte, daß wir herbei kommen, verkroch er sich, und nachher rächte er sich an dem Unschuldigen. Solchen Plackereien sind die Christen unter Muhamedanern fast täglich ausgesetzt. Wer wollte nicht von Herzen wünschen und flehen, daß der HErr nach Leib und Seele sich ihrer erbarme? — Bruder Schneider litt an neuen Fieberanfällen, und muß nun selbst zum Medizinkistchen seine Zuflucht nehmen, aus dem er früher so viele Andere

bediente. Der HErr segne und erhalte ihm seine Gesundheit.

Den 10. Nov. Ich ging heute mit Hasan und einigen andern Kurden die Proben durch, welche ich in Tebris in verschiedene Dialekte bei Gelegenheit übersetzt, und mit hieher gebracht hatte. Die von Senna, Siban und Souchbulagh wurden mehr oder weniger verstanden, und reihen sich unter den Schekak- und Mekridialekt. Die von Lek, Guran, Kermantschah und Gärus, Stämme, welche dem südlichen Sprachstamme angehören, waren sehr wenig, und nur in einzelnen Stellen verständlich. Unter sich selbst haben sie dagegen mehr Verwandtschaft; daraus erhellt, daß zwischen den Dialekten des Südens und Nordens ein Unterschied stattfindet, der theils in der Aussprache und in andern Wörtern, theils im innern Bau der Sprache besteht. Rücksichtlich dieses Unterschiedes bilden sich zwei Sprachstämme, der Eine für den Süden, der Andere für den Norden. Beide entsprossen einer gemeinschaftlichen Wurzel, welche höchst wahrscheinlich die altpersische Sprache, die Pehlwi, ist. Wenigstens deutet hierauf der innere Bau der Sprache, welcher mit dem der neupersischen fast ganz gleich ist; so wie der Umstand, daß der größte Theil der Wörter persisch ist, nur anders ausgesprochen, woher sie zuweilen auch anders geschrieben werden müssen. Die beiden Sprachstämme stehen einander am fernsten; tragen aber viele Aeste, Zweige und Zweiglein, welche zwei Familien bilden, deren Mitglieder sich einander nähern und ziemlich unter einander verstanden werden. Die Dialekte eines jeweiligen Sprachstammes zusammenzufassen, und eine Uebersetzung des Neuen Testaments für sie auszuarbeiten, scheint nicht unmöglich, wenigstens bei dem nördlichen Sprachstamme. Ob aber beide Sprachstämme vereinigt werden können, oder ob man für jeden eine besondere Uebersetzung haben müßte, ist noch ungewiß, und kann nur durch genaue Untersuchung der südlichen Dialekte entschieden werden. — Die vier kurdischen

Evangelien von der brittischen Bibelgesellschaft verstand Mirsa Hasan nicht, und konnte sie nicht einmal lesen. — Es thut dem Herzen unbeschreiblich weh, zu hören, daß die syrischen Christen, ungeachtet des muhamedanischen Joches, sich unter einander selbst fortwährend zanken und beißen, und dadurch den Muhamedanern zu noch größern Bedrückungen Anlaß geben; und dieß ist nicht selten unter ihren Großen der Fall. Der Priester Michael von Merdin erzählte uns, daß die beiden Patriarchen, Mar Johanna und Mar Elias, in der Nähe von Mosul einander sehr verfolgen, weil jeder gerne des andern Stuhl und Diözese hätte. Letzterer residirt in Alguisch, und hat es kürzlich durch Bestechung der Türken dahin gebracht, daß der unter Mar Johanna stehende Bischof, Mar Joseph, der Ansprüche auf das Kloster Raba Hormus machte, das sich Mar Elias zugeeignet hatte, ins Gefängniß geworfen wurde, wo er noch sitzt, und seine Freiheit durch eine Geldsumme erkaufen soll, die er nicht erschwingen kann.

Den 11. Nov. Seit uns die vorne erwähnten zwei Kurden zu einem Besuche bei ihnen eingeladen hatten, wünschten wir sehr, so bald wir Gelegenheit finden würden, dahin zu reisen. Diese fand sich bald. Kapitain Sheil war bekannt mit einem Häuptling daselbst, und erbot sich freundlich, uns ein Empfehlungsschreiben an ihn, so wie eines an den Häuptling des Schekakstammes sammt einem Begleiter zu geben. Wir nahmen es dankbar an, und machten uns heute Mittag im Namen des HErrn nach Sumai, einem Kurdendistrikte nordwestlich von Urmia, auf den Weg. Da wir in dem Empfehlungsschreiben als Aerzte eingeführt waren, weil wir unter diesem Charakter am sichersten reisen konnten, so nahmen wir einen kleinen Vorrath Medizinen mit. Das Wetter war schön, und wir ritten frohen Muthes dem Kurdenlande entgegen. Bald aber wurden wir aufgehalten durch einen Zufall, der uns, wären wir abergläubig, als ein böses Omen hätte erscheinen können.

Als wir nämlich über den Nasfluß setzten, fiel unser Knecht mit dem Pferde und unserem Gepäck über die schmale, zerbrechliche Brücke ins Wasser, was uns vielen Aufenthalt verursachte, und nöthigte, im nächsten Dorfe, Nase, zu übernachten. Weder Mann noch Pferd hatten bedeutenden Schaden erlitten; aber Kleider und Bettzeug waren naß, und einige der Lebensmittel und Medizinen zerstört, und kaum retteten wir die mit vieler Mühe ausgearbeiteten kurdischen Manuscripte. Die Leute in Nase, Nestorianer, wollten uns nicht aufnehmen, obschon wir ihnen erklärten, daß wir Alles, was wir nöthig hätten, bezahlen würden. Gegen unsere Gefühle waren wir endlich genöthigt, Strenge zu gebrauchen, und im Augenblick war Zimmer, Feuer, Stall, Speise und Futter genug da. Es that wehe, so handeln zu müssen und behandelt zu werden; aber oft ist kein anderes Mittel, wenn man nicht zu Grunde gehen will. Indessen war Alles bald in gutem Geleise, und wir konnten uns über Religionswahrheiten lieblich unterhalten.

Den 12. Nov. Ich hatte in der Nacht starke Kopfschmerzen, das erste Mal auf der ganzen Reise; und da uns auch das Ungeziefer plagte, so waren wir froh, unter dem schönen blauen Himmel unsern Stab weiter setzen zu können. Der Weg zog sich bald in die Vorberge des kurdischen Gebirges, das schon mit Schnee bedeckt war. Ein rauher Wind wehte uns entgegen, recht bezeichnend für das Land, welches vor uns lag. In dem armenischen Dorfe Ischgasum hielten wir Mittag, und wurden, da unser Begleiter verlauten ließ, daß wir Medizinen bei uns haben, bald umringt von Patienten, die um Hülfe baten. Abends erreichten wir das Zelt des Kurdenhäuptlings vom Sekakstamme, umringt von andern Zelten. Diese sind bedeckt mit einem schwarzen, aus Ziegenhaaren verfertigten Zeuge, haben bei den Reichen mehrere Abtheilungen, bei den Armen aber sind Menschen, Pferde und nicht selten auch anderes Vieh in einem Gemache beisammen. Die Zelte der Vor-

nehmen haben überdieß ein Gemach, um Besuchende aufzunehmen, das zuweilen sehr niedlich eingerichtet ist. Mirsa Aga, der Häuptling, war nicht zu Hause; aber sein Sohn, ein feiner junger Mann, nahm uns in sein Zelt auf und beherbergte uns. Es war das erste Mal, daß wir, umringt von Kurden, in einem kohlschwarzen Zelt übernachteten; doch gab uns der HErr Gnade, nicht nur ohne Furcht, sondern freimüthig unter ihnen zu wohnen. Im Ganzen betrugen sie sich artig. Bald loderte ein großes Feuer in der Mitte des Zeltes, um das sie sich mit uns niedersetzten bis tief in die Nacht, und Vieles zu sagen und zu fragen hatten. Besonders geschäftig war der Sohn des Häuptlings, uns kurdische Wörter zum Nachsprechen zu sagen. Der Schekakstamm besteht meist aus Nomaden, welche im Sommer in die höhern Gebirge ziehen, und den Winter über in Dörfern oder unter Zelten in der Nähe von Dörfern wohnen, sich nährend von ihren Heerden. Der Stamm ist gegenwärtig den Persern zinsbar. Auf die Frage: warum wir hieher gekommen seyen, gaben wir zur Antwort, daß wir wünschen, zuerst die Kurdensprache zu lernen, um uns dann unter ihnen niederzulassen, und sie in nützlichen Dingen zu unterrichten. Ob sie es für ein Kompliment hielten, weiß ich nicht; genug, sie billigten ein solches Unternehmen, schienen sich jedoch zu wundern, daß sie noch lernen sollen.

Den 13. Nov. Da Mirsa Aga nicht nach Hause gekommen war, so machten wir uns frühe auf den Weg, um nach Sumai zu gehen, und den Häuptling dieses Stammes, Ibrahim Chan, zu besuchen. Auf dem Wege dahin hörten wir, daß er nach dem Dorfe eines Bruders von Mirsa Aga abgereist sey. Wir gingen daher in dieses Dorf, fanden ihn aber nicht, und erfuhren, nachdem wir lange gewartet hatten, daß er auf einem andern Wege im Zelt des Schekakhäuptlings angekommen sey. Wir kehrten daher wieder zurück, und fanden ihn endlich daselbst mit Mirsa Aga. Als wir uns dem

Zelte näherten, ging er uns nach patriarchalischer Weise entgegen, bewillkommte uns sehr freundlich, und führte uns ins Zelt. Nicht so freundlich war Mirsa Aga. Er sah sehr finster drein, sprach wenig, und schaute stolz um sich her. Unserem Knechte sagte er, als er Futter für die Pferde begehrte: „Erst letzte Nacht seyd ihr hier gewesen, was wollt ihr schon wieder?" Ibrahim Chan verwies ihm diese gastrechtswidrige Rede, und ermahnte ihn, uns Alles, was wir nöthig hätten, auf seine Rechnung zu geben. Es that uns leid, daß Ibrahim, den wir als einen gastfreundlichen und verständigen Mann kennen lernten, gerade ein unangenehmes Geschäft hatte, das ihn etwas mißstimmte. Er hatte einen Boten aus der Stadt erhalten, mit dem Auftrag, 700 Tuman (777 Dukaten) an das Gouvernement zu zahlen. Jetzt reist er umher, um es von den Unterthanen zu erpressen. Die kurze Zeit, welche er uns widmen konnte und wollte, mußten wir daher benützen, um, was wir verlangten, zu sagen und zu fragen. Er theilte uns viele interessante Nachrichten über das Kurdenvolk, und dessen Sprache mit, die ich aber um des Raumes und anderer Gründe willen nicht beifüge; sondern vorbehalte, sie vielleicht später mit andern zusammen zu ordnen, und sie in einer kurzen Beschreibung des Kurdenvolkes diesem Tagebuche folgen zu lassen. Hier nur so viel, als auf die Missionssache sich bezieht. Seine Mittheilungen über die Sprache stimmten im Allgemeinen mit den früher erhaltenen überein. Er ordnete sämmtliche Stämme des Nordens, deren er eine ungeheure Menge nannte, unter drei Dialekte, den Hakari-, den Mekri- und Schekakdialekt, wozu noch der Dialekt der Jesiden kommt. Sie sind die vier Hauptzweige des nördlichen Sprachstammes, und erstrecken sich hinunter bis nach Senna und Suleimaneah, über eine Einwohnerzahl von ungefähr 300,000 Individuen. Eine Niederlassung unter den Kurden betreffend, so schien er nicht dagegen zu seyn, obwohl auch kein Intresse dafür zu haben. Unter den

Nomaden, meinte er, würde es schwer, ja, ihrer unstäten Lebensart wegen, unausführbar für einen Europäer seyn, sich unter ihnen niederzulassen. In einer der größern Städte hingegen könnte dieß füglicher geschehen, z. B. in Sonchbulagh, Senna, Suleimaneah rc. rc., wo man durch medizinische Praxis wirken könnte. Auf anderem Wege würde es schwer, und durch Schulen fast unmöglich seyn; denn diese betreffend, so hätten sie solche hie und da, in denen arabisch und persisch gelehrt werde, so viel als sie bedürfen. Und zum Erlernen einer europäischen Sprache werde sich kein Kurde einfinden. Eben so wenig Sinn hätten sie für andere Wissenschaften. Unsere Frage, ob er es für möglich halte, Bücher in einem der Kurdendialekte zu schreiben, die auch für Kurden von anderer Mundart verständlich seyen, beantwortete er mit Ja, und meinte, jeder der Dialekte würde sich hiezu eignen (?), man dürfte ihn nur bearbeiten; allein solche Bücher würden nutzlos seyn, weil die Kurden sie nicht verstehen könnten, ehe sie nicht ihre Muttersprache lesen und schreiben gelernt haben. Eben dieser Umstand, daß die Kurden nirgends ihre Muttersprache lesen und schreiben, auch gar nicht begreifen können, warum sie das lernen sollten, verbunden damit, daß der bei weitem größere Theil des Kurdenvolkes neben der Muttersprache noch eine andere, entweder die türkische, persische oder arabische versteht, und also füglich die in diesen Sprachen vorhandenen Uebersetzungen des Neuen Testaments benützen kann, sobald sich Verlangen nach Wahrheit zeigt, macht den Nutzen einer Uebersetzung des Neuen Testaments in die Kurdensprache, wenn sie auch ins Werk gesetzt werden könnte, zweifelhaft, und daher ihr Daseyn entbehrlich, und legt den Gedanken nahe, ob es nicht besser, ja Pflicht sey, die hiefür unvermeidlich nöthigen Ausgaben nach einer andern Seite hin zu verwenden, wo mehr Nutzen für das Reich Gottes davon zu erwarten ist. Denn wer soll die Uebersetzung benützen, da die Kurden-

sprache ganz und gar nicht zur Schriftsprache erhoben ist, und eben so wenig ein Wunsch sich hiefür unter dem Volke findet? Wer soll sie nachher ausbreiten, da man nicht unter sie hinein gehen kann? Die Uebersetzung könnte nur dann von einigem Nutzen seyn, wenn Missionsniederlassungen unter dem Volke begonnen werden konnten, um sie lesen und schreiben zu lehren. Aber auch hiemit sind große Schwierigkeiten verbunden. Möge der HErr nach seiner Gnade uns geben, das Rechte, Ihm Wohlgefällige zu thun.

Den 14. Nov. Der Häuptling des Schekakstammes war nicht sehr gastfreundlich; unsere Pferde hungerten die ganze Nacht, und erhielten am Morgen kaum so viel Futter, daß sie weiter gehen konnten. Wir verwiesen ihm dieses kalte Betragen, und sagten ihm, daß wir als Freunde und Gäste zu ihm gekommen, und daher in Erwartung gewesen seyen, er werde Gastfreundschaft uns erzeigen; aber er habe dieß alte, heilige Recht verletzt. Dieß schien ihn jedoch wenig zu kümmern. Viel lieber hätte er uns vielleicht beraubt, wäre er unabhängig gewesen. Wir hatten freilich versehen, daß wir auf dieser Tour keine Geschenke mitgenommen hatten, was uns für die Erreichung unseres Zweckes gut zu Statten gekommen wäre. — Von hier reisten wir nach dem Distrikt der Beradusti, wo eine Festung auf einem steilen Felsen sich befindet, welche der Häuptling dieses Stammes, Chalil Beg, bewohnt. Wir reisten dahin mit der Absicht, mehr Nachrichten über die südlichen Stämme zu erhalten, so wie die bereits erhaltenen zu vervollständigen. Ein Mirsa, den wir daselbst fanden, theilte uns einiges Interessante mit. Er sprach persisch, und that sich hierauf viel zu gut, obgleich er nicht selten das Persische mit dem Türkischen verwechselte. Er war der einzige, welcher die vier Evangelien ein wenig lesen konnte. Gestern legten wir sie auch dem Mollah des Ibrahim Chan vor; aber er konnte sie nicht lesen, obgleich er die Brille aufsetzte, und eine äußerst

wichtige Miene annahm. „Das Buch, sagte er, ist arabisch, und enthält ein Verzeichniß medizinischer Pflanzen." Was ihn auf diesen Schluß brachte, weiß ich nicht. Da wir als Aerzte unter ihnen eingeführt waren, so dachte er vielleicht, daß auch die Bücher, welche wir bei uns haben, auf diese Wissenschaft sich beziehen müssen. — Bald nach unserer Ankunft in Beradust kam auch Ibrahim Chan dahin; er machte uns sogleich einen Besuch, und führte uns ein bei Chalil Beg, dessen Festung wir bei dieser Gelegenheit sahen, während uns unser medizinischer Ruf den Weg bis zum Harem bahnte. Die Burg ist alt und jetzt im Verfall, muß aber früher sehr fest gewesen seyn. Die Perser haben sie belagert, und durch Hunger und Durst zur Uebergabe gezwungen.

Den 15. Nov. Nachdem wir Ibrahim Chan und Chalil Beg unsern Abschiedsbesuch gemacht hatten, traten wir die Rückreise an. Wir hatten 6 Meilen von hier nach der Stadt. Unser Gastwirth, ein alter Mann mit schneeweißem Bart, und seine Familie, zu der 21 Söhne und Großsöhne gehörten, und die uns viele Freundlichkeit erzeigt hatten, wollten uns nöthigen, noch länger bei ihnen zu bleiben; allein überwiegende Gründe bestimmten uns zur Abreise. Mit einbrechender Nacht erreichten wir gesund, obwohl sehr müde vom anstrengenden Reiten, Urmia wieder mit dankbarem Herzen gegen den HErrn, der uns beschützt und mit seinem Segen begleitet hatte. Während unserer Abwesenheit war Dr. Grant von Tebris zurückgekommen, und hatte uns einen Brief von unsern lieben Brüdern daselbst mitgebracht, der uns freute, aber auch niederschlagende Nachrichten von unsern Brüdern in Rußland enthält. Möge sie der Ewigtreue stärken und trösten in der Wahrheit, daß Christi Kirche auch im Erliegen siegt.

Den 18. Nov. Es war Anfangs unsere Absicht, nach Sonchbulagh, einer Kurdenstadt im Süden des Urmiasees, zu gehen, um uns zu überzeugen, in wiefern

diese

diese Stadt geeignet wäre für eine längere Niederlassung daselbst. Allein in Betracht der vorgerückten Jahreszeit, die uns den Anbruch der Regenzeit alle Tage erwarten ließ, waren wir genöthigt, nach Tebris zurückzukehren, und den Besuch auf nächstes Frühjahr, falls es nöthig erachtet werden sollte, zu sparen. Schon am ersten Tage auf dem Rückwege verfolgte uns beständig Regen und Schnee vom Gebirge her; den zweiten Tag erreichte er uns. Wir wurden sehr naß, froren mitunter, und waren nun recht froh, uns auf dem Rückwege zu befinden, um so mehr, da der schneidend kalte Wind den Regen bald in Schnee verwandelte. In Gäwilan trafen wir im Hause des Bischofs mit den amerikanischen Missionsgeschwistern zusammen, was uns und den Bischof sehr freute. „Es ist mir," jubelte er, „als wäre mir eine ganze Welt geschenkt worden." Die Geschwister reisen nach Urmia, um sich daselbst nun bleibend niederzulassen. Der HErr segne sie.

Den 22. Nov. erreichten wir nach vierwöchentlicher Abwesenheit Tebris wieder. Dem HErrn, unserm Heiland sey herzlicher Dank, der uns auf der ganzen Reise beigestanden, und über Bitten und Verstehen an uns, seinen sündigen Kindern, gethan hat. O möge Er auch ferner mit uns seyn, wie Er es verheißen.



Beilage N°. IV.

Westafrika.

Einige Mittheilungen aus dem Tagebuche des Missionars Andreas Riis, von seinem Aufenthalte unter dem Aschanti-Volke auf der Goldküste.

Vom 19. März bis zum 7. Oktober 1835.

Ehe ich Nachstehendes aus meinem Tagebuche an die verehrte Kommittee abzuschreiben beginne, erlaube ich mir, die Bitte an Sie vorauszuschicken, die vielen Mängel und Fehler darin gütigst zu vergeben, und jedes Blatt und jeden Satz mit der nämlichen großen Nachsicht durchzulesen, mit welcher Sie stets seinen Verfasser getragen und behandelt haben; denn wie seine mannigfaltigen Schwachheiten und Gebrechen Ihre tragende Liebe und Geduld immer sehr in Anspruch nehmen, so bedarf in jeglicher Beziehung sein armseliges Tagebuch Ihrer schonenden Nachsicht.

Dem Willen und den Wegen meines Gottes mich völlig hingebend, zog ich am 19. März (1835) mit viel Ruhe und Herzensstille, auf den HErrn HErrn allein hoffend, Nachmittags von Usue auf der Seeküste, meiner bisherigen Arbeitsstätte, meinem künftigen Wohnorte Akropong im Aquapimgebirge (die tausend Sklaven) zu. Mit dem Wege, den ich über Tessing eingeschlagen hatte, waren meine Träger im höchsten Grade unzufrieden. Nur durch ernstes Zureden brachte ich sie dahin, meine wenigen Habseligkeiten auf dem begonnenen Wege mir weiter nachzutragen.

März. 20. Meine Träger hörten heute den ganzen Tag nicht auf, gegen mich zu murren. Schon um 1 Uhr Morgens hatten wir Tessing verlassen, und da die Nacht finster war, so machte der enge, unebene Fußpfad sie zuweilen straucheln, weßhalb ihr Verdruß mit jedem Augenblicke stieg, und sie gegen diesen Weg noch mehr eingenommen wurden. Uebrigens war die Ursache ihres steifen Unwillens eine ganz andere, als die oben genannte; sie verlangten in dem berauschenden Palmweine zu schwimmen, und dieser war hier sparsam. In Jadusa, dem schönsten Negerdorfe, das ich je gesehen habe, in welchem die Straßen schnurgerade und breit sind, langte ich Morgens 9 Uhr an.

März 21. Die fortdauernde Unzufriedenheit meiner Träger ließ mir keine Ruhe, bis ich ihnen ihren Willen, einen andern Weg zu wählen, lassen mußte. Dem zufolge zogen wir heute morgen, statt rechtsum, links in die dichten Wälder hinein, das hohe Felsengebirg hinauf. Schnellen Schrittes eilte ich den Leuten voran, und erreichte, nachdem ich zuvor durch drei kleine Dörfer gegangen war, schon um 9 Uhr Abude, eines der größten Dörfer in Aquapim. Mein alter Wirth, in dessen Hause ich das letzte Mal bestohlen worden war, suchte nun durch süße Worte und schmeichlerische Gastfreundlichkeit diesen Diebstahl in Vergessenheit zu ziehen, und sich eines Geschenkes werth zu machen, welches ich hie und da an einzelne Neger, welche durch unverdrossene Liebesdienste sich ausgezeichnet hatten, voriges Mal ausgetheilt hatte. Während ich, um etwas auszuruhen, mich auf den Boden in der Hütte niedergelassen, liefen die Neger ab und zu, den „Weißen" zu sehen und zu grüßen. So verstrichen einige unruhige Stunden, und die Mittagshitze war vorüber. Der weitere Weg führte durch Arriwase, Bosmase, Tuttu nach Mampong. In Tuttu wurde ich auf der Straße von Negern umringt. Sie baten mich, bei ihnen zu übernachten, welche Bitte ich nächstes Mal, wenn ich wieder durchzöge, zu erfüllen

versprach. Kurz nach meinem Eintritt in einen engen Hof in Mampong kamen auch meine Träger an. Jetzt entstand ein neuer Auftritt. Ueber den Weg, den sie selbst gewählt hatten, konnten sie keine Klage führen, aber nun mußte das Gepäcke, weil nichts anderes vorhanden war, als Grund ihrer Unzufriedenheit hervorgehoben werden, indem sie vorgaben, daß dasselbe ihnen zu schwer sey. Ich machte jetzt nicht viel Redens mehr, sondern trat gebietend vor sie hin, und sagte ihnen, daß sie das Gepäcke entweder ohne weitere Einrede nach Akropong bringen sollten, oder sich auf der Stelle damit hinzubegeben hätten, wo sie es genommen hatten, nämlich nach Usue. Jetzt entfiel ihnen, als wenn ein Schrecken Gottes auf sie gefallen wäre, ihr frecher Muth, und diese nicht leichte Bürde eines solchen Starrsinnes war für die weitere Reise von meinen Schultern gehoben. Mein kurzer Aufenthalt in Mampong bot keine Gelegenheit dar, die Neger dieses Dorfes näher kennen zu lernen.

März 22. Der Weg führte mich heute durch Abotaki, Amannu und Mamfä. Während ich auf Verlangen der Neger im letztgenannten Dorfe eine Stunde weilte, wandelten schon meine Gedanken in dem nun nahen Akropong. Dieß mußte natürlicher Weise der Fall seyn. Dieses Dorf mußte ich, da es zu meiner Niederlassung bestimmt war, vorzugsweise als den Ort betrachten, wo die dunkle Zukunft mit ihren Sorgen und Leiden allmählig sich enthüllen sollte. Vergebens würde mein Bemühen seyn, wenn ich es versuchen wollte, Andern die sonderbare Mischung von finstern Gedanken lebendig vorzumalen, welche auf dem letzten Theile meines Weges nach Akropong meinem Gemüthe vorschwebten. Wie diese die Zukunft mir schauerlich machten, so lag das wehmüthige Gefühl meiner Untauglichkeit, das große Werk zu fördern, dem ich diene, zentnerschwer auf meiner Seele. Auch in diesem Augenblicke mußte ich das große Vermissen eines treuen Gehülfen mit Schwermuth fühlen.

Hier war Niemand, dem ich einen Theil meiner Bürde hätte anvertrauen können, ohne den unsichtbaren Freund meiner Seele. Wie dieser einst auf Golgatha die Sündenlasten aller Welten trug, so nahm Er auch hier die meinige auf sich, und gab meiner Seele Stärke, durch einen gläubigen Blick, den ich in sein unendliches Erbarmen hinein zu thun die Gnade hatte, ehe ich den Boden betrat, welchen der Führer meines Lebens mir zur Arbeitsstätte angewiesen hat. Ruhig und völlig ergeben in den seligmachenden Willen meines Heilandes, und in Erwartung der Erfüllung seines Gnadenrathes, welchen Er nach seiner großen Weisheit über mich beschlossen hat, durfte ich in Akropong einziehen. Und so ruhig und stille es in meinem Innern war, so geräuschlos war auch die freundliche Aufnahme, welche ich von den schwarzen Brüdern genoß, deren Freude über meine Ankunft mit deutlichen Zügen in ihren Gesichtern gezeichnet stand. Der Herzog war eben auf seine Plantage gegangen, als ich hier eintraf, kam aber bald wieder von derselben zurück, indem man ihn sogleich von meiner Ankunft unterrichtet hatte. Indessen war ich in meine Wohnung, die Negerhütte, eingezogen, in welcher ich früher bei meinem Besuch hier Obdach gefunden. Die hiesigen Neger, welche Nachmittags in dem Palaberhause (Rathhause) zusammen kamen, um den Weißen zu bewillkommen und den Mann zu sehen, den sie nunmehr recht zu beschauen begehrten, da er Bewohner ihres Dorfes geworden war, machten eine bedeutende Versammlung aus. Das große Haus konnte, weil Weiber und Kinder mit den Männern sich hereindrängten, sie kaum fassen. Die steif-ceremonielle Feierlichkeit, welche stattfand, dauerte fort, bis die Versammlung auseinander ging. Das dabei so lästige Pfeifen, Trommeln und Lärmen wurde nur dann eingestellt, wenn entweder der eine oder der andere aufstand, und ein Wort zu sagen begehrte. Die gegenseitigen Unterhaltungen zwischen mir und den Negern waren sehr erschwert,

weil der etwa 20 Fuß breite Hof mich von den Versammelten getrennt hatte. Das Palaberhaus besteht nämlich, wie die Negerhäuser überhaupt, aus vier verschiedenen, aneinanderstoßenden Gebäuden, welche ein Viereck und einen ebenfalls viereckigen Hof bilden, dessen Umfang von der Größe der vier Häuser bestimmt wird. Diese Häuser haben weder Thüren noch Fenster, dagegen sind sie ohne Mauer zur Hofseite, in welche gewöhnlich nur eine Thüre oder Eingang führt. Jedes dieser Häuser hat nur ein Zimmer, so daß alle vier Häuser auch nur vier Zimmer haben. Während der Herzog eines dieser Zimmer einnahm, wurde mir ein zweites, ihm gegenüber, angewiesen, und die zwei andern wurden mit den übrigen Negern angefüllt. Der Boden jedes Zimmers ist etwa drei Fuß über den Hof erhöht, und mit blutrother Erde, bis zum Boden des Hofes hinunter, schön bemalt; dieses gibt dem Hause ein wirklich feierliches Aussehen.

Die gegenseitigen Unterhaltungen wurden damit begonnen, daß die drei Deputirten von Christiansburg, Usue und Labode hervortreten mußten, und die Einstimmung genannter drei Oerter zu einer Niederlassung in Akropong vor der Versammlung laut aussprachen. Der Soldat, welchen der dänische Gouverneur mir mitgegeben hatte, und der mir überall auf dem Fuße nachlief, bat den Herzog im Namen des Gouverneurs, mich freundlich aufzunehmen, mir Hülfe zu leisten, wo ichs nöthig habe, und allenthalben seinen Schutz angedeihen zu lassen, und hierin stimmten die beiden Andern ihm bei. Der Herzog beantwortete dieß mit einem lauten und freundlichen „Ja," und mit vielen feierlichen und glänzenden Versprechungen. Er bezeugte laut seine Freude, den Tag erlebt zu haben, einen Weißen in sein Dorf aufnehmen zu dürfen, der entschlossen sey, bei ihm zu bleiben, und seine Leute und Kinder im Guten zu unterrichten; er soll, fuhr der Herzog fort, stets geliebt, geehrt und hochgeschätzt werden unter uns. Er kann sich

immer Rechnung darauf machen, daß wir, wo es Noth thut, ihm behülflich seyn werden. Nur dieß haben wir den Weißen zu bitten: 1.) daß er keine Hunde hieher bringe; 2.) daß er Montag und Freitag keine Feldarbeit verrichte; 3.) daß er die Riesenschlange nicht tödte; und 4.) daß er keine der schwarzen Affen schieße. Dieß hat der Fetisch verboten. Meine Niederlassung hier, sagte ich, hat einen ganz andern Zweck, als sinnliches Vergnügen und Reichthum zu suchen; ich machte sie mit demselben bekannt, und die Versammlung ging auseinander.

Der Herzog, welcher mich diesen Abend besuchte, dankte mir dafür, daß ich entschlossen sey, meine Hütte bei ihm im Dorfe aufzurichten. Es schmerzt mich, sagte er, daß du mit einer so schlechten Wohnung, wie diese ist, vorlieb nehmen mußt; doch, fügte er hinzu, soll dieß nicht lange so bleiben, denn sämmtliche Neger meines Landes sind darin übereingekommen, daß sie dir eine bessere nnd bequemere Wohnung bauen wollen. Abermals bot er mir seine Hülfe und Dienste an.

März 23. Gestern Nacht kam ein Negerjüngling, und fragte nach dem Weißen: er habe, sagte er, noch nie einen Weißen gesehen; aber kaum war er in meine Hütte getreten, als er alsobald wieder zur Thüre hinauslief, indem er meinen Leuten zu verstehen gab, daß ich ein sonderbarer Mensch sey; einen solchen möge er nicht! Heute bin ich mit Geschenken von den hiesigen Negern überhäuft worden. Alle drücken ihre Freude darüber aus, daß ich hieher gekommen bin, und hier bleiben wolle. Mein größter Schmerz im Umgange mit ihnen ist dieser, daß ich noch nicht ohne Dollmetscher mit ihnen reden kann. Der Dollmetscher mag so ausgezeichnet seyn, als er will, er ist doch einer Krücke ähnlich, mit welcher der Lahme sich kümmerlich forthilft.

In einer Unterredung mit dem Herzog sagte derselbe, zum Himmel zeigend: ich hoffe, daß Gott dein Leben lange erhalten werde unter uns, und daß, wenn

du eine Zeitlang unter uns wohl und gesund verbracht hast, dann mehrere Weiße hieher kommen werden, die uns nützlich seyn wollen. — Den Tod der auf der Seeküste verstorbenen Brüder, von welchen ich ihm erzählte, beklagte er. Er sprach wieder von dem Bau eines bessern Hauses für mich, als es die Neger haben. Ich halte mich hiebei stille und warte des HErrn. Wollen die Neger aus eigenem Antriebe eine Wohnung für mich errichten, so will ichs als ein Zeichen ansehen, daß Gott sich gnädig zu mir und meinem Unternehmen bekennt. Vielleicht, und Er gebe es, hat Gott diese Stätte dazu ausersehen, daß sie ein Geruch des Lebens zum Leben für Viele dieses Landes werden dürfe. Daß es die Neger in jeglicher Beziehung gut mit mir meynen, daran ist gar kein Zweifel, aber eben so gewiß ist es auch, daß ihre vielen freiwilligen Anerbietungen auf Geschenke berechnet sind, welche sie immer von dem Weißen erwarten, dem sie irgend etwas zu lieb gethan zu haben glauben. Von der Erfahrung belehrt, weiß ich, daß der Schwarze dem Weißen ohne reichliche Vergeltung nichts thut.

März 24. Heute Morgen schickte mir der Herzog zwei Hämmel, einige Yams und Pisang; ein Geschenk, welches er zu meinem und der drei oben erwähnten Deputirten Lebensunterhalt hergab, und mich bitten ließ, dasselbe anzunehmen. Ich schickte meinen Dollmetscher hin, ihm dafür zu danken. Zu diesem sagte er, daß es ihn freue, daß der Weiße dieses kleine Geschenk des Dankes werth halte. Später machte der Herzog mir einen Besuch; die Unterredung führte auf den Sklavenhandel. Meine Bemerkungen über denselben schienen ihm durchaus nicht zu gefallen. Mein kleiner Thermometer und Compaß machten ihm viel Vergnügen; über letztern verwunderte er sich besonders sehr.

März 25. Als ich diesen Morgen dem Herzog einen Gegenbesuch machte, traf ich ihn mit seinem Fetische (Götzen) beschäftigt an. Er hatte denselben in dem Hofe

seiner Wohnung aufgestellt, und ihm Opfer gebracht, welche in einem geschlachteten Huhn, einigen Eiern und Cauris bestanden. Die Anwesenden waren stille Zuschauer, während der Herzog diesen Dienst unter einem leisen Murmeln verrichtete. Dieser Hausfetisch besteht aus mehreren halbkugelförmigen Erdklösen, welche in einem messingenen Becken auf einander aufgethürmt sind, und von Zeit zu Zeit mit einem Gemisch von Magismehl und Palmöhl dicht überschmiert werden, so daß es völlig einem Negergericht gleicht, das fast täglich von den Negern gegessen, und ebenfalls von Magis und Palmöhl bereitet, und Kabusirkankis genannt wird. Daß die Erkenntniß des einen wahren Gottes nicht nur dem Herzoge und seinem ganzen Hause, sondern allen, welche irgend einen Götzen, entweder im Hause oder im Herzen haben, bekannt gemacht, und daß bald alle nichtigen Götzen vertrieben werden mögen, war bei dem Anblick dieses Götzendienstes das innige Gebet meines Herzens zu Gott, in dessen Augen jeglicher Götzendienst ein Gräuel ist; da, um diese teuflischen Werke zu zerstören, Gott Mensch wurde, und als solcher starb und auferstand.

Gegen Mittag wurde ich ins Palaberhaus gerufen, wo sich der Herzog mit den rathgebenden Personen des ganzen Aquapim-Distriktes versammelt hatte. Diese Versammlung betraf ausschließend meine hiesige Niederlassung, für welche Alle stimmten. Was die früher erwähnten Deputirten, die noch nicht zurückgekehrt sind, in einer frühern Versammlung gesprochen hatten, wurde noch im Beiseyn aller Rathgeber wiederholt. Darnach that ich den Anwesenden in möglichster Kürze kund, was ich mit meiner Niederlassung in Aquapim beabsichtige, und fügte zum Schluß noch einige Ermunterungsworte bei, uns Alle vor dem Einen Gott zu demüthigen und zu beugen, daß Er sich uns nahen möge mit seinen ewigen Segnungen. Der Herzog drückte nun abermals seinen Dank auf eine wirklich ansprechende Weise gegen mich aus, indem er zugleich laut erklärte, daß er mich

und meine Leute in seinen Schutz genommen habe. Thut Jemand, sagte er, dem Weißen etwas zu Leide, so soll er bestraft werden, als wäre es gegen mich selber verübt. Dem Schutze meiner Cabusire (Häuptlinge) will ich den Weißen ebenfalls empfohlen haben; von ihnen verlange ich, daß sie stets und allenthalben Sorge für ihn tragen, wo er auch in meinem Lande umherziehe. —

Weil ich in der ungewöhnlichen Bereitwilligkeit, mit welcher alle Neger sich heute anboten, ein Haus für mich zu errichten, einen Wink zu finden glaube, dem ich im Vertrauen auf den HErrn folgen darf, so habe ich ihr Anerbieten jetzt mit Dankbarkeit angenommen. Ehe die Versammlung heute auseinander ging, wurde es feierlich versprochen, daß sie mit vereinter Kraft das Haus bald beginnen, und möglichst schnell vollenden wollen.

März 26. Die üble, schädliche, Leib und Seele zerstörende Sitte, welche die Europäer hier eingeführt haben, sich überall hin Weg und Bahn zu den Negern durch Geschenke von Branntewein zu machen, macht mir viel Noth. Nichts kann für mich unternommen werden, ohne wiederholte Forderungen von Branntewein. Die Begierde der Neger nach diesem Gift ist über die Maaßen groß; schon der Palmwein, welcher hier im Ueberfluß vorhanden ist, richtet manches Unheil unter den hiesigen Negern an. Was das unmäßige Trinken verschlimmert, ist das, daß sie völlig eine Ehre darein setzen, betrunken zu seyn. Viele ziehen in diesem beklagenswerthen Zustande, um sich sehen zu lassen, singend und lärmend die Straßen auf und ab.

Diesen Abend ging ich mit dem Herzoge und den Aeltesten hinaus, ihnen den ausersehenen Bauplatz zu zeigen. Sie waren mit meiner Wahl völlig zufrieden. Aus mehreren Ursachen, die sich leicht denken lassen, habe ich eine Außenseite des Dorfes zum Anbau meiner Wohnung erwählt, wo Garten- und Ackerland beim Hause angelegt werden können. Die Aussicht ist in süd-

östlicher Richtung hin frei, schön und malerisch. Akropong liegt auf dem Gipfel einer der höchsten Berge hier, und demnach würde die Aussicht zu allen Richtungen hin weit und frei seyn, wenn nicht die dichten, nah an das Dorf anstoßenden Wälder eine undurchsichtige Grenzlinie zögen, welches bis auf die einzige Stelle, wo ich zu bauen gedenke, der Fall ist. Von meinem Bauplatz aus gehts beständig bergab, bis zu dem Fuße des großen Lathe-Gebirges hinunter, so daß man das schöne, fruchtbare, vorliegende Thal überblickt, und mehrere Plantagen mit den zerstreuten Feldhütten der Neger, aus denen gewöhnlich eine kleine Rauchwolke aufzusteigen pflegt, vor sich liegen sieht. Gerade vor dem Angesicht steht das große Lathe-Gebirge mit seinen schönen Wäldern. Jenseits desselben erhebt sich das Gebirg Scai (Schei) weit über jenes empor, während die beiden Innseen, Jange und Elsoe, und weiter nach Osten hin ein Arm des mächtigen Voltastromes dieser malerischen Aussicht eine besondere Lebendigkeit geben. Ebenfalls sieht man das Dorf Ningo mit dem kleinen dänischen Fort Friedrichsburg in seinen schönen Palmbäumen eingehüllt, sich über den Meeresspiegel erheben.

März 27. Mir zu gut hat der Herzog den Weg zu einer nahen Wasserquelle ausbessern lassen, in welcher reichliches und vorzüglich gutes Trinkwasser vorhanden ist. Du mußt, sagte derselbe zu mir, einen Weg haben, auf dem du spazieren gehen kannst.

März 28. Unter dem Vorwande, daß es der Fetisch geboten habe, den vorerwähnten Weg auszubessern, hat der Herzog die Neger zu dieser Arbeit leicht bewogen. Durch das gegebene Versprechen, daß der Fetisch ihnen sodann Regen geben wolle, hat weder der Herzog noch der Fetisch an Zutrauen verloren, indem es diese Nacht stark geregnet hat. Das Wasser dringt überall zu mir in meine Hütte herein, es hat diese Nacht, da es selbst mein Nachtlager nicht verschonte, meine Ruhe gestört, und überdieß meine wenigen Bücher halb aufgelöst.

März 29. Diesen Tag des HErrn gedachte ich in zurückgezogener Stille zu verbringen, allein er ist durch die vielen Besuche in einen Tag der Unruhe verwandelt worden. An meinem armen Herzen hat Gott dennoch sich als Gott der Gnade und des Segens mächtig erwiesen.

März 30. Es haben heute einige Neger an meinem Bauplatz etwas aufzuräumen begonnen; Andere sind in die Wälder gegangen, Bauholz herbeizuschaffen. Mein gefaßter, durch die Umstände veranlaßter Entschluß, ein Haus zu bauen, kann den Negern noch nicht völlige Gewißheit geben, bei ihnen zu bleiben. Sie fragen mich oft, wie lange ich bei ihnen zu bleiben gedenke? — Als ich dem Herzog den Grundriß zeigte, nach welchem ich das Haus gebaut zu haben wünsche, rieth er mir, dasselbe noch etwas zu erweitern, indem er beifügte: jetzt sind die Neger zu Allem bereit, und jetzt mußt du ihre Bereitwilligkeit benutzen. Nachdem ich weiter über diese nicht unwichtige Sache nachgedacht, und sie im Gebet dem HErrn empfohlen hatte, bin ich zu dem Entschluß gekommen, eine so geräumige Wohnung bauen zu lassen, wo nebst Schulstube noch Platz zur Wohnung für einige Personen seyn wird.

März 31. Täglich bringen mir die Neger Geschenke. Bei einer so unerwartet freundlichen Aufnahme, wie ich sie hier finden durfte, fühlt man sich ganz besonders zu den armen Leuten hingezogen, man wird mit den besten Erwartungen gleichsam erfüllt, daß sie auch bereit seyn werden, das Evangelium anzunehmen; und wie leicht geschieht es dann nicht, daß der einsame Bote Christi, welcher auf der einen Seite seine kleine Kraft kennt, während er auf der andern Seite die viele Tausende armer Götzendiener anschaut, die er gerne aus dem Verderben gerettet wissen möchte, sich in die Nothwendigkeit hineingeführt glaubt, rufen zu müssen: „kommet und helfet!" ohne die ganze Sache in ihren verschiedenen Beziehungen in reifliche Ueberlegung gezogen zu haben, wie sie es erfordert. So sehr ich es auch wünsche,

nicht sowohl für meine eigene Person, obgleich ich in meiner Lage gar sehr einen christlichen Bruder vermisse, als vielmehr für die armen Neger, daß eine neue Sendung von Brüdern nach dieser Küste bestimmt werden möchte, so muß ich dennoch für den Augenblick schweigen, und diese wichtige Sache der Freudigkeit und Berathung meiner verehrten Kommittee anheim stellen. So viel kann ich sagen, daß ich die feste Hoffnung in meiner Seele trage, daß aus diesem jetzigen schwachen Beginnen in Aquapim einmal eine blühende Mission zur Ehre Gottes und seines Gesalbten werden wird. Wenden Sie, theure Väter, Ihre Aufmerksamkeit nicht von diesem Lande weg! Es ist gewiß, daß die Erlösungsstunde diesem Volke, wenn nicht schon gekommen ist, doch kommen wird. Die oben erwähnte feste Hoffnung meiner Seele ist der einzige Grund, daß ich mich aufs Hausbauen eingelassen habe; den Grund dieser Hoffnung wird die Zukunft zeigen, ob nämlich der HErr sie in meine Seele gelegt hat, oder nicht.

Wie sehr die Hülfe Noth thue, ist Ihnen bekannt. Die Neger scheinen auch nicht ungeneigt zu seyn, sich von einem verständigen Weißen unterrichten zu lassen. Freilich ist ihre Geneigtheit, die großen Thaten Gottes erzählen zu hören, nicht hoch anzuschlagen, indem sie dieß meist als Frucht eines unreinen Feuers deutlich genug zu erkennen geben.

April 1. Heute Morgen kam der Herzog zu mir, und sagte: ich möge den Negern einiges Eisen zu Werkzeugen, die sie zur Aufführung meines Hauses nöthig hätten, geben. Obgleich es keine geringe Forderung ist, so werde ich doch so bald als möglich Anstalt machen müssen, dieselbe zu erfüllen. Solche Artikel haben für die Neger einen hohen Werth, und die habe ich in Christiansburg ziemlich wohlfeil. Der weite Transport hieher macht sie freilich etwas theuer.

April 4. Den lang gehegten Wunsch, einen Besuch in Lathe machen zu können, fand ich heute Gelegenheit

zu erfüllen. Der Weg nach Lathe ist etwa 2 Stunden weit, und ist ausnehmend schön und malerisch, aber wegen des hohen Gebirges und des steinigten Felsenbodens nicht wenig mühsam und beschwerlich. Das Dorf Obennese mit einem mächtigen Fetisch, ist das größte Dorf in ganz Aquapim. Unter betäubendem Lärm und Geräusch von den herbeiströmenden Negern, und dem starken Flintendonner, welcher mit immer zunehmender Kraft um mich her ertönte, zog ich wie ein Gefangener, der sich dem Kerker nahet, tief niedergeschlagen die Felsenstufen hinauf bis weit ins Dorf hinein, wo ein niedriger Stuhl mitten auf der Straße unter dem Schatten eines großen Baumes für mich bereit stand. Mir schräg gegenüber hatte sich der Kabusir und die Aeltesten in einiger Entfernung niedergelassen. In einer Reihe, einer nach dem andern, traten sie zu mir her, mich freundlichst in ihrem Dorfe zu bewillkommen, was, sobald sie auf ihren Platz zurückgekommen und sich auf ihren niedrigen Stühlen niedergelassen hatten, von meinen Leuten mit Glückwünschen entgegnet wurde. Ich blieb ruhig, mitten im Taumel, auf meinem Stühlchen sitzen. Hierauf entfernten sich einige der Aeltesten auf einige Schritte weiter, wo sie in einem enggeschlossenen Zirkel sich darüber beriethen, was sie dem Weißen Gutes thun sollten. Damit einig, kamen sie wieder auf ihre Plätze zurück, und blieben ruhig sitzen, bis ich hinweg ging. Das bei solchen Gelegenheiten stattfindende steife Ceremoniell ist dem Europäer, der sich nicht daran gewöhnt hat, sehr lästig. Die gegenseitige Unterredung wird durch zwei sogenannte Redner geführt, sollen die Worte obendrein noch von einem Dritten gedollmetscht werden, so bekommt man bei solchen Unterredungen bald Langeweile. Diesen entsetzlich langweiligen Umwegen suche ich immer durch die Bitte an die versammelten Aeltesten, mich unter sie niederlassen zu dürfen, auszuweichen. Sie räumen dem Weißen gern einen Platz in ihrem Kreise ein. In diesem Dorfe verbrachte ich etwa

zwei Stunden, während welcher Zeit es an Palmwein, den Zerstörer aller Ruhe, nicht fehlen durfte.

In Kubiase, einem kleinen, etwa eine Viertelstunde von Ohennese entfernten Dorfe, wurde ich auf ähnliche feierliche, lärmende Weise ins Dorf hineingeführt, wie sie im großen Dorfe Statt fand. Ein ganzes Musikchor hörte während der zwei Stunden, die ich hier weilte, nicht auf, seinen mir sehr lästigen Dienst treulich zu verrichten, während Andere durch komische Tänze mir meinen Aufenthalt so angenehm zu machen suchten, als es ihnen nur möglich war. Blickte ich diese Leute einige Augenblicke an, wie sie ihre sonderbaren Bewegungen machten, so konnte ich mich kaum des Lachens enthalten; gedachte ich aber an ihre tiefe Versunkenheit und Entfernung von dem einigen Seligmacher Jesus Christus, so wurde ich bis zu Thränen gerührt. Diese beiden Dörfer wetteiferten mit einander, mir Geschenke zu bringen. Nebst drei Ziegen brachte man mehr Yams und Pisang neben mir zusammen, als meine Leute tragen konnten.

April 6. Die Neger haben heute etwas Bauholz zu meinem Hause herbeigebracht. Die Nichterfüllung ihrer wiederholten Forderungen nach Branntewein scheint ihre Freundlichkeit gegen mich etwas herabgestimmt zu haben. Dieß kümmert mich aber wenig; mein Gebet zum HErrn ist, ihre Herzen Ihm zum Eigenthume einzuweihen. Sind durch seinen Geist und durch seine Gnade ihnen die Augen erst einmal aufgethan worden, da werden sie es schon einsehen, daß ich auf diesem ungewohnten Wege es gerade gut mit ihnen gemeint habe. Muß ich zuweilen darüber auch einige Schimpfreden von ihnen hören, so wird der gute HErr, der Alles zum Besten wendet, auch daraus einstens einen Segen für sie und mich herauswachsen lassen. Zu Ihm rufet meine Seele, an der Er schon so viel gethan hat: HErr! der Du von jeher meine Stärke und Kraft und meine Zuflucht in jeglicher Noth warest, laß mich unter den gegenwärtigen Umstän-

den deinen Beistand und deine Hülfe reichlich inne werden. Und wahrlich, Er verschmäht nicht mein armes Flehen! Er hilft allenthalben über Bitten und Verstehen.

April 7. Wiederholte Male ließ der Herzog mich heute Abend um Branntewein bitten, ich aber bestand darauf, daß ich Branntewein weder geben wolle noch könne.

April 8. Die Feierlichkeit, die der Herzog heute veranstalten ließ, hat große Unruhe im ganzen Dorfe verursacht. Alle Ecken und Straßen sind mit Betrunkenen angefüllt, die ununterbrochen trommelnd, lärmend, singend und tanzend im Dorfe herumziehen.

April 9. Die steigenden Forderungen der Neger lassen mich die Nothwendigkeit einsehen, einen bestimmten Akkord, die angebotene Arbeit am Hause betreffend, mit ihnen abzuschließen. Ich habe schon früher darüber gesprochen, weil es aber der Herzog nicht wünschte, habe ich es auch nicht erzwingen mögen.

April 10. Weil die Neger heute wieder etwas Bauholz brachten, so war die alte Branntweinsnoth wieder da. Jeder Tag hat seine eigene Plage, welche bei mir, in dieser Zeit besonders, in das Vielfältige geht. Ich trage meine Bürde in stiller Ergebenheit in den Willen dessen, der allezeit seinen Armen mächtig hilft.

April 12. Bei einem Besuch, welchen ich heute Morgen dem Herzog machte, erwies er sich ungewöhnlich freundlich. Er fragte mich, was mir etwa auf dem Herzen liege, das mir Kummer mache: ich sey, sagte er, so mager geworden. Wegen deines Hauses, fuhr er fort, sollst du gar keine Sorge tragen, das wird bald vollendet seyn. Von den vielen Knaben, die er immer um sich hat, stellte er mir einige vor, und sagte, diese sind meine Sohne. Auf die Frage, wie viele Kinder er habe? antwortete er lächelnd: ich habe viele. Frauen hat er zwanzig. Die Neger haben, je nachdem sie reich sind, mehr oder weniger Frauen, die sie ausschließend als ihre Sklavinnen betrachten, und oft auch so behandeln.

Der

Der Herzog ist ein alter Mann, dennoch sehr kräftig, wirksam, munter, gesprächig und freundlich; er ist zugleich ein Mann von sehr gutem Verstand, den er in seiner Stellung auch zu brauchen versteht. Er ist daher von Vielen geliebt und geachtet, und von allen gefürchtet.

April 14. Ein Neger sagte heute zu mir: Ich habe viele Weiße gesehen, aber keinen, wie du bist. — Wie das? fragte ich. — Dein Betragen gegen uns Neger, sagte er, ist von ganz anderer Art, als das Betragen der Weißen überhaupt. Bei solchen und ähnlichen Reden, die ich oft zu hören Gelegenheit habe, muß ich allezeit aus beklemmter Brust ein Kyrie eleison ausstammeln.

April 16. Da es mir immer sehr obliegt, die zerstreuten Dörfer des Aquapims nach und nach zu besuchen, um die hiesigen Leute kennen zu lernen, so machte ich gestern einen Ausflug, von dem ich heute Mittag wieder hieher zurückkam. Ich besuchte nämlich die vier aufeinanderfolgenden Dörfer: Davu, Aikuga, Adukrong und Aprette. Der Weg dorthin führt durch Abru, oder wie es einige nennen, Abrev, und ist bis zum entferntesten dieser vier Dörfer etwa fünf Stunden lang. Alle diese Dörfer liegen nördlich von hier, und auf dem nämlichen Bergrücken, als Akropong; jedes Dorf liegt etwa eine Stunde vom andern, und alle haben einen gemeinschaftlichen Kabusir (Häuptling), der in Adukrong, dem größten dieser vier Dörfer, wohnt. In jedem dieser Dörfer wurde ich aufs feierlichste empfangen; allenthalben wurde getrommelt, gelärmt und geschossen, wie es in Lathe der Fall war. Gelegenheit fand ich dießmal nicht, die Leute auf das Eine Nothwendige aufmerksam zu machen, und sie zu ermuntern, nach dem zu trachten, das dort oben ist; die geräuschvolle Ehrenbezeugung und der Palmwein, der auch hier nicht fehlen durfte, legten für dießmal nicht zu beseitigende Hindernisse in den Weg. Nach Adukrong und Aprette sollen noch keine Europäer gekommen seyn, aber

Davu und Aikuga sind im Anfang dieses Jahrhunderts, nach der Erzählung der Neger, von einigen Dänen besucht worden. Unter den vielen Geschenken, welche mir von diesen Negern gebracht wurden, waren drei Hämmel und zwei Ziegen. Mit meinen Leuten, diesen Thieren nebst noch einigen Enten und Hühnern, die aus Mangel an andern Lebensmitteln in der Haushaltung unentbehrlich sind, wohne ich in einer Hütte. Vor Schmutz und Unruhe kann ich fast gar nichts vornehmen, was sich nicht mit diesen beiden verträgt.

Einige Bemerkungen von der Wichtigkeit der Bibel machten den Herzog sehr begierig, mit ihrem Inhalte bekannt zu werden. Dieses Buch, sagte ich, enthält einen Schatz, den Niemand, der ihn ins Herz gefaßt hat, um ganz Afrikas Gold, und um alle Reichthümer der Welt weggibt. Er bat mich hierauf, seine jüngern Kinder (einige der ältern sind gegen 50 Jahre alt) lesen zu lehren, damit sie dieses köstliche Buch lesen und verstehen lernen möchten. Du, sagte er ferner, erzählst mir immer so viel, und machst mich mit so Manchem bekannt, was ihr Weißen thut und glaubt; ich muß dir auch etwas erzählen, und dich nach und nach mit unsern Sitten und Gebräuchen bekannt machen. — Dieß soll mir sehr lieb seyn, erwiederte ich. Nun erzählte er mir, daß die Neger einige böse Tage annehmen, an welchen jegliches Unternehmen keinen Fortgang gewinnen könne. Woher das? fragte ich. Das, antwortete er, rührt vom Fetisch her. Von solchen Tagen, sagte ich, habe ich noch nie in der Bibel gelesen. Daß die Tage böse Tage sind, alle ohne Ausnahme, lehrt die Erfahrung, aber an und für sich ist kein Tag böse. Alle Tage, der eine wie der andere, sind unverbesserliche Werke Gottes; sie sind somit alle gut, werden aber von den Menschen so gemacht, wie sie sind, nämlich böse, weil sie dieselben durch ihre vielen Sünden und schlechten Thaten böse machen. Dieser Bemerkung gab er Beifall.

April 20. Den gestrigen Tag verbrachte ich in segensreichem Andenken an die große Geschichte, welche sich an denselben anknüpft. Mehr als je schien die göttliche Gnade auf mich Armen in dieser Wüste herabzuströmen, und das Auferstehen unseres verklärten Heilandes Licht auf meine dunkle Bahn zu geben. Ach HErr! seufzte meine Seele, laß deinen Odem über uns in dieser Wüste wehen, und den todten Gebeinen Leben, ewiges Leben einhauchen; es ist dir, HErr, ein Kleines, sie zu lebendigen Steinen deines ewigen Tempels zu machen! Gleich wie die liebende Mutter in Europa ihren Kindern eine Freude an diesem Tage zu bereiten gewohnt ist, so machte ichs auch meinen Leuten, die an einer Mahlzeit gesottener Eier sich recht freuten. Ich that dieß, um sie bei mir zu sammeln, und ihnen zu sagen, was vor achtzehn Jahrhunderten zum Heil der Menschheit geschehen sey. Die Bemerkung, wie ganz und gar auch ihre gegenwärtige und künftige, zeitliche und ewige Seligkeit von der Auferstehung Jesu Christi, und von einem festen Glauben an dieselbe abhänge, erregte besonders ihre Aufmerksamkeit. Sie gestanden ein, daß sie noch nie die rechte wahre Ruhe und den Frieden des Herzens genossen; und als ich dann einiges davon sprach, woher dieß komme, und ihnen den Weg zeigte, auf welchem sie dazu gelangen können, so entstand eine feierliche Stille, welche nur dann und wann von einigen Aeußerungen der Verwunderung, die sie machten, unterbrochen wurde. Die Bemerkung, die ein junger Neger, den ich neulich in Dienst genommen habe, machte, daß er nämlich niemals von mir ausgeschickt werde, ohne jeden Abend sehnsuchtsvoll daran zu denken, wie ich unter ihnen sitze, und so manches erzähle, ist mir nicht nur eine kräftige Ermunterung, meine abendlichen Erzählungen unter meinen Leuten fortzusetzen, sondern auch ein starker Beweis dafür, wie der gnädige Gott dem schwächsten Wort, im Glauben gesprochen, Kraft beilegen kann, die gleichgültigsten Herzen zu rühren.

April 22. Während ich heute damit beschäftigt war, etwas Brennholz zu spalten, kamen einige Neger, und rissen mir die Axt aus der Hand, mit der Bemerkung, daß solche Arbeit für einen Weißen nicht passe. Ich fragte, ob es eine Sünde oder Unrecht sey, die gesunden Hände, welche Gott uns nur dazu gegeben habe, daß wir damit arbeiten sollen, zu irgend einer nützlichen Arbeit zu gebrauchen? Sie meynten doch, es sey für mich nicht schicklich, mit meinen Leuten in den Wald zu gehen, um Brennholz zu holen und zu spalten. Höret, lieben Leute! fuhr ich fort, euern Worten und euerm Beispiele kann ich nicht folgen, ohne gegen die Lehren und das Beispiel dessen zu handeln, der über mich zu gebieten hat; nämlich dessen, welcher mich geschaffen, mir die gesunden Hände gegeben, und zu seinem Eigenthum theuer erkauft hat.

April 23. Schon seit einiger Zeit war ich mit Erlernung der Aschantisprache, welche hier gesprochen wird, beschäftigt. Ein Verwandter des Herzogs und dessen Nachfolger, ein artiger und verständiger Mann, welcher viele Jahre im Aschantilande als Gefangener gelebt hat, leistet mir darin gute Dienste. Sowohl in ihrer Ausbildung, als in ihrer Aussprache hat die Aschantisprache viele Vorzüge vor der überaus armen und verkehrten Accrasprache, in der ich jetzt ziemliche Fertigkeit besitze.

April 24. Die Eltern einer längst verheiratheten Tochter, welche dem Manne vor einiger Zeit entlaufen, baten mich, ihnen behülflich zu seyn, ihre Tochter zum Gehorsam zu bringen, daß sie zu ihrem Manne, der sie täglich zurückfordere, wieder heimkehre. Ich rieth ihnen, da keine Ursache zu diesem Verhalten ihrer Tochter in den äußern Verhältnissen liegt, sondern ausschließend in einer verkehrten Abneigung gegen den Mann seinen Grund hat, dieselbe durch freundliche Vorstellungen ihres tadelnswerthen Betragens für den Mann zu gewinnen zu suchen.

April 25. Die Frage, welche der Herzog gestern Abend machte: wie sind die Städte in Europa gebaut? gab Stoff zu einer langen Unterredung. Er beklagte, daß es den Negern an allen möglichen Vertheidigungsmitteln gebreche. Dieß kann, sagte ich, nicht geläugnet werden, indeß sind für euch auch solche Mittel vorhanden, welche die beste Wehr und Waffe gegen Feinde darbieten. Wie das? fragten einige. Es sind auf Erden keine Städte, erwiederte ich, so fest, daß sie nicht eingenommen, keine Vertheidigungsmittel so ausgezeichnet, daß sie nicht übertroffen werden könnten, und keine Königreiche so kräftig, muthig und geschickt, die nicht endlich ihren Meister gefunden haben, oder noch finden werden; aber dort oben, sagte ich, zum Himmel zeigend, dort wohnt ein König, welcher ein großes Regiment hat, und so mächtig ist, daß Er mit Einem Wort Alles kann, Himmel und Erde erschüttern, und in einer so festen Festung wohnet, welche nicht eingenommen werden kann. Dieser König bietet Jedem seinen Schutz und Aufnahme in seine Festung an; wollt ihr Neger also Schutz und Sicherheit annehmen, so ist sie dort auch für euch vorhanden. Wer dieser König ist, und wie er heißt, und was er denjenigen Gutes thut, die ihr Vertrauen auf ihn setzen, davon hat ein berühmter Mann, der längst gestorben ist, sehr schön und wahr gesungen: „Ein' feste Burg ist unser Gott ꝛc. ꝛc." Es sey, meynten die Neger, wohl auch das beste, sich auf Gott zu verlassen.

April 26. Die Neger feiern heute ein Fest, dessen Ursprung und Bedeutung mir keiner von ihnen angeben konnte. Unsere Väter, sagten sie, haben diesen Tag gefeiert, und deßhalb feiern wir ihn auch. Leider ist die Art und Weise, wie derselbe begangen wird, von der Beschaffenheit, daß alle, die daran Theil nehmen, noch tiefer ins Verderben hineingeführt werden. Dieß Fest gilt nur für verschiedene Hauptdörfer in und außer Aquapim bis Aschanti hinauf, und dasselbe wird alle

Monate gefeiert. Die ganze Feierlichkeit besteht darin, daß die Neger hie und da in den Hütten sich versammeln, so lange essen und trinken, bis sie nicht mehr können, oder nichts mehr haben, und trommelnd, singend, lärmend und tanzend im Dorfe betrunken umherirren, bis die finstere Nacht über sie hereinbricht. Sehr unzufrieden ging daher heute ein Neger von mir weg, weil ich ihm keinen Branntewein geben wollte. In jeglichem Guten, sagte ich, will ich euch herzlich gern fortheifen, denn eben darum bin ich zu euch gekommen; aber daraus folgt, daß ich euch keinen Branntewein geben kann, indem derselbe nur Unheil zuwege bringt, und euch noch tiefer ins Elend stürzt. Die Errettung dieses armen Geschlechts liegt mir auf dem Herzen. — Während ich heute Nachmittag allein im Walde war, gab mir der HErr die Gnade, innig für die Rettung desselben flehen zu dürfen. Solche Gebetsaugenblicke sind meine einzigen Ermunterungs- und Stärkungsstunden: der schwache Glaube nimmt in denselben etwas an Stärke zu, so wie auch die christliche Liebessehnsucht steigt, das, was noch die breite Straße wandelt und verloren geht, gerettet zu sehen. Wie gerne riefe ich Allen zu, welche die Zukunft unsers HErrn Jesu lieb haben, daran zu gedenken, so oft sie den Namen Afrika nennen hören oder lesen, daß dort ein armes, unwissendes, tief in Sünden verstricktes Geschlecht wohnt, welches vorzugsweise ihrer Hülfe und Fürbitte bedarf, indem dessen Rettung, nächst Gott, von dem alle guten Gaben herabkommen, auf der Mithülfe christlicher Freunde beruhet. Sie können das gute Werk fördern, weil sie Gott dazu aus Gnaden würdiget, und sie können es hindern und vernachläßigen. O Freunde, bedenket dieß, und laßt euch ermuntern, eure Kräfte zu vereinen zu gemeinschaftlichem Gebet und Flehen zu Dem, der jeglichem gläubigen Gebete Erhörung versprochen, jegliches gute Werk zur Ehre seines Namens und zur Rettung der Verlornen, für welche Er den Kreuzestod ausge-

standen hat, zu fördern, beides, Wollen und Vermögen besitzt, wenn auch noch so viele Hindernisse, die oft nur vermeintlich sind, in den Weg treten sollten, um für Afrika zu wirken! Mögen auch in Beziehung auf die Bekehrung der Nachkommen Chams sich uns Hindernisse entgegen stellen, denen wir anderswo überhoben zu seyn scheinen, so sind wir als Christen doch Werkzeuge in Gottes Hand, und als solche verpflichtet, alle unsere Kräfte aufzubieten, wo sein Werk darauf Forderung macht; und wo gilt denn dieß mehr, als gerade hier? Wirket für Afrikas Erlösung und Erleuchtung; Christus hat für seine Bewohner alles vollbracht, thut auch ihr, theure Freunde, was ihr könnt für diese verlassene und versäumte, ja zertretene Nation! Höret besonders nicht auf, so lange ein christlicher Odem in euch ist, Tag und Nacht zu Gott zu flehen, daß Er den Fluch Chams in ewigen Segen verwandeln wolle — und wenn ihr dann eine Bitte bei dem HErrn um Erlösung dieses Geschlechtes niedergelegt habt, so gedenket auch meiner!

Mai 3. Bevor an die Aufführung meiner Wohnung gedacht werden konnte, mußten die Bäume vom Platze weggeschafft, und der Boden vom wild durchwachsenen, mauerfesten Gesträuche gereiniget werden. Diese Arbeit habe ich durch Gottes Hülfe in verflossener Woche mit meinen Leuten vollendet. Von den vielen Zuschauern, die uns stets umgaben, waren nur wenige, die zu helfen Lust hatten. Ihres Gelächters und Geschwätzes müde, machte ich zuweilen einige Bemerkungen, die dazu beitrugen, daß einige sich davon machten, während andere Hände und Kopf aus den Ponties (Mänteln), in welchen sie, Mumien ähnlich, eingehüllt dastanden, hervorstreckten, und Hand mit an die Arbeit legten. Die Neger sind träge, und thun nicht leicht etwas ohne reichliche Vergeltung. So auffallend es mir war, am 1. Mai alle Frauen und mehrere Töchter des Herzogs das Gras um und an meinem Bauplatze herum

wegscharren zu sehen, so wenig wunderte es mich nachher, daß ihre grenzenlose Geschenkbegierde sie zu dieser Arbeit bewegen konnte, als ich dieselbe nachher aus unangenehmer Erfahrung kennen lernte.

Wenn Isert (in seiner Reise nach Guinea, Kopenh. 1788) die freundliche Dienstfertigkeit der hiesigen Neger über alle andern Neger dieser Küste erhebt, so kann dieß nur gegen völlige Fremde, von denen sie Geschenke erwarten, oder gegen solche, die ihnen reichlich Branntewein anbieten, seine Anwendung finden. Daß sie in Ehrenbezeugungen gegen Isert so weit gegangen, daß sie die Steine vor ihm aus dem Wege geräumt haben, ist ohne allen Zweifel. Zu meiner Beschämung habe ich die Wahrheit dessen gegen mich selbst erfahren. Diese Zeit ist Gottlob! wie ich hoffe, vorüber.

Mai 4. Daß es den Negern keineswegs unbewußt ist, daß sie auf einer sehr niedrigen Stufe jeglicher Bildung stehen, geht auch aus der Bemerkung hervor, welche der Herzog heute machte. Wir sind, sagte derselbe, in allem noch gar weit zurück, und bedürfen des Unterrichts gar sehr. Ich versicherte ihn, daß es nie an solchen Leuten fehlen werde, welche hieher kommen, und ihrer sich in dieser Beziehung annehmen würden, wenn sie bereit seyen, sie in Liebe aufzunehmen, und von ihnen sich unterrichten zu lassen. Dieß, erwiederte der Herzog, werden wir zu jeder Zeit mit Freuden thun. Die aufopfernde Wirksamkeit der Christen für die Erleuchtung nicht christlicher Völker, von welcher ich ihnen erzählte, machte Eindruck auf sie, so wie sie auch den Tod der hier verstorbenen Brüder bedauerten.

Die Neger begannen heute morgen das hölzerne Gerippe meines Hauses aufzustellen. Ganze, sehr hohe und fast schnurgerade Baumstämme von 5—7 Zoll im Durchschnitt werden etwa 2—3 Fuß tief in die Erde, einer neben dem andern, eingegraben, darauf wird ein Dach aufgerichtet, die Wände mit dünnen biegsamen Röhren durchwoben, die auf beiden Seiten angebunden,

und so reichlich angebracht werden, daß kein Stock aus der Ordnung zu treten im Stande ist, wenn man denselben auch in hundert Stücke zerhauen würde. Dann werden die Wände mit Lehm ausgefüllt und beworfen, und damit ist das Haus, nach Bauart der Neger, fertig. Etwa hundert Neger aus verschiedenen Dörfern des Aquapim-Bezirkes haben sich zu dieser Arbeit hier versammelt. Ehe sie die Arbeit begannen, mußte jedoch die Stelle zuvor eingeweihet werden. Der Fetisch wurde feierlich angerufen, während der Herzog den Bauplatz mit Branntewein besprengte, und dann wurde unter fürchterlichem Lärmen die Arbeit angefangen. Ich wandelte ruhig auf und ab, meine Gedanken aufwärts gerichtet zu dem HErrn Zebaoth, von welchem allein Segen und das Gedeihen eines jeglichen Werkes herkommt. Laß, o HErr! so seufzte meine Seele zu Ihm, laß dieß Haus deinen Tempel werden, darinnen dein Name geheiliget und gepriesen werde, und alle Herzen derer, die künftig darinnen wohnen sollen, Tempel deines Geistes, daß von dieser Stätte aus ein Geruch des Lebens zum Leben sich über die Bewohner dieses Landes verbreiten möge. Laß es mit dem Beginnen dieses Hauses zu keiner Vollendung kommen, wenn das Wohl meiner Mitmenschen, und deines Namens Ruhm und Ehre nicht darin befördert werden soll. Die Vollendung oder Nichtvollendung dieses Hauses ist flehentlich dem Willen dessen anheimgestellt, der allein die rechten Mittel und Wege zu wählen vermag, welche zur Förderung seines Ruhmes dienen. Er thue nun, was Ihm wohlgefällt.

Mai 6. Da ich noch immer darauf bestand, daß ein Akkord abgeschlossen werden müsse, die angebotene Arbeit der Neger betreffend, so fand zu diesem Entzweck heute ein näheres Besprechen Statt. Es muß voraus bemerkt werden, daß die Neger nur solche Arbeit verrichten können, welche in rohem und grobem Material besteht. Es ist daher die Rede nur von einem Hause ohne Balken, Boden, Fenster und Thüren, gleich einem

einfachen Viehstalle. Die Frage, wie viel sie verlangen, mir ein solches Haus zu bauen? wurde mit der Angabe von 40 Unzen Goldes (640 Speziesthaler) erwiedert. Hierauf, sagte ich, kann ich euch keine Antwort geben, sondern euch nur bitten, besser über die Sache nachzudenken. Sie berathschlagten sich, und kamen bis auf 30 Unzen Goldes (480 Spthlr.) herunter. Ich bat sie, die Sache in noch reifere Ueberlegung zu ziehen. Sie thaten es, und nun sprach Verstand und Billigkeit in einem andern Tone, als es die schändliche Habsucht gethan hatte. Sie berechneten, wie viel sie schon von mir erhalten, und meinten, daß sie noch 60 Thaler Kauris *) dazu haben müßten, um das Haus zu vollenden. Ich trat auf, ertheilte Erlaubniß dazu, und sagte ihnen, wie wenig man sich auf ihre Worte verlassen könne. Ihr möget, sagte ich, dieß selber einsehen, wenn ihr bedenket, daß ihr euch freiwillig angeboten habt, mir unentgeldlich ein Haus zu bauen, und nun heute, nachdem ihr schon manches von mir erhalten habt, eine Forderung von 40 Unzen Goldes macht. Sie baten mich, ihnen dieß nicht übel zu nehmen; es sey wahr, sie hätten darin sehr Unrecht, daß sie solche Forderung stellten, aber sie hätten es eigentlich nicht so gemeynt u. s. w. Genug, ich gab ihnen die 60 Thaler Kauris und Profunsa uduku Biakong, ein Anker Branntewein, nach welchem sie lange schrieen, noch dazu. Ich sprach noch ein ermunterndes Wort zu den versammelten Negern, in welchem ich sie hinwies, dessen Angesicht zu suchen, der für sie am Kreuze eine ewige Erlösung erfunden, als Er rief: es ist vollbracht! Die unbekannte und ungebildete Sprache wird für den Anfang der Verkündigung des Evangeliums das größte Hinderniß hier

---

*) Kauris werden kleine weiße Porzellanschnecken genannt, welche unter den Negern Afrikas als Scheidemünze gelten. Man fischt sie im bengalischen Meerbusen, und bedient sich derselben im kleinen Handelsverkehr in Indien und Afrika.

seyn. So lange der Missionar nicht ohne Dollmetscher mit den Leuten sprechen kann, ist er sehr in seiner Arbeit gelähmt. Ich werde mich aus allen Kräften bemühen, ihre Sprache so bald als möglich zu erlernen, in der gewissen Zuversicht, daß der HErr Zebaoth meine geringe Bemühung segnen, und meine Schwachheit mächtig unterstützen kann und wird.

Heute Nachmittag sind die meisten Neger von der Arbeit weggegangen. Es sind nur, sagte einer, die Kleinen, Unangesehenen, welche geblieben sind, die Großen sind davon gelaufen. Mit den Kleinen, erwiederte ich, kommt man am besten durch; deßhalb wollen wir vereint mit einander fortmachen. Ja, ja! riefen alle laut, wir, wenns seyn soll, wir allein wollen dir das Haus fertig machen!

Mai 10. In einer Unterredung von der Vorsehung Gottes und seiner Fürsorge für uns Menschen, fragte der Herzog, wo eigentlich Gott sey? ob er in der Luft hänge, oder irgendwo eine Erde habe, worauf er wohne? Das, ohne irgend eine Einschränkung ausgedehnte Daseyn Gottes machte sie staunend. Wir Neger, sagte der Herzog, beten täglich zu Gott, und bringen unserm Fetisch Opfer, damit er dich lange bei uns möge leben lassen.

Mai 13. Aus Unzufriedenheit des Herzogs mit meinem Arbeitsfleiß, ist mürrischer Unwille entstanden. Mehrere angesehene Neger haben diese Gesinnung mit ihm gemein. Wenn ich mich unter die niedrigsten Neger in Schändlichkeiten herabwürdigte, und jegliches Gebot Gottes mit stolzer Frechheit überträte, würde kein Mensch mir ein Wort darein reden; nun aber, da ich mich befleiße, dem Gebote und Beispiel meines Meisters und der Apostel zu folgen, um auch den faulen Negern ein nachahmungswürdiges Beispiel im Arbeitsfleiße zu geben, so geschieht mir, was der HErr jedem seiner Nachfolger versprochen hat; ich werde mit Scheltworten bedräut; doch dem HErrn sey Dank, das höchste Gut,

die Ruhe der Seele und Ergebenheit in seine Wege, schenkt Er mir aus Gnaden.

Statt freundlich zu grüßen, wie der alte freundliche Herzog sonst zu thun gewohnt ist, kam er diesen Morgen scheltend zu mir, als er mich mit meinen Leuten arbeiten sah. Mit großer Bestimmtheit befahl er mir, mit der Arbeit abzulassen, und hielt sodann eine lange und ernste Ermahnungsrede an mich, der ich ruhig zuhorchte. Ich zweifle, sagte ich endlich, als er inne hielt, gar nicht daran, daß ihr Neger es gut mit mir meynt; aber so lange euer Begehren und eure Befehle dem Gebote Gottes widerstreiten, kann ich sie nicht erfüllen. Darauf ging ich ruhig wieder an meine Arbeit, worüber sich der Herzog bei mehreren, die herbei kamen, bitter beklagte. Die Unannehmlichkeiten, welche mir bei jedem Schritt auf meinem schlüpfrigen Pfade begegnen, sind nicht zu zählen. Unter meinen Umständen hält es auch schwer, meine wenigen Leute in Ordnung und im Geleise zu halten, und ebenfalls fühle ich, daß es dabei nicht leicht ist, selbst in der christlichen Demuth und Geduld unverrückt sich von der Gnade Gottes bewahren zu lassen. Als ich einer Tages meinen Dollmetscher dafür bestrafte, daß er zu viel Palmwein getrunken hatte, antwortete er ganz gleichgültig: was das mache? wenn er nur seine Arbeit verrichten könne, so dürfe man an das wie? gar nicht denken.

Mai 17. Als ein Neger heute sich darüber beklagte, daß einige ihn so sehr betrogen hätten, so sagte ich ihm, daß nur Einer sey, auf den wir uns verlassen können. Die Menschen sind, so wie alle Dinge dieser Welt, so unbeständig und veränderlich, daß man auf sie wenig Hoffnung bauen darf, wenn man sich nicht selbst betrügen will, und nur unser Vertrauen auf Gott, und unser Streben nach dem, was oben ist, wird nie beschämt.

Mai 18. Der Herzog ist wieder mit mir zufrieden. Meine Besuche bei ihm machen ihm große Freude, und

sind für mich oft gesegnet. Wir Menschen, sagte er gestern Abend, sind sehr ungenügsame und undankbare Geschöpfe. Dieß zeigt uns, sagte ich, daß wir ein Etwas in uns tragen, das nicht gut ist, an einem Schaden leiden, der geheilt werden muß, ehe wir zufrieden und glücklich werden können. Es scheint bei Einzelnen ein Bedürfniß vorhanden zu seyn, das sie einsehen läßt, daß die Ruhe des Herzens nicht in den Freuden und den Dingen dieser Welt gefunden werden kann, sondern nothwendig einen höhern Ursprung haben muß, von dem die armen Leute noch gar nichts wissen. Ich glaube nicht, sagte einer der Anwesenden, daß der Mensch je zu völliger Zufriedenheit gelangen könne. Wenn es, entgegnete ich, auf uns ankommt, dann müssen wir Alle frieden- und freudenlos vergehen; aber wir haben einen Gott, und einen HErrn Jesum Christum, der, wie Er an leiblichen Gaben reich ist, auch reich ist an Gaben, welche das Verlangen unserer Seele stillen können, an Gaben der Freude und der Zufriedenheit. Während Er uns die leiblichen Gaben darreicht, will Er uns zugleich aufmerksam machen, wie bereitwillig Er sey, auch die Bedürfnisse unserer Seele zu stillen. An Ihn müssen wir uns also um diese Gaben wenden. Er gibt sie uns, sobald wir Ihn darum bitten. Wer deßwegen nicht selig, innig vergnügt und zufrieden ist, der ist es darum nicht, weil er seine Zufriedenheit noch nicht in Gott und Christo gesucht hat, sondern außer Ihm, in Dingen dieser Welt. Um aber den HErrn also zu suchen, und Hoffnung zu haben, daß Er helfen will und helfen kann, müssen wir Ihn kennen lernen, wie Er sich in dem blutenden und sterbenden Christus der Welt geoffenbaret hat. Die Geschichte seiner tiefen Erniedrigung, durch welche Er uns die mangelnde Seelenruhe erwarb, machte jeden Augenblick, da ich davon erzählte, ihre Aufmerksamkeit reger, während ihre Gedanken in der Betrachtung über die große Liebe Gottes gegen uns Sünder tiefer zu gehen schienen; und als ich ihnen

sagte, wie Christus auch um ihretwillen unschuldig gelitten habe und gestorben sey, so standen die Thränen ihnen in den Augen, welche besonders da, als ich sagte: sehet, einen solchen Gott und Helfer habt ihr auch! hervorzutreten begannen.

Mai 19. Die beiden Schreiner, welche ich vor sechs Wochen angenommen habe, mochten bis jetzt noch keine Arbeit für mich verrichten. Mir blieb daher nichts übrig, als selbst mit meinen Leuten in den Wald zu gehen, das nöthige Holz zu Thür- und Fensterpfosten vorerst zuwege zu bringen. Bei dieser harten Arbeit, welche mehrere Tage währte, und nun glücklich vollendet ist, habe ich mir eine starke Verkältung zugezogen. Während meiner Abwesenheit von hier, bei erwähnter Arbeit im Walde, hatten die Neger die eine Seite des Hauses so schief aufgerichtet, daß eine Verbesserung dieser Arbeit, so schwierig sie auch schien, unvermeidlich war. Die Neger setzten sich dagegen, und meine eigenen Leute mußte ich dazu zwingen, mir dabei zu helfen, weil sie nicht einsehen konnten, auf welche Weise es möglich sey, alles in seine Ordnung zu bringen. Indeß legten sie doch nach meiner Anweisung Hand an die Arbeit mit mir, während die Neger, statt zu helfen, so viele Hindernisse in den Weg zu legen suchten, als sie nur konnten, und mich laut auslachten. Wiederholt ertönte es: „es ist alles vergeblich, was der Weiße da thut.“ Genug, die Arbeit wurde gestern Nachmittag und heute Vormittag glücklich vollendet, und die Neger müssen sich ihres Gelächters, und meine Leute ihres Unwillens schämen. Wie sehr ich unter meinen Umständen den Beistand und die Hülfe Gottes, dem ichs allein zu verdanken habe, daß alles bis jetzt so gut abgelaufen ist, nöthig habe, werden Sie mit mir fühlen, und daher gewiß mit mir und für mich flehen, daß Er fernerhin dieselbe Huld gewähren wolle.

Mai 20. Während mehrere Neger diesen Abend über meine gestrige, so sehr gelungene Arbeit sprachen,

wendete ein angesehener Neger, ein Verwandter des Herzogs und sein Nachfolger, sich an mich, indem er sprach: Du hattest recht, da du uns vorgestern sagtest, daß du das Haus wieder gut machen könntest, und wir hatten unrecht darin, daß wir dir widersprachen, und dir nicht helfen wollten. Wir Neger sind recht dumme Leute, ich erkenne dieß, und werde meines Theils dir nimmer widersprechen, sondern sogleich thun, was du von mir verlangst, wenn ich auch gleich die Sache nicht begreifen kann. Der heutige Festtag der Neger hat leider sein Unheil auch unter meine Leute gebracht. Sie sind mit in den Strudel hineingezogen worden, welcher alle hiesigen Neger an solchen Tagen verschlingt. Der Palmwein ist auf Umwegen, ohne mein Wissen, ihnen reichlich zugeflossen. Die größte Schuld liegt auf meinem Dollmetscher; er bringt nichts Gutes unter meine jungen Leute, deren Zahl drei ist.

Mai 21. Heute fand eine lange Unterredung unter meinen Leuten, ihr gestriges Betragen betreffend, Statt. Wenn sie gleich nicht einsehen konnten, daß sie darin so sehr gefehlt hatten, an einem hohen Feiertage ein wenig zu viel Palmwein genossen zu haben, so hielten es doch alle fürs beste, mich um Verzeihung zu bitten. Wenn unser Herr nicht mit uns zufrieden ist, sagten sie, so ist der Schade unser.

Mai 26. Die letzten Tage habe ich wieder im Walde an harter Arbeit bei schlechter Kost zugebracht. Weil die Umstände dringend Forderung darauf machen, daß ich selber Hand ans Werk lege, so verrichte ich diese Arbeit mit Freuden, in der Hoffnung, daß Gott auch einen Segen für mich und Andere daraus entstehen lassen kann. Ziehe ich selbst früh am Morgen an die Arbeit voran, so folgen meine Leute mir muthig nach, ist dieß aber nicht der Fall, so wird auch wenig zuwege gebracht. Eine wiederholte Nachfrage nach den beiden angenommenen Schreinern ließ mich zu der Ueberzeugung gelangen, daß sie meine Arbeit nicht machen mögen.

Mai 27. Weil ich meiner Pflicht, mit eigenen Händen zu thun, was ich thun kann, getreulich nachgehe, so haben mich heute die Neger „den Eigensinnigen" genannt, der ihnen nicht gehorchen will; „den Ungeduldigen," der mit seiner Arbeit nicht warten kann, bis günstigere Umstände eintreten — und bei alle dem ertönt lauter noch die Schlußbemerkung: es ist alles ganz und gar vergeblich, was der Weiße da thut. Die Neger sind wie ehemals die Creter nach der Beschreibung Pauli.

Mai 31. Als der Sklavenhandel ging, sagte heute der Herzog, war sowohl für uns Neger als für die Europäer etwas zu verdienen. Er beklagte, daß diese, in seinen Augen glückliche Periode, ihr Ziel erreicht habe, welches leider keineswegs der Fall ist. Seine Bemerkung forderte mich auf, die Strafwürdigkeit, Schändlichkeit und die Grausamkeit des Sklavenhandels in seinen verschiedenen Beziehungen darzustellen. Während der Zeit, in welcher ich davon sprach (wenigstens eine Stunde), wurde von den Anwesenden kein Wort eingewendet, außer daß mein Dollmetscher noch hinzusetzte, daß Gottes Fluch, statt seines Segens, auf jeglichem Vermögen, durch Sklavenhandel erworben, ruhen müsse. Eigene Erfahrung mochte ihm dieß fühlbarer machen, da er von großem, durch Sklavenhandel erworbenem Vermögen, in dürftige Umstände gesunken ist.

Juni 1. Das Ausbleiben der obenerwähnten Schreiner versetzte mich in die Nothwendigkeit, so bald als möglich zwei andere, welche meine Arbeit verrichten können, aufzusuchen. Dieselben sind von Usue diesen Mittag hier eingetroffen. So hilft der HErr in jeglicher Beziehung jeder Noth gnädiglich ab.

Auch darin hat der HErr sich sehr gnädig gegen mich bewiesen, daß Er den Negern in ihrer Trägheit ein Schamgefühl nach dem andern über dieselbe anwandeln läßt, wenn sie mich jetzt arbeiten sehen. Statt meine Arbeit für vergeblich auszuschreien, bewundern

sie nun die Früchte derselben. Wir müssen es eingeste-hen, sagen sie, daß der Weiße wohl weiß, was er thut; er hat mit seinen paar Leuten in kurzer Zeit mehr Arbeit verrichtet und mehr Bauholz zubereitet, als die gesammten Bewohner Akropongs zu thun vermöchten. Du hast, sagte der Herzog gestern Abend zu mir, ein herrliches Beispiel darin gegeben, daß du so fleißig arbeitest. Wenn Jemand, fuhr er fort, nicht arbeiten mag, dann frage ich ihn: hast du den Weißen gesehen? geht er, als ein großer Herr in arbeitsscheuem Stolz einher? — Er arbeitet, und du, der du doch so ganz schwarz bist, magst nicht arbeiten?

Die Regenzeit hat begonnen, das Wasser dringt überall durch das Dach in meine Hütte ein. Schon mehrere Mal wurde ich dadurch in der Nacht aufgeweckt, und ich habe, um mich gegen dasselbe zu schützen, in ein Winkelchen meines engen Raumes hineinkriechen, und das Bett um und über mich zusammenziehen müssen, bis der Regen nachgelassen hat.

Juni 7. Es ist heute Pfingsttag. Dieser wichtige Tag eilt zu Ende, und leider hats an demselben an innerer und äußerer Ruhe mir sehr gemangelt, meine Gedanken zur Erwägung dessen, was der HErr durch seinen Geist der ganzen gefallenen Welt von jeher im Allgemeinen, und mir Unwürdigen insbesondere gethan hat, zu sammeln. Im Kreise meiner Leute verbrachte ich Abends zwei gesegnete Stunden. Ich erzählte ihnen die Tagesgeschichte, und einiges aus dem Leben solcher Männer, an deren Herzen der Geist Gottes seine besondere Gnadenkraft kund gethan hat.

Juni 12. Weil der Herzog in diesem Tagebuch so oft genannt wird, ist es nicht überflüßig, die Bemerkung zu machen, daß er sehr gesprächig, und überall, wo er zugegen, der erste ist, der das Wort führt. Aus deinen Unterredungen mit uns, sagte er gestern Abend, haben wir längst erfahren, daß du nichts Böses gegen uns Neger im Sinne habest. Komme doch öfter zu mir,

und bleib zugleich auch länger, als du gewohnt bist. Die Zeit vergeht mir allzuschnell im Umgange mit dir. Er äußerte abermals den Wunsch, daß seine Kinder das Lesen lernen möchten, damit sie in den Stand gesetzt würden, die Bibel zu lesen und zu verstehen. Die Bibel ist die reiche und gesunde Quelle, aus welcher ich gewöhnlich meine Erzählungen schöpfe.

Juni 14. Gott, welcher durch den Donner die ganze Erde erschüttern kann, sagte heute ein Neger, muß doch sehr stark und mächtig seyn. Hiedurch veranlaßt, sprach ich von der Macht Gottes, alles Fleisch zu verderben, aber auch alles zu erretten, was gerettet zu werden begehrt.

Juni 21. Nach wiederholten Versuchen mußte ich mit Schmerzen einsehen, daß kein hiesiger Neger im Stande war, mir brauchbare Balken zu dem Hause zu liefern. Der kürzeste und wohlfeilste Weg, dieselben zu erhalten, blieb also der, selbst mit meinen Leuten in die Wälder zu ziehen, Holz aufzusuchen, und flehend zu Gott, um seinen gnädigen Beistand, Hand an diese Arbeit zu legen. Zu diesem Zwecke habe ich mich mehrere Tage auf einer Plantage eines freundlichen Anverwandten des Herzogs aufgehalten. Dieser Neger räumte mir und meinen Leuten eine Hütte in seinem kleinen Dorfe, in einem schönen Thale mitten in den Wäldern liegend, freundlich ein. Wie er immer darum besorgt war, uns Speise zu reichen, wenn wir Mittags und Abends hungrig und müde von der Arbeit in sein Dörfchen einzogen, so erwies er sich nicht weniger gastfreundlich darin, daß er mir selbst ein Nachtlager zubereitete, dessen gleichen ich auf meinen kleinen Reisen in Afrika noch nie gehabt habe. Statt, wie es die Neger sonst zu thun pflegen, mir eine Matte anzubieten, machte er mir ein weiches Bett von Palmblättern, die er auf dem Boden der Hütte reichlich ausbreitete. Die Speise war, wie natürlich, ächte Negerkost, an die ich mich so gewöhnt habe, daß ich jetzt nichts anderes genieße.

Aus Waldschnecken war die Palmnußsuppe, welche in diesen Tagen meine gewöhnliche Speise ausmachte, gekocht, und ich hätte dieselbe mit der Hand einschlürfen müssen, wie es die Neger thun, wenn mein Knabe nicht die Vorsicht gebraucht hätte, meinen Löffel mitzunehmen. Aus einem schwarzen Topf, in welchem die Speise gekocht war, und der neben mich auf den Boden hingestellt wurde, bestand das ganze Tafelgedeck. Ich habe hier nicht allein diese Waldschnecken essen gelernt, sondern auch alte halbverfaulte Fische, aus welchen die Würmer herauskriechen. Ich habe dieß nicht aus Mangel an andern Lebensmitteln gethan, sondern nur blos darum, damit ich auf Reisen der sonstigen Nothwendigkeit, Lebensmittel auf eine so beschwerliche Weise, wie alles in Afrika transportirt werden muß, mit mir zu führen, überhoben seyn möchte; so wie auch darum, daß ich in allem, so weit es mir möglich ist, und wodurch ich einen Vortheil für die Anpflanzung des Christenthums unter den Negern zu gewinnen hoffe, mich zu den Negern gerne herablassen möchte. Alle, die mich kennen, freuen sich, Gelegenheit zu finden, mir eine ächte Negerspeise, stark gepfeffert, darzureichen, und damit bin ich so wohl versorgt, als wenn ich an einem Hochzeitsmahle Antheil genommen hätte. Doch dießmal genug hievon, das nächste Mal mehr.

Bis gestern Nachmittag hatten wir so ziemlich gutes Wetter für unsere oben erwähnte Arbeit; jetzt aber überfiel uns auf einmal ein so starker Regen, daß wir augenblicklich mit der Arbeit aufhören, und unsern Rückweg nach Akropong, in einem fließenden Strome wadend, machen mußten.

Juni 23. Die Sorgen und Leiden, welche meine gegenwärtigen Verhältnisse über mich hereinführen, werden durch die lügenhafte und betrügerische Gesinnung vieler Neger so vervielfältigt, daß sie mich mitunter fast zu Boden drücken. Wäre mein Dollmetscher ein Mann von besserer Gesinnung, und liebte er mehr Wahr-

heit, Aufrichtigkeit und Treue, so würde er mich sehr unterstützen können, aber leider muß ich sagen, aus Erfahrung sagen, daß er, wo er kann, mich belügt und betrügt. Dagegen glaube ich zwei Negerjünglingen von ein- und zwei und zwanzig Jahren das Zeugniß geben zu können, daß sie treu und redlich gegen mich handeln. Der eine derselben hat mir, seit ich den Boden Afrikas betrat, gedient, und hat sich während dieser ganzen Zeit, besonders in Krankheiten, als einen treuen und sorgfältigen Diener bewiesen. Nun, es mag helle oder finster, leicht oder schwer seyn, was die Zukunft mir bringt, ich fürchte nichts: weiß ich doch, daß der HErr, in dessen Dienst ich zu stehen die Gnade habe, mir unter allen Umständen helfen kann und will. Was Er in seinem Gnadenrath über mich Armen und die unglücklichen westafrikanischen Neger beschlossen hat, wird, auf welche Weise es auch immer geschehen mag, zu seinem Ziele gelangen. Wunderbar, Rath, Kraft, Held, ewig Vater, Friedefürst, ist nicht ein bloßer Name, den Er trägt: nein, Er ists in der That! Als solchen wird Er sich auch an uns Armen in dieser Wüste gnädiglich erweisen. Gelobet sey sein Name!

Juni 24. Nach einer langen Unterredung mit dem Herzoge heute Abend, sagte derselbe, daß der Fetisch in Tutu ihn gebeten habe, er möge dem Weißen sagen, daß derselbe ihm, dem Fetisch, einen Hammel und eine Flasche Branntewein als Opfer darbringen müsse. Uebrigens sey er, der Fetisch, damit wohl zufrieden, daß der Weiße sich in Akropong niedergelassen habe: er wünsche daher auch, daß es ihm hier immerdar wohlgehen möge, und daß er nach kürzerem oder längerem Aufenthalt in diesem Lande, wie es ihm selber beliebe, gesund und wohl in sein Vaterland zurückkehren möge. Ich weiß, antwortete ich, von keinem Fetisch, ich weiß nur von einem Gott, den kenne ich, diesen nämlich, welcher in Christo war, und die Welt mit sich selber versöhnte. Ihm werde ich nicht nur gerne meine Schafe und alles

andere, sondern auch Leib und Leben darbringen, wenn Er es von mir fordert. Und das will Er nicht nur von mir, sondern auch von euch Negern und von allen Menschen auf der ganzen Welt; Er will uns selber, das ganze Herz mit allem was darinnen ist.

Juni 25. Heute brachten einige Neger Gras zur Bedeckung meines Hauses, und weil ich ihnen keinen Branntewein geben wollte, ging der alte Herzog zornig darüber von mir hinweg, indem er die Bemerkung machte, daß ihm der Weiße Schande mache.

Juni 28. Ado Dangquar, der Herzog, ist seit einiger Zeit nicht ganz wohl. Er sagte heute, daß Jemand Fetisch gegen ihn gemacht (das heißt, ihn durch ein Zaubermittel krank gemacht habe). Die Neger schreiben bekanntlich jeden Zufall, der nicht alltäglich ist, der Einwirkung übelgesinnter Menschen vermittelst des Fetisch zu. Dieß erzeugt oft schwere Streitigkeiten, und erweckt bittern Haß und blutige Rachsucht. So glauben sie oft, wenn Jemand plötzlich dahin stirbt, oder sonst unerwartet diese Welt verläßt; daß ihn ein Anderer mittelst des Fetisch getödtet haben müsse. Kann der Beschuldigte sich nicht freisprechen durch einen wirkungslosen Genuß Erbrechen erregender Baumwurzeln, Odum genannt, so ist er entweder selbst des Todes schuldig, oder verpflichtet, den Anverwandten sieben Sklaven zu geben. Daß der Neger dem, den er nicht leiden kann, oft auf sehr verborgenen und heimlichen Wegen rachsüchtig nachgeht, ist bekannt genug, und keineswegs bin ich ungeneigt zu glauben, daß zuweilen Opfer der Rache fallen; und jene Beschuldigungen, welche so oft gethan werden, haben gewiß ihren Grund in einer allgemeinen Erfahrung, und sind nicht aus verkehrter Einbildung hergenommen. Doch dem sey nun wie ihm wolle, so bin ich hier mitten unter den Negern, wo ich meine tägliche Speise aus ihren Händen einkaufe, so ruhig und unbesorgt, wie ein Säugling im Mutterschooß; und dieß aus dem einfachen, wahren

Grunde, daß ich die Ueberzeugung, mit der ich von Basel nach Afrika gegangen bin, in mir trage, daß ich nämlich keine Stunde früher oder später von hier scheiden werde, als es Gott in seinem Gnadenrathe beschlossen hat.

Verlaßet euch, sagte ich zu Ado Dangenar, auf Gott und seinen Christus, statt auf den Schutz eurer Fetische, dann werdet ihrs durch seine Gnade gewahren dürfen, daß nicht der Fetisch, sondern Er alle unsere Schicksale leitet, und daß ohne seinen Willen kein Mensch, es sey durch Fetisch oder andere Mittel, uns Krankheit oder Tod beyzufügen vermag.

Juli 5. Leidens- und prüfungsvoll waren die letztverfloßenen Tage. Alles schien sich vereinigt zu haben, meinen schwachen Muth völlig niederzudrücken. Während die Aufführung meines Dolmetschers von der einen Seite mir vielen Kummer machte, litt mein armer Körper an einer so starken Verkältung, welche ich bei meiner Arbeit im Walde mir zugezogen hatte, daß ich einer gleichen mich nicht zu erinnern weiß. Vom ersten nur einige Worte. Wiederholt von ihm, meinem Dollmetscher, belogen und betrogen, glaubte ich es der Wahrheit, so wie ihm und mir schuldig zu seyn, ihn zur Thüre hinaus zu jagen. Doch meinen Entschluß, ihn nicht mehr anzunehmen, glaubte ich, da Ado und mehrere andere Neger mich dringend um Verzeihung für ihn, und um seine Wiederaufnahme baten, wieder ändern zu müßen. Sie drangen so oft und heftig in mich, und machten mir die glänzendsten Versprechungen der Beßerung meines Dollmetschers, daß ich endlich, ihres Fürbittens müde, in die Worte ausbrach: was helfen mir eure Worte, eure Versprechungen, wenn der Dollmetscher nicht so denkt und so spricht? Dadurch hatte ich ihnen Anlaß gegeben, denselben selbst herbeizuholen. Jetzt kannst du ihn selbst hören, sagten sie, als sie mit demselben wieder vor mir erschienen; allein die armen Neger fanden sich sehr in ihrer Erwartung von meinem

Dollmetscher getäuscht. Statt sich für schuldig zu geben, und seine Fehler zu bereuen, gab er sich alle ersinnliche Mühe, dieselben zu beschönigen, mit Blüthen zuzudecken, und die ganze Schuld auf meine übrigen Leute zu werfen. Als er sich so, etwa eine Stunde lang, von seinen Uebertretungen loszuwinden bemüht hatte, sagte ich, daß es sehr auffallend sey, mich zu bitten, ihn wieder in meinen Dienst zu nehmen, da er der beste und unschuldigste Mensch auf der Welt sey, und doch vor einigen Tagen von mir auf eine so beschämende Weise gekränkt worden sey; ich müsse demnach ein so harter und ungerechter Mann seyn, von dem er, wenn er sich auch noch so fromm verhalte, keineswegs Gutes erwarten könne, und doch bemühe er sich auf alle Weise, wieder in meine Dienste zu kommen u. s. w. Dieß schlug ihn, und machte allem Einwenden ein Ende; er änderte die Sprache, und gab nach.

Von Usue her wurde mir heute Morgen die traurige Nachricht zugesandt, daß der einzige Missionar auf Cap Coast, Mr. Dünnwell (1834 von London dorthin gekommen) am Klimafieber gestorben sey. Auch solche Wege sind von dem allein weisen Gott verordnet. Wir müssen schweigen und anbeten.

Juli 9. Die Nachricht von mehreren Todesfällen von Usue her, hat heute einen sehr tiefen Eindruck auf mich gemacht. Die Wichtigkeit und Nichtigkeit des menschlichen Lebens ist mir lebendiger als je vor die Seele getreten. Einer fährt hin nach dem andern, und bald vielleicht ruft auch der Todesbote mich.

Mach dann, o HErr, durch Christi Blut
Auch Alles mit mir Armen gut!

Juli 12. Die Regenzeit dauert noch fort, und macht meinen Aufenthalt in meiner nassen, engen und finstern Hütte im höchsten Grade beschwerlich und unangenehm. Die Feuchtigkeit in derselben wird durch die Ziegen, Hühner und Enten, die ich zum Lebensunterhalte bei mir zu haben genöthigt bin, noch sehr

vermehrt. Mit meinem Hause wirds noch lange dauern ehe es bewohnbar ist. Der Thermometer steht oft in dieser Jahreszeit auf 16° Reaumur. Die Neger sitzen meist um ein Feuer, welches sie in ihrem kleinen Hofchen oder in der Hütte angemacht haben, ihre Pfeife schmauchend umher, und erzählen Mährchen oder alte Geschichten. Einer meiner zwei Negerjünglinge, der eine Zeitlang am Guineawurm litt, fing heute an, den Fetisch dagegen zu gebrauchen. Das Ganze bestand in roth gefärbten Schnüren, die aus sonderbar durcheinander gewundenen Knoten, welche um das leidende Glied gewunden, bestanden, und von Zeit zu Zeit mit ein wenig Branntewein oder Palmwein besprengt wurden. Glaubst du, fragte ich ihn, daß dieß helfen könne? Glaubst du wirklich, deine Wunde durch den Gebrauch dieser Sachen geheilt zu bekommen? Ja, ich glaube es, antwortete er. — Gut, sagte ich, dann brauchst du meine Hülfe und meine Mittel nicht mehr, und — von jetzt an will ich deine Wunde nicht mehr verbinden. Er besann sich hierauf einige Augenblicke, warf dann seinen Fetischkram hinweg, und bat mich, ihm meine Hülfe nicht zu entziehen. Schmerz und Freude wandeln mit einander durchs Leben fort.

August 2. Die Arbeit, welche die Neger an meiner künftigen Wohnung nicht verrichten konnen, hat bis jetzt meine Zeit ganz in Anspruch genommen. Durch Gottes gnädigen Beistand sind nun sowohl die Balken eingelegt, als auch Thüren und Fenster eingemacht. Das Holz dazu habe ich mit meinen Leuten in den Wäldern selbst geholt und zugehauen. Wie ein Zimmermann mit der Axt auf der Schulter ging ich des Morgens vom Hause weg, und Mittags oder Abends kehrte ich, oft mit einem Stück Holz auf dem Rücken, wieder zurück. Sehr wohl würde es mir und meinen Leuten gethan haben, wenn bei dem Eintritt in unsere Hütte jemand da gewesen wäre, welcher uns ein wenig Speise für unsere hungrigen Magen dargereicht hätte. Gewöhnlich

war gar nichts vorhanden, und zuweilen liefen meine Leute im Dorfe umher, etwas Speise zu kaufen. Es hat dieß seinen Grund darin, daß die Neger alles auf ihren Plantagen haben, und nur täglich so viel ins Dorf tragen, als sie selber gebrauchen, oder zu verkaufen wissen. Diesem Mangel wäre sehr leicht abzuhelfen, wenn die Neger sich darauf einlassen wollten, täglich ein Gewisses entweder für mich bereit zu halten, oder zu mir ins Haus zu bringen; aber das wollen sie nicht. Da man hier kein Brod hat, so wird zuweilen auch das Bedürfniß nach Früchten, z. B. Yams und Pisangs, rege, welche in der Regenzeit sehr sparsam sind. Brod darf man, des Fetisch wegen, hier nicht backen; statt dessen braucht man gekochten Magis. In Ermanglung anderer Speisen kommen mir meine Hühner und Enten, für deren Vermehrung ich Sorge trage, sehr gut zu statten.

Die Nichterfüllung der so oft wiederholten feierlichen Versprechungen des Herzogs, das längst begonnene und noch nicht halb vollendete Haus betreffend, haben mich zu der schmerzlichen Ueberzeugung gebracht, daß man auf seine Worte eben so wenig rechnen könne, als auf die Reden der Neger überhaupt. Sein Betragen gegen mich war in letztverflossener Zeit außerdem nicht lobenswerth. Doch scheint er mir jetzt wieder mehr Geneigtheit geschenkt zu haben, freilich weniger aus wirklicher Liebe zu Recht und Wahrheit, als aus Furcht vor dem dänischen Gouvernement, welches mich ihm ernstlich anempfohlen, und von welchem er monatlich einige Thaler Besoldung erhält.

Gestern Nacht hat ein großer Tiger sich selbst außerhalb des Dorfs erschossen. Viele dieser gefährlichen Nachtdiebe sind wohl gerade hier nicht; doch auch einzelne derselben können Schaden genug thun. Während meines Hierseyns sind gewiß nicht weniger als zwanzig Ziegen und Schafe von ihnen aus den Negerhütten herausgeholt worden, und selbst Menschen waren bedroht,

in ihre Klauen zu fallen. Auf meine Bitten und Vorstellungen, Jagd auf dieselben zu machen, wozu ich zugleich meine Beisteuer zum Schiespulver anbot, machten die Neger einige Einrichtungen ums Dorf her, in welche eine junge Ziege als Lockspeise gethan, und eine geladene Flinte am Eingange aufgestellt wurde. Die ganze Einrichtung ist etwa 5 Fuß lang und 1½ Fuß breit, und besteht aus Stöcken. Ein elastischer Stock wird am Ende eingegraben, und bis zur Vorderseite niedergebogen, so daß Niemand in dieselbe hineingehen kann, ohne diesen Stock zurückzuziehen, wodurch die Flinte abgedrückt wird. Der Tiger, welcher gewohnt war, ohne Gefahr seine Beute zu holen, fand hier seinen Tod. Der Neger, welcher jene Einrichtung machte, wird als Mörder des Tigers angesehen, und muß demzufolge eine Woche lang dem Fetisch zu Ehren leben, welcher ihn diese Heldenthat verrichten ließ. Während dieser Feierzeit zieht er tanzend im Dorfe auf und ab, von einer Menge Weiber umgeben, die ihm singend und lärmend nachlaufen.

August 3. Vor wenigen Tagen machte ich die unangenehme Entdeckung, daß ein wiederholter Diebstahl an meinen Brettern verübt worden sey. Alle Umstände sprachen laut dafür, daß meine Schreiner die Thäter seyen. Geradezu wollen sie dieß zwar nicht eingestehen, doch haben sie sich heute angeboten, alles zu vergüten, wenn ich die Sache nicht in Christiansburg anzeigen wolle, wofür sie sich sehr fürchten. Auf sein Eigenthum, das nicht verriegelt ist, kann man hier nicht immer Rechnung machen. Ich habe schon manches verloren, obgleich ich in jeglicher Beziehung sehr achtsam bin.

August 17. Die ungewöhnliche Langsamkeit und Trägheit der Neger hindert den Fortgang jeglicher Arbeit an dem Hause ungemein, und verursacht mir viel Zeitaufopferung, Mühe und Laufens, indem es mir schwer fällt, das einmal Begonnene halb vollendet stehen zu lassen. Indeß sind meine und meiner Leute Bemühun-

gen und Arbeit mit dem reichen Segen Gottes bis jetzt begnadigt worden, welches uns immer mehr ermuntert, ruhig darin fortzuarbeiten, und den faulen und treulosen Negern ihre Schande, die sie sich dadurch zuziehen, als ein Reizungsmittel zur Thätigkeit vor Augen zu stellen. Blos einiger Bretter willen, welche mir ein Neger zu liefern versprochen hatte, sein Versprechen aber nicht erfüllte, mußte ich vor wenigen Tagen einen Weg von mehreren Stunden machen. Auf einer Plantage in der Nähe von Schei (Scai) mußte ich denselben aufsuchen. In Lathe, wodurch mich der Weg führte, verbrachte ich im Kreise der dortigen Neger zwei Stunden, die der HErr, mein segensreicher Begleiter, aus Gnaden dazu segnete, daß das Zutrauen dieser Neger je mehr und mehr zu dem Weißen gewendet wurde, und meine Hoffnung, ihnen nützlich werden zu dürfen, neue Stärke gewann. Während ich auf dem Gebirg Lathe hinzog, war meine Seele mit allerlei Gedanken gleichsam überfüllt. Unter mir sahe ich eine tiefe Ebene, welche bis zur See hinunter reicht, und mit ihren zerstreuten Bäumen mit einzelnen Gegenden der mir ewig unvergeßlichen Schweiz viel Aehnlichkeit hat, durch welche Anschauung ich in einem Augenblicke mich in den Zirkel der dortigen theuern Glaubensgenossen versetzte. Land einwärts stellten sich ebenfalls manche Punkte, sowohl in der Tiefe als Höhe dem Auge dar, welche mich lebhaft an die Schweiz erinnerten, und zu Betrachtungen führten, welche das Leben in meiner Einsamkeit mir schmerzlich fühlbar machten. In der Ferne sahe ich auf dem Gipfel des nächst vorliegenden Gebirgs, welches sich hoch über alle angrenzenden Berge erhebt, das erste Missionshaus stehen, welches durch des HErrn wunderbaren Gnadenrath auf dieser Küste gebaut werden durfte, und der Anblick dieses Hauses mahnte mein Herz, dessen Spuren getreulich nachzufolgen, der in den dunkelsten Wegen dem Wanderer seine Leuchte aufstellt, und in der Wüste eine Wohnung bereitet. Laß,

HErr Zebaoth! dieß bittet mein Herz früh und spät, laß, HErr Zebaoth, in diesem Hause deine Leuchte brennend aufgestellt seyn Tag und Nacht, und ihre aufhellenden und erquickenden Strahlen auf diejenigen herabwerfen, welche noch im finstern Thale wohnen, und im Todesschatten sitzen, deren hier Viele sind.

Der kurze Besuch, den ich gestern Nachmittag zu Mamso machte, erregte allgemeine Freude unter den dortigen Negern. Man braucht, glaube ich, hier nicht lange zu suchen, um einen gesegneten Wirkungskreis um den Andern zu finden. Die Neger beobachten jeden Weißen eine Zeitlang, sowohl in Beziehung seiner Reden als seiner Thaten, und finden sie dann, daß er wahr und aufrichtig handelt, und freundlich sich beträgt, so hat er sich bald allgemeine Liebe und Zutrauen erworben, und sie sind dann auch bereit, jedem Worte, das er zu ihnen redet, Glauben zu schenken. Es ist mein Wunsch, sobald es die Umstände mir möglich machen, die Leute im ganzen Aquapim in ihren Dörfern und Hütten zu besuchen, und dieß von Zeit zu Zeit zu wiederholen. Mit Errichtung einer Schule möchte ich ebenfalls auch gern so bald als möglich einen Versuch machen; das neue Haus bietet ein geräumiges Lokal dazu; allein wenn die Wohnung auch fertig ist, und Schüler genug vorhanden sind, so wirds doch, so lange ich hier allein bin, schwerlich zu etwas wirklichem mit der Schule kommen können. Wie im Missionsberuf überhaupt sich nichts zum Voraus bestimmen läßt, da man immer ganz von der verborgenen Führung Gottes abhängt, welcher der Missionar sein ganzes Wohl täglich zu überlassen hat, wenn er nicht ein stumpfes Werkzeug seyn und stets bleiben will, so kann das oben Gesagte auch nur ausgeführt werden, wenn es des HErrn Wille ist, und Er dazu seinen alles zuwegebringenden Segen gibt, von dem das Gedeihen eines jeglichen Werkes uns aus Gnaden geschenkt werden muß. Dieß ist auch das, was Christen besonders ermuntern, und noch mehr ermuntern

sollte, für sich selber, als auch für Andere zu flehen, und an den Thoren des Friedens mit Gewalt anzuklopfen, bis der HErr, der aufzuthun versprochen hat, aufthut, und auch die gefangenen Bewohner dieser Küste in seine ewige Freistatt, in die unsichtbare Kirche, über welche Er selber HErr und Haupt ist, aus Gnaden einführt.

August 23. Der Starrsinn mancher Neger ist groß. Ich will diese Blätter nicht mit Beispielen ausfüllen, sondern nur ein Beispiel unter vielen dieser Art anführen. Statt meine Schreiner diesen Morgen bei ihrer Arbeit anzutreffen, fand ich sie reisefertig mitten auf der Straße stehend. Warum geht ihr nicht an euere Arbeit? ließ ich sie fragen. Wir wollen nach Usue gehen, war ihre Antwort. Was hat euch dazu veranlaßt? fragte ich weiter, kommt doch zu mir, und gebt mir den Grund an. Nein, sagten sie, wir wollen weder zu dir kommen, noch in die Arbeit gehen. Ich ließ ihnen meine Verlegenheit hierüber nicht merken. Ich hatte die Sache dem HErrn, der Herzen leitet, empfohlen, und sprach zu ihnen also: Gehet, wohin ihr wollt, aber wenn ihr einem guten Rathe folgen wollt, dann gehorchet, wenn ich euch sage: gehet nicht, denn auf diesem Wege wird euch nur Unglück begegnen. Dieß ist, antworteten sie, einerlei, wir gehen doch. Ich fragte ernstlich: wollt ihr wirklich gehen? Ja, antwortete der eine, ich will nicht bleiben, während der Andere durch noch ernstere Vorstellungen bewogen, an seine Arbeit ging, und der erste ihm endlich auch nachfolgte. Sie fürchteten, daß die Sache in Christiansburg bekannt werden könnte, wie sie gegen meine Leute äußerten, und dieß allein konnte eine Aenderung ihres Vorsatzes zuwege bringen.

August 30. Ado, welcher so eben von Adukrong (Adumang) zurückgekommen, und um mich zu grüßen zu mir kam, erzählte, daß ihm der Fetisch befohlen habe, nach Adukrong, wo er seit zwanzig Jahren nicht gewesen war, ohne Aufschub zu ziehen, den Leuten in

diesem und mehrern angrenzenden Dörfern eine Geldstrafe aufzulegen, weil sie dem Fetisch ihr gemachtes Gelübde nicht bezahlt hatten, und daß der Fetisch eben deßwegen den Regen dieses Jahr von uns zurückgehalten habe, und werde ihn auch so lange zurückhalten, bis ihm Genüge von den Leuten geleistet worden sey. Dieß, sagte Ado, habe ich jetzt ausgeführt. Als ich nach Adukrong gekommen war, fuhr derselbe fort, fing es an stark zu regnen, so daß das Wasser stromweise durch die Straßen zog, und mitten im Strome zog langsam eine Riesenschlange durchs Dorf, als ein besonderes Kennzeichen, wie wohl zufrieden nun der Fetisch geworden, da ich seine Befehle so pünktlich ausrichtete. Auch habe er auf seinem Rückwege vom Fetisch erfahren, daß ein Neger in Akropong von den neuen Yams gegessen habe, ehe der Fetisch den Leuten den Genuß derselben erlaubt habe, und der Fetisch nun von dem Manne ein Schaf und Branntewein fordere, der seine Befehle übertreten habe. Dieß, fuhr Ado fort, ist auch in Ordnung gebracht, und deßhalb ist der Fetisch so besonders zufrieden, daß er uns heute wieder Regen gibt (es regnete eben). — Viele würden bei diesen Erzählungen vielleicht eine Menge Fragen und Einwendungen gemacht, und wohl auch sehr richtig daran gethan haben. Ich schwieg aber ganz, und hörte die Sache an. Fragen werden über solche Fetischsachen nicht beantwortet. Das viele Widersprechen erbittert nur, und somit bin ich überzeugt, daß das Wort von Christo, dem Gestorbenen und Auferstandenen, allein das verkehrte Menschenherz beugt und überzeugt. Die Anordnungen der Neger halte ich, so weit ich dieß ohne Versündigung thun kann. Christliche Klugheit gebietet, daß man keinen nachstrebenden Haß in den Herzen der Heiden aufwecken darf, wo es der christlichen Gesinnung gemäß verhütet werden kann. Ich habe daher auch noch keine von den neuen Yams gegessen, damit die Neger nicht sagen sollen, wenn irgend Jemanden ein Unglück trifft, daß der Weiße

daran Schuld sey, weil er vor der erlaubten Zeit Yams gegessen habe. Beschuldigungen der Art hört man häufig, und diese treffen am meisten solche, die nicht so glücklich sind, das Zutrauen Aller zu gewinnen. Wenn die Rede mit den Negern hierauf kommt, so sage ich ihnen, daß ich mich des Yamsessens nicht des Fetisch wegen enthalte, denn ich wisse nur von einem Gott, der weit über Alles erhaben ist, sondern euertwegen, damit ich euch keinen Anlaß gebe, mich mit ungerechten und ungegründeten Beschuldigungen zu überhäufen u. s. w. — Du hast recht, Herr! sagen sie dann; du hast Verstand, das sehen wir immer deutlicher; was du thust, ist gut; du wirst schon mit uns leben können, und mit uns fortkommen.

Sept. 9. Die Neger erweisen mir Liebe und Dienste. Das Betragen des Herzogs ist seit einiger Zeit wieder lobenswerth. Meine Besuche in den Dörfern und Hütten sind seltener, als ich und sie wünschen. O daß der HErr sich dieser schwarzen Schafe erbarmen, und sie von jeglicher Knechtschaft erlösen möchte!

Sept. 14. Plötzliche Krankheitsfälle haben die Neger veranlaßt zu glauben, daß Zauberei vorgegangen sey, wodurch ein böser Mensch Vielen den Tod bereiten wolle. Ich will eine Untersuchung halten lassen, sagte Ado heute, und kann ich die Leute finden, welche solche Fetischmittel besitzen, so sollen sie exemplarisch bestraft werden. Meine Erklärung über die Ursache solcher plötzlichen Todesfälle, welche in der Jahreszeit ihren Grund hätten, machte sein aufgeregtes Gemüth etwas ruhiger, und mäßigte seine Drohungen. Auffallend ist es, wie plötzlich oft die Leute hier dahinsterben. Manchmal gehen sie mit wenig Leib- oder Kopfschmerzen zu Bette, und den Morgen findet man sie schon todt.

Sept. 17. Die Regenzeit, welche jetzt ihren Anfang genommen, hat die unangenehme Kälte wieder herbeigeführt. Der Thermometer steht Morgens wieder auf 16° Reaumur. Daß es einen Europäer in dieser

Temperatur wirklich frieren kann, werden solche kaum begreifen, die nicht eine Zeitlang in diesem Lande gelebt, und mehrere schwere Krankheiten durchgemacht haben; wer aber hier lebt, fühlts und freut sich, wenn er Abends bei einem Feuer niedersitzen kann, und wenn er am Morgen die Sonne unverhüllt hervorgehen sieht.

Gestern Nacht wurde ich durch ein plötzliches Geschrei meiner Ziegen aus dem Schlafe geweckt. Einige derselben hatten sich losgeschlagen, und liefen schreiend in der Hütte umher. Ich glaubte einen Besuch von einem Tiger bekommen zu haben, aber dieß war nicht der Fall, sondern ein ganzer Haufen Ameisen war bei mir eingezogen, hatte die armen Thiere beunruhigt, und selbst meine Leute angegriffen. Die Ziegen mußten wir auf die Straße hinauslassen, und wir selber hätten die Hütte räumen müssen, wäre es uns nicht gelungen, diesen feindlichen Ueberfall mit Feuer von uns abzuwehren.

Sept. 20. Gestern Abend beklagte sich Ado darüber, daß Einige entweder Fetisch gegen ihn gemacht, oder ihm etwas Böses eingegeben hätten, wodurch er krank geworden sey. Als Folge seines hohen Alters leidet er oft an aufgeschwollenen Füßen. Diese Ursache seiner Kränklichkeit will er jedoch nicht zugeben. Ich bin, sagte er, als ich einmal davon sprach, nicht so alt; es sind böse Menschen, die solches durch Fetisch an mir verüben, und ich kanns nicht begreifen, wie mich die Leute, denen ich nichts als Wohlthaten erweise, so plagen mögen. Ich wies ihn zu dem Arzt aller Kranken hin, und erzählte ihm zugleich viele ermunternde Beispiele, wie der Glaube und das Vertrauen zu Ihm die schwierigsten Krankheiten geheilt habe. Seine ganze Hütte, so wie der Hof sind mit Fetischen von verschiedener Gestalt angefüllt. Alle diese Fetische, sagte er, sind blos dieser Krankheit willen da. Ich habe einen der Fetischpriester nach dem andern zu mir kommen lassen, und alle haben nach erhaltener guter Bezahlung mir theuer versichert, meine Gesundheit wieder herzustellen.

Ihre Fetische, sagte er, die du da stehen siehst, haben sie aufgerichtet und angerufen, aber es hat alles nichts geholfen. Eben darum, versetzte ich, weil du von der Nichtigkeit dieser Fetische überzeugt bist, so wende dich jetzt von diesen Gauklern, den Priestern, hinweg, und suche den lebendigen Gott, der dir Leib, Leben und alles gegeben, und auf den es allein ankommt, ob du gesund werden sollst oder nicht. Hast du schon so manches versucht, so versuche nun auch zu Jesu, dem Gekreuzigten, an dem du bis jetzt vorübergegangen bist, zu rufen; Er kann helfen, und Er hilft, wenn es seine Weisheit für gut findet. Für meine Anweisung dankte er, und versprach auch, derselben zu folgen. Indeß machten meine Reden, wie es schien, weniger Eindruck auf ihn, als auf die übrigen Anwesenden. Die Fetischpriester, sagte einer derselben, können wenig ausrichten, davon ist man schon überzeugt. Alle diese Leute mit ihren gesammten Fetischen können nicht das Leben Eines Menschen fristen, wenn Gott ihn ruft. Wie, fiel Ado in die Rede, um der Unterhaltung eine andere Richtung zu geben, wie steht es in Europa? leben sie dort in Frieden, oder führen sie gegen einander Krieg?

Die Fetischpriester mögen so sehr gaukeln, lügen und betrügen, als sie nur immer wollen, so behalten sie bei dem allem dennoch großes Ansehen. Durch List und Trug wissen sie eine Stellung unter dem Volke zu behaupten, die ihnen jegliches Mittel zu Gebote stehen läßt, jeden zu strafen, der ihnen nicht aufs Wort glauben und gehorchen will; und hat ihr schleichender Pfeil das erwünschte Ziel glücklich erreicht und die gewünschte Wirkung gemacht, so schreien sie: ihn hat der Fetisch geschlagen, weil er demselben nicht gehorchen wollte u. s. w. Was Wunder, wenn ein schüchternes Volk durch solche vermeinte Strafgerichte in Angst und Schrecken gesetzt wird, und nichts zu unternehmen wagt, wenn die Erlaubniß dieser rachsüchtigen Priester mangelt. Von solchen Priestern

werde ich oft besucht, aber ihre Besuche sind mir überhaupt wenig lieb. Immer haben sie eine Menge Albernheiten aufzutischen, welche so geschmacklos sind, daß man diese in einem hohen, stolzen Tone herfließenden Erzählungen kaum anhören kann, ohne derselben überdrüßig zu werden. Fragen der Art: wie verhält sich das? wer hat euch das kund gethan? gebet mir darüber genauere Auskunft? beweiset mir das einmal? u. s. w. schließen ihnen augenblicklich den Mund zu. So ging vor wenig Tagen der Fetischpriester, oder der, welcher im ganzen Lande über alle den Vorrang hat, nachdem ich an denselben viele Fragen gemacht, mit den Worten: „es ist nicht gut, oft zu dem Weißen zu kommen," von mir weg. Von ihrer Bildung gibt jede ihrer Erzählungen genügende Kunde. Ich theile hier folgendes mit, das der erste dieser Priester mir erzählte. „Die Quelle Densu (sie wird nämlich als Fetisch verehrt) sagte derselbe, hat jetzt wenig Wasser, weil Einige metallene Geschirre zum Wasserholen gebraucht haben. Dieß duldet der Fetisch nicht. Als ich ihm die Einwendung machte, daß jedes Kind es zu begreifen vermöge, daß Densu wegen des langen Regenmangels nicht mehr Wasser enthalten könne, als jetzt darin sey, so erwiederte derselbe, daß dieß nicht vom Regenmangel, sondern von obengenanntem Grunde herrühre; aber wenn er wollte, so könnte er es machen, daß Densu, ohne daß es zu regnen brauche, am folgenden Morgen ganz mit Wasser angefüllt werden sollte. Ich bat ihn, mir dieß durch die That zu beweisen, allein er wollte sich durchaus nicht dazu einlassen. Weiter erzählte er, daß er der Mann sey, dessen Wort vorzugsweise gelte; er rede nur ein Wort, aber dieses Wort sey so gut und kräftig, daß der Herzog demselben stets Folge leiste. Er dürfe nicht viele Worte machen, nicht lügen, noch sein gesprochenes Wort verändern, indem ihn der Fetisch dann sogleich tödten werde. Seine Vorfahren, die zu viele Worte gemacht haben, seyen eben deßhalb

plötzlich gestorben. — Ich diene, sagte ein anderer Fetischmann, dem Fetisch, welcher von Assiantee entlaufen, und in Tullu sich niedergelassen hat. Dieser Fetisch, fuhr er fort, hat deßwegen Assiantee verlassen, weil der dortige König gegen die Weißen zu Felde zog, gegen welche der Fetisch gut gesinnt ist. Hast du deßwegen, wendete er sich zu mir, etwas zu bitten, oder wünschest du etwas fortzuhaben, so komme nur zu ihm und zu mir, und du sollst dann erfahren, was für Wunderdinge er ausrichten kann u. s. w."

Es wundert mich gar nicht, daß diese Priester sich selbst für so weise und mächtig halten, wenn ich bedenke, was der Fetisch in diesem Lande ausrichten kann, so daß diese Leute zu der Ueberzeugung kommen, der Fetisch sey ganz in ihrer Gewalt. Mögen sie vielleicht nicht auch meynen, daß Gott eben so völlig in ihrer Gewalt sey?

Wie das oben Erzählte, so ist auch die Predigt, die dem armen Negervolk dieses Landes bis jetzt gehalten wurde. Kann man es daher erwarten, daß es hier in Bezug auf Recht und Wahrheit besser stehen solle, als es wirklich der Fall ist? Kann solche Aussaat bessere Früchte tragen, als das mächtige Unkraut, das hier wächst, und dem armen evangelischen Wanderer seinen Pfad so schlüpfrig macht? Möge jedes Christenherz, das die Zukunft unseres HErrn allewege lieb hat, in diese Nacht hülfreich hineinschauen, und die gesammte Schaar, welche mit den ewig theuern Gaben des rechten Lichtes begnadigt ist, für eine bessere Aussaat in diesen Gegenden noch angelegentlicher Sorge tragen, und brünstiger zu dem HErrn, deß die Ernte ist, darum bitten, daß Er viele treue Arbeiter hieher sende, und als brennende Lichter in dieser finstern Wüste viele Jahre stehen lassen wolle, zum Heil und Segen der hier verirrten Schafe. Sie sind in Wahrheit verirrt, und viele werden wohl nicht ohne Wissen irre geleitet. Sie läugnen oft die Nichtigkeit ihrer Fetische nicht,

und sind mit den Betrügereien ihrer Priester wohl bekannt: aber was hilft alles, so lange sie nicht eine höhere Hülfe, einen Heiland kennen, der sie aus der Gewalt des Satans erretten kann? Die armen Leute müssen die Orakelsprüche ihrer Fetische annehmen und pünktlich befolgen, ohne auch nur ein Wort dagegen einwenden zu dürfen, wenn sie auch noch so gut von der Richtigkeit derselben unterrichtet sind. Als ich eines Tages einen Neger fragte, warum er keine Yams esse? so sagte er: meine Zeit ist noch nicht gekommen. Wie das? fragte ich. Der Fetisch hats mir bei Todesstrafe verboten. Auf welche Weise hat er das gethan? Durch die alten Weiber, antwortete er, die der Fetisch von Zeit zu Zeit in Besitz nimmt: und was diese sagen, fügte er ganz naiv hinzu, das ist wahr. Davon wurde ich einmal in einem Feldzuge überzeugt, als ich Yams vor der erlaubten Zeit genoß, und auch wirklich davon starb.

Hier habe ich noch keinen gesehen, den der Fetisch besessen hatte: in Usue aber sah man fast täglich, daß Männer und Weiber wie Wahnsinnige umherirrten, und aus ihrem tiefsten Innern eine Menge undeutliche Worte ausstießen. Gewöhnlich laufen sie so lange umher, bis sie aus völliger Entkräftung sich ruhig hinlegen müssen.

Sept. 27. Die Jahresfeier der hiesigen Heiden, die sogenannte Yamsfeier des Herzogs, hat in den letzten Tagen ihren Anfang genommen. Ich bin dießmal nicht im Stande, so ausführliche Nachricht von diesen irreligiosen Feierlichkeiten zu geben, als ich gerne wollte, indem das feuchte Wetter mich von denselben abhielt, und in meine Hütte einschloß. Vom 22—24. Sept. wurde das Dorf immer mehr von herbeiströmenden Leuten angefüllt. Allenthalben sah man eine Emsigkeit, wie sie hier sonst nie zu sehen ist. Große und Kleine liefen in den Straßen umher, von Freund zu Freund, um denselben den Jahresgruß und ein Geschenk zu bringen, das in Brennholz, Yams, Fleisch

und Hühnern bestand. Auch ich bin so reichlich mit solchen Gaben beschenkt worden, daß ich für viele Wochen mit Brennholz und Yams reichlich versehen bin. Am 24. fand die eigentliche Feier Statt. Am frühen Morgen versammelten sich die meisten bei dem Herzog, um ihre Geschenke, welche jedes Dorf an diesem Feste besonders bekommt, in Empfang zu nehmen. Nachher zog der Herzog in voller Prozession unter Musik, Tanz und großem Gelärm an die verschiedenen Fetischplätze ums Dorf herum, um dem Fetische Yams und Brannte-wein hinzuwerfen, und den Verstorbenen, welche hier begraben liegen, ebenfalls Essen und Trinken darzureichen. Jenen wurde die Erfüllung jedes Verlangens versprochen, wenn sie das Land gut halten wollten; diesen der Eid gethan, daß der Herzog als ein Mann in ihrem Lande stehen, und ihre mit ihm lebenden Nachkommen bis in den heißesten Todeskampf vertheidigen wolle. Hierauf kehrte der ganze Zug ins Dorf zurück, nach einer Stunde aber wieder aus demselben hinaus. Bis jetzt war der alte Ado auf seinen Füßen gegangen, jetzt aber saß er mit einer Flinte in der Hand, und einer sonderbaren Bekleidung, mit einer mützenförmigen Kopfbedeckung von Antilopenfell, in seinem Tragekorbe auf den Köpfen mehrerer Träger, welche sich durch ihre geflochtenen Haare auszeichnen. Ihm voran trugen sie eine Anzahl Schädel ihrer im Krieg erschlagenen Feinde, und den Stuhl des Herzogs, der wie eine Königskrone in Europa hochgeachtet wird. Das Ziel war eine nahe liegende Wasserquelle; dort mußte der Stuhl und die Schädel gewaschen, und der Name, dessen Rumpf sie einst bedeckten, laut ausgerufen werden, während dem aus jedem Palmwein getrunken wurde. Alles dieß geschah hinter einem Vorhange, und ich hatte mich zurückgezogen, aber mein neugieriger Dollmetscher sah die ganze Sache mit an. Das Ganze mochte etwa eine Stunde dauern, worauf dann der ganze Zug ins Dorf zurückkehrte, und einen Flintendonner begann, der etwa

eine Stunde ununterbrochen fortdauerte. Indessen hatten diejenigen, welche keinen thätigen Antheil an dem Schießen nahmen, in ihrem Zirkel sich ruhig auf der Straße niedergelassen, und den Anfang mit Branntewein und Palmwein gemacht. Die Unruhe dauerte bis spät in die Nacht hinein, und kaum war der nächste Tag gekommen, so wurde schon wieder mit Lärmen und Trinken angefangen. In Lärmen, Essen und Trinken bestand an diesem Tage alle Feierlichkeit. Gestern zogen die meisten Leute in ihre Dörfer zurück, so daß nur noch ein kleiner Ueberrest im Dorfe ist. Die wechselnden und sonderbaren Gefühle, welche unter einem solchen Volksgewühle und vielen ermüdenden Besuchen einen anwandeln, können nicht beschrieben werden. Nur der weiß es, wie unwohl sich der arme Bote Christi unter solchen Umständen fühlt, der es selber erfahren hat.

Sept. 28. Als es gestern Abend stark zu regnen anfing, versammelte sich aus eigenem Antrieb ungewöhnlich schnell eine bedeutende Anzahl Neger und Negerinner an einem Lehmgraben, und richteten Lehm zu meiner künftigen Wohnung zu. Während die Männer mit Händen und Füßen arbeiteten, trugen die Weiber und Kinder Wasser herbei. Unverweilt wurden auch sogleich einige Boten, ob es gleich Nacht war, an die Leute mehrerer Dörfer abgefertigt, sie zur Hülfe herbeizurufen. Schon um 3 Uhr fingen die hiesigen Neger heute Morgen mit der Arbeit an, während nach und nach auch die in der Nacht Gerufenen herbei kamen. Einige bewarfen nun die Wände in- und auswendig, andere trugen Wasser, und holten Lehm herbei, so daß sie mit dieser Arbeit so ziemlich fertig geworden sind, und das Haus heute dichte Wände bekommen hat. Es geht mit dem Bauen so langsam fort, und kann auch nicht anders seyn, da ich weder große Unkosten machen, noch mit Gewalt darauf treiben will. Die Neger sind langsam, und haben mit jeglicher Arbeit immer gute Zeit. Das Haus wird mit Gottes Hülfe zu seiner Zeit schon

vollendet werden, und dann bietet es auch für künftige Ansiedler eine weit bequemere Wohnung dar, als ich sie je in Afrika gehabt habe. Für mich, da ich jetzt durch Gottes Gnadenbeistand so weit gekommen bin, daß ich wie der Eingeborne leben und wohnen kann, ist eine enge Hütte gut genug; aber für solche, die zum ersten Male diesen Boden betreten, ist eine gute und bequeme Wohnung dem Körper so nothwendig, als die Speise. Es ist auch nicht Jedem gegeben, ein solches Leben zu führen, wie ich es jetzt thue.

Okt. 7. Abermals sah ich mich gedrungen, vor 8 Tagen auszuziehen, um Bretter herbeizuschaffen. Derjenige Neger, der mir bis jetzt dieselben geliefert, hat, nach einem von mir erhaltenen Vorschusse, diese Arbeit verlassen, und wollte ich das Haus nicht unverschlossen lassen, so war es nothwendig, daß ich selbst wieder Hand an diese ungewohnte Arbeit legte. Die Arbeit verrichtete ich mit meinen Leuten auf einer Plantage des ältesten Sohnes des Herzogs, dessen Leuten zugleich von ihrem Herrn befohlen wurde, mit Hand ans Werk zu legen, und 70 ausgezeichnete Bretter waren der Gewinn dieser Arbeit. Auch dieses Geschäft führt mich unter die Leute, und bietet manche schöne Gelegenheit dar, freundlich mit ihnen zu reden, und genauer mit ihren Sitten und Gebräuchen und ihrer Lebensweise bekannt zu werden, welches oft eben so niederschlagend als nützlich ist. Ein besonders vorherrschendes Laster unter den Negern ist die Unzucht, welche gerade deßwegen so ungemein schlimm ist, weil sie die Neger nicht als etwas Schädliches, und als ein in Jammer und Elend stürzendes Uebel anerkennen wollen. Sie glauben durch Befriedigung ihrer fleischlichen Lüste nur der Natur das Recht zu geben, welches ihr gebührt. Ich leide in dieser Beziehung viel mit meinen Leuten, mit denen ich oft lange und ernste Unterredungen dieserhalb halte. Meine Ermahnungen hören, und meine Thränen sehen sie oft mit thränenden Augen an; aber diese Sünde

als irgend etwas Böses anzuerkennen, das wollen sie nicht, und blos darum, weil sie die Sünde lieben. Ich leide auf allen meinen Wanderungen von der Zudringlichkeit, mit welcher jedem unverheiratheten Weißen in diesen Gegenden von dem jungen weiblichen Geschlechte zugesetzt wird. Ich leide von meinem Herzen, in dem nichts Gutes wohnt, und das in sich selbst eine Quelle enthält, deren Unreinigkeit der Heiland selbst beschrieben hat. Rathsam, höchst rathsam wäre es auf jeden Fall für den umherwandernden Missionar, verheirathet zu seyn, indem er dadurch der versuchenden Aufdringlichkeit überhoben seyn würde. Ich nenne diese Sache vor der verehrten Kommittee, und lege sie in die Hand meines Erlösers, der alle meine Schicksale aus Gnaden leiten wolle, in kindlicher Ergebenheit nieder.

Ich schließe hier diese nur allzu weitläufig gewordenen, und oft wenigsagenden Mittheilungen mit der Bitte, es mir zu vergeben, daß ich so lange gewartet, bis ich dießmal Nachricht von mir gegeben, und daß ich überhaupt so wenige allgemeine Bemerkungen gemacht habe. Die Neger sind nicht die einfältigen und offenen Leute, wie es viele meynen; im Gegentheil finde ich, daß sie sehr verschlossen und nur zu vielfältig sind. Mit allem, was ihre Fetische betrifft, gehen sie sehr geheim zu Werke, und sieht man oft auch, daß sie dieselben verehren, so weiß man dennoch nichts weiter, als was man gesehen hat. Fragen darüber beantworten sie sehr ungerne. Genug, viele Sachen sind mir noch zu unbekannt, als daß ich genaue Nachricht darüber geben könnte, und deßhalb habe ich gar nichts davon gesagt. Das Volk liegt in jeglicher Beziehung in tiefer Versunkenheit, und können Sie, theure Väter in dem HErrn, Freudigkeit gewinnen, einige dem HErrn mit Leib und Seele ergebene Boten hieher zu senden, so wartet darauf schon ein armes Negervolk, das Hülfe bedarf, ein einsamer Wanderer, der sich nach Hülfe sehnt, und eine große Missionswohnung mitten in der Heidenwelt. Alles dieß ladet dringend Gäste hieher ein, die Zions zerfallene Hütten aufzubauen vom HErrn den Ruf haben.

Ihr geringer, aber ergebener Zögling:
A. Riis.

Lieder

auf die

ein und zwanzigste Jahres-Feier

der

evangelischen Missions-Gesellschaft in Basel,

Mittwoch, den 29. Juni 1836.

Gemeinde.

(Mel. Gott, vor dessen Angesichte 2c. Basler Gesangb. Nro. 55.)

1. Auf! und laßt den HErrn uns preisen,
Unsern König auf dem Thron;
Den Barmherzigen und Weisen,
Den gewalt'gen Gottes-Sohn;
Der, ob auch der Spötter lacht,
Herrscht mit unumschränkter Macht
Mitten unter Seinen Feinden,
Schützend, segnend die Gemeinden.

2. Wenn sich Seine Feinde sammeln —
Treibt Er sie nach Ost und West.
Wenn sie Ihm das Thor verrammeln; —
Er bricht durch, und setzt sich fest.
Rüsten sie sich gegen Ihn: —
Er steht auf, sie müssen flieh'n.
Ist ihr Nacken steif wie Eisen,
Dennoch muß ihr Thun Ihn preisen.

3. Und wir sollten bang verzagen,
Wenn ein Tag sich neigt zur Nacht?
Morgen muß es wieder tagen,
Neu verglüh'n der Sonne Pracht.

Unstet ist die Finsterniß,
Und der Sieg des Lichts gewiß;
Was wir als Verlust betrauern,
Muß als Segen ewig dauern.

4. Wenn wir in den dürren Wüsten
Gruben einen Lebensborn,
Und ihn dann verlassen müßten;
Wär' doch, wahrlich! nichts verlor'n;
Denn die Quelle fließet fort,
Bricht sich Bahn von Ort zu Ort,
Daß es keiner durst'gen Seele
An der süßen Labung fehle.

5. Was der Vater selbst gepflanzet,
Rottet keine Macht mehr aus;
Gottes Garten ist verschanzet,
Und auf Felsen steht Sein Haus.
Er nimmt, will Verheerung nah'n,
Selbst sich Seiner Pflanzung an;
Und was Seine Hand gefunden,
Bleibt Ihm ewig fest verbunden.

6. Unser Amt ist aller Orten,
Seinen Samen auszustreu'n;
Die verfall'nen Kirchenpforten
Wird Er selber einst erneu'n.
Wenn der Götze sich empört,
Wenn der Aberglaube wehrt:
Er wird doch, wie Er versprochen,
Welt und Satan unterjochen.

7. Zeuch mit uns durch Feindes Lande,
Großer König, gib uns Muth!
Schmück' uns mit dem Heilsgewande,
Schütz' uns vor der Feinde Wuth!

Laß, wo ihre Fahnen weh'n,
Siegreich unser Häuflein steh'n!
Ob sie uns auch wo vertreiben,
Wirst Du dennoch Meister bleiben.

Chor.

1. Frühling, der die Welt verklärt,
Wann erscheint dein Zeichen?
Winter, der so lang gewährt,
Wann wirst du entweichen?
Längst bedeckte starrer Frost
Darbendes Gefilde.
Frühling: komm mit deinem Trost,
Komm mit deiner Milde!

2. Rings der Nationen Kreis'
Harret auf dein Wehen;
Bis die Blumen still und leis'
Aus der Nacht erstehen;
Bis des Glaubens Kräutlein blüh'
Und der Liebe Pflanze;
Und dein Tag die Erd' umzieh'
Mit des Lebens Kranze.

3. Bis aus öden Wüstenei'n
Noch ein Garten werde,
Wo sich Beet' an Beete reih'n
Auf der ganzen Erde;
Süßer Duft von Berg und Thal
Auf zum Himmel steige,
Und mit Gnaden ohne Zahl
Gott herab sich neige.

4. Brich uns an, du sel'ges Licht,
Ewig junger Morgen!
Stell' uns hell vor's Angesicht,
Was im Grab verborgen.
Wo zerstreuet her und hin
Selt'ne Gärtchen stehen;
Laß die ganze Wüste blüh'n,
Grünen Thal und Höhen!

5. Geist des Lebens und der Macht!
Schau die Nationen,
Wie sie in der weiten Nacht
Unerleuchtet wohnen!
Was sind Tausende, die steh'n,
Gegen Millionen,
Welche fallen und vergeh'n
Unter allen Zonen!

6. Ach! wir harren mit Begier,
Bis, HErr, durch Dein Walten
Ganze Völker einst vor Dir
Ihre Hände falten;
Bis im weiten Erden-Rund
Alle Götzen brechen,
Amen, ja! zu Deinem Bund
Alle Zungen sprechen!

Lieder

bei der

feierlichen Abordnung von drei evangelischen Sendboten,

zur

ein und zwanzigsten Jahres-Feier

am

zweiten Missions-Festtage,

Donnerstag, den 30. Juni 1836.

Chor.

Mel. So führst Du doch recht selig ꝛc. ꝛc.

Ja, durch das Sterben führest Du zum Leben,
Zum Siege bringst Du Jeden, der sich beugt;
Und immer müssen Schatten sich erheben
Bevor Dein Morgenstern am Himmel steigt.
Der Schatten sind in dieser Welt genug,
Und viele Fluren liegen öd' und kahl;
Da wird man froh an einem Sonnenstrahl,
Und jauchzt, wenn nur ein Körnlein Früchte trug.

Gemeinde.

Mel. Das ist unbeschreiblich ꝛc. ꝛc.

1. O wie lieb und theuer
Ist das Lebenswort!
Brennte doch sein Feuer
Bald an jedem Ort;
Wo auf starren Gipfeln
Nie das Eis vergeht,
Wo in Palmen-Wipfeln
Heißer Gluth-Wind weht!

Inhalts-Verzeichniß.

Seite.

Nro. III. Merz 1836.

Monatliche Auszüge
aus
dem Briefwechsel und den Berichten
der
brittischen u. ausländischen Bibel-Gesellschaft.

Aus dem einunddreißigsten Jahresberichte der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft, vom Mai 1835.

Rußland.

Die protestantische Bibelgesellschaft zu Petersburg, setzt mit viel Eifer ihre wohlthätigen Arbeiten fort, wie dieß aus folgendem Auszug ihres Berichtes erhellt: „Seit unserm ersten, vor zwei Jahren erschienenen Berichte, sind vier neue Hilfsgesellschaften zu Moscau, Pultawa, Novgorod und Wilna aufgerichtet worden, so daß unsere Gesellschaft in ihren Arbeiten nunmehr von 13 Vereinen unterstützt wird. Aus einem Berichte des Herrn Viereck geht hervor, daß er sowohl in der Stadt Kasan, als auf seinen Wanderungen in dieser weiten Diözese häufige Gelegenheit findet, einzelne Einwohner mit Exemplarien der heiligen Schrift in den verschiedenen Landessprachen zu versehen, denen diese köstliche Gabe um so willkommener ist, da sie in ihrer abgelegenen Lage selten Gelegenheit haben, einem öffentlichen Gottesdienste beizuwohnen, und häufig den Religionsunterricht eines protestantischen Predigers ganz entbehren müssen. Der Verein zu Dorpat hat mit lobenswerthem Eifer und gesegnetem Erfolg seine Arbeiten fortgesetzt. Es sind in dem großen Wirkungskreise desselben ausgebreitete Verbindungen mit mehreren

thätigen Predigern angeknüpft worden, die das Mittel waren, vielen Einwohnern das Wort Gottes in die Hände zu bringen. Besonders heilsam war der Beschluß dieser Gesellschaft: jeden Rekruten, der lesen konnte, mit einem neuen Testamente in seiner Muttersprache umsonst zu versehen. Die Committee zu Dorpat wird von 8 Hilfsvereinen in verschiedenen Theilen ihres Bezirkes unterstützt, bei denen einflußreiche und thätige Männer zur Förderung der Bekanntschaft mit den heil. Schriften mitwirken.

Herr Oberpastor Dittrich in Grusien, hat die Führung der Angelegenheiten der Bibelgesellschaft bereitwillig übernommen, so wie auch durch die deutschen Missionarien zu Schuscha unsere Missionskreise bis an die Grenze Persiens ausgedehnt werden. In den beiden letzten Jahren hat unsere protestantische Bibelgesellschaft in Rußland 16,908 Ex. der heil. Schriften ausgebreitet, und in demselben Zeitraum in freiwilligen Gaben und im Erlös von verkauften Bibeln eine Einnahme von 25,252 Rubel gehabt."

Schweden.

Auch zu Stockholm hat die dortige Bibelgesellschaft im verflossenen Jahre ihr Werk mit unermüdetem Eifer fortgesetzt. Auszüge aus ihrem interessanten Berichte werden für die Freunde der Bibelsache ermunternd seyn.

„Wir haben, so schreiben sie, im verflossenen Jahre 3,487 Bibeln und 10,770 N. Test. in Umlauf gesetzt. Von letzterm hat die Diözese Westeras allein 6,098 Ex. in Empfang genommen. Von letzterm Orte wird im Bericht eines thätigen Freundes Folgendes gemeldet: „In Hinsicht auf das große Verlangen, das sich unter dem Volke nach dem Besitz des Wortes Gottes zeigt, darf ich Ihnen zu meiner Freude berichten, daß an jeder Stelle, wo

dieser köstliche Schatz zum Ankauf dargeboten wurde, die Leute sich mit freudigem Danke diese Gelegenheit zu Nutze gemacht haben, und aus ihrem Eifer geht deutlich hervor, daß die Liebe zu dem seligmachenden Worte Gottes in unsern Dörfern noch nicht erkaltet ist. In den obern Pfarrsprengeln von Dalekarlien, wo die Einwohner mit der Erinnerung an die Tapferkeit ihrer alten Väter zugleich die tiefe Ehrfurcht vor Gott und seinem heil. Worte geerbt haben, durch welche sich ihre Voreltern auszeichneten, hat sich diese dankbare Freude auf die kunstloseste und kräftigste Weise kund gethan. Viel erfreuliche Beispiele hievon sind in den Berichten enthalten, die wir von dorther empfangen haben. Mancher arme, aber fromme Landmann, der nur mit Schwierigkeit seine Pfenninge zusammen bringen konnte, um damit ein Exemplar der heiligen Schriften zu erkaufen, konnte sich nicht erwehren, das Hochgefühl seines Herzens laut auszusprechen, daß er nun ein Buch in den Händen habe, nach dessen Besitz sein ganzes Leben hindurch seine Seele dürstete, und den er nimmermehr erwarten durfte. Nicht selten folgte ein Thränenstrom dem glücklichen Augenblicke nach, in welchem einer dieser Einwohner die heil. Schriften zum ersten Mal in seine Hände bekam. Mancher jüngere Mann, der mit Betrübniß sich erinnerte, in der Hütte seines Vaters und Großvaters ein Bibelbuch gefunden zu haben, indeß er selbst den spärlichen Unterhalt seiner Familie kaum zu erwerben vermochte, konnte nicht denken, jemals zum eigenen Besitze des Wortes Gottes gelangen zu können, und wie glücklich fühlte er sich jetzt, als ihm um einen verhältnißmäßig geringen Preis dieser theure Schatz seines Lebens angewiesen wurde."

Die Gesellschaft ließ von jeder der beiden Ausgaben des schwedischen N. Test. 5000 Ex. und ebenso auch vom finnischen N. Test. 5000 Ex. abdrucken; auch wurden ihr

von England her 500 schwedische Bibeln zugesendet. Folgendes ist eine kurze Uebersicht der Arbeiten der schwedischen Bibelgesellschaft. Dieselbe ließ im Jahr 1834 2,500 Bibeln und 27,500 N. Testamente drucken, und setzte in dem gleichen Jahre 2,107 Bibeln und 10,596 Testamente in Umlauf. Innerhalb der verflossenen zwanzig Jahre ihrer Thätigkeit sind von derselben 127,187 Bibeln und 203,600 N. Test. gedruckt, und von diesem Vorrathe 115,922 Bibeln und 264,822 N. Test. unter den Einwohnern Schwedens ausgebreitet worden.

Norwegen.

In Christiania wurde der Druck der ersten Bibelauflage unter der Leitung des Agenten der brittischen Bibelgesellschaft vollendet, und eine zweite zu 5000 Ex. begonnen. Auch befinden sich gegenwärtig 5000 N. Test. unter der Presse. Ein Brief des Agenten, der eine Uebersicht seiner Arbeiten im verflossenen Jahr in sich faßte, enthält folgende Bemerkung: „Sie werden mit Vergnügen vernehmen, daß ich mit 40 Geistlichen des Landes, und andern thätigen Bibelfreunden in Verbindung gekommen bin, welche zur Verbreitung des Wortes Gottes in Norwegen kräftig mitwirken. Der Druck von 5000 Ex. der norwegischen Bibel rückt schnell vorwärts. Auch habe ich Gelegenheit gefunden, innerhalb der letzten 10 Monate 2629 Bibeln und 1749 Testamente käuflich zu verbreiten.“

Die norwegische Bibelgesellschaft zu Christiania hat den ganzen Vorrath ihrer letzten Ausgabe von 10,000 N. Test. bereits vergriffen, und sie geht damit um, eine zweite gleich starke Auflage zu veranstalten. Nach Bergen sind 1000 Bibeln gesendet worden. Auch wurde zu Stavanger ein Vorrath von 668 N. Test. in Umlauf gesetzt, so daß eine neue Auflage des N. Test. bereits im Druck begonnen hat.

Dänemark.

Dem Herrn Prediger Röntzen zu Christiansfeld wurden 100 deutsche Bibeln und 400 deutsche Testamente, nebst 200 dänischen zu zweckmäßiger Vertheilung zugesendet. In einem seiner Briefe bemerkt derselbe, daß ein junger Mann, welcher Grundsätze des Unglaubens eingesogen hatte, durch einen Bericht der Bibelgesellschaft zum Lesen des Wortes Gottes veranlaßt, und für den Glauben an unsern Erlöser gewonnen worden sey. Aus dem Bericht der Schleswig-Holsteinischen Bibelgesellschaft geht hervor, daß im verflossenen Jahre von derselben 3,647 Ex. der heil. Schriften in Umlauf gesetzt wurden; obgleich im Laufe der frühern Jahre eine reiche Aussaat des Wortes Gottes ausgestreuet worden war, und daß die Gesellschaft die Freude hatte, in den verflossenen siebzehn Jahren ihrer Thätigkeit 66,960 Bibelexemplare im Lande zu verbreiten.

Aus dem letzten Berichte der dänischen Bibelgesellschaft, den der Sekretär derselben, Herr Dr. Hohlenberg herausgab, geht hervor, daß dieselbe im verflossenen Jahre einen Absatz von 817 Bibeln und 4476 N. Test. gehabt hat.

Preußen.

Dringliche Aufforderungen sind von Herrn Elsner zu Berlin aufs neue an unsre Gesellschaft gemacht worden, das preußische Heer noch weiter mit heil. Schriften zu versehen. Da in frühern Jahren von ihr schon so vieles für diesen Zweck geschehen war, so glaubte unsere Committee dieses Gesuch ablehnen zu müssen, bis sie die klare Ueberzeugung gewonnen hatte, daß im Falle ihrer Weigerung für diesen Zweck nichts geleistet werden würde, während auf der andern Seite ermunternde Beweise vorlagen, welche die Wünschenswürdigkeit dieses Beginnens

deutlich beurkundeten. Einer unserer Correspondenten schreibt unter anderm hierüber: „Viele Soldaten verlangen, ja sie hungern und dürsten nach dem Worte Gottes; den deutlichsten Beweis hiefür liefert der auffallende Erfolg, der unsere Austheilung begleitete, indem jedes einzelne Testament ausdrücklich von den Soldaten verlangt wurde, und jeder Empfänger von seinem geringen Solde drei Silbergroschen für dasselbe zu bezahlen bereitwillig war."

Unsere Committee konnte diesem Gesuche nicht länger widerstehen, und es wurden demnach die erforderlichen Anweisungen zum Ankauf von 12,000 Testamenten nach Berlin gesendet.

Folgende Stelle aus dem Berichte der preußischen Bibelgesellschaft wird mit Vergnügen gelesen werden: „Da es uns durch die Gnade Gottes gestattet ist, dieses zwanzigste Jahresfest unserer preußischen Hauptbibelgesellschaft feierlich zu begehen, an welchem wir uns zugleich erinnern, daß vor 300 Jahren der ehrwürdige Mann Gottes, Dr. Martin Luther, unter Gottes Beistand seine deutsche Bibelübersetzung vollendete, so fühlen wir uns gedrungen, mit dem königlichen Psalmdichter auszurufen: Singet dem HErrn ein neues Lied, ihn preise die Gemeine der Heiligen. Alles was Odem hat lobe den HErrn, Halleluja. Wir haben fürwahr reiche Ursache von Gnade und Barmherzigkeit zu reden, welche Gott im Laufe von zwanzig Jahren unserer Gesellschaft erzeigte, und die Segnungen zu rühmen, die seine Hand auf unsre schwachen Bemühungen zur Ausbreitung seines heiligen Wortes unter den Armen legen wollte. Nicht minder freudig werden die Glieder unserer Bibelgesellschaft sich dankbar an die reichen Segnungen erinnern, welche der HErr seit mehr als hundert Jahren (Jahr 1710) durch die Errichtung der hallischen Bibelanstalt, deren ehrwürdiger Stifter der vollendete Baron von

Canstein gewesen ist, über unser Land ausgebreitet hat; eine Anstalt, welche Millionen von Bibeln und Testamenten hauptsächlich unter den ärmern Klassen des Volkes in Umlauf setzte. Nicht minder freudig tritt uns heute die Erinnerung an den gesegneten Tag (7 März 1804) entgegen, an welchem vor 30 Jahren der Baum gepflanzt wurde, der als brittische und ausländische Bibelgesellschaft in London kräftig empor wuchs, und nun seine fruchtbaren Aeste und Zweige über jeden Theil der Erde verbreitet. Von diesem Stamme ist auch unsere Gesellschaft durch Gottes Gnade ein Zweig; möge der HErr Barmherzigkeit verleihen, daß dieser Zweig mit erneuter Kraft aufwachse, und Früchte trage zum ewigen Leben. Ihm sey Preis und Ehre dafür immerdar, Amen.

Im Laufe des verflossenen Jahres ließ es uns der HErr gelingen 9,662 Bibeln und 520 N. Testamente zu verbreiten, und so beläuft sich die, seit 20 Jahren von der preußischen Hauptbibelgesellschaft von Berlin aus, verbreitete Summe heil. Schriften auf 138,067 Bibeln, und 88,687 N. Testamente. Aus den Berichten unserer Hilfsvereine, so viele derselben bis jetzt bei uns eingelaufen sind, ergibt sich, daß sie im Laufe des verflossenen Jahres 17,210 Bibeln und 9,445 N. Test. in Umlauf zu setzen Gelegenheit gefunden haben. Da nun von den preußischen Hilfsvereinen innerhalb der verschiedenen Perioden ihrer Errichtung, im Ganzen 255,952 Bibeln und 235,271 N. Test. ausgebreitet worden sind, so geht hieraus hervor, daß die Gesammtsumme der, von der preußischen Hauptbibelgesellschaft und ihren Hilfsvereinen innerhalb dieser Zeit verbreiteten heil. Schriften, sich auf 717,977 Ex. belaufen. Wir flehen inbrünstig zum HErrn, daß dieses heilige Buch in der Hand eines Jeden, der dasselbe empfangen hat, eine Leuchte für seine Füße, und ein Licht auf seinem Wege werden möge."

Belgien und die Niederlande.

Herr Prediger Cordes von Genf, hat im Laufe des Sommers 1834, nicht ohne mannigfaltigen Erfolg, eine Besuchsreise nach Belgien gemacht, um neue Wirkungskreise für den göttlichen Samen der heil. Schrift aufzusuchen. Es braucht nicht erst bemerkt zu werden, daß Belgien eigenthümliche Hindernisse für die Verbreitung des Wortes Gottes in sich faßt. Indeß darf dennoch unsere Committee mit Gefühlen der Dankbarkeit berichten, daß zu Brüssel, Antwerpen und Gent kleine Vereine für diesen Zweck aufgerichtet werden konnten. Auch zu Lüttich wurden die nöthigen Schritte gethan, welche die Errichtung einer Bibelgesellschaft daselbst hoffen lassen. An andern Hauptstellen dieses Landes wurden indeß zu unserm Bedauern die Schwierigkeiten so groß gefunden, daß für jetzt auf ähnliche Versuche an diesen Orten verzichtet werden mußte. Unsere Gesellschaft fand für zweckmäßig, diesen verschiedenen Vereinen die Summe von 2263 Bibelexemplaren zu zweckmäßiger Verfügung zuzusenden.

Die niederländische Bibelgesellschaft hat vom Juni 1833 bis Juni 1834, eine Anzahl von 10,934 Ex. der heil. Schriften in Umlauf gesetzt.

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibel-Gesellschaft.

Nro. IV. April 1836.

Monatliche Auszüge

aus

dem Briefwechsel und den Berichten

der

brittischen u. ausländischen Bibel-Gesellschaft.

Aus dem ein und dreißigsten Jahresberichte der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft vom Mai 1835.

Griechenland.

Herr Prediger Leeves hat seine Arbeiten auf der Insel Syra fortgesetzt, auch rückt die Uebersetzung der alttestamentlichen Schriften ins Neugriechische ihrem Ende entgegen. Unsere Committee hat zum Druck der griechisch-türkischen Bibel auf Syra, eine neue Buchstabenschrift dorthin gesendet, und bereits ist mit dieser schönen Schrift der Anfang des Drucks gemacht worden. Für diese Auflage sind unter den Griechen selbst 10,000 Piaster freiwillige Beiträge eingesendet worden; auch hat die amerikanische Bibelgesellschaft eine Anzahl von Exemplarien zum Werthe von 1000 Thalern angekauft.

Die Aussichten für die Verbreitung der heil. Schriften in Griechenland sind im Ganzen sehr günstig gewesen. Man hegte lange Besorgnisse, daß diesem Werke störende Hindernisse würden in den Weg gelegt werden; allein diese Besorgnisse haben sich bisher als grundlos bewiesen. Vielmehr enthält einer der Briefe des Herrn Leeves folgende erfreuliche Nachricht: „Vielleicht ist Ihnen bereits bekannt, daß von der griechischen Regierung die h. Schrift als ein für alle öffentliche Schulen nothwendiges Buch aner-

kannt worden ist. Dieß ist eine Entscheidung, deren Aufhebung sich bei jeder möglichen politischen Veränderung nicht leicht befürchten läßt, da in diesem Beschlusse blos bestätigt ist, was schon längst in weitem Umfange thatsächlich Statt fand. Dr. Kork (ein ehemaliger Zögling der evangelischen Missionsschule zu Basel) ist, wie Sie wissen, von der Regierung als Direktor aller öffentlichen Lehranstalten in Griechenland aufgestellt worden, und dieser theilte mir vor einiger Zeit die amtliche Nachricht mit, daß die Regierung neben dem N. Testament auch die Einführung der alt-testamentlichen Schriften in die Volksschulen beschlossen habe, und daß er beauftragt sey, über die Art und Weise, wie die Regierung zu dem erforderlichen Vorrath heil. Schriften zu diesem Behuf gelangen könne, mit mir in Briefwechsel zu treten."

Herr Prediger Leeves wies bei diesem Anlasse die hohe Wichtigkeit nach, wo es immer thunlich sey, die heil. Schrift zwar zu möglichst herabgesetzten Preisen, aber doch immer in der Regel käuflich unter das Volk zu bringen; und das Beispiel, das uns Athen hiefür gegeben hat, läßt uns hoffen, daß dieser wichtige Punkt werde ausgeführt werden.

Auch in unserm Lande (England) befindet sich eine Auflage der neugriechischen Bibel unter der Presse, und von mehrern einzelnen prophetischen Büchern, so wie vom Psalmbuche sind 5000 besondere Abdrücke über die Zahl der Auflage gemacht worden, um für die Vertheilung alsobald etwas in den Händen zu haben. Auch wurde eine Auflage von 5000 Ex. des neuen Testamentes veranstaltet. Nach der Insel Syra sind im Laufe des verflossenen Jahres 8,322 Bibelexemplare in alt- und neugriechischer, so wie in deutscher, französischer und italiänischer Sprache zur Verbreitung auf den griechischen Inseln gesendet worden.

Ostindien.

Aus einem Schreiben des Bischoffs von Calcutta vom 4 Juni 1835.

Ich habe ein Schreiben an Sie über den Zustand des Bibelverbreitungsgeschäftes in Indien von Zeit zu Zeit verschoben, weil ich mich gerne noch gründlicher mit dem Gegenstande bekannt machen wollte, ehe ich eine Darstellung desselben wagte: und nun kann ich es nicht länger anstehen lassen, mein Ihnen gegebenes Versprechen zur Ausführung zu bringen.

Wäre die brittische und ausländische Bibelgesellschaft auch nur für die Beförderung der geistigen Wohlfahrt Indiens aufgerichtet worden, so würde sie, meiner festen Ueberzeugung nach, schon damit dem Reiche Christi auf Erden einen Dienst geleistet haben, dem in der Geschichte der christlichen Kirche wenig ähnliche zur Seite stehen. Das ganze unter der Gesetzgebung und dem Einfluß der Britten stehende Indien mit seinen 134 Millionen Hindus und Muselmanen wartet auf Ihre heilsame Arbeit. Der größere Theil der Bevölkerung dieser Länder ist im Lesen und Schreiben unterrichtet, und hat, was bei den Völkern des Abendlandes nicht der Fall war, vielleicht schon seit 3000 Jahren eine Stufe von Volksbildung erreicht, die zwar noch immer niedrig genug, aber doch ungleich höher ist, als die Bildungsstufe, auf welcher nur erst 7—800 Jahrhunderte rückwärts die Völker Europas allgemein gestanden haben. Ein jedes Dorf in Indien hat seine Schule. Ein jedes Kind lernt sein Alphabet, und erwirbt sich schon in seinen frühesten Jahren die Fähigkeit, seine Muttersprache lesen und schreiben zu lernen. Neugierde, eine beharrliche Forschbegierde, die Liebe zu geschichtlichen Erzählungen, so wie eine früh reife Entwickelung aller geistigen und körperlichen Kräfte dieser Einwohner haben zur Folge, daß sie alles, was ihnen zum Lesen angeboten wird, begierig zu verschlingen pflegen.

Nun ist aber das Bibelbuch so gut wie die ganze äußerliche Natur für den Menschen gemacht, es entspricht ganz und gar seiner sittlichen Natur und Beschaffenheit, es erweckt und befriedigt seine Aufmerksamkeit, und dringt in die innersten Gefühle und Bedürfnisse seines ganzen Wesens ein. Das Sonnenlicht ist nicht mehr dem Auge des Menschen angepaßt, als die Schrift auf das Gewissen und auf das Herz des Menschen berechnet und für dasselbe eingerichtet ist. Auch die Art und Weise, wie in den göttlichen Offenbarungen die Wahrheit dem Menschen nahe tritt, ist durchgängig für den ganzen Menschen, für seine Kinder- und Jugendjahre, so wie für sein Mannes- und Greisenalter berechnet und jeder Stufe des Lebens angepaßt. So zeugt demnach nicht blos der Inhalt, sondern auch die Darstellungsweise des Bibelbuches für seinen göttlichen Ursprung. Aber die Bibel ist vorzugsweise in Indien zu Hause; sie ist ein orientalisches Buch; ihre Anspielung, ihre Bilder, ihre Gebräuche, ihre Geschichten, ihre Volkssitten: alles lautet in derselben in hohem Grade asiatisch, und wird am leichtesten verstanden in denjenigen Ländern, welche dem Geburtslande des heil. Bibelbuches am nächsten liegen.

Aber dieß sind erst nur noch die allgemeinsten Züge der Verwandtschaft der indischen Völker mit dem Bibelbuche. Es ist süße Wonne hinzufügen zu dürfen, daß die Bereitwilligkeit der Bewohner Indiens, die heiligen Schriften in ihren Muttersprachen aufzunehmen, in demselben Verhältniß zunimmt, als die Bibelanstalten ihre Thätigkeiten erweitern und verstärken. Jahre waren dazu erforderlich, eine solche Maschiene aufzurichten, die Reibungen ihres Räderwerkes zu überwinden und jeden einzelnen Bestandtheil derselben zur Leistung seines eigenthümlichen Beitrages tüchtig zu machen. Während dieses alles in Europa geschah, bereiteten sich die Bewohner Hindostans und anderer Länder des östlichen

Asiens zum freudigen Empfang ihres Erzeugnisses vor. Die ganze Sache hat viel Aehnlichkeit mit der Erfindung der Buchdruckerkunst und der Kirchenreformation, die ihr im 16ten Jahrhundert auf dem Fuße nachfolgte. Beide griffen mächtig in einander ein, und reichten einander die Hand. So auch in der Geschichte der Bibelgesellschaft. Und jetzt laufen von allen Theilen Indiens Nachrichten ein von der Begierde dieser Völker, das Wort Gottes in Empfang zu nehmen; die Zahl der lernbegierigen und wahrheitsuchenden Seelen, welche die heil. Schrift haben wollen, häuft sich mit jedem Tage an, und an den großen Götzenfesten, welche diese bethörten Völker feiern, darf der Missionar nicht von der Stelle weg, ohne ihre Begierde befriedigt, und seinen Vorrath an heil. Schriften erschöpft zu haben.

Mit diesen vielseitigen Bewegungen des Christenglaubens in Indien trifft der Umstand zusammen, daß die Religionsweisen der Hindus und der Muhamedaner im sichtbaren Zerfalle sich befinden. Jedoch ich muß den Namen von Religionsweisen von einem Gewebe menschlicher Herrschsucht und finstern Aberglaubens zurück nehmen, das sich nie zu dem Punkte erhoben hat, um mit Recht mit dem ehrwürdigen Namen einer Religion bezeichnet werden zu können. Die seltsame Mischung von Gottesverläugnung und sittlich befleckenden Göttergeschichten, wie sie im Systeme des Hinduismus sich findet, so wie die freche Verstümmelung der jüdischen und christlichen Religionsurkunden, welche die Grundlage des Muhamedanismus bildet, sind keine Religion. Erstere ist nur das matte Schattenbild einer ursprünglichen Gottesoffenbarung, das leise Ahnungen eines höhern Lichtes in sich faßt, dem es aber an festem sittlichem Grunde gebrach, um dasselbe auf die Spur der Wahrheit zu leiten; letztere ist weiter nichts, als ein dem Christenthum abgeborgter Raub, der dem falschen Propheten zu Füßen

gelegt ward, um seinen Namen mit dieser Beute zu verherrlichen. Beide Systeme nahen sich in Indien sichtbarlich ihrem Untergange. Der Lebenshauch, den während der letzten sieben Jahre ein allgemeiner Friede über die Völker Indiens verbreitete; die Fortschritte, welche die Künste und Gewerbe im Lande gemacht haben; die wohlthätige Herrschaft der brittischen Gesetzgebung; die edlen und wohlgemeinten Bemühungen der ostindischen Handelsgesellschaft, um die ihrer Verwaltung zugetheilten Länder zum Wohlstande zu erheben und zu segnen; die Ergebnisse einer achtzigjährigen sich stets verbessernden Gesetzesverwaltung: dieses Alles hat zwar stillschweigend und langsam, aber nur desto gewisser und kräftiger zu solchem Verbesserungswerke mitgewirkt, und wirkt heute noch fort. Jeder neue Lichtfunke der Erkenntniß, der über Indien sich verbreitet, schließt einen neuen Beitrag in sich, um die rohen Irrthümer zu zernichten, welche das ganze Wissen der indischen Völker mit ihrer ganzen Lebensweise, ihrem sittlichen Charakter und ihrer Religion bis jetzt umschlungen haben.

Die frommen und friedlichen Bemühungen der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft waren vorzugsweise dazu geeignet, um diesen Zustand der Dinge in Indien herbei zu führen. Jedes Bibelexemplar ist ein Bote Gottes, der still und segenverbreitend unter dem Volke umher wandelt. Jede neue Uebersetzung irgend eines Theiles der heiligen Schriften wirkt dazu mit, nicht nur die Seele zu reinigen und glücklich zu machen, sondern auch den sittlichen Volkscharakter zu heben, das Licht höherer Wahrheitsbildung in die Finsternisse hinein zu tragen, alle wohlwollenden Triebe in Bewegung zu setzen, und so eine beglückende Erleuchtung über die Völker Indiens auszubreiten. Nie tritt die himmlische Reinheit der biblischen Offenbarungen so helle ans Licht hervor, als wenn sie sich dem schmutzigen Gewande der

hinduischen Götterfabeln gegenüber stellt. Nie erscheint der unübertreffliche Inhalt der heil. Schriften so majestätisch groß und herrlich, als wenn er mit dem leichtsinnigen Kinderspiele der Schasters, und der selbstsüchtigen Verwirrung des Korans sich in seinem ganzen Ernste verglichen wird. Nie erregt das Wort von der Versöhnung eine so tiefe Bewunderung, als dieß in seinem Gegensatze gegen die fruchtlosen Selbstpeinigungen dieser falschen Götterlehren der Fall ist. Nie tritt die Sittenlehre des Christenthums in so unbeflecktem Glanze hervor, als wenn wir sie mit dem schauderhaften Bilde sittlicher Herabwürdigung vergleichen, das unter den Völkern Asiens in ihren häuslichen und geselligen Verbindungen auf jedem Schritte uns begegnet.

Als ich kürzlich die östlichen Theile meines großen Berufssprengels besuchte, so trat mir überall das Werk der brittischen Bibelgesellschaft gleich einem Engel des Friedens entgegen. Ich sah eine Anzahl Chinesen an der Buchdruckerpresse beschäftigt, um unsere heiligen Schriften für ihre verfinsterten Landsleute zu drucken. Auf der schönen Insel Ceylon wechselten zwar die Bilder, aber die Sache war dieselbe. Eine Anzahl von Bibelübersetzungen in den Sprachen dieser Insel ward auf meinem Tische vor mir ausgelegt. Zu Madras wohnte ich der zahlreichsten Bibelversammlung bei, die ich je außerhalb London gesehen habe. Noch weiter südlich wird unter dem weit verbreiteten Tamulenvolke das N. Testament begierig gelesen, und die Bibelgesellschaft zu Madras hat im Jahr 1834 nicht weniger als 11,000 Exemplare desselben unter diesem Volke verbreitet. Die Hilfsgesellschaft zu Calcutta hat gestern ihren Jahrestag gefeiert, und ein hocherfreulicher Bericht ward in der Versammlung den Anwesenden mitgetheilt. Unter einzelnen Völkerstämmen zeigt sich ein solches Verlangen nach dem Worte Gottes, daß um demselben entgegen zu kom-

men, einzelne kleinere Theile der neutestamentlichen Schriften ausgestreut werden müssen. So ward in der Versammlung eine Subscription eröffnet, um wenigstens Ein Evangelium in der Urdusprache zu drucken, die vom Fuße des Himelaia-Gebirges an, bis zum Kap Comorin herab in den meisten Städten und den volkreichen Dörfern gesprochen wird. Leider ist die Kasse unserer Bibelgesellschaft gänzlich erschöpft, und wir bedürfen einer bedeutenden Geldhülfe, wenn das Bedürfniß, das vor uns liegt, auch nur bis auf einen gewissen Grad befriedigt werden soll. O wäre es mir möglich, Sie auf einen Augenblick unter die Millionen verblendeter Götzendiener hineinzuführen, wie sie ihre Kniee vor steinernen und hölzernen Bildern beugen; könnte ich Ihnen die eckelhaften Greuelsscenen zeigen, die am blutbeträuften Altare der Göttin Kali verübt werden; könnte ich Sie zu einer Stadt am Fuße der Ghautsgebirge führen, wo in einem einzigen Monat des verflossenen Jahres nicht weniger als 1900 Schlachtopfer in dem Wasser des Ganges ihr Grab gefunden haben; könnte ich Ihnen die tausendfachen Bilder des Elendes vor die Augen führen, das die häusliche Glückseligkeit untergräbt, und den Menschen in den Schlamm der Laster hinabzieht; könnte ich Ihnen zu gleicher Zeit die Seligkeiten vor die Augen stellen, die der lebendige Christenglaube in den Hütten, so wie im Leben der Neubekehrten verbreitet: gewiß, Sie bedürften keinen weitern Beweggrund, um sich mächtig angeregt zu fühlen, mit allen Mitteln, die Ihnen zu Gebote stehen, der Verbreitung des Reiches Christi in Indien Ihre hülfreiche Hand darzubieten.

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

Nro. V. Mai 1836.

Monatliche Auszüge
aus
dem Briefwechsel und den Berichten
der
brittischen u. ausländischen Bibel-Gesellschaft.

Aus dem ein und dreißigsten Jahresberichte der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft vom Mai 1835.

Spanien, Portugal und Italien.

Noch immer bieten diese volkreichen Länder gar wenig Stoff für Bibelgesellschaftsberichte dar. Indeß hat dennoch unsere Kommittee das Vergnügen zu bemerken, daß nunmehr die Aussichten für die heilsame Wirksamkeit der Bibelverbreitung in diesen Ländern ungleich ermunternder sind, als sie je zuvor waren. Nach Gibraltar wurden 50 portugiesische Bibeln und 200 Testamente nebst 100 spanischen Bibeln und 400 Testamenten gesendet; während von Oporto ein ermunternder Bericht eingegangen ist, in welchem es heißt: „daß das letzte Decret, das die freie Einfuhr von Büchern gestattet, für die Bibeln und Testamente keine Ausnahme gemacht habe.“ Eben so wird darin bemerkt, daß jedem Einwohner gestattet seyn solle, die Religion zu üben, die seine Ueberzeugung und sein Gewissen billige; und es wird daher rathsam gefunden, daß für alle diejenigen, welche die h. Schriften zu lesen wünschen, ein Vorrath derselben bereit gehalten werde. Es wurden daher 100 Bibeln und 400 Testamente dorthin gesendet. Zu Lissabon haben einige Freunde

einen kleinen Verein gebildet, um die Verbreitung der h. Schriften in Portugal zu befördern.

Eine zweite Auflage des catalonischen N. Test. von 2000 Ex. ist unter der Presse, während, ohne irgend einen Zusammenhang mit unserer Gesellschaft der Bischof von Arragonien, wie man glaubt, mit Genehmigung der Oberbehörde zwei Editionen der von ihm selbst übersetzten spanischen Bibel im Druck herausgegeben hat.

Aus Italien sind unserer Kommittee Berichte von zwei neuen italienischen Bibelübersetzungen zugekommen, die von Männern verfertigt werden, welche die erforderliche Tüchtigkeit zu solchem Werke haben. Immerhin vernimmt mit dem reinsten Vergnügen unsere Kommittee Unternehmungen dieser Art, welche ganz unabhängig von unserer Gesellschaft ins Werk gesetzt werden; denn mag die h. Schrift von unserer Gesellschaft, oder mag sie auf anderm Wege ausgebreitet werden, so bietet immerhin die einfache Thatsache, daß für ihre Verbreitung gewirkt wird, Stoff genug zur lautesten Freude dar.

Die Türkei.

Die englischen und amerikanischen Missionarien zu Smyrna haben Herrn Barker bei der Verbreitung der heiligen Schriften kräftig unterstützt. Die Armenier scheinen der besondere Gegenstand christlicher Thätigkeit für die amerikanischen Missionarien zu seyn, und Herr Barker legte der Kommittee der Bibelgesellschaft zu London die Nothwendigkeit dringend nahe, die ganze heilige Schrift in der Sprache der Armenier zu drucken.

Zu Konstantinopel wurden im verflossenen Jahre 2303 Bibelexemplare in Umlauf gesetzt. Die Pest wüthete fürchterlich in dieser Stadt, und dieser Umstand trug dazu bei, daß das Werk der Bibelverbreitung bisweilen unterbrochen wurde. Indeß sind bei unserer

Kommittee sehr erfreuliche Nachrichten über die heilsame Wirksamkeit des Bibellesens in dieser Stadt eingegangen. Herr Barker schreibt, daß er zu Konstantinopel eine beträchtliche Anzahl von Armeniern gefunden habe, welche von allen bloßen Menschensatzungen sich losgesagt und die Bibel als einzige Richtschnur ihres Glaubens angenommen haben. Ihre Anzahl vermehrt sich täglich, und sie sind unter dem Namen der Evangelischen bekannt. Auch befinden sich mehrere Priester unter ihnen. Der Oberlehrer der armenischen Schule, in welcher alle Priester gebildet werden, ist einer aus ihrer Zahl, und ein sehr wackerer Mann. Die Griechen in Kleinasien warten sehnsuchtsvoll auf die türkisch-griechische Bibel. Alles was gegen die Missionarien und ihre Bücher unter ihnen ausgestreut, und selbst gepredigt wurde, hat ihren Sinn für sie nicht geändert, und sie sehen sich nach dem Worte Gottes um, das wir ihnen versprochen haben."

„Es wird Sie freuen zu vernehmen, fährt Herr Barker fort, daß die Türken in ihren Feldlagern fünf Schulen aufgerichtet haben, in denen bei 2000 Soldaten lesen und schreiben lernen. Sie machen schöne Fortschritte, und haben eine Freude am Unterricht. Mein junger Gehülfe Lazarides, geht mir im Geschäfte der Bibelverbreitung kräftig an die Hand. Ich sandte ihn kürzlich auf den Markt von Pallukissa, auf dem er 526 Ex. der heil. Schriften verkaufte, und an die Schulen 111 Ex. unentgeldlich weggab. Diese Bibeln sind besonders zu Brussa und in der Nachbarschaft dieser Stadt in Umlauf gesetzt worden."

Im Laufe des verflossenen Jahres ist das erste Buch Mosis, so wie das Psalmbuch in der türkischen Sprache gedruckt worden. An Herrn Tod zu Damaskus wurden 200 hebräische Bibeln abgesendet. Dieser Freund läßt sich dort die Ausbreitung des Wortes Gottes sehr

angelegen seyn; obgleich er bis jetzt noch wenig Erfolg seiner Bemühungen wahrzunehmen Gelegenheit hatte. Herrn Dr. Staunton, welcher die Expedition in den Euphratgegenden, und den Hauptmann Chesney begleitet, ist eine Anzahl heiliger Schriften in verschiedenen Sprachen der Euphratländer mitgegeben worden.

Der Druck des alt- und neu-armenischen Testamentes ist zu Handen der Missionarien zu Schuschi vollendet, und beinahe die ganze Auflage denselben zugesendet worden; auch wurde eine neue Auflage desselben zu 3000 Ex. angeordnet. Von den Missionarien zu Schuschi sind sehr ermunternde Briefe bei unserer Gesellschaft eingegangen. Sie haben im letzten Jahre 1008 Ex. der heil. Schriften ausgebreitet, welche ihren Weg nach Tiflis, Tebris, Nachitschiwan, Schamachi und Baku gefunden haben. Die Nachfrage nach dem Worte Gottes ist unter Armeniern und Muhamedanern im Zunehmen; auch durften sie da und dort erfreuliche Merkmahle von der heilsamen Wirksamkeit des Wortes Gottes in ihren Umgebungen wahrnehmen. Diesen Missionarien wurden neue Bibelvorräthe in 500 Ex. des persischen neuen Testamentes, 500 persische Psalmbücher, 200 Sprüchwörter und 200 Ex. des Propheten Jesajas zugesendet. Missionar Glen von Astrachan hat die Uebersetzung der prophetischen Bücher des alten Testamentes, so wie des Buches Hiob in die persische Sprache vollendet und der Druck derselben soll in England begonnen werden. Missionar Galloway, welcher bisher unter den Tartaren zu Karaß und der Umgegend gearbeitet hat, hat im Auftrage unserer Bibelgesellschaft eine Reise in den Ländern des kaspischen Meeres gemacht, um unter den Tartarenstämmen dem Worte Gottes den Zutritt aufzuschließen. Derselbe schreibt in einem seiner Briefe: „die Muhamedaner sind noch immer mit starken Vorurtheilen gegen das Wort von der Gnade Gottes erfüllt; indeß

ist es doch ermunternd zu sehen, daß ihre Vorurtheile in demselben Grade geschwächt werden, als die Bekanntschaft mit diesem Wort ihnen näher gebracht wird. Obgleich wir eben nicht von vielen Bekehrungen reden können, welche unter ihnen bewirkt worden wären, so ist doch der Zustand der Dinge ein ganz anderer geworden, als er zuvor war. Viele Muhamedaner um uns her fangen jetzt an, dem Worte Gottes ruhig zuzuhören, während die Lehren des Evangeliums sie zuvor so gewaltig zum Zorne aufreizten, daß sie das neue Testament häufig aus der Hand warfen, oder die Blätter aus demselben heraus schnitten, auf denen die ihnen gehäßigen Lehren aufgezeichnet waren.

Westindien.

Aus einem Briefe des Herrn Wheeler, Agent der brittischen Bibelgesellschaft von Spanisch-Town auf Jamaika, vom 14 Dezember 1834.

Durch die Gnade Gottes bin ich am 11ten dieses glücklich hier angelangt, und wohne jetzt in demselben Hause mit Herrn Thomson. Unsere Reise ging gut von Statten, und wir machten den Weg von Portsmouth (in England) hieher in 34 Tagen; auch hatten wir bei sehr schönem Wetter eine sehr angenehme Reisegesellschaft, unter welcher Herr Hänsel und Herr Dickson, Missionarien der bischöflichen Missionsgesellschaft, nebst der Gattin des letztern sich befanden. Es wäre zu frühe, wenn ich mir jetzt schon irgend ein Urtheil über den Zustand der Dinge in Westindien gestatten wollte; aber das einstimmige Urtheil aller derer, die ich bis jetzt gesprochen habe, läßt mich glauben, daß eine weite und hoffnungsreiche Thüre für das Werk Christi in unsern Tagen in Westindien aufgeschloßen ist, und daß sich bei dem raschen Umschwung der äußerlichen Verhältnisse eine wahrhaft heilsame Veränderung für

die kommenden Geschlechter erwarten läßt, welche den niederdrückenden Einfluß der Sclaverei nicht erfahren haben. Ein solch männliches Benehmen, und solche Empfänglichkeit für das Bessere, hätte ich zuvor unter der schwarzen Bevölkerung dieser Insel nimmermehr erwartet, wie ich die Sache jetzt mit meinen Augen sehen darf, und ein solches Betragen läßt uns die segensreichsten Wirkungen für die Verbreitung des Evangeliums hoffen. Als Christen sind wir Schuldner aller Völker, selbst alsdann, wenn der Glaube allein der Antrieb und der Führer unserer christlichen Arbeit ist; aber hier wird der Glaube auch durch äußerliche Merkmahle unterstützt. Wir sehen unsre Zeichen, die uns zurufen, mit frohem Muth unserm Werke entgegen zu gehen, und für den König der Ehren das vorbereitete Land in Besitz zu nehmen.

Calcutta.

Aus einem Briefe des Missionar Häberlen zu Calcutta.

„Die Anzahl bengalischer Bibeln und N. Test., welche ich im verflossenen Jahr verbreitete, ist nicht sehr groß; auch habe ich von den Wirkungen nichts erfahren, welche dieselben in dem Sinne und Leben der Leser hervorbrachten. In den Dörfern südlich von Calcutta theilte ich eine große Anzahl einzelner Evangelien unter den Erwachsenen heidnischen Einwohnern aus. Ich wurde von den Leuten um sie angegangen, und ich benützte jedesmal die Gelegenheit ihnen zu sagen, auf welche Weise sie das Wort Gottes gebrauchen sollen. Selbst solche Eingeborne, welche unsere Neubekehrten hassen, haben mich um die Mittheilung der heiligen Schriften ersucht; dieß thaten sie wahrscheinlich aus bloßer Neugierde, aber ich hätte es für unweise gehalten, ihnen die Schrift vorzuenthalten. Dürfen wir doch hoffen, daß selbst Widersacher in Freunde verwandelt werden können, wenn

sie die frohe Bothschaft des Heils gelesen haben, welche das Evangelium verkündigt.

Mehrere junge Hindus von Bildung, welche in dieser Stadt wohnen, kamen zu mir, um mich um englische Bibeln zu bitten, und ich darf sagen, daß das Lesen derselben einen tiefen Eindruck auf sie gemacht hat. Einer besonders fühlte die Wahrheit so stark, daß er nicht wußte, was er thun solle, ob er alsobald sein Glaubensbekenntniß öffentlich ablegen und der Leitung des Bibelgottes sich unbedingt anvertrauen solle, ohne um die Folgen sich zu bekümmern, die ein solcher Schritt nach sich ziehen würde, oder ob er noch länger mit den Betrachtungen dieses großen Buches sich beschäftigen solle. Er war, meiner Ansicht nach, noch zu jung, als daß er viel Verfolgung hätte aushalten können, und ich rieth ihm daher, noch reiflicher darüber nachzudenken, was das Christenthum von seinen Bekennern fordere, und besonders den Inhalt des Wortes Gottes auf sich anzuwenden. Er ist noch in derselben Gemüthslage; allein ich habe große Hoffnung, daß er sich von den stummen Götzen zu dem lebendigen Gott bekehren wird."

„Noch eine Thatsache muß ich hier nennen, welche zwar nicht die Wirkungen des Bibellesens beleuchtet, aber immer viel Ermunterndes in sich begreift. Im verflossenen Januar machte ich mit einigen Missionsfreunden eine Wanderung nach den westlichen Gegenden von Bengalen, und wir wurden öfter von den Rajah's, deren viele in diesen Gegenden wohnen, um christliche Bücher angegangen. An einem Orte besuchte uns der Rajah zweimal in unserm Zelte, sprach lange über mancherlei Gegenstände, und drückte sich, (wir hoffen mit vollem Ernste) auf eine Weise aus, welche dem Sinne eines lebendigen Christen Ehre gemacht haben würde. Wir hatten nur noch ein einziges bengalisches Testament ihm zu geben, das er mit der tiefsten Ehrfurcht, als

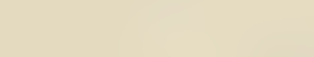


Oestl: Länge von Greenwich
174°
175°
176°
35°
36°
37°
KARTE
des nördlichen Theils
von
Neu Seeland
Sp. Kari-kari od. Knuckle Sp.
Oruru Bucht
Sp. Surville
Wangaroa B.
Panake I.
Kaitaia
Wangaroa
Rangihoua
Cap Wiwkia
INSELN BUCHT
Tepuna
Kerikeri
Cap Rakau-manga manga
Wangaruru
Waimate
Wydematta
Mangungu
Wiria
Paihia
Kawakawa
Montouaro
Wananake
Tutukaka
Ngangurec
Paike Nake od. Sp. Eka
Mangawai
Mangakahia
Wangari
Ahotai
Fl. Hokianga
HOKIANGA
Cap Tewara
Hen and Chickens
Taranga I.
Wangari Bucht
Papaiouton
Steiles Ufer
Needles Sp
Arid
Houtourou I.
Barrier
Cap Barrier
Wakatawenua
Cap Tokatou Fenoa
Passage I.
Flacher Fels
Cap Moe-hao od. C. Colville
Charls Sp.
Tiritiri-matangui
Kaipara Hafen u. Fl.
Mahurangi
Waiheke
Mercur I.
Mercur Bucht
(Witi Angi)
Falsche Bucht
Court of Aldermen
TAMAKI
Hafen Manukau
Wakatiwai
Kopu
Puriri
HOURAKI
Raka
Waikato Hafen
Themse Fl.
Katikati
Woody Head
Ngaruawahia
Gannet I.
Tauranga
Matamata
Albatros Sp
Kawia
F. Horatu
Waikato F.
Maungatautari
MUKA
Onepuke
Rotorua
Waipu F.
Rotorua See

Jahrgang

1836.

Viertes Quartalheft.



Insel

Neu-Seeland.



Vorwort.

Die große Insel Neu-Seeland, in den Gewässern des stillen Meeres, hat seit zwanzig Jahren die theilnehmende Aufmerksamkeit christlicher Missionsfreunde in England auf sich gezogen. Seit der berühmte Kapitain Cook auf seiner ersten Reise um die Welt im Jahr 1769 diese Insel zum ersten Mal besuchte, und durch eine treffliche Beschreibung sie der europäischen Welt genauer bekannt machte, wurde der Versuch, in nähere Verbindung mit den wilden Bewohnern derselben zu treten, zwar von Zeit zu Zeit wiederholt, allein die rohe Grausamkeit dieser Insulaner trieb die fremden Ankömmlinge immer wieder mit Gewalt von ihren Küsten zurück. Endlich gelang es den Missionarien der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft im Jahr 1815, sich einen bleibenden Wohnsitz unter diesen wilden Kanibalen zu verschaffen, nachdem der verdienstvolle englische Kaplan der Kolonie auf Neu-Süd-Wallis, Herr Samuel Marsden, fünf Jahre zuvor mit unermüdeter Beharrlichkeit die Anlegung einer Missionsstelle unter denselben vorbereitet hatte. Unter den großen Gefahren und im schweren Kampfe mit Mühseligkeiten und Entbehrungen aller Art, arbeitete nun seit zwanzig Jahren eine kleine Schaar wackerer Knechte Christi auf dieser Insel am Pflanzungswerke des Evangeliums, bis es ihnen in den letzten Jahren nach mancher harten Geduldsprobe die Huld Gottes gelingen ließ, einen Zutritt zu den Herzen der Insulaner zu gewinnen, und auf verschiedenen Stellen dieser schönen Insel kleine Christengemeinden zu sammeln, welche sich in der neuesten Zeit ansehnlich erweitert haben. Auch eine Anzahl von Missionarien der Methodisten-Missions-

gesellschaft schloß sich später an ihre Reihen an, um das Bekehrungswerk unter den Insulanern mit ihnen zu theilen, und die Siege des Evangeliums in diesen Gebieten roher Wildniß fördern zu helfen.

Einer dieser evangelischen Sendboten, Herr Prediger Wilhelm Yate (Jät), welcher im Dienste der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft sieben Jahre lang mit treuer Hingebung auf dieser Insel gearbeitet hat, sah sich im Jahr 1834 genöthigt, zur Wiederherstellung seiner geschwächten Gesundheit eine Besuchsreise nach England zu machen, um dort im Kreise christlicher Freunde neue Kräfte für das Werk Christi auf Neu-Seeland zu gewinnen. Seine reichhaltigen Tagebücher, in denen er während eines siebenjährigen Aufenthaltes auf dieser Insel einen Reichthum von Beobachtungen und Erfahrungen niederzulegen Gelegenheit hatte, wurden nun auf seiner fünfmonatlichen Ueberfahrt nach England von ihm dazu benützt, nachfolgende Beschreibung der Insel Neu-Seeland, ihrer Einwohner und der bisherigen Missionsarbeiten unter denselben zusammen zu tragen, und diese lehrreiche Beschreibung unter dem Titel: „An account of New Zealand, and of the formation and progress of the Church Missionary Society's Mission in the Northern Island" (Beschreibung von Neu-Seeland, und der Aufrichtung und den Fortschritten der Mission der kirchlichen Missionsgesellschaft auf der nördlichen Insel) im Jahr 1835 durch den Druck bekannt zu machen. Diese Schrift faßt sowohl in Hinsicht auf die Natur- und Volksgeschichte dieser Insel, als auch auf den segensreichen Entwicklungsgang der evangelischen Missionsarbeit auf derselben so lehrreiche und anziehende Mittheilungen in sich, daß wir uns beeilen, den Inhalt derselben zur Kenntniß unserer deutschen Missionsfreunde zu bringen, in der gewissen Zuversicht, daß auch sie in derselben neue Ermunterungsgründe für die kräftige Beförderung des evangelischen Missionswerkes unter den Heiden finden werden.

Neu-Seeland.

Erstes Kapitel.

Geographische Lage dieser Insel. Ihre Entdeckung und Beschreibung durch Kapitain Cook. Allgemeine Ansicht des Landes. Berge und Hügel. Höhlen. Heiße Quellen. Ungesunder Boden. Seen. Flüsse. Wasserfälle. Sümpfe. Wälder. Häfen. Europäische Ansiedler. Wallfisch- und Seehunds-Fischerei.

Neu-Seeland faßt mit Einschluß eines kleinen, an seiner südlichsten Spitze liegenden Eilandes, drei schöne Inseln in sich, welche durch schmale Wasserstraßen von einander getrennt werden. Diese dehnen sich von 49° 25′ bis 47° 20′ südlicher Breite aus, und schließen demnach von ihrer nördlichen bis zu ihrer südlichen Spitze einen Weg von 360 Stunden in sich, während ihre östliche Länge vom Westkap oder der Duskybucht bis zum Ostkap oder der Hicksbucht hinüber (von 167°—178° östlich Greenwich) eilf Längengrade in ihrer weitesten Ausdehnung in sich begreift. Das Nordkap auf der Nord-Insel liegt in demselben Breitengrade mit den Spitzen von Port Jackson, und auf dieses steuern immer die Schiffe zu, welche von dort'her die Kolonie in der Inselnbucht besuchen, eine Bucht, welche auf der Ostseite Neu-Seelands, etwa 36 Stunden vom Nordkap entfernt, einen weiten und schönen Hafen darbietet. Oberhalb der nördlichsten Spitze dieser Insel liegen drei kleine Inselchen, die drei Könige genannt, welche von dem Kap van Diemen, einem vom Nordkap durch eine tiefe Bucht getrennten Vorgebirge, 16 Stunden entfernt sind.

Die Entdeckung Neu-Seelands wird gewöhnlich einem holländischen Seefahrer, Herrn Jansen Tasmann, zugeschrieben, welcher im Jahr 1643 in diesen unge-

kannten Gewässern zum ersten Mal umher steuerte, und diese Inseln zuerst mit dem Namen Staatenland bezeichnete, denen er aber auf einer spätern Fahrt den Namen Neu-Seeland gab, den sie heute noch tragen. Indeß begnügte sich die europäische Welt mehr als 100 Jahre lang damit, blos das Vorhandensein dieser großen Inseln in den Gewässern des stillen Meeres zu kennen, ohne durch weitere Entdeckungsversuche mit der Beschaffenheit des Bodens, der Erzeugnisse und Einwohner derselben sich bekannt zu machen, bis im Jahr 1769 der berühmte Weltumsegler Cook sie aufs neue entdeckte, und ihrer genauern Untersuchung seine kenntnißreiche Aufmerksamkeit widmete. Die Beschreibung, welche uns dieser große Seefahrer über die Küsten und Häfen Neu-Seelands zurückließ, so wie die Karten, die er über dieselben bekannt machte, zeichnen sich durch eine bis jetzt unübertroffene Pünktlichkeit aus, und bedenkt man die Zeitkürze, in welcher Cook diese Arbeiten vollendete, so wie den nachtheiligen Umstand, daß er es mit einem wilden, nie zuvor gesehenen Volke zu thun hatte, dessen Sprache ihm gänzlich unbekannt war, so muß man sich billig über die Vortrefflichkeit der Arbeit wundern, welche er mit solcher Meisterhand dem europäischen Publikum vor die Augen gezeichnet hat.

Wohl kann sich keine Gegend der Welt größerer Naturschönheiten rühmen, als dieß bei den großen und herrlichen Inseln der südlichen Halbkugel der Fall ist, unter denen Neu-Seeland den ersten Rang einnimmt. Andere Länder mögen eine mehrfachere Abwechselung des Klimas besitzen, oder mannigfaltigere schmackhafte Früchte der tropischen Welt erzeugen, aber keines wird, in Hinsicht auf die Beschaffenheit des Bodens überhaupt, Neu-Seeland in Reichthum der Naturscenen und in allem was schön und erhaben ist, und als solches das Auge an sich zieht, übertreffen. In den südlichen Theilen der nördlichen Insel ziehen vor allem die wolkenumgürteten, mit Schnee bedeckten Berge die Aufmerksamkeit auf sich,

welche in riesenhafter Größe über die kleinern Hügel sich erheben, von denen sie umlagert sind. Einige dieser Riesenberge steigen mehr als 14,000 Fuß über die Oberfläche des Meeres empor; ihre Seiten sind mit hochstämmigen Wäldern bedeckt, und ihre ganze Gestalt gewährt einen reichen und großen Anblick. Dieß ist besonders bei dem Berge Etgcombe, so wie bei dem minder hohen Hikurangi der Fall; letzterer steigt aus dem Thale Wajahu empor, und schließt das prachtvolle Thal, das von der See aus in seinem ganzen Zauber gesehen wird.

Das Land ist ausnehmend hügelicht und durchbrochen; die Bergreihen dehnen sich von Norden nach dem Süden der Insel aus; einige derselben sind nur mit Farrenkraut bedeckt, andere mit den edelsten Waldbäumen besetzt, deren Blätter in reichem Farbenspiele prangen. Auf den Gipfeln und an den Seiten einiger der niedern Berge werden tiefe schauerliche Höhlen angetroffen; dieß ist besonders bei dem Putahi der Fall, der an der westlichen Seite des Mawe-Sees liegt. Ich bestieg einmal die Spitze dieses Berges, und fand an seinen Seiten nicht weniger als eilf Höhlen, die ein sehr romantisches Aussehen haben, und deren innerer Bau seltsam gestaltet ist. Die Oeffnungen dieser Höhlen sind mit so dicht verflochtenem Gestrüpp überwachsen, daß der Zutritt zu denselben ungemein beschwerlich, und nicht selten gefährlich ist. Wir verbrannten das niedrige Gehölz, und rollten große Steine in eine der Höhlen hinab, welche von einer Schacht auf die andere stürzten, bis sie in ungeheurer Tiefe in einem Wasserteiche niederfielen, in welchem ihr Fall ein lautes Geplättscher verursachte. Wir fanden bei diesen Höhlen mehrere Leichname, welche die Eingebornen herbeigebracht hatten, um sie in dieses düstere Grab hinabzurollen, und sich dadurch die Mühe ihrer Beerdigung zu ersparen. Diese Hügel sind ohne Zweifel ausgebrannte Vulkane, welche ihren Brennstoff gänzlich erschöpft haben, und

nur die weiten Lavaschichten, welche rings umher den Boden bedecken, zeugen von ihrem frühern Zustande. Noch befindet sich ein großer Vulkan, der Tongariro, zwischen dem Tafelkap und der entgegengesetzten Küste in voller Thätigkeit. Er ist sehr hoch, und wird auf eine mächtige Entfernung hin gesehen. Daß in den Eingeweiden dieser Insel ein reicher Brennstoff sich befindet, geht schon aus den zahlreichen heißen Quellen hervor, die mit Schwefelsäure geschwängert sind, und am Fuße dieser Hügel in reicher Fülle hervorsprudeln. Ein starker stinkender Geruch wird von einigen derselben weit umher verbreitet, der so widrig ist, daß ein Pferd, selbst nicht mit Gewalt, dazu gebracht werden kann, seinen Fuß auf den umherliegenden Sumpfboden zu setzen. In der Nähe dieser heißen Schwefelquellen befindet sich eine, die auffallend kalt ist; ihr Wasser ist sehr klar, aber röthlich gefärbt. Auch setzt sich in ihr eine große Masse rother Farbe ab, womit die Insulaner ihren Körper, so wie ihre Kleider färben. Ebenso wird in der Nähe des Themseflusses, und auch noch weiter südlich eine andere Art von Quellen gefunden, die einen dunkelbraunen Färbestoff absetzen, der von ihnen hochgeschätzt wird.

Neu-Seeland besitzt mehrere große und herrliche Seen. Einer derselben, der Rotorua, hat etwa 5—6 Stunden im Durchmesser, und wird von lauter warmen Quellen gespeist, die in ihm selbst oder in seinen Umgebungen liegen. Die Wärme des Sees ist so groß, daß in dem kältesten Winter die umherwohnenden Insulaner gewohnt sind, Stunden lang in seinem Wasser niederzusitzen, um sich gegen die Winterkälte zu schützen. Ein anderer sehr schöner See, der viele tausend Jucharte Landes bedeckt, und ein ganz klares Wasser hat, befindet sich zwischen der Inselnbucht und Hokianga. Er ist etwa drei Stunden breit, und bildet einen vollkommenen Zirkel, dessen Umgebungen mit den herrlichsten Bildern der Natur geschmückt sind. In diesem See

befindet sich eine große Menge von Meeraalen, welche von den Eingebornen als ein kostbarer Leckerbissen hochgeschätzt werden. Ein kristallheller Bach, Waidangi genannt, läuft aus demselben durch mehrere tiefe Thäler hindurch, bis er sich über einen schönen, zwanzig Fuß hohen, Fall senkrecht in das Wasser der Inselnbai ergießt.

Größere Süßwasser-Flüsse gibt es nördlich vom Themseflusse nicht, desto größer ist aber die Anzahl kleinerer Bäche, welche das Land bewässern, und den Einwohnern das nothwendigste Lebenselement, das Trinkwasser, liefern. Die größern Flüsse der Insel sind nur dann, selbst für Boote, schiffbar, wenn sie mit der Meeresfluth in Verbindung stehen. Der Kerikeri ist ein schöner rauschender Strom, der sich bald seinen Weg durch weite Ebenen hin bereitet, bald durch tiefe schattenreiche Thäler hindurchzieht, bald nur träge und geräuschlos sich fortbewegt, bald wieder über steile Abhänge und Felsen sein klares Wasser von einer Höhe von 90—100 Fuß brausend hinabrollt, und sich zwischen den Felsenwänden in Staubwolken auflöst. Der Mangakahia, der Punaketere, der Otaua, der Waima, der Waikari und alle andern Ströme in diesem Theile der Insel sind von der gleichen Art, und werden von vielen kleinen Bächen gefüllt, von denen Neu-Seeland nach allen Richtungen hin durchschnitten wird. Der Themsefluß, dessen Mündung etwa 40 Stunden südlich von der Inselnbucht entfernt ist, ist ein herrlicher Wasserstrom, der von der Aotea- oder Barrierinsel an, bis nach der Feste Kopu hinauf, selbst für Schiffe von 130 Tonnen Last, schiffbar ist. Kommt man seinem engern Bette nahe, so findet man seine Ufer sehr sumpfig und mit Kokusbäumen und Fichten auf eine weite Entfernung hin besetzt. Auf eine Strecke von etwa zwanzig Stunden hin ist eines seiner Ufer mit Hügeln besetzt, indeß ein endloser Fichtenwald das andere Ufer bedeckt; das ganze Land umher ruht in tiefer Stille, und ladet zu

stiller Selbstbetrachtung ein, so daß selbst ein gefühlloses Herz dem Eindrucke dieser feierlichen Naturscenen nicht zu widerstehen vermag. Enten und Wasservögel aller Art schwimmen in stolzer Behaglichkeit auf seiner stillen Oberfläche umher, und sind so ausnehmend zahm, daß sie furchtlos dem Ruder der Boote nahe kommen. Das herrliche Grün, in das die Natur eingehüllt ist, so wie der süße Wohlgeruch, den zahllose Blumen und Gesträuche auf jedem Schritt ausduften, erhöhen das Vergnügen des Wanderers, der auf einem Boote in die Todesstille dieser Einsamkeit hineinzieht.

Noch weiter südlich werden mehrere Flüsse gefunden, welche bemerkt zu werden verdienen, wie z. B. der Waikato auf der West=, und der Waijapu auf der Ostseite der Nordinsel. Letzterer macht sich zur Winterzeit ein ungeheures Bett, das im Sommer vollkommen trocken ist. Viele Bergströme sammeln sich in seinen Ufern, und verbreiten nicht selten eine plötzliche Wasserfluth über die ganze Gegend umher. Auch der Hakianga ist ein schöner Strom, den die Meeresfluth schiffbar macht, und dem eine Menge von Bächen zufließen, die sich in ihm vereinigen, und auf der Ostseite der Insel in das Meer ergießen.

Nicht minder bemerkenswerth sind die herrlichen Wasserfälle, deren es im Hügellande dieser Insel so viele gibt. Obenan steht unter ihnen der Waianiwaniwa oder das „Wasser des Regenbogens," wie ihn die Insulaner zu nennen pflegen. Dieser prachtvolle Wasserfall, den der Kerikeristrom macht, findet sich eine kleine Stunde von unserer Missionsstation entfernt, die den gleichen Namen trägt, und am Ufer dieses Flusses liegt. Nicht nur seine majestätische Größe, sondern auch die anmuthige Schönheit desselben, setzt Jeden in Erstaunen, der diesen Wasserfall sieht. Der Strom stürzt sich hier von einer Höhe von 90 Fuß senkrecht herab, und wird von einem runden Becken aufgenommen, dessen Ränder mit den herrlichsten Wasserpflanzen geschmückt sind, über

die sich im lebendigsten Farbenspiele eine Mannigfaltigkeit von Bäumen erhebt, die von seinen Wasserdünsten stets getränkt werden. Etwa zwanzig Fuß von diesem Wasserbecken befindet sich eine große mit Gesträuch und Schlingpflanzen aller Art überwachsene Höhle, welche, dem Wassersturze gegenüber, eine prachtvolle Scene einer Naturidylle bildet. In gleicher Entfernung von der Missionsstation findet sich ein zweiter Wasserfall, den ein anderer Strom bildet, und der, wenn auch nicht gleich erhaben, doch nicht minder anmuthig ist. Die ganze Umgegend ist wahrhaft entzückend, und voll süßen Friedens. Ein kristallheller Strom schleicht sich spielend über eine Höhe von 60 Fuß in einen Wasserbehälter herab, der so tief ist, daß vom Fall des Wassers nur wenig Geräusch vernommen wird; und nun zieht der Strom still durch eine tiefe, mit dichten Bäumen beschattete Schlucht hindurch, und verliert sich im Dickicht der Schattenwälder. Alles ist hier Natur, und vergeblich würde die Kunst versuchen, an diesen feierlichen Hallen süßer Einsamkeit etwas verbessern zu wollen. Ein Herz, dem Gott nahe ist, findet hier einen Reichthum seliger Genüsse in der Betrachtung der Weisheit und Liebe Gottes in den Werken der Schöpfung; einer Liebe, die dem Herzen des Christen in dem großen Werke der Erlösung noch herrlicher entgegen strahlt, und an dem der Christ noch süßere Wonne findet, als alle Herrlichkeiten der Natur ihm zu geben vermögen.

Im Innern des Landes gibt es viele Sümpfe, welche das Reisen sehr unangenehm und bisweilen sogar gefährlich machen, da viele dieser Sümpfe sehr tief sind, und ein einziger falscher Schritt vom gemachten Pfade lebensgefährlich werden kann. Große Sorgfalt ist besonders dann nöthig, wenn man zu Pferde über diese Sumpfstrecken hinüber ziehen will, denn sobald das Pferd den Boden unter seinem Fuß wanken fühlt, so springt es vom Pfade ab, und stürzt mit seinem Reiter in den Sumpf hinab, in welchem es sich nicht mehr zu

bewegen vermag. Diese Sümpfe sind meist mit Schilf und Binsen dicht überwachsen, welche den Insulanern das Material zum Bau ihrer Hütten liefern, und daher von ihnen sehr geschätzt werden. Auch der Flachs wächst auf diesem Sumpfboden, doch nicht so gut, wie an minder feuchten Stellen, wo die Sümpfe nicht so tief sind.

Eine der eigenthümlichsten Gestalten im Bilde dieses Landes ist das Farrenkraut, das allenthalben in größter Ueppigkeit wächst, und, den Waldboden ausgenommen, alles Land überdeckt. Dieses Farrenkraut wächst auf gutem Boden 9—10 Fuß hoch, und ist so dick in einander gewoben, daß man sich immer aufs neue den Weg durch dasselbe durchhauen muß. Selbst gangbare Pfade der Insulaner sind bisweilen von demselben so überwachsen, daß es ausnehmend schwer ist, sich durch sie hindurch zu arbeiten, ohne Gefahr zu laufen, daß die Füße des Pferdes an den Boden angekettet werden, oder daß man mit ihm in ein ungesehenes Loch auf ein immerhin sanftes Lager von demselben Farrenkraut hinabstürzt.

Besonders prachtvoll sind die Wälder auf Neu-Seeland, die sich schon durch ihren Anblick von dem Gehölze auf Neu-Süd-Wallis weit unterscheiden. Sie bestehen aus lauter Bäumen, die ein nützliches und dauerhaftes Bauholz liefern. In diesen Wäldern ist es unmöglich, sich seinen eigenen Weg durch das niedrige Gestrüpp zu bahnen; will man durch sie hindurchkommen, so muß man sich genau auf dem geschlagenen Fußpfade halten, und selbst hier ist man jeden Augenblick in Gefahr, durch die auf dem Boden umherkriechenden Baumwurzeln aufgehalten zu werden, so daß man nur mit Mühe innerhalb einer Stunde eine Viertelstunde Wegs zurückzulegen vermag. Es ist wahr, daß auf den Rath der Missionarien, und um von denselben desto häufiger besucht zu werden, die Eingebornen in den letzten Jahren angefangen haben, bessere Wege durch die Wäl-

der zu hauen, und die Hindernisse wegzuräumen, welche früher unsern Wanderungen sich entgegengestellt haben.

An den Wipfeln und an den höhern Zweigen einiger Waldbäume wächst eine schilfartige saftige Pflanze (Astilia angustifolia), welche wegen der Süßigkeit des Stengels, an welchem die Blume wächst, von den Eingebornen sehr geschätzt wird. Um sie aufzusuchen, klettern sie auf die höchsten Bäume, setzen sich eine Zeitlang auf den Wipfeln nieder, und saugen den Saft dieser Stengel aus, der ihnen, besonders zur heißen Sommerszeit, sehr angenehm schmeckt. Es sind immer grüne Schmarozerpflanzen, die ihre Kraft bewahren, selbst wenn der Stamm des Baumes, an den sie sich angeschmiegt haben, schon viele Jahre lang abgestorben und blätterlos geworden ist. Eine andere eigenthümliche Gestalt in den Wäldern Neu-Seelands ist der Farnbaum, der zu einer Höhe von 20—30 Fuß empor wächst, und auf seinem Wipfel mit sechs großen Blättern eine Krone bildet, welche den ganzen Stamm des Baumes gegen die Strahlen der Sonne schützt. Jedes Jahr sterben allmählig diese Blätter ab, indeß an der Krone neue hervorschießen, und die alten ersetzen. Die hochgrüne Farbe dieser Blätter verleiht dem Dunkel der Waldschatten einen ganz eigenthümlichen Reiz, und erquickt das Auge mit seinem sanften Lichte. Diese seltsame Gattung doldentragender Waldbäume liebt die kühlste Verborgenheit, und scheint mit wahrer Sehnsucht, obgleich vergeblich, ihre majestätische Krone unter dem Schatten des niedern Gehölzes, von dem sie umschlungen ist, verbergen zu wollen.

Der Waldboden auf Neu-Seeland ist ungemein reich, sonst vermöchte er nicht die ungeheure Masse von Pflanzenleben zu erhalten, welche unaufhörlich aus seinem Schooße hervorquillt. Das ganze Erdreich ist von Wurzeln durchwühlt, indem die Wurzeln der schwächern Pflanzen sich über die der stärkern hinüberziehen, und ihren Nahrungssaft aus denselben zu ziehen scheinen.

Auch das Blätterwerk ist vom Fuße bis zum Wipfel der Bäume so dicht, daß in den schattenreichen Winkeln der Wälder das Auge keinen Schritt vor sich hin zu sehen vermag. Der Waldboden ist nie ganz trocken; die Regengüsse, welche auf die Bäume fallen, müssen am Ende ihren Weg nach dem Boden finden, und da die Sonnenstrahlen nicht so tief hinabzudringen vermögen, so wird die Feuchtigkeit des Bodens nie aufgetrocknet. Hierin mag auch ein Grund für die ausnehmende Dichtheit und unübertreffliche Schönheit des Blätterwerkes liegen, das zu jeder Zeit seinen vollen Nahrungssaft im Boden antrifft. In allen vier Jahreszeiten bleibt die Gestalt der Wälder sich immer gleich, und im tiefsten Winter prangen sie in nicht minder reicher Fülle, wie im höchsten Sommer. Die Blätter fallen nicht früher zu Boden, bis sie von neuen ersetzt sind, und von diesen abgestoßen werden. Kein Ast verwittert an seinem Stamme, ohne daß nicht bereits ein kräftigerer an seine Stelle getreten wäre; auch vermag die Sonnenhitze das Pflanzenleben nur zu erfrischen, und nicht zum Welken zu bringen.

Die Wälder sind so ausnehmend groß und dicht, daß kein Schall von außen her das Ohr des Reisenden zu erreichen vermag. Ueberall herrscht in ihnen eine Todesstille, und nur das Zwitschern der Vögel und das Rauschen der Bäume im Walde unterbricht die tiefe Ruhe des Waldes. Hier wird kein lauschender Tiger angetroffen, der auf seine unbewachte Beute hinfällt; kein brüllender Löwe, der das Herz des Wanderers in plötzlichen Schrecken jagt; kein anderes wildes Thier, das im Dunkel der Nacht auf seine Beute ausgeht. Nichts von diesem allem ist in dieser ungeheuren Waldwildniß zu finden. Auf Neu-Seeland scheint die Vorsehung die Gebirge und Thäler, die Hügel und Ebenen und Wälder nur dem Gebrauche von Menschen oder zweifüßigen Thieren vorbehalten zu haben; diese mögen nach Herzenslust in voller Ruhe an den reichen

Gaben der Natur sich erquicken, so wie sie ihrem Geschmacke zusagen. Unerschöpfliche Vorräthe der besten Lebensmittel sind besonders den gefiederten Stämmen der Schöpfung vorbehalten, indeß der Mensch, mit dem höhern Vorzug der Vernunft von Gott begabt, den reichen Boden anbauen, im Schweiß seines Angesichts sein Brod essen, und mit leichter Mühe sich alles verschaffen kann, was nicht blos zu seinem Lebensunterhalte, sondern auch zu seinem Vergnügen dient.

Neu-Seeland besitzt viele große und bequeme Seehäfen, welche nunmehr von Wallfischfängern, so wie von solchen Schiffen, welche auf allen Theilen der Küste Bauholz, Flachs und frische Lebensmittel einnehmen, zahlreich besucht werden. Die Inselnbucht, von den vielen kleinen Inseln, die in ihr umher liegen, also genannt, bietet einen ausnehmend schönen und geräumigen Seehafen auf der Nordostseite der Insel dar, der zu allen Jahreszeiten und bei jeder Witterung einer Menge von Schiffen eine Sicherheitsstätte zu geben vermag. Dieser Hafen ist von einer Spitze zur andern vier Stunden weit, und für jeden Wind unzugänglich; auch liegt das Küstenland in demselben so hoch, daß die Schiffe ohne alle Gefahr dem Ufer nahe kommen können.

Ebenso ist die Mündung des Flusses Hokianga, auf der Nordwestseite der Insel, und der Inselnbai gegenüber, ein trefflicher Zufluchtsort für Schiffe, der indeß wegen der Sandlager am Eingang nur selten besucht wird. Der Themsefluß, von den Einwohnern Houkakibai genannt, ist eine breite Wasserstraße auf der Ostseite der Insel, und als solche den Winden und Meereswellen ausgesetzt, indeß können die schwersten Schiffe ohne Mühe in seine engen Ufer hinaufgebracht werden, wo sie in jedem Sturme sicher liegen. Die Mahia-, Hicks- und Hawkes-Bucht sind alle leicht zugänglich, indeß für Schiffe nicht so sicher, wie dieß in den übrigen Häfen der Insel der Fall ist. In den letzten zehn Jahren sind alle diese Theile Neu-Seelands

von europäischen Schiffen besucht worden; auch wurden an einigen Stellen Handelsfaktoreien angelegt, welche einen ziemlichen Gewinn lieferten. Eine große Anzahl von Wallfischfängern besuchen jedes Jahr die verschiedenen Häfen der Ostküste, um Vorräthe von Kartoffeln, Schweinen und andern Lebensmitteln einzunehmen. Ebenso wird in den Häfen südlich von der Inselnbucht ein bedeutender Flachshandel getrieben, während die Cloudy-Bai von großen Wallfischfängern besucht wird. Auch befinden sich auf der Küste Neu-Seelands und auf den kleinen zahlreichen Inseln umher zerstreute Niederlassungen für den Seehundsfang, und viele Tausende von Seehunden werden innerhalb weniger Monate des Jahres in diesen Gewässern getödtet. Viele europäische Matrosen lassen sich das ganze Jahr hindurch auf diesen Inselchen nieder, bauen sich eine Schilfhütte auf, welche sie gegen Sturm und Regen nicht zu sichern vermag, bringen jeden Tag mehrere Stunden im sumpfen Wasser zu, entbehren nicht selten alle Lebensmittel, sind ohne Berathung und Hülfe in den Tagen der Krankheit, setzen sich der Laune und Grausamkeit der Insulaner aus, und dennoch halten sie auf ihrem harten Posten aus, um ein paar Dutzende von Seehunden aufzufangen. Wie beschämend ist nicht solche Ausdauer und solche Entbehrungslust für jeden, der bei ungleich größerer Bequemlichkeit und für einen unendlich höhern Zweck sein Leben nicht daran wagen mag, um unsterbliche Seelen für den Welterlöser zu gewinnen.

Die westliche Küste hinauf gibt es keine Seehäfen, welche den einlaufenden Schiffen eine volle Sicherheit zu geben vermöchten, da ihre Zugänge meist mit mächtigen Sandhaufen verschüttet sind. Indeß haben sich an den Mündungen des Hokiangastromes viele europäische Ansiedler niedergelassen, und den Häuptlingen dieses Distriktes ein großes Stück Landes abgekauft. Das ganze Land in dieser Gegend umher ist sehr werthvoll,

weil

weil nicht nur der Boden ein Gemeingut, sondern auch das ganze Land mit Flüssen und Bächen durchschnitten ist, so daß die schwersten Holzstämme leicht zu Wasser weggeschafft werden können. Viele derselben leben schon seit zwölf Jahren auf dieser Insel, treiben mit den Eingebornen Handel, und finden, besonders als Zimmerleute und Schreiner, reichliche Beschäftigung. Andere geben sich damit ab, die einlaufenden Schiffe mit Lebensmitteln zu versorgen, die sie entweder selbst gebaut, oder den Eingebornen abgekauft haben. Die unermeßlichen Flachsvorräthe, welche nunmehr jedes Jahr aus diesem Lande ausgeführt, und um gute Preise bezahlt werden, haben die Einwohner zu einer Art von Tauschhandel gebracht, mit dem sie zuvor unbekannt waren. Da sie nun häufig von den Europäern aufs schändlichste überlistet und betrogen wurden, so haben leider die Insulaner gleichfalls angefangen, die Kolonisten im Betrügen zu übertreffen. Können Europäer sich wundern, wenn jetzt die armen Neu-Seeländer, die, obgleich Kannibalen, dennoch zuvor mit dem Betrügen unbekannt waren, sie jetzt mit der gleichen Münze bezahlen? Früher füllten die Europäer ihre Pulverkistchen, die sie an die Neu-Seeländer verkauften, mit Sand, und streuten oben und unten etwas Pulver darauf; jetzt füllen die Neu-Seeländer ihre großen Flachskörbe mit Steinen, um das Gewicht zu vermehren.

Der Flachshandel, wie er gegenwärtig auf Neu-Seeland getrieben wird, kann nicht lange in dieser Weise fortdauern. Die Bedürfnisse der Eingebornen sind nunmehr gestillt, und ihr natürlicher Hang zur Trägheit siegt über das Verlangen, Luxusartikel vom Auslande her zu gewinnen. Die Flachsfelder auf dieser Insel sind unerschöpflich, aber Arbeiter und Maschienen fehlen, um den Flachs zuzubereiten. Könnte dieß gehörig geschehen, so würde für die, welche solches Geschäft treiben, ein unversiegbarer Quell des Wohlstandes geöffnet seyn. Darauf verstehen sich die Einwohner noch gar nicht,

und die Art, wie sie bei der Flachsbereitung zu Werke gehen, ist höchst mühsam und langweilig. Flachs und Zimmerholz werden lange die Hauptartikel des Handelsverkehrs auf dieser Insel bleiben. Beide könnten große Schaaren europäischer Kolonisten auf die nützlichste und zweckmäßigste Weise beschäftigen, ihren Wohlstand in kurzer Zeit erhöhen, und wären sie zugleich wahre Christen, sie in einen bleibenden Segen für die heidnischen Einwohner verwandeln.

Statt des Waarentausches tritt europäisches Geld je mehr und mehr in den Lebensverkehr ein. Die Insulaner merken, daß sie dabei viel besser bestehen, und haben angefangen, den Werth des Geldes hochzuschätzen, und zwar auch aus dem Grunde, weil sie nach Landessitte die eingetauschten Waaren immer mit ihren Nachbarn theilen mußten, während sie jetzt die erworbenen Geldstücke leicht verstecken können. Auch hier hat der europäische Betrug den harmlosen Wilden scheu und mißtrauisch gemacht, indem man ihm vergoldete Pfenninge statt ächter Goldstücke in die Hand gegeben hat. Jetzt sind sie vorsichtig geworden; und wenn sie nicht den Mann kennen, mit dem sie handeln, und ein dritter als Zeuge zugegen ist, so wird nicht leicht von ihnen mit einem Europäer ein Geldhandel weiter abgeschlossen.

Zweites Kapitel.

Bäume. Vögel. Vierfüßige Thiere. Fische. Insekten. Muscheln. Klima. Jahreszeiten. Boden. Mineralien auf Neu-Seeland.

Die schönste Zierde Neu-Seelands sind die Wälder, die man nicht ohne hohe Bewunderung betrachten kann. Man kann wohl in den wildesten und höchst romantischen Gegenden sich keine erhabenere und majestätischere

Ansicht denken, als ein Wald auf Neu-Seeland gewährt. Zusammengesetzt aus einer großen Mannigfaltigkeit riesenhafter Waldstämme, die im herrlichsten Blätterschmucke prangen, ragt er von allen Seiten weit zum Himmel empor, bildet die interessantesten Gruppen von Naturscenen, und erquickt das Auge durch die unendliche Mannigfaltigkeit seines unübertrefflichen Farbenspieles. Die erste Gattung von Waldbäumen, welche genannt zu werden verdient, ist der Kauri (Damarimm Australis). Dieser Baum gehört dem Fichtengeschlechte an, und hat wegen seiner Höhe und der Vortrefflichkeit seines Holzes, das zum Häuser- und Schiffbau vorzugsweise geeignet ist, die Aufmerksamkeit der Europäer an sich gezogen. Er wächst nicht selten völlig astlos zu einer Höhe von 85—95 Fuß, sein Stamm ist von mächtigem Umfange, und hat nicht selten einen Durchmesser von 12 Fuß, ist meist durchaus gesund, und selbst in seinem hohen Alter strömt noch, wenn seine Rinde verwundet wird, der Saft so kräftig heraus, als ob der Baum nur erst wenige Jahre alt wäre. Die Rinde des Kauri, so wie jedes andern Baumes auf Neu-Seeland, ist auf seiner Schattenseite, d. h. der Süd- und Südwestseite, dichter, und bisweilen 7 Zoll dick, während sie, gegen die Nord- und Nordostseite gekehrt, gewöhnlich nur 5 Zoll Dicke hat; auch ist auf dieser Seite das Herz des Baumes viel härter und dauerhafter, als auf der andern. In seinen Jugendjahren ist der Kauri meist krumm und gestaltlos, hat nur ein paar schmale bleichgrüne Blätter, welche an seinem Stamme hinabhängen; aber ist er einmal zur Reife seiner Jahre gelangt, so kommt ihm an Majestät und Schönheit nicht wohl ein Gewächs der Erde gleich. Sein Holz hat eine helle Farbe, einen schönen Kern, ist ungemein glatt, und läßt sich trefflich bearbeiten. Der Geruch desselben ist stark und harzig, und sein Harz wird oft Stunden lang von den Insulanern gekaut, wegen des angenehmen Geschmackes, den es auf der Zunge zurückläßt.

Eine andere Gattung der Neu-Seeländer Waldbäume ist der Tanekaha (Podokarpus asplenifolius), der dem Kauri an Majestät und Pracht seiner Form wenig nachsteht. Seine Höhe beträgt etwa 45, und sein Umfang 10 Fuß. Er liebt die Anhöhen, und gedeiht am besten in trockenen, schattigten Wäldern. Sein Holz ist um einen Schatten dunkler, als das des Kauri. Es hat einen dichten Kern, und einen starken Terpentingeruch, wird von der Feuchtigkeit weniger angegriffen, als die andern Fichtengattungen, und ist deßwegen zur Bedeckung der Schiffe ungemein brauchbar. Neben ihm wächst der mächtige Totara (Taxus) auf, dessen Stamm 50—60 Fuß in der Höhe, und nicht selten 20 Fuß im Umfang hat. Auch er liebt den trockenen Boden, ob er gleich bisweilen auch an Flußufern angetroffen wird. Sein Holz ist röthlich, läßt sich gerne spalten, ist sehr hart und zur Verarbeitung trefflich geeignet. Eine prachtvolle schattenreiche Krone schmückt sein Haupt, während seine Wurzeln und die dicken und starken Fibern derselben hoch über den Boden emporragen, und sich weit umher verbreiten.

Eine andere Fichtengattung auf Neu-Seeland ist der Kahikatea (Treniperus), der auf niedrigem Sumpfboden am herrlichsten gedeiht. Sein Anblick ist prachtvoll, wenn er allein steht. Gleich einem Talglichte wächst er schnurgerade und ohne Zweig bis auf 80 Fuß empor, indeß ein schöner spitziger Laubkranz seinen Wipfel bedeckt, der mit rothen Beeren umhängt ist, welche die Insulaner sehr lieben, und mit denen sie Handel zu treiben pflegen. Man hat diesen Baum gewöhnlich die weiße Fichte genannt, aber sein Holz ist so weich und schwammig, daß es, der Witterung ausgesetzt, in wenigen Monaten in Fäulniß übergeht. Dieser Baum zieht die Feuchtigkeit so sehr an sich, daß man es im feuchten Klima Neu-Seelands niemals trocknen kann. Es wächst ungemein schnell empor, hat in kurzer Zeit seine Reife erreicht, und stirbt eben so schnell wieder ab.

Noch ließe sich leicht eine große Mannigfaltigkeit von Baumgattungen, aus denen die Wälder Neu-Seelands zusammengesetzt sind, aufzählen, und es würde eine ungemein lehrreiche und nützliche Beschäftigung für mehrere Jahre dem Sachkenner darbieten, wenn er die Wälder dieser Insel mit ihren tausendfachen Arten von Bäumen und Gesträuchen zum Gegenstande seiner Forschungen machen wollte. Ueberall tritt, wohin immer auf dieser schönen Insel der Fuß sich bewegt, ein Reichthum der göttlichen Weisheit und Liebe dem Auge entgegen, welche selbst mitten im Kannibalenlande nicht blos für das Bedürfniß und den Nutzen des Menschen, sondern auch für sein Vergnügen die väterlichste Fürsorge trägt, und eine Fülle und Mannigfaltigkeit der Lebensformen im Gebiete der Natur darstellt, welche das Herz mit der tiefsten Bewunderung seiner Größe und Herrlichkeit erfüllt.

Wenn in den Wäldern Neu-Seelands das Auge sich an dem unendlichen Farbenspiele der Bäume und Gesträuche weidet, so ergreift zugleich das Ohr ein unwiderstehliches Entzücken, wenn es den herrlichen Morgengesang vernimmt, womit die gefiederten Schaaren der Vögel ihren Schöpfer preisen. Einer der herrlichsten Genüsse, der mir auf Neu-Seeland zu Theil wurde, bestand darin, daß ich jeden Morgen in meiner Hütte durch die melodieenreichen Stimmen der Vögel aufgeweckt wurde, welche auf den Zweigen der benachbarten Bäume mit einander im lieblichen Gesange wetteiferten. Leicht konnte ich die Lerchen und Nachtigallen in meiner geliebten Heimath vergessen, da ich diese neuen Freunde auf dieser entfernten Insel gefunden hatte. Ihr Gesang ist zu süß, als daß er von langer Dauer seyn könnte; schon mit der ersten Morgendämmerung fängt er an, und wird allmählig stärker und stärker, so wie das Licht zunimmt; aber kaum ist die Sonne zum Vorschein gekommen, und vergoldet die nahen Hügel mit ihrem Strahlenglanze, so zieht sich einer dieser Sänger nach dem andern zurück,

und ihre lieblichen Töne sterben in tiefer Stille dahin; und wird auch diese Todesstille unterbrochen, so sind es nur die Mißlaute der Grillvögel, welche die Stelle derselben einnehmen, indeß die melodischen Sänger in den tiefen Wäldern sich verbergen, ihrer Jungen pflegen, und sich auf den Chor des nächsten Morgens vorbereiten.

Unter ihnen zeichnet sich der Tui aus, der wegen seines ausnehmenden Talentes, andere Stimmen nachzuahmen, auch der Spottvogel, oder wegen der Eigenthümlichkeit seines Gefieders der Pfarrvogel bisweilen genannt wird. Er ist so unruhiger Natur, daß er auch nicht einen Augenblick unbeschäftigt auf demselben Fleck sitzen bleiben kann. Es gibt wohl keinen Laut irgend eines Waldvogels, den er nicht genau nachzuahmen wüßte; und sperrt man ihn in einen Käfig ein, so lernt er mit leichter Mühe aufs genaueste eine lange Menschenrede nachsprechen. Eben so leicht wird es ihm, die Töne der Hunde, der Katzen, der Truthühner, der Ziegen, mit einem Wort, jeden Schall nachzumachen, den er einige Mal vernimmt. Er ist so groß wie eine Drossel, hat eine glänzend schwarze Farbe mit ein paar schönen weißen Pflaumfedern, die an seinem Kopfe und an seiner Brust sitzen, und zwei kleinen Büscheln langer weißer Federn untermengt, die von seinem Nacken auf die Brust hinabhängen, und einem schmalen Chorhemde ähnlich sind. Sein Auge ist blitzend, und seine Stimme ausnehmend süß und weich. Er nährt sich von Fliegen und kleinen Insekten, die er sehr geschickt fängt; auch die Beere einiger Pflanzen, und selbst Erdwürmer werden von ihm nicht verachtet. Der Tui weiß sich an die Gesellschaft jedes andern Waldsängers leicht anzuschliessen, und wird überall mitten unter ihren Schaaren angetroffen. Sein Fleisch ist vorzüglich, sein Körperbau zart, er lebt nur kurz, und kann weder große Hitze noch große Kälte ertragen.

Von Papageien (Powaitere) gibt es verschiedene Arten auf Neu-Seeland. Sie sind meist klein und von

hochgrünem Gefieder, roth oder gelb um den Kopf und an den Schwingen. Die größte Art derselben ist der Kaka, der am leichtesten die Menschenstimme auf eine bewunderungswürdige Weise nachahmt. Seine Federn sind schwarzroth, und um den Nacken und unter den Flügeln mit prachtvollem Karmosinroth gemischt. Dieser Vogel nährt sich von allen Gattungen von Beeren und mehligten Wurzeln; sein Nest macht er in Löchern, die er mit seinem Schnabel in einem Baumstamme ausgräbt. Meist findet man drei dieser Vögel, einen männlichen und zwei weibliche in einem Neste beisammen. Beide Muttervögel brüten so nahe neben einander, daß einer die Eier des andern mit seinen Flügeln bedecken kann.

Der merkwürdigste Vogel auf Neu-Seeland ist unstreitig der Kiwi, der so groß wie eine junge Truthenne, und, gleich dem Emu auf Neuholland, mit starkem Gefieder bedeckt ist. Seine Augen sind immer funkelnd, sein Kopf im Verhältniß zu seinem Körperbau ausnehmend klein, und an seinen Naslöchern wächst, wie bei dem Kater, ein langer starker Bart hervor. Seine Beine sind kurz und stark, auch hat er weder Flügel noch Schwanz. Geht er auf seine Beute aus, so macht er einen zischenden Lärm, tritt stark und schwer auf dem Boden auf, um die Würmer in Bewegung zu bringen; sein Geruchssinn scheint ausnehmend scharf zu seyn. Diese Vögel verstecken sich den Tag über, und kommen nur bei Nacht aus ihren Erdlöchern oder unter Steinhaufen hervor, um ihre Nahrung zu suchen. Sie laufen sehr schnell, und können nur bei Fackelschein von Hunden gefangen werden, was nur selten der Fall ist. Die Insulaner schätzen ihre Felle sehr hoch, und bereiten sie zur Kleidung. Im Norden Neu-Seelands sind sie selten; aber sie werden desto häufiger in der Nähe des Ostkaps gefunden, wo man Jagd auf sie zu machen pflegt.

Die Kukupo ist eine große Waldtaube, die man häufig auf Neu-Seeland findet. Sie ist einer der schönsten Vögel, die es im Lande gibt, viel größer als unsere

zahmen Tauben, und hat ein Gefieder, das an Glanz und Mannigfaltigkeit unter dem übrigen Taubengeschlechte nicht gefunden wird. Grün, purpur und golden sind indeß die Hauptfarben. Der Vogel hat einen schweren Flug, und ist daher eine leichte Beute der Habichte, deren es viele in den Wäldern gibt. Sein Fleisch ist vortrefflich, und sein Gefieder wird von den Insulanern hoch geschätzt. — Der Matuku ist eine Art Kranich, ein Vogel, der über 3 Fuß lang und 3 Fuß hoch ist. Er hält sich in Sümpfen auf, ist sehr scheu, und hält sich von Menschen entfernt. Sein Kopf ist mit einem Buschwerke bedeckt; der hintere Theil seines Scheitels ist völlig kahl und roth gefärbt; sein Gefieder ist aschgrau, und an seinen Schwingen finden sich einige pfauenartige Federn, die er in die Höhe hebt, wenn er frißt.

Wie die Wälder Neu-Seelands, so wimmeln auch die Felsenwände der Buchten und die Flüsse mit gefiederten Bewohnern, welche daselbst nisten, und ihre Jungen aufziehen. Man findet hier eine große Mannigfaltigkeit von Seeraben, Brachvögeln, Albatrossen, Rothgänsen, Penguinen, alle Arten von Möven und andere Seevögel, welche die Meeresküsten besetzen. Die Albatrosse (Kriegsschiffvogel) werden nicht selten zu einer ungeheuren Größe gefangen, und die Insulaner machen gerne Jagd auf sie, um ihre Federn zu bekommen. Alle ihre Kriegskanoes sind von vornen bis hinten mit Federn von Seevögeln geschmückt, und sehen daher niedlich aus. Auch sind sie häufig gewohnt, mit einem Federkranze ihr Haupt zu zieren, oder ein paar glänzende Federn hinter den Ohren zu tragen.

Von vierfüßigen Thieren habe ich auf ganz Neu-Seeland kein anderes als die Eidechse einheimisch angetroffen, die meist 6 Zoll lang ist, und hinter Steinhaufen zu nisten pflegt. Im Anfang des Frühlings wirft sie ihre alte Haut ab, und erhält eine neue, mit einem prachtvollen Schmelz überzogene Bedeckung, die in den Sonnenstrahlen einem glänzenden Harnisch ähnlich

sieht. Sie haben verschiedene Farben, einige sind schön grün, mit roth und gelb untermischt, andere braun, gelb und purpurfarbig, aber alle weiß am Unterleibe. Die Insulaner betrachten dieses harmlose Thier mit furchtsamem Aberglauben, indem sie glauben, daß dieß die Gestalt sei, welche der böse Geist annimmt, wenn er in einen Menschen hineinfährt, um ihn zu Grund zu richten. Viele fürchten sich deßwegen ungemein vor der Eidechse, und nehmen sich sehr in Acht, ihr einen Schaden zu thun.

Auf Neu-Seeland gibt es einen reichen Vorrath trefflicher Salzwasserfische, aber im Süßwasser, so wie in den Seen des Landes sind die Aale vorherrschend. Nicht minder reichlich und von ansehnlicher Größe sind die Schollfische, die Makarellen, die Kabliau, eine Art Salmen, und viele andere Arten kleinerer Fische, so wie eine Menge von Austern, die überall leicht zu haben sind. Ebenso sind die Ufer mit Seeheuschrecken, Muscheln und Seebildungen aller Art bedeckt. Man findet zu Kaipara, einem Hafen der Westküste, ausnehmend große Muscheln, welche 10—13 Zoll im Durchschnitt messen. Diese Bewohner der Tiefe sind von den Insulanern sehr gesucht, und bilden einen wichtigen Bestandtheil ihrer Nahrung; aber mit fischen geben sie sich nicht gerne ab, ausgenommen zur Makarellen-Jahreszeit, wo diese Fische in großen Schaaren die Bäche des Landes durchziehen, und zu Hunderttausenden von den Einwohnern gefangen, und als Wintervorrath gedörrt, aufbewahrt werden. Diese Fische fangen sie immer in dunkler Nacht, wenn sie den schimmernden Glanz, welchen dieselben über das Wasser verbreiten, leicht wahrnehmen können. Jetzt umgarnen sie dieselben mit ihren langen Netzen, und ziehen eine große Menge dieser Fische ans Ufer, wo sie unter den Leuten, denen das Netz gehört, vertheilt werden.

Das Klima Neu-Seelands ist durchaus gemäßigt. Der Sommer ist warm, ohne brennende Hitze, und der

Winter kalt, ohne verderblichen Frost; man kann es mit Recht sehr gesund, und der Leibesbeschaffenheit der Europäer zusagend nennen. Gar häufig sind solche, welche krank nach Neu-Seeland kamen, in kurzer Zeit gesund, frisch und stark geworden. Nördlich von der Themse ist der Schnee unbekannt, und selten am Morgen ein Reif auf dem Boden sichtbar. Während sechs Monaten im Jahr ist das Land von Norden und Nordosten starken Winden ausgesetzt, welche gewöhnlich drei Tage dauern, und von heftigen Regengüssen begleitet sind. Diese Winde fangen gewöhnlich im Osten an, drehen sich allmählig mit zunehmender Heftigkeit nach Norden und Nordwesten, und endigen mit einem heftigen Sturm. Zur Winterzeit gibt es selten eine Mondsveränderung, ohne daß sie ungestümes Wetter erzeugte, und das ganze Jahr hindurch kann man wenigstens einige Stunden des Tages sicher auf einen heftigen Wind rechnen, wenn es Vollmond ist.

Der Frühling und der Herbst sind auf Neu-Seeland unvergleichlich schöne Jahreszeiten, in denen von Südwesten her viele Regenschauer fallen. Ebenso sind, auch beim schönsten Sommer, erquickende Regen nicht selten, die dem Pflanzenleben eine eigenthümliche Fülle, und dem Boden große Fruchtbarkeit verleihen. Der Frühling fängt in der Mitte Augusts an, der Sommer im Dezember, der Herbst im März, und die Winterzeit im Juli. Die meisten Bäume bleiben das ganze Jahr hindurch grün, und man kann nicht sagen, daß der Pflanzentrieb jemals aufhört. Das Gras steht das ganze Jahr in der Blüthe, und wo das Farnkraut zerstört worden ist, da wächst alsobald ein reicher Vorrath von Gras aus dem Boden auf. Ich bin überzeugt, daß in diesem gemäßigten Klima alle grasfressenden Thiere trefflich gedeihen würden, ließe man sie das ganze Jahr hindurch in großen Heerden in den Wäldern, auf den Bergen und in den Thälern weiden.

Auf Neu-Seeland gibt es eine große Mannigfaltigkeit des Bodens. Weite Strecken guten, zum Anbau des Waizens, der Gerste und aller Kornarten tauglichen Landes, wechseln mit weiten Thälern fetten angeschwemmten Bodens ab, der von den Bergen und Hügeln her sich in den Niederungen ansetzte, und mit dem üppigsten Pflanzenleben bedeckt ist. Alle englische Grasarten gedeihen gut, aber der Weißklee treibt keinen Samen, indeß eine Art von Kanariengras gerne die Stelle des Farnkrauts einnimmt. Alle Gemüsearten Europas, so wie alle Baumfrüchte kommen auf dieser Insel herrlich fort. Unsere Gärten tragen reiche Ernten von Kohlkräutern aller Art, von Rüben, Bohnen, Erbsen, Beeren; die Bäume prangen mit herrlichen Aepfeln, Birnen, Zwetschen, Pflaumen, Aprikosen; auch die Traube findet hier ihren Boden, und gedeiht reichlich; und überall empfängt auf dem ergiebigen Boden der fleißige Arbeiter einen reichen Lohn für seine Mühe. Nur der Mangel an brauchbaren Werkzeugen macht den Anbau des Bodens schwierig, und jeder große Landbauer müßte auf Neu-Seeland zu Grunde gehen, stände ihm nicht ein bedeutendes Geldkapital zu Gebote, das er auf die Kulturmittel verwenden kann, ohne nöthig zu haben, den Ertrag seiner Anleihe so bald erwarten zu müssen. Das Aufbrechen des Bodens ist eine höchst beschwerliche Arbeit, und fordert viel Geduld. Da die Farnwurzeln dicht in einander verschlungen sind, so hemmen sie überall das Durchfahren des Pflugs, und ehe man sichs versieht, ist der Pflugscharr zerrissen. So weit unsere Erfahrung reicht, so vermag nur der stärkste Brachpflug den jungfräulichen Boden zu überwältigen, und sechs starke Pferde müssen anfangs angeschirrt werden, wenn das Land umgeworfen werden soll. Am zuträglichsten ist es, wenn der aufgebrochene Boden mehrere Monate lang dem Einflusse der Witterung ausgesetzt wird, um seine Gährung zu beschleunigen, und ihn zu reichen Ernten vorzubereiten. Auf unserem Missions-

posten zu Waimate sind es kräftige Insulaner-Jünglinge, die in der Bereitung des Bodens und im Anbau desselben von den Missionarien unterrichtet wurden; und nun verstehen sie den Pflug richtig zu führen, ihre Pferde reinlich und in Ordnung zu erhalten, und es ist ein Anblick, der jedem Freunde menschlicher Wohlfahrt Vergnügen machen muß, von diesen, vor wenigen Jahren noch als Menschenfresser gefürchteten Insulanern, den Pflug mit sechs Pferden sicher geführt, und den Boden umher regelmäßig angebaut zu sehen.

Drittes Kapitel.

Gebräuche der Neu-Seeländer. Behandlung kleiner Kinder. Taufe derselben. Der Tabu. Träume. Orakel. Zauberei. Heirathen. Vielweiberei. Kindermord. Reizbarkeit der Neu-Seeländer. Ihr Betragen gegen Fremde. Strafen. Kunstfleiß. Nahrung. Zubereitung derselben. Tabak. Spiele.

Die Sitten, Vorurtheile und abergläubischen Gebräuche eines Volkes, das, wie die Neu-Seeländer, in so weiter Entfernung von uns lebt, genauer kennen zu lernen, hat besonders für diejenigen einen eigenthümlichen Reiz, welche den Entwicklungsgang der menschlichen Gesellschaft zum Gegenstand ihrer Beobachtung gemacht haben, und sich nach den verschiedenartigen Mitteln umsehen, die der menschliche Geist in Bewegung setzte, um seine zeitliche Wohlfahrt zu fördern, oder sein Leben und die Güter desselben gegen Gefahren sicher zu stellen. Es ist auch darum wünschenswerth, die Hauptzüge des frühern heidnischen Zustandes dieser Insulaner als Andenken einer vergangenen Geschichte einzuverleiben, weil die sittliche Gestalt derselben sich nunmehr zusehens vor unsern Augen verändert.

Als diese Insel zuerst von den Europäern entdeckt wurde, waren die Einwohner derselben ein wildes und gefürchtetes Barbarenvolk, das unter dem Namen Menschenfresser bekannt war, und es sind nur erst wenige Jahre verflossen, seitdem eine Veränderung in diesem ursprünglichen Nationalcharakter des Volkes wahrgenommen werden kann. Der Verkehr, in den sie in der neuern Zeit mit zivilisirten Menschen gekommen sind, und vor allem die Bekanntschaft mit den segensreichen Wirkungen, welche die Annahme des Evangeliums unter jedem Volke verbreitet, hat bis auf einen gewissen Grad den Bewohnern auf der Ostküste dieser Insel, und nördlich vom Themsestrom eine neue Gestalt gegeben. Indeß trägt noch ein großer Theil der Einwohner gar mannigfaltige Züge des alten Bildes ihrer heidnischen Voreltern an sich, und viele derselben sind noch der finstern Denk- und Lebensweise derselben hingegeben.

Um ein möglichst genaues Bild von dem heidnischen Wesen der wilden Neu-Seeländer zu entwerfen, fangen wir damit an, die Art und Weise zu bezeichnen, wie der Eintritt eines neugebornen Kindes in ihre Mitte gefeiert wird. Kaum hat das Kind das Licht der Welt erblickt, so wird es zusammengewickelt, und außerhalb der Hütte unter dem Dache zum Schlafe niedergelegt, und nun fängt die Mutter an, seine Nase so lange zu reiben, bis sie möglichst flach geworden ist. Nur wenige Stunden nach der Geburt läuft die Mutter wieder ihrem Geschäfte auf dem Felde nach, und läßt sorgenlos den Säugling zu Hause liegen, bis sie mit der Arbeit fertig geworden ist. Nun fängt die Jammerzeit des Kindes an, das auf allerlei Weise gemartert wird, wozu der grobe Lappen Tuch, mit dem es umhängt ist, und der harte Boden, auf dem es liegt, nicht wenig beiträgt. Fehlt der Mutter die Milch, um ihren Säugling zu stillen, oder erbarmt sich nicht eine andere säugende Mutter über dasselbe, so muß das Kind unausbleiblich Hungers sterben, weil diese Insulaner keine

Nahrung kennen, die ein Kind zu verzehren vermag. Auch hält sie der Aberglaube davon zurück, dem Kinde etwas anderes als Muttermilch zu geben, weil sie fürchten, es ziehe den Tod der Mutter nach sich. Bald werden dem armen Kinde Löcher durch beide Ohren gegraben, und ein Zoll dickes Stückchen Holz durch dieselben geschoben; diese Löcher werden nun mit jedem Tage etwas größer gemacht, ehe man sie zufallen läßt, damit in der spätern Zeit die läppischen Zierathen der Familie an die Ohren angehängt werden mögen.

Ist das Kind fünf bis acht Tage alt, so wird es nach der neuseeländer Weise getauft, bei welcher Feierlichkeit immer ein großer Schmaus stattfindet. Diese Taufe verrichtet ein Priester, und wohnt kein solcher im Dorfe, so wird er aus einem entferntern Dorfe herbeigeholt, um diese Handlung zu verrichten, die ihm einen schönen Lohn einträgt. Das Kind wird nun auf den Armen eines Weibes an den Fluß getragen, und dort dem Priester übergeben, der bereits einen Pfahl mit fünf verschiedenen Einschnitten im Boden aufgerichtet hat, an welchem er das Kind mehrere Minuten lang aufrecht stehend hält. Trägt sich während dieser Zeit irgend etwas Unerwartetes zu, so hält man dieß für ein schlimmes Zeichen, und glaubt, das Kind werde sterben, ehe es das reifere Alter erreicht hat, oder ein unbrauchbarer Taugenichts werden. Ist hingegen alles in Ordnung geschehen, so wird das Kind mit Wohlgefallen betrachtet, und jedermann glaubt, es werde ein tapferer Krieger in ihm heranwachsen. Jetzt wird von den Eltern große Sorgfalt auf dasselbe verwendet, und es frühe schon zu allen albernen Gebräuchen der Voreltern abgerichtet. Ist die Ceremonie des Emporhaltens am Pfahle vorüber, so wird das Kind ins Wasser untergetaucht, und ihm ein Name gegeben, wobei zugleich der Priester etwas leise herausmurmelt, das keiner der Umstehenden verstehen kann. Auch halten die Priester es für ein Verbrechen, diese geheimnißvollen Worte, die

das Schicksal des Kindes im Leben vorbedeuten sollen, jemals zu erklären. Ebenso werden dem Kinde kleine Kieselsteinchen von der Größe eines Nadelkopfes den Hals hinunter gedrückt, um, wie sie sagen, das Herz hart, und für das Mitleiden unempfindlich zu machen. Ist diese Ceremonie vorüber, so wird das Kind dem Manne, dessen Namen es erhalten hat, ins Haus gebracht, und ihm und seinen Verwandten auf die Arme gegeben, um von ihnen gegessen zu werden, weil es seinen Namen angenommen hat, der in jedem Fall für etwas Heiliges gehalten wird, und sich dadurch eines unverzeihlichen Verbrechens schuldig machte. Als ein Lösegeld für das Leben des Kindes und die Anmaßung des Priesters müssen nun Geschenke von Nahrungsmitteln an die Fremdlinge ausgetheilt werden, und eine Mahlzeit wird zugerichtet, wobei das Kind unter lautem Gesang den Armen seiner Eltern zurückgegeben wird, während Alte und Junge, nach ächter Neu-Seeländer Weise, es sich bei der Mahlzeit wohlschmecken lassen.

Die wichtigste Rolle im Leben dieser Insulaner spielt der Tabu, oder die Weihe, die mit allen Angelegenheiten des Lebens mannigfaltig verknüpft ist, und auf allen Südsee-Inseln, im weitesten Umfang aber auf Neu-Seeland, die Herrschaft über das Volk führt. Der Tabu bestimmt alle ihre Arbeiten, liegt allen ihren Entwürfen zu Grunde, leitet ihre Handlungsweisen, und ist in Ermanglung besserer Sicherheitsmittel die einzige Bürgschaft für das Leben und Eigenthum der Einwohner. Bisweilen wird der Tabu für bürgerliche, oft auch für religiöse Zwecke angewendet; manchmal ist er das Mittel, ein Menschenleben zu erretten, nicht selten aber auch der Grund, dasselbe zu zerstören. Wer einen kleinen Säugling angerührt hat, oder dem Leichname eines Verstorbenen nahe kommt, oder einem verstorbenen Freunde den letzten Liebesdienst erwiesen hat, der befindet sich für mehrere Tage unter dem strengen Gesetze der Reinigung (Tabu), und ihm ist nicht gestattet, auf

irgend eine Weise eine Speise mit der Hand anzurühren, und sie mit der Hand zum Mund zu bringen, sondern er muß kriechend auf dem Bauch mit Lippen und Zähnen auf dem Boden die Nahrung aufkippen. Wenn die süßen Kartoffeln (Kumera) gepflanzt werden, so befindet sich jeder, der mit dieser Arbeit etwas zu thun hat, unter dem Gebote des strengsten Tabu. Schon das ganze Stück Land, das angepflanzt werden soll, ist geweihter Boden, den keiner, der nicht ausdrücklich dazu tabuirt worden ist, mit dem Fuß betreten, und auf dem auch kein Anderer die geringste Arbeit verrichten darf. Wenn die Partheien auf den gemeinschaftlichen Makarellenfang ausziehen, so stehen alle, welche die Fischerlinen dazu verfertigen, so wie der Boden, auf dem sie die Arbeit verrichten, und der Theil des Flusses, in dem das Netz ausgeworfen werden soll, unter der Herrschaft des Tabu, und alles ist für diesen Zweck geheiligt. Keinem andern ist gestattet, über diesen Raum hinwegzugehen. Auf diesem Theile des Flusses darf kein Boot auf- oder abziehen, kein Feuer darf bis auf eine vorgeschriebene Entfernung so lange angezündet, oder irgend etwas berührt werden, bis die Beschränkungen der Weihe wieder weggenommen sind, d. h. bis das Netz fertig ist, und mit demselben der erste Fisch gefangen, und vom Besitzer des Netzes verzehrt wurde.

Am strengsten lautet indeß die Verordnung des Tabu in Hinsicht auf ihre Leichname, und den Ort, wo sie begraben oder aufgestellt werden. Die Stelle, auf welcher ein Häuptling stirbt, wird für so heilig gehalten, daß alles auf derselben mit Feuer verbrannt wird. Indeß sind die Leute doch sorgsam genug für ihr Eigenthum, und deßwegen wird gewöhnlich ein Kranker an das Ufer eines Flusses getragen, und dort eine kleine Laubhütte für ihn aufgerichtet, die gerade groß genug ist, um ihn vor Regen und Sonnenhitze zu schützen, und auf diese Weise wissen sie sich ihr Eigenthum zu

schützen.

schützen. Ein altes Weib wird jetzt bestellt, um dem Kranken abzuwarten, und alles so eingerichtet, daß die Männer durch das Tabu in ihren Geschäften und Vergnügungen nicht gestört werden. Dieß macht das Loos der alten Weiber gewöhnlich sehr schwer, indem sie auf diesem Wege von allem Verkehr mit Menschen gänzlich abgeschnitten sind, und von Jedermann gemieden werden.

Der Kopf eines Häuptlings wird jederzeit für den heiligsten Theil des Körpers gehalten, und wenn ihm sein Haar beschnitten oder zurecht gemacht wird, so darf weder er noch sein Haarkräusler irgend etwas anrühren, noch etwas essen, außer wenn er es ohne den Gebrauch der Hände mit den Zähnen erwischen kann. Es wäre die fürchterlichste Entheiligung, wenn man die Kneipe, womit man sein Haar beschnitt, zu irgend etwas anderem gebrauchen wollte; und die härteste Strafe würde jeden treffen, der dieses Verbrechens sich schuldig machte. Ein Häuptling darf, weil er für eine heilige Person gehalten wird, nie etwas zum Essen bei sich tragen, und wer über seinen Kopf hin etwas Eßbares hinwegschieben wollte, so fordert das Herkommen, daß ein solcher, der dieß zu thun sich erfrecht, ihm zufällt, um von ihm gegessen zu werden. Kein Häuptling darf innerhalb seiner Wohnung seine Speise zu sich nehmen, und würde dieß ein Sklave thun, so wäre sein Tod gewiß. Die große Menge von Fällen, die dem Tabu unterworfen sind, geben häufig Veranlassung dazu her, daß es den Eingebornen Neuseelands nie an einem Vorwand gebricht, sich einander feindlich zu überfallen. Kein Raubzug ward meines Wissens jemals unternommen, wo nicht, wenn alle andern Gründe dazu fehlten, ein Versehen gegen das Tabu als Rechtfertigungsgrund angegeben worden wäre, um die schändlichsten Verbrechen und Grausamkeiten zu entschuldigen. Es gibt gewisse angesehene Leute auf der Insel, die fast immer von dem Banne des Tabu frei sind. Diese werden nun bei jeder

Veranlassung ausgesendet; und wollten sie nicht dem Rufe derer folgen, die sie damit beehren, so würden sie sich dadurch in den Augen des Volkes herabsetzen, und sich seiner Verachtung Preis geben. Einmal war ich Zeuge davon, wie bei einem gewissen Anlasse die heilige Speise auf einem Speer über 24 Stunden weit fortgetragen wurde, um von einem großen Häuptling gegessen zu werden. Der Mann, der diese Speise auf dem Speere trug, durfte auf der ganzen Reise weder essen noch trinken, noch sich irgend eine körperliche Nothdurft verstatten, bis er diese heilige Speise zum Fuß dessen niedergelegt hatte, der sie verzehren sollte. Ich sah, wie sie ohnmächtig auf dem Wege niederfielen, und doch nicht wagten, irgend etwas anzurühren, um das Tabu nicht zu verletzen. Dennoch gelang es mir bisweilen, einzelne Insulaner dazu zu vermögen, diese lächerliche Sitte nicht zu achten. Auf der Reise machte ich mein kleines Vorrathskästchen auf, und theilte ihnen etwas von meinem Brode mit; sie ließen sichs wohlschmecken, und hielten es für keine Verletzung ihres Tabu, weil ihnen ein Europäer die Speise gegeben hatte. Betrachtet man die Art und Weise dieses Volksgebrauches, die Verlegenheiten, in welche sie durch denselben hineingerathen, die schrecklichen Verbrechen, zu denen er bisweilen führt, so wie den gewaltigen Einfluß, den er auf die Neigungen des Volks ausübt: so muß man ihn als einen schweren Fluch betrachten, der auf diesem Volke liegt. Wahrlich hätte der große Widersacher der Menschenseelen keine härtere Fessel des Irrthums erfinden können, als diese ist, um das Herz des Menschen in banger Knechtschaft zusammen zu ketten.

Der Aberglaube vertritt die Stelle der innern und äußern Heilkunde, und die Aerzte auf Neu-Seeland sind durchgängig Betrüger, welche das Volk mit sinnlosen und schädlichen Gebräuchen täuschen. Hat Jemand Schmerzen in irgend einem Theile des Körpers, so muß er auf dem Boden niederliegen, und ein starker Mann

tritt so lange auf ihm herum, bis er glaubt, daß der Schmerz vergangen sei. Eine Wunde wird immer mit einem Stein aufgerissen und zerschlagen, um starkes Bluten zu veranlassen, und sodann über den Rauch eines Feuers gehalten. Beulen werden aufgedrückt, ehe sie reif sind, und der Kranke jämmerlich dadurch gemartert. Es ist, so viel ich weiß, nur ein Mittel, das sie anzuwenden pflegen, nämlich die Wurzel vom Flachsstengel, die zu einem Brei gestoßen, und warm aufgelegt wird. Bei allen innern Krankheiten legt sich der Kranke nieder, schickt zu einem Priester, verzweifelt und stirbt.

Auf Träume wird in diesem Lande ein großer Werth gelegt, und sie üben einen mächtigen Einfluß auf die Leute aus. Soll irgend etwas von Bedeutung unternommen werden, so darf man gewiß seyn, daß ein altes Weib darüber geträumt hat, und den Traum auf eine Weise deutet, wie es ihren Wünschen angemessen ist. Nicht selten wird in tiefer Mitternacht ein ganzes Dorf in große Verwirrung gesetzt durch das Geschrei von ein paar alten Weibern, welche behaupten, sie hätten mitten im Dorfe den Kopf ihres Häuptlings auf einem Pfahl stecken gesehen. Ein jeder glaubt nun gewiß, daß der Mann todt, oder in großer Lebensgefahr seyn müsse, und Alle eilen nach der Stelle hin, wo er sich befinden mag, um ihn den Händen seiner Feinde zu entreißen. Nach Allem ist das Ganze eine Posse, indem die alten Weiber berathschlagt haben, wie sie am besten ihre in Krieg gezogenen Söhne und Freunde wieder nach Hause bringen mögen. Neben den Träumen spielt auch die Wahrsagerkunst ihre Rolle, besonders wenn es darum zu thun ist, einen Raubzug zu machen, und ein Dorf feindlich zu überfallen. Das Geschrei der Vögel hat dabei die größte Wichtigkeit. Sollte während einer Berathung eine Eule sich hören lassen, so wäre dieß ein sehr schlimmes Zeichen; wenn hingegen ein Habicht über die Köpfe derer wegfliegt, die im Kriegsrathe sitzen, so

ist an dem glücklichen Erfolge des Kriegszuges nicht im mindesten zu zweifeln. Girrt gerade eine Taube, wenn ein Knäblein geboren wird, so darf man gewiß seyn, daß das Kind in seinem Mannesalter große Thaten verrichten wird.

Noch findet ein eigenthümlicher Gebrauch, das Schicksal zu Rathe zu ziehen, unter den Neu-Seeländern statt, wenn es darauf ankommt, einen Feldzug gegen einen entfernten Volksstamm zu beginnen. Der jüngste Sohn einer Familie, in welcher alle Kinder zu reiferm Alter gekommen sind, wird als Werkzeug auserkohren, um das Orakel zu fragen. Dieser wählt nun eine Stelle in der Nachbarschaft aus, die vom Winde geschützt ist, reißt alles Gesträuch und alles Farnkraut auf derselben aus, und bringt jetzt eben so viele Pfähle von gleicher Höhe herbei, als es Volksstämme sind, die gegen einander in Krieg ziehen wollen. Ist es nun völlig windstill geworden, so steckt er die Pfähle in zwei Reihen, einander genau gegenüber, in die Erde, indem diese beiden Reihen die Schlachtlinie bedeuten soll, und jedem einzelnen Pfahle gibt er den Namen eines streitenden Stammes. Ist er mit diesen Vorkehrungen fertig, so murmelt er ein paar unverständliche Gebete her, stellt sich in einiger Entfernung auf, und gibt nun genau Acht, was der Wind unter seinen aufgestellten Soldaten anrichtet. Kommt nun der Wind von einer Seite her, von welcher die, das feindliche Heer vorstellenden, Pfähle zurückgedrückt oder umgeworfen werden, so ist dieß ein gewisses Zeichen, daß seine Parthei siegen wird. Ebenso wird auch die Richtung, in welcher die Pfähle fallen, für bedeutungsvoll gehalten. Wie natürlich, wird mit solchem Beginnen großer Betrug gespielt. Der Mann, der die Ceremonie verrichtet, weiß die Pfähle auf eine Weise in den Boden zu stecken, daß sie nach seinem Wunsche stehen oder fallen müssen. Auch kann man auf Neu-Seeland zum Voraus ziemlich genau bestimmen, von welcher Seite zu gewissen Zeiten der Wind herkommen wird.

Auch die Neu-Seeländer, wie alle andern unwissenden Völker, sind gewohnt, sich die albernsten Gespenstergeschichten zu erzählen, und mit voller Zuversicht an diese Erzählungen zu glauben. Selbst die muthigsten Krieger fürchten sich ungemein, bei Nacht außerhalb ihrer Hütte zu seyn, und glauben immer etwas zu sehen oder zu hören, was ihnen Unglück bereitet. Ein Reisender eilt so gut er kann, um vor Untergang der Sonne ein Dorf zu erreichen, und die Stunden der Nacht in der Gesellschaft Anderer zuzubringen; auch sind es gewisse Jahreszeiten, in denen die Furcht vor Nachtgespenstern sie mehr beunruhigt, als zu anderer Zeit. In solchen Zeiten werden sie es kaum wagen, selbst am hellen Tage so weit sich hinaus zu verlieren, daß sie ihr Dorf nicht mehr sehen, oder die Stimme ihrer Freunde nicht mehr hören können. Ueberhaupt treibt sie zu jeder Zeit eine unnennbare Furcht umher, die sie weder von sich abzuhalten, noch zu erklären vermögen. Bald sagen sie, sie fürchten einem Sklaven auf dem Wege zu begegnen, der davon gelaufen sey, und jetzt hinter dem Busche liege, um sie zu ermorden, obgleich bei Mannsgedenken nie der Fall vorgekommen ist, daß ein entlaufener Sklave so etwas gethan hätte; bald schreiben sie diese Angst ihrer Seele der Zauberkraft zu, und fürchten, es möchte ihnen Jemand auf dem Wege begegnen, der durch geheimnißvolle Zaubermittel ihnen das Leben nähme. Auf diese Weise bestätigt sich auch auf Neu-Seeland, daß der Mensch durch Furcht des Todes im ganzen Leben auf irgend eine Weise in Knechtschaft sich befindet, so lange er nicht durch den Glauben an den Sohn Gottes die Erlösung gefunden hat. Noch viel größer sind ihre Besorgnisse, wenn sie sich genöthigt sehen, auf ihren Booten sich ins Meer hinaus zu wagen. Wird eines derselben von den Wellen umgeworfen, so hat dieß Unheil ein Seeungeheuer, der Meeresgott Taniwa, gethan, der im Zorn das Schiff aufgehoben und umgestürzt hat. Hat einer etwas angerührt, was er nicht sollte, oder

ist er über ein tabuirtes Stück Landes hinweggegangen, so ist er in beständiger Angst vor dem Zorne des Taniwa, und wird es nimmermehr wagen, auf die See hinaus zu gehen, weil er in solchem Falle des Verlustes seines Lebens gewiß ist. Diese Besorgniß ist so groß und allgemein, daß bisweilen die bedeutendsten Unternehmungen eingestellt, oder auf lange Zeit verschoben worden sind, um dem Zorngerichte des vermeintlichen Meeresgottes zu entfliehen.

Eigenthümlich ist die Art und Weise, wie die Ehen auf Neu-Seeland geschlossen werden. Diese finden gewöhnlich nur zwischen Verwandten und Freunden statt, und es ist sehr selten, daß eine Gattinn in einer andern Verwandtschaft oder gar in einem andern Stamme gesucht wird. Will ein Häuptling sich verehlichen, so wirft er seine Blicke auf eine Person seiner Familie, die ihm wohlgefällt, und ohne ihr eigenes Gefühl dabei zu Rathe zu ziehen, so raubt er sie mit Gewalt hinweg, mag es der Familie gefallen oder nicht. Dieß führt gewöhnlich zu einem tüchtigen Faustkampf, wobei das arme Mädchen nicht selten Schläge und Wunden davon trägt, und indem ihre Eltern und Geschwister entschlossen sind, sie festzuhalten, während ihr Freier sie mit Gewalt aus ihren Armen zu reißen sucht, so kommt sie nicht ohne Brandmahle davon. Gelingt es ihm, ihrer habhaft zu werden, so wird ein Festmahl gegeben, und das neue Ehepaar wandert jetzt friedlich nach Hause. Indeß dauert dieser Waffenstillstand nicht lange Zeit. Um dem Bräutigam die schuldige Ehre zu erzeigen, wird er von einer Streifparthie heimgesucht, mit denen er sich herumschlagen muß; endlich verständigt man sich abermals bei einem tüchtigen Schmaus, und die Gäste kehren, mit Geschenken und Lebensmitteln beladen, nach Hause zurück.

Vielweiberei ist auf dieser Insel unbeschränkt gestattet, indeß führt doch immer nur eine den Titel der Hausfrau, während die andern weniger Ansehen im

Hause besitzen; obgleich auch ihre Kinder vom Vater mit gleicher Sorgfalt verpflegt werden. Der Ehebruch wird aufs strengste bestraft, und wird die Person, welche dieses Verbrechens sich schuldig gemacht hat, nicht immer auf der Stelle ums Leben gebracht, so machen die furchtbaren Wunden und Beulen, die sie davon trägt, ein längeres Leben kaum wünschenswerth. Die Vielweiberei ist auch hier, wie überall, die furchtbare Quelle unnennbaren Unheiles, und nicht selten die Veranlassung zu fortgesetzten Mordthaten. Bald schleicht sich in den Kreis der Weiber heftige Eifersucht gegen einander ein; dieß führt zu häufigen Zänkereien, und selten endigt sich ein Zank in diesem wilden Lande, ohne Blutvergießen. Eben so oft werden auch die armen Kinder die Schlachtopfer dieser häuslichen Zwiste, und Kindermord war in hohem Grade auf der Insel im Gange, ehe das Evangelium eine feste Wurzel unter den Eingebornen gefaßt hatte. Mehrere Male war ich selbst Zeuge davon, wie eine Zornentbrannte Mutter ihr Kind in Stücke zerriß, und den Leichnam desselben den Hunden zum Fressen vorwarf. Oft erwürgt eine ergrimmte Mutter im Anfalle der Leidenschaft ihren neugebornen Säugling an ihrer Brust, während in einer nüchternen Stunde sie selbst das Leben für denselben aufgeopfert haben würde. Eine andere unglückselige Folge, welche aus diesen häuslichen Streitigkeiten eifersüchtiger Weiber zu entstehen pflegt, besteht darin, daß gar leicht ihre entferntern Verwandten in den Kampf verwickelt werden. Dieß nährt eine fortgesetzte Erbitterung zwischen verschiedenen Familien, welche häufig bei ihren Volksbelustigungen und in ihren Spielgefechten zum Ausbruche kommt. Ein Streich wird mit einem zweiten vergolten; es erfolgt ein allgemeines Handgemenge; man geht mit dem bittersten Haß nach Hause, und schwört sich wechselseitig den Untergang, und es bedarf jetzt nur eines kleinen Feuerfunkens, um einen großen Theil der Einwohner in volle Flammen zu setzen. Die Verbreitung christlicher Er-

kenntnisse hat indeß auch diese unheilbringende Volkssitte vielfach gemindert und gemildert. Es ist den Missionarien weit über ihre Erwartung gelungen, daß nunmehr Söhne und Töchter aus verschiedenen Volksstämmen sich wechselseitig verehlichen. Die Folge davon war, daß im Allgemeinen ein besseres Verständniß unter dem Volke stattfindet, und daß selbst solche Stämme, welche seit undenklichen Zeiten mit einander in blutiger Fehde lagen, sich versöhnten, und jetzt Freunde geworden sind. Die Vielweiberei ist viel seltener geworden, als sie zuvor war, und um die Missionsstation her hat Kindermord und Selbstmord fast gänzlich aufgehört.

So wie die Gefühle dieser Insulaner gar leicht zur heftigsten Wuth aufgereizt werden können, eben so stark und hinreißend sprechen sich auch ihre Empfindungen in Liebe und Wohlwollen aus. Nicht leicht wird sich ein Volk der Erde in äußerlichen Zeichen von Liebeserweisungen wundersamer und stärker ausdrücken, als dieß bei den Neu-Seeländern der Fall ist. In solchem Falle ist jeder Zug ihres Gesichtes, und jedes Glied an ihrem Körper in der vollsten Bewegung, wenn ein Freund aus ihrer Mitte scheidet. Jeder ruft ihn zu sich herbei, und pfropft ihn mit den besten Leckerbissen, die er im Besitze hat, völlig aus. Man macht tausend Fragen, und knüpft immer wieder aufs Neue die Abschiedsunterhaltung an. Bald rinnt ein Thränenstrom über die Wangen, das Gesicht verdreht sich, man wirft sich dem Abschiednehmenden um den Hals, und eine laute Wehklage verbreitet sich in dem ganzen Kreise. Diese bricht in ein wildes Geheul aus, und der arme Freund wird von Küssen und Zerren und Festhalten und Anklammern fast ganz erdrückt. Nicht minder lärmend geht es bei seiner Rückkehr zu; die ganze Parade wird von vorne angefangen, und es ist unmöglich, beim Anblick solcher enthusiastischer Auftritte die Thränen zurückzuhalten. Unstreitig ist viel erkünstelte Ziererei bei der Sache im Spiel, denn man wird nicht selten gewahr, wie sie sich

auf solche Auftritte vorbereiten, diese stürmischen Gefühle allmählig auf eine künstliche Weise erzwingen, und jetzt mit der ganzen Gewalt ihrer Empfindung auf das arme Schlachtopfer losstürmen, und nicht eher nachlassen, bis sie gänzlich erschöpft sind. Dieß zeigt sich auch darin deutlich, daß sie im heftigsten Sturm der Empfindung auf einmal stille stehen, und sich gänzlich abspannen können, sobald ein Umstand eintritt, der hiezu Veranlassung gibt. Einmal wohnte ich nicht ohne Ergötzlichkeit einem solchen Begrüßungsauftritte in einem Dorfe bei. Nach einer Abwesenheit von sechs Monaten kam ein halb Dutzend Einwohner des Dorfes von einem Besuch am Themsefluß zu ihren Verwandten zurück. Das ganze Dorf war gerade im vollen Laufe der empfindungsvollsten Begrüßungsfeier begriffen, und der Auftritt schien den höchsten Grad der Empfindsamkeit erreicht zu haben, als auf ein gegebenes Zeichen zwei Weiber des Dorfes sich in den lärmenden Haufen hineindrängten, und den heißen Thränenguß in einem Augenblick mit dem naiven Zuruf vertrockneten: „Wir sind mit dem Schreien noch nicht zu Ende, aber wir wollen zuerst unsere Kartoffeln im Ofen backen, und die Körbe für sie zurecht machen, dann kommen wir wieder zusammen, und setzen das Schreien fort; vielleicht ists dann Nacht geworden!" Mit weinerlichem Tone riefen jetzt Alle aus: Ja, so wollen wirs machen! Das ist recht! und das ganze Spiel hatte ein Ende. Ich machte ihnen über ihre Heuchelei freundliche Vorstellungen, und zeigte ihnen, wie unedel es sey, mit Empfindungen dieser Art also zu spielen. „Ha! gaben sie mir zur Antwort, eines Neu-Seeländers Liebe hängt nur an seiner Außenseite; sie sitzt in seinen Augen, und auf seinen Lippen." Die Bewillkommung von Kindern nach kurzer Abwesenheit von ihren Eltern ist wahrhaft rührend; das ist ein wahrer Freudenjammer, ein Wonneschmerz; und dann malen sich wirklich die wahren Bewegungen

ihrer Herzen auf jedem Zuge ihrer Gesichter in ihrer vollen Lebendigkeit ab.

Die Neu-Seeländer sind gegen Fremdlinge keineswegs argwöhnisch. Es ist wahr, sie lieben die Franzosen nicht, und dieß ist der Fall, seit sie das Schiff des Kapitains Marion in der Inselnbai zerstört haben; aber ungeachtet der vielfachen Mißhandlungen, die sie von den Engländern und Amerikanern erfahren haben, werden sie doch jeder Zeit mit Freuden auf der Insel bewillkommt, und in den meisten Fällen zur Rückkehr eingeladen. Ich erinnere mich, daß einmal im März 1834 mehr als 1000 Europäer und Amerikaner auf einmal in der Inselnbai zusammentrafen, und dennoch drückten die Insulaner nicht den geringsten Argwohn aus, daß sie damit umgehen möchten, sich der Insel zu bemächtigen. Ich glaube, es würde ein harter Kampf gefochten werden müssen, ehe sie gestatten würden, Andere mit Gewalt von einem Theile ihres Bodens Besitz nehmen zu lassen, ohne zuvor einen reichlichen Ersatz dafür erhalten zu haben. Das Recht des Besitzers wird für das Heiligste auf Neu-Seeland gehalten. Ein jeglicher kennt genau die Grenzen seines Bodens, den er unversehrt bis an seinen Tod bewahrt, wenn nicht etwa ein Krieg ihn aus dem Besitze desselben verdrängen sollte. Ein stärkerer Volksstamm mag immerhin den schwächern mit Krieg überziehen, und ist er Sieger, so fällt der Boden, mit allem was darauf ist, ihm als Eigenthum zu; so lange aber ein Stamm nicht besiegt ist, und Besitzungen in der Entfernung hat, so kann er dieselben immerhin auf einige Zeit an andere abtreten; aber er wird doch jedes Jahr durch Einforderung einer Portion von Rattenschmalz sein Besitzrecht auf den Boden erneuern, oder wenn es Waldungen sind, ein Paar Tauben in denselben schießen und mit sich nehmen, oder wenn Bauholz an Europäer verkauft worden ist, das Geld sich zueignen.

Die Strafen der Neu-Seeländer sind in der Regel ungemein streng, indeß sie doch die Art und Weise, wie die weißen Leute zu bestrafen pflegen, für ungleich grausamer erklären, und eben darum verwerfen. Wer wiederholt auf Diebstahl ertappt wird, der bekommt mit einem Stück Holz einen tüchtigen Streich über den Kopf; wer das Tabu bricht, oder flucht, verliert sein Eigenthum. Der Ehebruch wird mit Tod bestraft. Die Hinrichtung von Verbrechern, wie sie bei uns geschieht, mißbilligen sie indeß laut, vorerst schon darum, daß man ihnen die Zeit der Hinrichtung voraussagt, noch mehr darum, daß man sie viele Tage und Nächte hindurch im Gefängnisse aufbewahrt, um über den Tod nachdenken zu können; am meisten aber darum, daß man sie langsamen Schrittes zur Richtstätte hinausführt, und sie am Fuße derselben eine Zeitlang warten läßt, ehe man sie aufhängt. Dieß ist grausamer, sagen sie, als Alles, was wir thun. Hat ein Mann bei uns den Tod verdient, so schlagen wir ihm den Kopf ab, ehe er sichs versicht, ohne ihm erst zu sagen, was geschehen soll, und ehe er den Streich fühlt, ist er schon todt. Wären freilich die Menschen den Thieren gleich, so möchte eine solche Todesart gelinder genannt werden dürfen; aber unsere Gesetze sind barmherzig genug, um dem Verbrecher Zeit zu gestatten, über sich selbst nachzudenken, den Weg der göttlichen Gnade aufzusuchen, und mit Gott versöhnt zu werden, ehe er vor seinen gerechten Richter tritt, um von Ihm Lohn oder Strafe zu empfangen.

Als ein rohes Barbarenvolk betrachtet, sind die Eingebornen Neu-Seelands gewerbsam zu nennen, und in Vergleichung mit ihren nördlichen Nachbarn zeigen sie sich als Leute, die an harte Arbeit gewöhnt sind. Man sieht nichts Weibisches auf der ganzen Insel. Die Einwohner müssen arbeiten, wenn sie essen wollen; sie haben weder Yams, noch Kokoas, noch Bananas, wenn sie nicht das Feld damit anpflanzen, selbst das Farnkraut,

das in früherer Zeit ihre hauptsächlichste Nahrung war, erfordert große Anstrengung, um dasselbe zu gewinnen.

Unter dem üppigen Himmelsstriche der Freundschaftsinseln bedarf es der Arbeit nicht, um den Lebensunterhalt und selbst die kostbarsten Früchte zu erhalten. Mit einem ungemein reichen Boden ausgestattet, der eine Fülle von Pflanzenleben erzeugt, und bei einer ungemein feuchten und heißen Atmosphäre, blühen alle tropischen Früchte ohne Menschenhülfe in vollem Ueberflusse, und man kann die köstlichsten Gaben der Natur ohne Mühe erhalten. Die Trägheit der Bewohner jener Inseln ist daher zum Sprichwort geworden, und während meines Aufenthaltes auf denselben vermochte das Evangelium, das sie bereitwillig annahmen, dennoch nicht, ihren zeitlichen Wohlstand zu verbessern, oder durch Arbeitsfleiß ihren äußerlichen Zustand zu veredeln, und seit ich im Jahr 1830 nach Neu-Seeland zurückkehrte, hatten die auf den Freundschaftsinseln sich befindlichen Missionarien noch immerfort die Klage zu führen, daß die Einwohner daselbst nicht arbeiten wollen, und daß sich ihr Hang zur Trägheit noch um nichts gebessert habe. Dieß ist nun auf Neu-Seeland keineswegs der Fall. Da auf ihrem Boden keine Frucht ohne Pflanzung und Pflege wächst, so sind sie genöthigt, es sich jeglichen Tag sauer werden zu lassen, um dem Boden ihre Nahrung abzugewinnen. Neun Monate im Jahr sind sie auf ihren Grundstücken emsig beschäftigt, und es kommen nur jährlich zwei Monate, wo man sagen kann, daß sie auf dem Felde nichts zu thun haben. Es ist dabei bemerkenswerth, daß diese zwei Monate gar nicht in ihrem Kalender stehen, und daß sie dieselben nicht rechnen, noch irgend etwas von ihnen zu sagen wissen. Da wir, so erklären sich die Insulaner, diese zwei Monate nur mit Besuchen, Gastmahlen, Schwatzen, Spielen und Schlafen zubringen, so ist es gar keine Zeit, die man im Leben anschlagen kann. Sie berechnen das Jahr nach Monden, und zählen 10 Monde im

Laufe desselben, so daß die drei Monate des Späthherbstes nur für einen Monat angeschlagen werden, und zwar gerade deßwegen, weil es in dieser Zeit nichts auf dem Felde zu arbeiten gibt. Uebrigens sind sie in der Zeitberechnung sehr genau, und das Jahr beginnt bei ihnen mit den ersten Knospen, welche die frühesten Gesträuche auf der Insel treiben.

Die Nahrung, mit welcher sich jetzt die Neu-Seeländer zu versehen wissen, ist verschiedener Art. Früher bestand sie nur aus süßen Kartoffeln, Farnkraut und Fischen, nebst dem süßen Mark der Tawara-Schlingpflanze, die an den Zweigen des Puriribaumes hinauf wächst. Jetzt haben sie verschiedene Gattungen von Kartoffeln, eine größere Art von Battaten, als sie vorher besaßen, Melonen, Kürbisse, Kohlkräuter, Zwiebeln, Yams, Pfirsiche, indisch Korn und verschiedene eßbare Wurzelarten, nebst einem reichen Vorrath von Schweinefleisch, das neben den Vögeln, die sie nunmehr schießen gelernt haben, und dem Reichthum von Fischen, die sie fangen, ihre Lebensweise keineswegs zu einer magern macht. Ihre Art, diese Speisen zu kochen, ist sehr einfach. Ein kreisförmiges Loch wird in den Boden gegraben, und mit kleinen Steinen und trockenem Holze belegt; sind die Steine vom Feuer glühend geworden, so nimmt man sie aus dem Ofen, säubert dieselben von der Asche, und jetzt werden die heißen Steine wieder in den Ofen gelegt, die Seitenwände mit Baumblättern ausgefüllt, die Kartoffeln und jede andere Speise darauf gebracht, und der Raum mit Wasser ausgefüllt, und die Oeffnung so gut verschlossen, daß kein Dampf herausdringen kann. Sie wissen jetzt genau, wie viel Zeit jede Art von Speise zur Zubereitung erfordert, und merken es auch daran, wenn der Dampf aus der Erde herauszudringen beginnt. Dieser ganze Prozeß dauert ein paar Stunden, und das Essen ist fertig geworden.

Sie haben täglich zwei Zeiten zur Mahlzeit, Morgens um 11 Uhr und Abends, wenn die Sonne unter-

gegangen ist. Indeß naschen sie doch den ganzen Tag, und haben immer an einem Stück Holz an der Seite einen kleinen Speisevorrath hangen, von dem sie Gebrauch machen, so oft sie hungrig sind. Uebermaaß im Essen kann man ihnen übrigens nicht vorwerfen, denn nur selten nehmen sie eine Fleischspeise ein, und es bedarf schon einer ansehnlichen Platte von Gemüse, um die Eßlust eines riesenhaften Mannes zu stillen, der sich immer in freier Luft umher bewegt, oft lange fastet, und bei Nacht unter dem Sternenhimmel ohne andere Bedeckung, als seine Kleider sind, sich zum Schlafen niederlegt. Die Eingebornen haben eine einfache Weise die Aale zu dörren, wodurch sie sehr schmackhaft gemacht werden, und viele Monate lang sich gut erhalten. In einem kleinen Umkreise, innerhalb dessen eine langsame und rauchende Gluth lodert, hängen sie die Aale an kleinen Stecken der Reihe nach auf, und lassen sie langsam ausbraten, jedoch so, daß kein Saft durchdringt, und kein Fett abtrieft. Auf diese Weise braucht man dem Fisch nach Monaten nur die Haut abzuziehen, wenn man ihn verzehren will, und er hat noch einen so guten Geschmack, als wenn er jetzt erst aus dem Wasser gekommen wäre. Der Mund der Insulaner ist unaufhörlich beschäftigt, sey es bei der Arbeit, beim Spiel oder beim Essen. Haben sie keine Neuigkeiten zu erzählen, keine Frucht zu naschen, keine Pfeife zu rauchen, so kauen sie ein Stück Harz im Munde, das der Kauribaum ausschwitzt. Diesen Klumpen drehen sie so lang im Mund herum, bis die Lippen müde sind, dann wird er dem nächsten Nachbar angeboten, und läuft so in der ganzen Gesellschaft herum; und ist man fertig, so wickelt man ihn in ein frisches Blatt ein, und bewahrt ihn auf den morgenden Tag auf. Oft war ich im Falle, daß der zahnlose Mund einer guten alten Mutter, oder eines grauhaarigen Tabakrauchers mir den Leckerbissen anbot, um auch meinen Theil an dieser Süßigkeit zu haben.

Die Neu-Seeländer saugen gerne das süße Mark aus dem Stengel des indischen Kornes aus, und würden ein geistiges Getränk daraus bereiten, ständen ihnen nur die Mittel dazu zu Gebote. Sie lieben das Süße sehr, und waren lange gewohnt, Zucker zu kaufen. Auf europäische Obstfrüchte setzen die Alten keinen großen Werth, desto emsiger aber ist das jüngere Geschlecht darauf bedacht, die neu eingebrachten Obstbäume zu pflegen, und die Frucht derselben zu genießen. Sonderbare Mischungen mit ihren Speisen zu machen, ist an der Tagesordnung; die herben Bestandtheile sind ihnen dabei am liebsten, aber alles, was einen Flecken hat, wird weggeworfen. Ich selbst sahe in einem ausgehöhlten Stück Holz folgende Mischung von Speisen bereiten: Der Stengel der oben genannten süßen Schmarotzerpflanze, Tawara, wurde zu einem Brei gestampft, in diesen wurden ein paar Zwiebeln und Pfirsiche hineingeschnitten, dann kamen geschwellte Kartoffeln und Kumerah-Beere dazu; ihnen folgte das Gehirn eines Schweins mit ein wenig Speck oder Thranöhl, noch weiter ward der Saft von Tupakihi-Beeren dazu genommen, deren Blätter und Samen in hohem Grade giftig sind, und am Ende machte ein Stück Zucker den kostbaren Leckerbissen fertig. Alles zusammen wurde mit den Händen zu einem Brei geknetet, indeß der Koch von Zeit zu Zeit die Finger durch den Mund zog, um den Geschmack der Speise zu kosten, die jetzt als köstliche Platte aufgetragen wurde.

Der Gebrauch des Tabaks herrscht allgemein auf der Insel, und er wird meist durch die Pfeife verraucht. Die Gesundheit der Eingebornen läßt mich die Einfuhr dieses Artikels keineswegs bedauern. Sie hatten nämlich die Gewohnheit, des Nachts, wenn es in ihren engen Hütten warm wurde, nackt heraus zu gehen, und sich auf dem feuchten Boden niederzusetzen, sich abzukühlen, und sich dann wieder auf ihr Lager zu legen. Jetzt hingegen bleiben sie, wenn es ihnen warm ist, zu

Haus, und stecken ihre Pfeife an, bis sie der Schlaf wieder überfällt, und so werden viele Krankheiten, die zuvor häufig waren, verhütet. Eine Wohlthat ist es, daß die Einfuhr geistiger Getränke bis jetzt noch keinen Reiz unter den Eingebornen gewinnen konnte. Von Trunkenheit weiß man auf der Insel nicht viel; denn wer Tabak raucht, der gibt das Trinken geistiger Getränke auf.

Das Verzeichniß ihrer Spiele ist nur kurz; ihre angenehmste Erholung besteht darin, sich einander grausenhafte Wundergeschichtchen zu erzählen. Damit belustigen sie sich in den arbeitlosen Stunden, und bleiben oft bis tief in die Nacht hinein bei einander sitzen, um sich mit Geschichten zu unterhalten. Ehe sie das Feuergewehr kennen lernten, gebrauchten sie den Wurfspieß, um Vögel im Walde, oder Enten auf dem Wasser mit demselben zu tödten. Jetzt ist unter dem heranwachsenden Geschlecht das Schießen mit der Flinte Lieblingsbelustigung geworden; mit dieser gehen sie freilich noch sehr linkisch um, indeß wissen sie doch ziemlich gut zu treffen, wenn der Gegenstand an einer Stelle feststeht; aber mit dem Vogelschießen wissen sie noch nicht umzugehen. Ti heißt ein Fingerspiel, wobei sie zählen, und sehr geschickt jeden Fehler zu entdecken wissen. Wer innerhalb einer gewissen Zeit seine Finger am öftersten in eine gewisse Stellung bringen kann, wobei zugleich immer ein aufgegebenes Wort wiederholt werden muß, der hat gewonnen. Die Geschwindigkeit, womit sie die schwersten Worte aussprechen, so wie die Gelenkigkeit, mit welcher sie die Finger immer in die geforderte Richtung zu bringen wissen, ist wirklich bewunderungswerth, und man muß sich von früher Jugend an diese Fertigkeit erworben haben, wenn man Meister darin seyn will. Rennen, Klettern, Schwimmen, Raufen und Steine werfen, das sind die gewöhnlichen Spiele der Eingebornen. Dabei machen sie alles gerne nach, und haben ein

eigenthümliches Talent zum Zeichnen, wenn sie unterrichtet würden. Sie können mit einer Kohle an die Wand, oder mit den Fingern im Sand ein niedliches Schiff zeichnen; auch belustigen sie sich oft damit, leichte Abbildungen von Dingen zu machen, die sie bei den Europäern oder auf Port Jakson gesehen haben.

Viertes Kapitel.

Kriegslust der Neu-Seeländer. Raubzüge derselben. Ihre Schlachten. Der Häuptling Hongi. Sklaverei. Befestigung. Streitwagen. Kriegsschiffe. Arten des Kriegführens. Kannibalismus. Rachsucht der Eingebornen. Ihre Grausamkeit. Behandlung der Todten. Der Hakari, ein Volksfest. Ihr Glaube in Hinsicht auf die Verstorbenen. Abergläubische Meinung über den Ursprung dieser Inseln. Der böse Geist Wiro. Die Priesterschaft. Tattuiren. Wohnungen der Insulaner. Kleidung. Fischfang. Bevölkerung.

Die Einwohner dieser Insel sind zum Krieg in hohem Grade geneigt, und saugen diese Lust schon mit den ersten Empfindungen ihrer Kinderjahre ein. Die Jugend wird sowohl durch die Mahnungen, als durch das Beispiel ihrer Eltern und Freunde zu Handlungen der Gewaltthätigkeit und Grausamkeit erzogen. Indeß wäre es ein grober Irrthum, wenn man die Neu-Seeländer ein tapferes Volk nennen wollte; es wäre denn, daß man Ausbrüche wilder Mordlust mit dem Namen der Tapferkeit bezeichnete. Werden sie aber angegriffen, so kämpfen sie bisweilen für die Sicherheit ihrer Weiber und Familien, ihrer Dörfer und Grundstücke, und selbst für ihren Namen mit verzweifelter Kühnheit. Es findet sich kein Band, das sie zu einem gemeinsamen Volke vereinigte; ein Jeder ist eifersüchtig auf das Ansehen und die Macht seines Nachbars; Einer ist gegen den

Andern, und Alle gegen Einen; und auf Neu-Seeland, so wie in andern Ländern der Barbaren, findet die Person und das Eigenthum kein anderes Schutzmittel, als die Gewalt, und selten oder nie läßt der Stärkere die Gelegenheit vorüber gehen, den Schwächern auszuplündern, oder zu Grunde zu richten.

Es ist selten der Fall, daß ein Neu-Seeländer in einen Kampf sich einläßt, so lange er nicht des Sieges gewiß ist. Es mag einzelne Fälle geben, in denen Rachsucht oder Frechheit einzelne Stämme veranlaßte, mit ihren gleich starken Widersachern auf den Kampfplatz zu treten: aber diese Fälle sind sehr selten, und durch besondere Umstände veranlaßt. Auf Räuberzüge auszugehen, ist die süßeste Lust dieser Insulaner; dabei ist es ihnen eben nicht darum zu thun, Andere zu ermorden, sondern die Ernten mit Gewalt einzuholen, welche der Arbeitsfleiß Anderer gepflanzet hat. Dabei wissen sie indeß immer einen Scheingrund anzugeben, um ihre Ungerechtigkeit zu rechtfertigen; ein begangener Ehebruch muß gerächt werden; ein Eidschwur, oder ein Tabu ist gebrochen worden; man hat etwas gestohlen; ein Schwein ist über die angebauten Felder gegangen; man hat eine Tochter aus einem andern Stamme geraubt; man hat ein Kind oder einen Sklaven beleidigt; solche und noch viel unbedeutendere Dinge werden als Grund angegeben, warum man Alles raubt, was die Bewohner eines Dorfes besitzen, und das zu Grunde richtet, was man nicht mit sich fortschleppen kann.

Räuberzüge dieser Art waren nicht selten von den unglücklichsten Folgen begleitet. Ein berühmter Häuptling hat eine Wunde im Treffen erhalten; jetzt wird ein allgemeines Aufgebot veranstaltet; auf beiden Seiten werden Ströme von Blut vergossen, und das ganze Land umher wird in Krieg verwickelt; und ein solcher Krieg endigt sich mit der gänzlichen Vertilgung eines Volksstammes, und der völligen Vertilgung eines volkreichen Distriktes, wenn nicht ein dritter mächtiger Volksstamm

ins Mittel tritt. Ist einmal der Kriegsspeer geschwungen, oder der erste Schuß gethan, so weiß keiner wo und wie die Sache endigen wird. Ein Beispiel dieser Art haben wir mit unsern eigenen Augen gesehen. Der Häuptling Wareumu und seine Streifparthei kam von der Inselnbucht an den Hokiangafluß in der Absicht herüber, um die Felder eines an den Ufern desselben wohnenden Volksstammes zu verheeren, und damit eine angebliche Verletzung zu rächen. Die Einwohner am Hokiangastrome waren durch einen Boten von der feindseligen Absicht der Eingebornen der Inselnbai benachrichtigt worden, und als der Kriegszug herbei kam, nahmen nach der gewohnten Weise die Raufereien ihren Anfang. Indeß wurden nur wechselseitige Rohheiten verübt, wie es bei solchen Anläßen zuzugehen pflegt. Ein Mann wurde verwundet, und ein Anderer, von vornehmem Stande, von einer Kugel todt niedergestreckt. Jetzt ertönte das Kriegsgeschrei von allen Seiten. Der Geist der Rachsucht wurde losgebunden, und Schaaren fielen von beiden Seiten als Schlachtopfer ihrer Wuth. Den Anführer des Kriegszugs, Wareumu, traf eine Kugel durch den Nacken, sein Weib ward an seiner Seite erschossen, und an ihrer sterbenden Brust ihr kleiner Säugling ermordet. Mit Blitzesschnelle kam diese Botschaft nach der Inselnbai, und Alles erhob sich, was der Fuß tragen konnte. Die Häuptlinge bildeten einen Kriegsrath, und einmüthig ward der Beschluß gefaßt, daß entweder die Eingebornen des Hokianga, oder die Bewohner der Inselnbucht bis auf den letzten Mann vernichtet werden sollten. Große Zurüstungen wurden jetzt gemacht; die Streitkräfte waren von beiden Seiten gleich, Waffen und Kriegsvorräthe besaßen beide im Ueberfluß, und ein angstvolles Getümmel bezeichnete die Vorkehrungen zu diesem Vertilgungskriege. Ein jeder Insulaner sah es ein, daß ohne Blutvergießen ein Friedensschluß unmöglich geworden sey, daß die geschlagene Wunde nicht wieder geheilt werden könne, und

daß Jeder verpflichtet sey, für die Ehre seines Volksstammes und zur Sühne für den Tod ihres Anführers den letzten Blutstropfen aufzuopfern. Keiner, der eine Waffe tragen konnte, durfte vom Kampfplatze zurückbleiben. Beide Theile rückten langsamen Schrittes in schauerlicher Stille dem Wahlplatze entgegen. Alles war schlagfertig, als von einigen friedliebenden, einflußreichen Häuptlingen nur leise der Gedanke geäußert wurde, nur **ein** Weg sey noch übrig, zum Frieden zu gelangen; sie selbst können sich in keine Unterhandlungen einlassen, aber die Missionarien sollen ins Mittel treten, und Vorschläge machen, und keiner von beiden Seiten soll ein Wort dazu zu reden haben; und wenn sie die geeigneten Wege zum Frieden finden könnten, so würden die Anführer beider Partheien zusammentreten, und sich wechselseitig die Hand der Versöhnung darreichen. Da diese Ansicht in beiden Feldlagern immer lauter wurde, so ward eine Anzahl von Abgeordneten mit der Bitte zu uns gesendet, daß wir ins Lager kommen, und unsern ganzen Einfluß anwenden möchten, das Schießen zu verhüten, und einen dauerhaften Frieden zwischen beiden Theilen zu sichern. Natürlich willigten wir mit Freuden in diese Aufforderung ein. Einige aus unserer Mitte eilten jetzt dem Kampfplatze zu, und knüpften mit beiden Partheien Unterhandlungen an, welche zur allgemeinen Freude zum glücklichen Friedensschlusse führten. Ohne dieses Mittel würden die Folgen des Kriegs für die kriegführenden Distrikte und auch für unsere Missionsarbeit in denselben fürchterlich gewesen seyn; aber jetzt ging die Sache mit dem Verlust von etwa 30 Männern vorüber, welche vor dem Anfange des Kampfes das Leben eingebüßt hatten, und seit dieser Zeit leben die Bewohner beider Distrikte im freundschaftlichsten Einverständniß mit einander.

Im März 1830 hatte zu Kororareka ein fürchterlicher Kampf begonnen, zu welchem die Eingebornen durch den Führer eines Wallfischfängers, der im Hafen

der Bai lag, aufgereizt worden waren. Zu wiederholten Malen erklärten die Häuptlinge, daß sie nie an einen Krieg gedacht haben würden, wenn sie nicht durch die Worte der Europäer zur Rachsucht verleitet worden wären. „Wundert euch nicht, hörte ich sie in einer öffentlichen Rede sagen, wundert euch nicht, ihr weißen Leute, die ihr uns jetzt höret, wenn wir in den künftigen Tagen euch und eure Kinder zu Tode schlagen, um des Unrechtes willen, das unsere Väter und Brüder von euch erduldet haben, deren Blut der Sand am Kororarcka eingesogen hat! Wundert euch darüber nicht, es ist billig und recht, Blut um Blut zu vergießen!" Das Flintenfeuer im Gefechte zu Kororarcka, bei dem bereits beinahe 100 Männer getödtet oder verwundet auf der Meresküste lagen, zog die Missionarien von ihrer Station Paihia an diese Stelle herbei. Sie setzten sich allenthalben großer Gefahr aus, und sie brachten es endlich dahin, daß die Feindseligkeiten aufhörten, und nach wenigen Tagen wurde mit Hülfe des Herrn Prediger Marsden, der gerade in der Bai angekommen war, ein bleibender Friede geschlossen, der bis jetzt nicht unterbrochen worden ist.

Noch andere mörderische Gefechte haben stattgefunden, welche ganze Stämme von der Insel gänzlich vertilgten.

Hongi, in den frühern Missionsberichten Schungi genannt, richtete den ganzen Stamm zu Grund, der am Wangaroaflusse lebte, und dieß war der letzte kriegerische Verheerungszug dieses Mannes. So lange er lebte, durfte er nur seine Stimme zum Krieg laut werden lassen, und wie mit einem Herzen sammelte sich das Volk unter seiner Fahne, und stellte sich unter seine Leitung. Seit seinem Tode, der im März 1828 erfolgte, und durch einen Flintenschuß durch seine Lunge veranlaßt worden war, hat sich kein ähnlicher gewaltiger Geist an die Spitze des Volks gestellt, der sich mit den Talenten und dem Einfluß dieses Kriegers hätte messen

können]; und seitdem hielt es immer schwer, mehrere Stämme zu einem gemeinschaftlichen Kriegszuge zusammen zu bringen. Keiner durfte es wagen, zurückzubleiben, wenn Hongi zu einem Feldzuge rief; er hätte sonst seine Weigerung auf die empfindlichste Weise büßen müssen. Aber jetzt mag in der Inselnbai der Aufruf zu einem Kriegszuge von einem Dorf zu dem andern erschallen, er findet kein Gehör, und nur mit der größten Schwierigkeit bringt man einige Krieger zusammen, wenn es einem Räuberzuge gilt.

Die Unglücklichen, welche auf einem solchen Zuge nicht gemordet und von den Kannibalen gefressen wurden, wurden zu ewiger Sklaverei verurtheilt. Ein solcher Sklave ist der wilden Laune seines Herrn jeden Augenblick preisgegeben, und muß sich ohne die geringste Widerrede jede ersinnliche Mißhandlung von ihm und den Seinigen gefallen lassen. Sein Besitzer hat das Recht, jeden Augenblick ihm das Leben zu nehmen, sobald es ihm wohlgefällt, sein wildes Rachgefühl im Blute des Unglücklichen zu kühlen. Die Sklaverei auf Neu-Seeland ist ein hartes Joch; dennoch habe ich mehrere Sklaven von kühnem Unternehmungsgeist kennen gelernt, welche das Joch abgeschüttelt, und sich eine Geltung gegen ihren Meister zu verschaffen gewußt haben, die er sich gefallen lassen mußte. Auch habe ich mehrere Sklavenbesitzer kennen gelernt, welche mit viel Freundlichkeit ihre Gefangenen behandelten, und ihnen große Freiheit gestatteten. Auch dürfen sie sich gegen den Häuptling des Stammes offen und furchtlos aussprechen, und ihre Rechte geltend machen. Bisweilen wird es einer Anzahl Sklaven gestattet, zu ihren Stämmen wieder zurückzukehren; auch ist es den Missionsfamilien auf der Insel häufig gelungen, einzelne derselben von der Sklaverei loszukaufen, und ihnen die Freiheit zu schenken, um für sich und ihre Familien mit ihren eigenen Händen ihre Nahrung zu erwerben. Nur bei den weiblichen Sklaven hält solche Loskaufung

schwer, und die Fälle sind selten, wo ihnen die Freiheit geschenkt wurde, um sich mit einem Manne, der um sie warb, verehlichen zu können.

Ein Pa, oder eine Bergfeste, ist der Ort, wo in Kriegszeiten die Männer eines Stammes sich versammeln, um ihre Weiber, Kinder und Sklaven gegen die Angriffe des Feindes zu vertheidigen. Diese feste Stellung wird gemeiniglich am Ufer eines Flusses, oder auf der Spitze eines hohen Berges gewählt, wobei Fürsorge getragen wird, daß sie vom Wasser nicht abgeschnitten werden können. Mehrere dieser Bergfesten sind ausnehmend stark, und ihr Bau muß unsägliche Arbeit erfordert haben. Sie sind mit einem gedoppelten, dichten Gehäge umgeben, das sie für die gewöhnlichen Waffen der Eingebornen unzugänglich macht. Auf solchen Bergfesten sahe ich sie mehrere Male eine Belagerung von 5—6 Monaten aushalten, ohne daß ihnen ein wesentlicher Schaden zugefügt werden konnte, wenn sie nicht wegen Mangel an Lebensmitteln der Hungersnoth preisgegeben waren. In neuerer Zeit haben die Neu-Seeländer ihre frühern Kriegswaffen gegen das Feuergewehr und die Streitaxt ausgetauscht. Bei Belagerungen pflegen sie sich noch der Schleudern zu bedienen, mit denen sie glühende Steine auf die Dächer der Wohnungen im Pa werfen, um diese anzuzünden. Diese Wohnungen auf einer Bergfeste sind so dicht in einander gebaut, und mit Menschen so überfüllt, daß ein Feuer, wenn es einmal im Pa Gewalt bekommen hat, ohne Aufenthalt den ganzen Ort verzehrt, und die Einwohner nöthigt, um dem verzehrenden Elemente zu entfliehen, sich in die Waffen ihrer Feinde zu werfen. Die Kriegshaufen der Neu-Seeländer werden ohne alle Sachkenntniß blos von ihrem Rachgefühle geführt, und von Anführung und Ordnung ist unter denselben die Rede nicht. Gemeiniglich machen sie in dichter Masse zuerst einen allgemeinen Angriff; richten sie damit nichts aus, so stellen sie sich mit ihren Schießgewehren hinter Bäumen

und Verstecken auf, um ein kleines Gewehrfeuer zu unterhalten. Nach einem bestimmten Ziele zu schießen, vermögen sie nicht, sondern sie feuern auf den Zufall hin ihre Gewehre ab, und thun nicht selten ihren eigenen Leuten eben so viel Schaden, als dieß bei ihrem Feinde der Fall ist. Ihr wildes Kriegsgeschrei, so wie der erste Angriff in Masse, ist bei solchen Treffen das fürchterlichste, was auch gemeiniglich den Ausschlag gibt. Wird der Feind dadurch in Unordnung gebracht, und zum Fliehen veranlaßt, so ertönt ein noch viel schrecklicherer Kriegsgesang, und sie verziehen ihre Gesichter auf eine Weise, die sie mehr höllischen Geistern, als menschlichen Gestalten ähnlich macht. Nach der Kunst dieses Grimassenspieles und des Geheules wird auch die Tapferkeit des Mannes angeschlagen, und darin liegt ihre größte Stärke. Man hat die Neu-Seeländer häufig als ein tapferes Volk geschildert, aber dieß sind sie nur darum, weil sie großen Lärm machen, und sich ganz der Zügellosigkeit ihrer Wuth, den wilden Thieren ähnlich, im Streite überlassen. Aber man darf sie nur etwas genauer kennen, um die Feigheit des Herzens wahrzunehmen, welche sich unter dieser abschreckenden Außenseite zu verbergen sucht. Sie zittern vor ihrem eigenen Schatten, und werden es nie wagen, einen Feind anzugreifen, so lange sie nicht an Anzahl und Waffen ihm weit überlegen sind. Dabei sind sie sehr hinterlistig und trügerisch, und kein Mittel ist ihnen zu schlecht, um durch List und Verschlagenheit zu ihrem Zwecke zu gelangen. Dieß ist unstreitig bei den südlichen Stämmen noch mehr als bei den nördlichen der Fall; aber auch der Freundschaft der Letztern läßt sich selten mit Zuversicht trauen.

Grausamkeit, oder die Lust, Schmerzen zu machen, bezeichnet jeden Schritt in den Kriegen der Neu-Seeländer. Dem Verwundeten, der im Treffen fiel, wird aus den empfindlichsten Theilen des Körpers nur langsam das Blut ausgesaugt, und an seinen Wunden die

Mordlust auf die empörendste Weise befriedigt. Hat Jeder seinen wilden Kannibalendurst gestillt, so erhebt sich eine laute Wehklage über den Leichnamen der erschlagenen Freunde; man schneidet den Feinden die Köpfe ab, und bereitet ihre Körper zu einem allgemeinen Gastmahle. Daß die Neu-Seeländer wirkliche Menschenfresser sind, kann keinen Augenblick bezweifelt werden; dieß sind sie indeß nicht sowohl darum, um ihr Verlangen nach Menschenfleisch zu sättigen, als vielmehr wegen einer wahrhaft satanischen Rach- und Mordlust, von welcher sie getrieben werden, die bei allen ihren Bewegungen zum Vorschein kommt, und nie befriedigt ist, so lange sie an dem Gegenstande ihres Hasses sich nicht nach Herzenslust gestillet haben. Auch die geringste Beleidigung läßt der Neu-Seeländer nicht unbemerkt vorüber gehen, ohne eine Sühne für dieselbe zu fordern; die Erinnerung an sie pflanzt sich von einem Geschlechte zu dem andern fort, bis die Gelegenheit sich darbietet, die Forderungen des Ingrimmes zu befriedigen. Die Köpfe ihrer Feinde werden von ihnen als Siegeszeichen aufbewahrt, und bei ihren Gastmahlen auf den Dächern ihrer Wohnungen in Reihen aufgestellt; werden sie aber zu solchen Zeiten von den Missionarien besucht, so decken sie dieselben gewöhnlich mit ihren Kleidern zu, um sie vor ihrem Anblick zu verbergen. Diese abgeschlagenen Köpfe gewähren einen schauerlichen, gespensterartigen Anblick; denn die Neu-Seeländer verstehen sich auf eine bewunderungswürdige Weise auf die Kunst, die Gesichtszüge dieser Schädel zu erhalten. Das Haupthaar und der Bart bleibt unversehrt, und nichts scheint am Gesicht verloren gegangen zu seyn, als das Auge, das zugeschlossen ist, und dem Ganzen ein todtenähnliches Aussehen gibt. An diesen Köpfen wird durch Schmähworte aller Art, gleich als ob sie hören und verstehen könnten, der Groll des Herzens ausgelassen. Wie, hörte ich zu ihnen sagen, du wolltest mir entrinnen? aber mein Merri (Keule) hat dich noch wohl erreicht; ich

habe dich gebacken, und dein Fleisch hat mir wohl geschmeckt. Wo ist jetzt dein Vater? man hat ihn gekocht; wo ist dein Bruder? ich habe ihn verzehrt; wo ist dein Weib? ich habe sie zu meinem Weibe genommen; wo sind jetzt deine Kinder? dort laufen sie, und tragen als meine Sklaven Lasten auf ihrem Rücken, um ihr Brod herbeizuschaffen. Die Gewohnheit der Neu-Seeländer, die Schädel ihrer Feinde aufzubewahren, stammt erst aus neuerer Zeit. Früher waren sie gewohnt, nur die Köpfe ihrer verstorbenen Freunde als ein heiliges Andenken zu behalten; aber erst seitdem die Europäer sich bereitwillig erzeigten, Menschenköpfe um Geld zu kaufen, kam es ihnen zu Sinne, als Tauschartikel und als Siegeszeichen, auf das sie sich nicht wenig zu gut thun, die Schädel ihrer Feinde aufzubewahren. Dieser schändliche Handel wurde in großem Umfange auf diesen Inseln getrieben, und diese Waare von den Engländern nach Port Jackson gebracht, um dort verkauft zu werden. In späterer Zeit wurde dort von den Regierungsbehörden der Handel mit Menschenköpfen verboten, aber kaum wird man es glauben, daß um dieser, die Menschheit ehrenden Verordnung willen der Gouverneur von Neu-Süd-Wallis in den öffentlichen Blättern der Kolonie den schändlichsten Verunglimpfungen preisgegeben wurde.

Das Haupt eines verstorbenen Freundes wird unter dem Schatten eines heiligen Baumes niedergesetzt, und kommt ein Freund oder Verwandter zu einem Besuche ins Dorf, so wird der Kopf herbeigebracht, um mit ihm eine Wehklage über denselben anzustellen, und Rache zu schwören gegen die, unter deren Händen er gefallen ist. Ein Thränenstrom rinnt jetzt über die Wangen des Freundes herab, und in schauerlichen Tönen gibt er die mächtigen Gefühle seines Herzens zu erkennen, bis er sich auf diese Weise zu einem Anfalle von Wuth hinaufgesteigert hat, der an Wahnsinn grenzt; wehe dann dem armen Sklaven, der ihm zufällig in den Weg tritt, er schlägt ihn mit einer Keule nieder, um dem Kopfe

des Freundes, der vor ihm steht, mit dem Blute des Erschlagenen ein Sühnopfer darzubringen. Ist diese Ceremonie vorüber, so wickelt man den Kopf wieder sorgfältig in ein Leichengewand ein, und bewahrt ihn unter dem Schatten des Baumes, bis man ihn wieder braucht, um die Leidenschaften eines andern Freundes aufzuregen. Die Begierde, eine Anzahl von Schädeln ihrer Feinde zu besitzen, hat häufig kleine Streifpartheien auf der Küste hin veranlaßt, die Nachbarstämme feindlich zu überfallen, mit denen sie nicht im besten Einverständnisse lebten. Die fürchterlichen Grausamkeiten, welche bei solchen Anlässen verübt zu werden pflegen, sind zu schauerlich, als daß sie erzählt werden könnten. Es wird dabei alles niedergemetzelt, was ihnen in den Weg kommt. Indessen geräth nicht selten die angreifende Parthei in das Netz, das sie Andern bereitete, und wird das Schlachtopfer ihres wilden Uebermuthes. Oft sahe ich von 50 Raubmördern dieser Art nur einen einzigen in seine Heimath zurückkehren, um die Trauerbotschaft von seinen erschlagenen Brüdern den Ihrigen zu hinterbringen. Dieß gibt indeß Zunder zu immer neuen blutigen Kriegen, und diese werden fortdauern, bis das herrliche Evangelium den Sieg über ihre Finsternisse errungen, und der Regierung die Gewalt zurückgegeben haben wird, der schrecklichen Gesetzlosigkeit ein Ende zu machen, welche jetzt noch theilweise das Land verheert.

Die Behandlung der Verstorbenen auf Neu-Seeland ist bemerkenswerth. Vielleicht in keinem Lande wird den Abgeschiedenen größere Ehre erzeigt, als auf dieser Insel. Männer, welche während ihrer Lebenszeit eine Pest der Gesellschaft waren, Leute, die um ihrer Verbrechen willen allgemein gehaßt wurden, Menschen, um die sich zu ihrer Lebenszeit keine Seele bekümmerte, und für die sich keine Hand und kein Fuß rührte, werden nach ihrem Tode hochgeehrt und beweint, und alle feierlichen Ceremonien zu ihrem Andenken verrichtet, als wäre der

Verstorbene ein großer Eroberer oder ein allgemein geliebter Wohlthäter der Nation gewesen. Stirbt ein Häuptling, so wird sein Tod alsobald durch lang unterhaltenes Gewehrfeuer bekannt gemacht, und die Freunde, die dasselbe nicht hören können, durch besondere Boten unverweilt herbeigeholt. Die Augen werden dem Verstorbenen von seinem Bruder oder seiner Schwester zugedrückt, und ihm die schönsten Kleider angelegt, die derselbige besitzt. Einen Tag später wird sein Leichnam von seinem Bruder mit Hanfstängeln geschlagen, um alles Böse wegzutreiben, was noch um seinen Körper herkriechen möchte, und sein Geist mit lautem Geplerr aus dem Körper heraus in die obern Gefilde hinüber gesungen, oder, wie sie sagen, vielleicht in die untern Gegenden, weil man dieß nicht wisse. Nun bindet man dem Todten die Kniee so zusammen, daß sie das Kinn berühren, sein Haar wird mit Federn geschmückt, und sein Körper in eine mit Tüchern belegte, von außen roth angestrichene Kiste niedergesetzt, und jedermann zur Schau dargestellt, während bei Tag und Nacht lautes Jammern und Wehklagen angestimmt wird, bis die Sonne dreimal über seinem Haupte auf- und niedergegangen ist. Alle seine nächsten Freunde und Verwandte, so wie seine Sklaven reißen sich am ganzen Körper tiefe Wunden auf, so daß sie ein europäisches Auge in dieser Jammergestalt nicht anzusehen vermag. Von der Stirne an werden auf beiden Seiten herab tiefe Einschnitte in das Gesicht gemacht; die Brust, die Arme, die Schenkel werden auf das jämmerlichste zerrissen, und besonders wetteifern die Frauen mit den Männern, ihren Körper aufs grausamste zu zerfleischen. Während der Zeit dieser Selbstpeinigungen ist das wehklagende Geheul kaum zu ertragen, und die schneidenden Mißtöne, welche in einander klirren, erinnern an jenen Ort der äußersten Finsterniß, da Heulen ist und Zähnklappen.

Nach drei Tagen wird der Leichnam in einer Kiste an einem Baume aufgehängt, oder auf ein paar 9 Fuß

hohen Pfosten aufgestellt, welche zu diesem Zwecke aufgerichtet werden. Hier fängt nun das Wehklagen aufs neue an, bis am Ende die ganze Versammlung nach dem nächsten Flusse eilt, und sich bis über den Kopf ins Wasser stürzt, um das Tabu abzuwaschen. Nun wird von den Häuptlingen selbst das heilige Gastmahl im Ofen zubereitet, und nach zwei Tagen kommen Männer, Weiber und Kinder, Freie und Sklaven zusammen, und verzehren in lautem Jubel die Todtenmahlzeit.

Jetzt wirds mit dem Todten stille, bis das große Jahresfest Hahunga herbeikommt, das zum Andenken an die Verstorbenen gefeiert wird. Bei diesem kommen viele Volksstämme aus entfernten Gegenden herbei, und es finden große Zurüstungen zu Gastmahlen oder Volksbelustigungen statt. Die Särge der Verstorbenen werden herabgenommen, aufs neue geziert, und auf einem gemeinschaftlichen Platze zusammen getragen. Ein paar alte, vom Kopf bis zu den Füßen mit rother Oelfarbe bestrichene Weiber nehmen jetzt die Schädel in Empfang, während ein lauter Todtengesang gesyngen wird. Festreden auf die Verstorbenen werden gehalten, die Gewehre abgefeuert, am Ende alle Gebeine in einen Bündel zusammen gebunden, und zu ihrer letzten Ruhestätte gebracht. Die Mahlzeiten nehmen nun ihren Anfang, und Tanzen, Lärmen, Singen, Kämpfen, Zanken, Erzählen, Lügen geht aufeinander fort, bis das Fest zu Ende ist, worauf Jeder, mit einem Korb von Speise beladen, fröhlich seine Straße nach Hause zieht.

Noch ein anderes Fest, Hakari genannt, wird um diese Jahreszeit gefeiert, das vom Hahungafeste verschieden ist. Die Besuchenden bringen ihre zubereiteten Speisen mit sich, indeß auch ihre einladenden Freunde mächtige Vorräthe derselben zugerichtet haben. Diese Lebensmittel werden nun in einer oft 80 Fuß hohen, und 20 Fuß breiten Pyramide über einander aufgespeichert, und bestehen meist aus getrockneten Fischen, in welchen die Kartoffeln auf einander gelegt werden. Die

Art, wie diese Schmauspyramide aufgerichtet wird, ist folgende: mächtig hohe Pfähle werden in den Boden gesteckt, und an diesen in einer Entfernung von 8 bis 10 Fuß, von unten an bis auf die Spitze hinauf Verdecke angebracht; diese Pfeiler sind meist 90 Fuß hoch, und auf dem Boden 30 Fuß also auseinander gestellt, daß sie sämmtlich oben in einer Spitze zusammenlaufen, und sich auf diese Weise wechselseitig halten. In ihrer Mitte wird jetzt die Speisepyramide aufgerichtet, und oben mit vielen fliegenden Flaggen behängt, so daß das Ganze einen imposanten Anblick darbietet. An dieser Pyramide ist nun jedem einzelnen Stamme sein eigener Antheil von Speise angewiesen, welcher, wenn die Festlichkeiten vorüber sind, von demselben aufgezehrt, oder nach Hause getragen wird.

Was die Neu-Seeländer über den Zustand der Seele nach dem Tode denken, läßt sich nicht wohl beschreiben, indem sie selbst nicht recht wissen, was sie davon glauben sollen. So viel ist ihnen indeß gewiß, daß der Menschengeist zu seyn nicht aufhört, wenn sein Körper stirbt, sondern daß der Geist des Verstorbenen in entfernte Länder zieht, um dort glücklich oder unglücklich zu seyn. Einige meynen, alle Geister ziehen nach einem Orte der Qual, dem Ringa, dessen Eingang, wie sie vermuthen, eine mächtige Höhle am Nordkap ist, in welche die Meeresfluth mit großem Ungestüm hineindringt, und einen betäubenden Lärm macht, der aus den tiefsten Eingeweiden der Höhle hervorzukommen pflegt. Hier soll Wiro, der böse Geist und Menschenmörder, seinen Wohnsitz haben, und die Menschengeister verzehren, deren Körper er zuvor in den Todesstaub gelegt hat. Da sie glauben, daß alle Verstorbenen in Gefangenschaft gehalten werden, und nur von Zeit zu Zeit die Gestattung erhalten, auf der Erde herum zu spazieren, um leise Gespräche mit ihren Freunden zu halten, und da sie annehmen, daß in dieser Höhle alle Lebensverrichtungen gerade so wie auf der

Erde stattfinden, so wurden ehemals, und werden zum Theil jetzt noch, beim Tode eines Häuptlings Sklaven ums Leben gebracht, damit sie ihren Gebieter in der Unterwelt bedienen möchten; auch war es nicht ungewöhnlich, daß eines seiner Weiber von seinen Freunden genöthigt wurde, sich an einem Baume aufzuhängen, um ihren abgeschiedenen Gemahl an den Ort der Verstorbenen zu begleiten. Dieß thaten sie bisweilen freiwillig, und brachten sich auf die elendeste Weise ums Leben, indeß sie ihre Kinder hülflos in dieser Welt zurückließen. Glücklicherweise hat das Licht des Evangeliums seit einigen Jahren diese finstere Sitte beinahe gänzlich von der Insel vertilgt.

Obgleich die Neu-Seeländer in hohem Grade abergläubisch sind, so haben sie doch keine Götter, denen sie ihre Verehrung widmen; auch findet sich durchaus nichts unter ihnen, das ein Götzenbild vorstellen soll. Ihren Gott denken sie sich als einen großen Geist, der im Himmel donnert, den Wind heraufbringt, und allen Schaden verursacht, den der Mensch an seinem Leben oder an seinem Eigenthum macht. Daher kommt es, daß sie nur mit Furcht und Zittern an dieses höchste Wesen denken, das sie Atua zu nennen pflegen. Ist dieser Atua zornig, so macht er die Menschen krank, indem er in der Gestalt einer Eidechse in ihren Körper hineinkriecht, und an ihren Eingeweiden so lange nagt, bis sie sterben. Daher pflegen sie Zaubermittel bei den Kranken zu gebrauchen, indem sie die zürnende Gottheit dadurch zu besänftigen, oder sie wegzujagen hoffen. Um letzteres zu bewirken, werden die heftigsten Flüche und Schimpfworte gegen den Atua ausgestoßen; sie drohen ihm, daß sie ihn umbringen und fressen, oder ihn zu Asche verbrennen wollen, wenn er nicht alsobald den Kranken verlasse, und ihn wieder gesund werden lasse. Ein alter Mann versicherte mich einmal in vollem Ernste, er habe, als er eben diese Ceremonie verrichtet, aus dem Mund des Kranken den Gott, einer Eidechse gleich,

herauskriechen gesehen, und von diesem Augenblick an sey der Kranke wieder gesund geworden.

Wahrhaft lächerlich sind ihre Vorstellungen vom Mawe, der, wie sie sagen, ihre Insel vom Meeresgrund aufgefischt habe. Nach ihrer Volkssage wohnte dieser Mawe mitten im Meere auf einem nackten Felsen, der nördlich von Neu-Seeland, bei den drei Königen, gestanden haben soll. Seine Gemahlinn Hina, und sein Bruder Taki waren seine einzigen Gefährten. Er hatte zwei Söhne, die er beide, als sie noch jung waren, mit einer Keule erschlug, um aus ihren Backenbeinen Fischerhaken zu machen. Von jedem nahm er das rechte Auge, und setzte dasselbe an den Himmel, und so entstand der Morgen- und Abendstern. Mawe besaß eine so ungeheure Kraft, daß er die größten Wallfische im Meere fangen, und auf seinem Rücken nach dem Ufer tragen konnte. Als er einmal mit dem Backenbein seines ältesten Sohnes im Meer fischte, und ein Stück von seinem Ohr als Lockspeise an den Fischerhacken hing, so setzte sich im Meer etwas ungemein Schweres an den Hacken an, und er fand, daß es ein großes Land war. Drei Monate lang arbeitete er sich müde, um den Hacken aus dem Wasser herauszuziehen, und es wäre ihm nimmermehr gelungen, hätte er nicht eine Taube gefangen, und den Strick, an welchem das Land hing, der Taube an den Schnabel geknüpft; jetzt ließ er sie in die Wolken hinauffliegen, und so zog sie die Insel auf die Oberfläche des Wassers herauf. Diese heilige Taube, von Mawe's Geist beseelt, kommt bisweilen zum Vorschein, und girrt in der Nacht, worauf immer ein fürchterlicher Sturm entsteht. Als Neu-Seeland aus den Tiefen des Oceans emporgehoben war, ging Mawe an das Ufer desselben, und wie erstaunte er nicht, als er Menschen und Feuer auf der Insel antraf, die er nie zuvor gesehen hatte. Er nahm etwas Feuer in seine Hand, ohne zu wissen, daß das Feuer brennt, und als

er

er heftigen Schmerz empfand, so hüpfte er ins Meer, und brachte die Schwefelinsel in der Plentay-Bai auf seinen Schultern hervor. Auf diese warf er das Feuer hin, das bis jetzt immer fortgebrannt hat. Als er wieder ins Meer hinabsank, ging die Sonne zum ersten Mal unter, und Finsterniß bedeckte die Erde. Da er nun fand, daß alles Nacht war, so jagte er der Sonne nach, und brachte sie am folgenden Morgen wieder hervor; aber er war nicht stark genug, sie zurückzuhalten, daß sie ihm nicht wieder entwischte, und so ward es wieder Nacht. Nun nahm er einen Strick, und band ihn um die Sonne herum, und befestigte den Strick um den Mond, so daß, wenn die Sonne untergehen wollte, sie genöthigt war, mit ihrer größern Kraft den Mond aus dem Meer heraufzuziehen, damit Mawe während ihrer Abwesenheit Licht haben möchte. Wenn nun die Bewohner Neu-Seelands ihm etwas zu Leide thaten, und er, um sie dafür zu bestrafen, die Sonne nicht verdunkeln, noch den Mond vor ihnen verbergen kann, so bringt er nur bisweilen seine Hand zwischen sie und die Erde, daß sie das Licht nicht sehen können, das von ihr ausstrahlt. Auch die Winde, den Westwind ausgenommen, hält Mawe in seiner Hand, oder er steckt sie in Höhlen ein, daß sie nicht blasen können. Den Westwind konnte er nicht fangen, auch das Loch, aus dem er hervorkommt, nicht entdecken, um einen Stein vor dasselbe hinrollen zu können, und darum hat er keine Gewalt über diesen Wind, und kann es nicht verhindern, daß er fast unaufhörlich bläst. Wenn der Westwind allmählig aufhört, so glauben sie, Mawe sey jetzt beinahe Meister über ihn geworden, und der Wind habe sich selbst, um sich vor ihm zu verbergen, in seine Höhle eingesperrt, bis er vorüber gegangen sey. Bläst der Nord-, Süd- oder Ostwind, so meynen sie, Mawe habe sie losgelassen, um auf ihren Fittigen gegen den Westwind zu Felde zu ziehen.

Dieß sind einige der lächerlichen Volkssagen über den Ursprung dieser Inseln, wie wir sie wörtlich aus ihren mündlichen Ueberlieferungen nacherzählt haben; indeß muß bemerkt werden, daß die meisten Einwohner diese Sagen als leere Fabeln zu behandeln pflegen. Dem Mawe wird auf keinerlei Weise, eben so wenig, als irgend einem göttlichen Wesen, religiöse Verehrung bewiesen, und wenn die Neu-Seeländer daher ein Verlangen haben, an das Evangelium des HErrn Jesu gläubig zu werden, so ist es nur ihre natürliche Herzenshärtigkeit, die ihnen dabei im Wege steht. Die Missionarien auf dieser Insel haben nicht erst nöthig, mit ihren Göttern Krieg zu führen, und sie zu veranlassen, die Bildnisse derselben zu zertrümmern.

Die Vorstellungen der Neu-Seeländer von dem bösen Geiste Wiro stimmen in mehrfacher Beziehung mehr mit den Belehrungen zusammen, welche uns die Schrift von dem Fürsten der Finsterniß gegeben hat. Diese Insulaner sagen von ihm: er sey ein Lügner, und ein Vater der Lügen; er versuche den Menschen zum Mord und wilder Grausamkeit; er reize sie zum Ehebruch und zur Hurerei; und treibe sie an, Diebstahl, Zauberkünste, Selbstmord und jede Art des Lasters zu begehen; auch gebe es keine Sünde, die nicht zuvor von ihm dem Menschen ins Herz gegeben werde. Er lache, wenn die Menschen weinen; er freue sich, wenn sie Schmerzen haben; er tanze, wenn sie in den Krieg gegen einander ziehen; Menschenblut sey sein süßestes Getränk, und so wie er selbst die Seelen der Menschen verschlinge, so habe er die Neu-Seeländer gelehrt, die Körper derselben zu verzehren. Sie halten ihn für einen mächtigen Geist, der überall gegenwärtig ist, und immer auf Schaden ausgeht. Wenn die Menschen sich zum Schlafe niederlegen, so schwebe er um ihr Lager herum, und gebe ihnen böse Träume ein; wenn sie aufstehen und ausgehen, so wandle er mit ihnen; wenn sie aufs Meer gehen, so setze er sich auf das Hintertheil ihrer

Boote, singe und tanze mit ihnen, und mache ihre heiligen Gebräuche mit, und wenn man Gäste einlade, so komme er als ungebetener Gast dazu. Und mit diesem bösen Geiste glauben sie dereinst in der Unterwelt für immer vereinigt zu werden. Alle diese Vorstellungen geben uns die natürlichste Gelegenheit, den armen Neu-Seeländern die frohe Botschaft zu verkündigen, daß Jesus Christus, der Sohn Gottes, gekommen ist in die Welt, die Werke des Teufels zu zerstören, und daß Er allein Macht hat, den Argen zu überwinden.

Die Neu-Seeländer haben keine regelmäßige Priesterschaft; dennoch nehmen manche derselben den Titel von Priestern an, und fast Jedem ist gestattet, die Ceremonien zu verrichten, ihre Gebete herzusagen, ihre Orakel zu fragen, und ihre Kranken vom Zauber zu erlösen. Indeß wird in der Regel immer der jüngste Bruder einer Familie, wenn er zum Mannesalter herangereift ist, zu solchem Geschäfte gebraucht, das er übrigens von sich ablehnen kann, sobald er will, oder nur in solchen Fällen übernehmen, wenn die Sache einen guten Lohn einbringt. Da keine Götter vorhanden sind, welche das Volk verehrt, so können natürlich auch die Priester desselben nie zu bedeutendem Einflusse gelangen. Weil ihr Geschäft weder mit den Sinnen noch mit dem Gewissen des Menschen zu thun hat, so gilt der Priester nicht mehr, als der geringste Sklave, wenn er nicht zugleich Anführer eines Volksstammes ist, und seine Vorschriften finden nur alsdann Gehör, wenn sie mit den Vorstellungen und Neigungen seiner Leute zusammenstimmen. Man braucht die Priester um Wind oder Regen zu machen, und schickt sie dafür aus; auch gibt es einzelne unter dem Volke, welche steif und fest glauben, es hänge von dem Willen des Priesters ab, ob Regen komme oder nicht. Kommt ein Priester in ein Dorf, um Regen zu bringen, so ist er immer klug genug, sich nicht sehen zu lassen, bis die Gestaltung der Wolken einen nahen Regenguß erwarten läßt. Sind

Zeichen vorhanden, daß bald der Ostwind blasen wird, so kann er auf Neu-Seeland immer mit Zuversicht auf baldiges Regenwetter schließen; und da diese Insulaner in der Regel sich auf die Beobachtung der Wolkenzüge und des Windes vortrefflich verstehen, so fehlen selten ihre Wetterprophezeihungen. Obgleich der verständigere Theil des Volkes dem Priester keine größere Macht zuzuschreiben pflegt, als jeder Andere besitzt, so lassen sie doch öfter solche Wetterpropheten aus andern Stämmen kommen, um sie für politische Zwecke zu gebrauchen, und ihre geheimen Absichten durch sie ins Werk zu setzen.

Mit unübertrefflicher Regelmäßigkeit und Schönheit verstehen sich die Neu-Seeländer darauf, ihre Gesichter und oberen Schenkel zu punktiren (tattowiren). Diese Operation ist eine der schmerzlichsten, und sie müssen den vermeintlichen Schmuck, womit sie ihren Körper zieren, mit einem guten Maaß von Pein reichlich bezahlen. Das Tattu (Punktiren) ist kein besonderes Merkmal der Würde eines Häuptlings, wie die meisten Reisebeschreiber Neu-Seelands behauptet haben; denn es gibt viele Häuptlinge vom ersten Range, die auch nicht eine punktirte Linie im Gesichte haben; indeß oft der niedrigste Sklave die qualvollsten Schmerzen erduldet, um seinem gemeinen Gesichte diese Zierath zu verschaffen. Die eingeäzten Figuren hängen allein vom Geschmack des Künstlers, so wie vom Auftrage desjenigen ab, der sich seinem Grabstichel unterzieht. Uebrigens findet zwischen dem Tattu der Neu-Seeländer und der weiter östlich gelegenen Inselbewohner ein auffallender Unterschied statt. Auch den östlich gelegenen Inseln wird die Haut mit einem kleinen spitzigen Werkzeug nur so weit aufgeritzt, um den Färbestoff in sich aufzunehmen, und fährt man mit der Hand über den punktirten Theil hin, so ist die Oberfläche der Haut so glatt und schön, wie sie zuvor war; während bei den Neu-Seeländern die Einschnitte sehr tief sind, und solche Furchen und unebene Stellen zurücklassen, daß man, wenn

sie ausgeheilet sind, gar leicht Stecknadeln in sie hineinlegen kann, ohne sie gewahr zu werden. Es gibt Leute auf Neu-Seeland, die sich mit diesem schmerzhaften Geschäfte berufsweise abgeben. Sie wandern zu diesem Zwecke von einem Dorfe zum andern, und werden für ihre Kunst reichlich belohnt. Ein jeder hält sich selbst für tapferer, und wird auch von andern dafür gehalten, wenn er keck und ohne sich zu rühren, den blutigen Schnitten des Instrumentes sich unterwirft, und nicht Wenige haben die Vorstellung, einen hohen Reiz der Schönheit auf diesem Wege gewonnen zu haben. Wer sich punktiren lassen will, legt sich auf den Boden nieder, sein Kopf wird zwischen die beiden Füße des Hautkünstlers genommen, während er mit seinen Füßen sich gegen einen festen Pfosten anspreizt. Zuerst werden die Linien auf seinem Gesichte mit einer Art von spitziger Kohle eingezeichnet, deren Marken indeß durch die Blutströme, die aus den Wunden fließen, bald verwischt sind. Nun kommt ein kleiner roher Meisel, der die tiefen Einschnitte macht; der Künstler hält ihn in seiner linken Hand, während er in der rechten mit einem kleinen Hammer auf den Meisel schlägt, und den Färbestoff in die gemachten Furchen einträgt. Der Schmerz, den diese Operation verursacht, so wie die augenblickliche Entzündung, die darauf erfolgt, ist so groß, daß man nur kleine Parthien auf einmal bearbeiten kann, und es bedarf einer ganzen Reihe von Jahren, bis man mit dem Geschäfte fertig geworden ist. Sind die eingegrabenen Figuren einmal vollendet, so ist ihre Vertilgung unmöglich, und selbst der Tod vermag sie nicht zu zerstören, indem in den aufbewahrten Schädeln die Einschnitte so stark, und ihre Farben so lebhaft bleiben, als dieß während ihrer Lebenszeit der Fall war.

Auf allen unsern Missionsstationen ist die grausame Sitte des Punktirens für immer abgeschafft, und es wird als eine sich von selbst verstehende Sache angenommen,

daß ein jeder, der bei uns sich niederlassen will, diesem heidnischen Gebrauche sich nicht mehr unterziehen darf. So wie der Einfluß des Evangeliums sich weiter unter den Eingebornen verbreitet, und bessere Grundsätze in ihre Herzen gepflanzt werden, so wird auch diese alte Sitte aufhören und gänzlich vergessen werden, und nur die Geschichte wird uns noch erzählen, daß einst die Neu-Seeländer mit Meiseln Figuren in ihren Körper gehauen und mit Farben ausgemalt haben; und ihre Nachkommen werden es mit demselben Schauer ihren Kindern erzählen, wie wir jetzt die blutigen Gebräuche unserer heidnischen Voreltern unsern Kindern zu erzählen pflegen.

Die Zierrathen, welche die Eingebornen dieser Insel an ihrem Körper zu tragen pflegen, haben mit ihren abergläubischen Vorstellungen nichts gemein; auch sind sie keine Götzenbilder, wie viele Reisebeschreiber vermuthet haben. Ihr Heitiki, das sie um den Nacken zu tragen pflegen, ist ein Familienstück, daß von einer Generation zur andern vererbt wird. Kommen Verwandte auf Besuch, so wird das Heitiki vom Körper genommen, in ihre Mitte gelegt, und jetzt fangen sie an, zur Erinnerung an die Todten, die einst dasselbe getragen haben, mit einander zu singen und zu weinen. Es besteht meist aus einem grünen Stein, der nur auf den Südseeinseln gefunden wird, und den sie um den Leib zu hängen, oder auch am Ohr zu tragen pflegen. In sie ist bisweilen die rohe Figur eines Menschen eingegraben, und die beiden Augen derselben mit Perlenmutter ausgefüllt, oder mit etwas Siegelwachs bezeichnet. Kleine Stücke von Wallfischknochen werden bisweilen als eine Art von Verbrämung am untern Saume ihrer Körperbedeckung als Zierrathen angebracht; auch sind sie gewohnt, kleine Figuren von allerlei Gestalt und Form, wie es dem Geschmack gefällt, in den Ohren zu tragen. Am geschätztesten ist als Ohrenschmuck der Zahn eines Haifisches, der glänzend weiß ist, und an dessen oberster

Spitze ein wenig Siegellack angeklebt wird. Auch sahe ich nicht selten kleine Vögel an ihren Ohren hängen, deren Kopf durch die Oeffnungen derselben eingedrückt war; ja selbst lebendige Vögel werden hiezu gebraucht, die so lange mit ihren Flügeln am Gesicht herumflattern, bis sie todt sind. Auch eine Pflaumlocke von der Brust der Rothgans oder des Albatros wird als Ohrenschmuck gebraucht, was dem Auge des Fremdlings ein seltsames Bild darbietet. Den ganzen Körper mit Oel zu bestreichen und mit rothem Ocker zu bemalen, ist eine herrschende Gewohnheit bei allen, die vermöglich genug sind, dieses Material sich anzuschaffen; und sind ihre tattowirten Gesichter noch mit einem Ueberzuge von rothem Ocker übertüncht, so bekommen sie dadurch ein so häßliches Aussehen, wie man es sich kaum vorzustellen vermag.

Die Wohnungen besserer Art, welche die Neu-Seeländer aufrichten, sind warm und wohl verwahrt, und mit mancherlei Schnitzwerk und Bildern reichlich ausgestattet. Ihre Wände werden aus glatten Binsen gemacht, und mit den Blättern des Palmbaumes niedlich gefüttert. Die Länge ihrer besten Häuser ist etwa 16 Fuß, und die Breite 10 Fuß, wozu vornen eine Altane hinzukommt. Da sie nicht mehr als 4 oder höchstens 5 Fuß hoch sind, so ist das Stehen in denselben sehr unbequem. Sie haben sämmtlich ein schräges Dachwerk mit Giebeln, und der Eingang am obern Ende der Altane ist mit einer kleinen Schiebthüre versehen. Ein kleines, etwa 9 Zoll langes Fenster dient für den gedoppelten Zweck, Luft und Licht herein zu lassen, und auch dieses ist mit einem Schiebladen versehen. Die gewöhnlichen Hütten sind weder so groß noch so gut eingerichtet; jedoch immer wind- und wasserdicht gebaut. Ihre Vorrathshäuser, in denen sie die Kumera aufbewahren, sind ungleich besser gebaut, als ihre schönsten Wohnungen, mit reichlichem, künstlichem Schnitzwerk ausgeziert, und mit niedlichem Gebälk über der Thüre

versehen. Alle diese Vorrathshäuser sind tabuirt, und kein Mensch darf in sie hineintreten, der nicht das Tabu für sie erhalten hat.

Hausgeräthe haben sie nicht; ein paar Binsenmatten auf dem Boden ausgebreitet dienen zum Nachtlager. Ueber sie werden ihre täglichen Kleider hingeworfen, auf denen sie schlafen. Ein mit Wasser gefüllter Krug und eine kleine Kiste, die ihre Federn und übrigen Kostbarkeiten in sich faßt, macht das ganze Hausgeräthe aus. Ein paar Steine dienen als Kochgeschirr, und ein kleines steinernes Beil war vormals das einzige Werkzeug zur Tagesarbeit, das indeß durch die dauerhaftern und nützlichern Werkzeuge der Britten jetzt überflüßig gemacht worden ist.

Die Dörfer der Neu-Seeländer sind meist über ein großes Stück Feld weit umher zerstreut, und die Wohnungen ohne die geringste Rücksicht auf Plan und Ordnung aufgerichtet. An einer Stelle steht die Wohnung des Häuptlings, ein paar Ellen davon vielleicht ein Schweinstall, der einem seiner Sklaven gehört; nahe dabei sieht man ein schönes Vorrathshaus, und in einer andern Richtung ein etwa 20 Fuß hohes Gestell, auf welchem 200—300 Körbe mit Korn aufbewahrt werden. Zwischen hinein wachsen hohe Flachsstengel empor, aus denen sie die Seile bereiten, mit welchen sie sich die Lasten auf die Schultern binden. Nicht selten sahe ich auf dem Wege große Haufen von Männern und Weibern, von denen jedes einen Bündel, etwa 90—100 Pfund schwer, über die Schultern gebunden hatte, den sie 6—8 Stunden weit tragen mußten. Was beim Hinzutreten zu einem Dorfe der Eingebornen dem Wanderer am meisten auffällt, das sind die Vorrathskammern, die sie auf den Wipfeln der höchsten Bäume aufgebaut haben, und die aus starken Dielen zusammengesetzt sind. Hier verwahren sie ihr Korn und ihre Kartoffeln, um sie vor Dieben und vor Ratten zu sichern. Niemand kann in diese Höhe hinaufsteigen, ohne entdeckt zu wer-

den, und selbst plündernde Streifpartheien scheuen häufig die Mühe, die in der Luft gehaltenen Vorräthe herabzuholen. Die Pflanzungen der Eingebornen finden sich nicht immer in der Nähe ihrer Dörfer, ob sie gleich auch hier für die nächsten Bedürfnisse kleine Gartenanlagen haben; vielmehr sind sie weit umher zerstreut, und die Kumerapflanzungen von ihren Kartoffelfeldern bisweilen stundenweit entfernt. Auch ihre Frühkartoffeln werden auf einem ganz andern Grunde gebaut, den sie für dieselben am tauglichsten finden; indeß die Welschkornpflanze allenthalben gedeiht. Ihre Kumerafelder werden sehr reinlich gehalten, und von allem Gesträuche gesäubert, der Boden mit einem kleinen Stück Holz aufgebrochen, und zwischen den Händen zart gemacht, dann auf kleine Haufen aufgeworfen, in deren Mitte der Same gepflanzt wird. Diese Pflanze liebt einen leichten und sandigten Boden, und wo sich dieser nicht findet, da tragen die Einwohner mit großer Mühe Flußsand herbei, um ihn mit dem Boden zu vermischen; weil sie die Erfahrung gelehrt hat, daß der Lehmboden durch Vermischung mit zartem Kieselsand am sichersten verbessert werden kann. Ebenso bessern sie den Boden dadurch, daß sie wucherndes Strauchwerk, das in so reicher Fülle wächst, zu Asche verbrennen, und die Asche über ihre Pflanzungen hinwerfen, wodurch sie nicht blos einen reichlichern, sondern auch einen bessern Ertrag ihrer Felder bezwecken. Die Winterkartoffeln werden immer in einem Neubruche gebaut, auf welchem noch nichts angepflanzt worden war. Diese Pflanzungen legen sie an den Seiten ihrer Waldungen an, brennen die Bäume nieder, streuen die Asche umher, und legen die Kartoffeln zwischen die Baumwurzeln hinein. Sie sagten uns, daß an solchen Stellen die Erde aus lauter verfaulten Blättern und Gesträuch bestehe, und daß auf solchem Boden die Kartoffel am besten gedeihe und am schmackhaftesten werde.

Ihre reichen Flachsvorräthe, die das Land jährlich erzeugt, werden zur Verfertigung ihrer Kleidung, ihrer Netze und Fischerleinen angewendet, zu welchem Gebrauch der Flachs auch trefflich geeignet ist. Sie haben eine große Mannigfaltigkeit in Kleidungsstücken, welche durchgängig vom weiblichen Geschlechte verfertigt werden, auf welches Geschäft dasselbe seine meiste Zeit verwendet. Die Art, wie sie ihren Flachs zu Matten weben, ist bei dem Mangel an erforderlichen Werkzeugen ungemein mühsam, und die Verfertigung einer ihrer Kaitakas, der feinsten Art von Matten, die sie machen, fordert die unausgesetzte Arbeit von vier Monaten, um damit fertig zu werden. Eine solche Kaitaka ist bisweilen 9 Fuß lang und 8 Fuß breit, und mit einem schönen Saume verziert, und ein Kleid, das daraus gemacht wird, hat ein seidenartiges Aussehen. Die Bewohner der südlichen Insel übertreffen die der nördlichen in dieser Kunstarbeit, und nur die Vornehmsten der Insel tragen diesen Schmuck. Ihr Patai ist ein Stück Tuch, das um den Unterleib gebunden wird, und bis zu den Knieen hinabhängt, und meist nur vom weiblichen Geschlechte getragen wird. Die Tatata ist ein ähnliches Kleidungsstück, das mit einer Art von Franzen am Saume geziert ist, und niedlich aussieht. Den Ngeri, eine Art von Mantel, tragen sie nur beim Regenwetter; er ist dachförmig aufeinander gelegt, und schützt vollkommen gegen den stärksten Platzregen. Ein mit diesem Mantel bedeckter Insulaner ist, wenn er niedersitzt und seine Kniee an das Kinn legt, vollkommen einem Bienenkorbe ähnlich, und in dieser Gestalt sieht man sie häufig neben einander sitzen. Bemerkenswerth ist, daß Männer und Weiber, Herren und Knechte dieselben Kleider zu tragen pflegen. Seitdem indeß die englischen Decken auf der Insel eingeführt worden sind, haben sie die bisherige Volkstracht fast ganz überflüßig gemacht; auch sind durch die Einfuhr europäischer Kleidungsstücke die Bedürfnisse dieses Volkes sehr gesteigert worden, indem

sie jetzt als Bezahlung für ihre Lebensmittel, oder als Arbeitslohn nichts anderes als Schürzen, Beinkleider, Manns- und Frauenröcke zu erhalten verlangen. Zuweilen machen sie in ihren neuen Kleidern die lächerlichste Figur, denn ein jeder ist gewohnt, alle Kleidungsstücke, die er nur immer besitzt, über einander anzuziehen. Seine Beinkleider bindet der Neu-Seeländer mit einer Schürze zusammen, und über sie wird der Rock verkehrt angezogen, indem er lieber die schönere Seite einwärts rückt. Hat eine Frau drei Röcke, so zieht sie dieselben alle über einander an, und sucht es mit aller Kunst so einzurichten, daß von jedem etwas zum Vorschein kommt. Ich spreche hier natürlich nicht von solchen, die in den Missionsniederlassungen, sondern von denen, die in den Dörfern der Eingebornen wohnen. Als ich vor einigen Jahren in einer Kapelle auf dem Lande predigte, kam ein Mann im seltsamsten Aufzug in dieselbe herein, so daß ich mich nur mit Mühe des Lachens enthalten konnte. Die Ermel von einem alten Rock trug er gleich einem Paar Strümpfen an den Füßen, zwei kleine Körbe hatte er als Schuhe an die Fußsohlen angebunden, und einen Weiberrock so über den andern über sich hingeworfen, daß man die Randkrause des einen, den Leib des andern, die Ermel des dritten, und den Halskragen des vierten deutlich sehen konnte. Eine alte Schürze war nachläßig wie ein Schawl über die Schultern hingeworfen, und ein Paar Beinkleider trug er auf dem Rücken, jedoch so, daß durch sie keiner der kostbaren Röcke versteckt wurde. Mitten unter dem Gottesdienste trat in solchem Aufzuge der Mann in die Kapelle herein, ohne in der Versammlung das geringste Aufsehen zu erregen, indem sie diesen Anblick für nichts befremdliches hielten. Ein solcher Aufzug ist jedoch in der neuern Zeit selten geworden, und kommt etwa nur noch bisweilen auf den entferntesten Dörfern vor, indem wir jede Gelegenheit ergriffen, ihren Geschmack zu berichtigen, und die Frauen der

Missionarien, so oft sie den Eingebornen Kleidungsstücke austheilen, ihnen zugleich Anweisungen geben, auf welche Weise sie dieselben tragen sollen.

Ihre Fischernetze werden aus Flachsschnüren zusammengewoben, und sind bisweilen 200—300 Ellen lang. Auch besitzen sie kleine Ufernetze, die sie an der Spitze eines Stabes anheften, und womit sie Flußkrebse fangen. Diese suchen sie mit dem Fuß im Schlamme auf, und wissen sie geschickt in ihr Netz zu fassen. Krebse werden in kleinen Körben im Ueberflusse gefangen. Die Aale pflegen sie an sumpfigten Ufern mit dem Speer zu tödten. Es wird nämlich eine aus Flachsstengeln bereitete Fackel angezündet und dem Manne vorausgetragen, der Aale speeren soll. Das Licht der Fackel lockt nun die Aale aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und sie werden auf diese Art eine leichte Beute des Fischers. Die finstersten Nächte werden zu solchem Geschäfte gewählt.

Aus ihrem Flachs spinnen sie vortreffliche Schnüre und sehr starke Stricke. Die Art, wie sie dieselben verfertigen, ist ungemein mühsam, indem sie mit der flachen Hand das Garn rollen, und dasselbe nach und nach um ihre Lenden herumflechten. Ihre Fischerleinen sind sehr stark, und die Fabrikation derselben macht einen beträchtlichen Ausfuhrartikel der Insel aus. Die Eingebornen waren nicht wenig erstaunt, als sie auf unserer Station zu Waimate unsere Missionarien mit europäischen Werkzeugen auf eine so leichte und geschwinde Art das dickste Tauwerk verfertigen sahen, und erkannten den großen Vorzug dieser Fabrikationsweise an. Die Canu's (Boote) der Neu-Seeländer konnten früher nur mit unsäglicher Mühe gebaut werden, weil ihnen, ihre stumpfen steinernen Beile abgerechnet, jede Gattung von Schneidewerkzeug ermangelte. Wollte ein Mann ein Canu haben, so mußte er in den Wald gehen, und mit seiner kleinen steinernen Axt einen Baum fällen. Ein Geschäft, das 4—5 Männer wenigstens zwei Monate

beschäftigte. War dieß geschehen, so mußte mit der angestrengtesten Arbeit das Holz nach und nach in die rohe Gestalt eines Bootes geformt werden. Am beschwerlichsten war das Aushöhlen des Baumes, das theils durch brennen, theils durch zimmern mit einem steinernen Beile geschah, und unsägliche Geduld erforderte. Jetzt erst ward das Canu ins Wasser gelassen, aber noch lange nicht fertig; denn nun wurde noch viel an ihm gebohrt und gehauen und geschnitzt, bis es nach dem Geschmack der Insulaner zugerichtet war. Ihre Kriegsboote erforderten noch viel mehr Arbeit, indem zwei Bäume zu dicken Dielen zerschnitten werden mußten, um sie durch diese geräumiger und stärker zu machen. Auch das Schnitzwerk, das in den Vorder- und Hintertheil des Schiffes eingegraben und roth angestrichen wurde, konnte nur durch lange und geduldübende Arbeit zu Stande gebracht werden. Diese Kriegsboote fassen bisweilen 80—100 Krieger in sich. Sie werden durch kleine Ruder in Bewegung gesetzt, indem auf einem schmalen Kammroß auf beiden Seiten des Schiffes die Ruderer sitzen, und dasselbe fortbewegen. Sie gehen, selbst bei starkem Winde, ziemlich sicher, da sie aber sehr lang sind, so durchschneiden sie die Wellen, statt über sie hinzugehen. Soll das Schiff geschwind laufen, so wird die Bewegung desselben nach dem Takt, den ein Mann in der Mitte schlägt, von den Rudern vorwärts getrieben. Eine Flotte von 100 neuseeländer Kriegsschiffen ist eine wahrhaft schauerliche Erscheinung, indem bei jedem Ruderschlag die ganze Mannschaft ein fürchterliches Gebrüll erhebt, und durch dasselbe den Feind, den sie angreifen will, in Schrecken setzt. Man kann solchen Anblick nie ohne tiefen Schauer ertragen, besonders wenn man bedenkt, daß diesem Zuge überall Mord und Verheerung auf dem Fuße nachfolgt.

Es befinden sich vergleichungsweise nur wenig alte Leute auf Neu-Seeland, und kaum einige, welche das 50ste Lebensjahr überschritten haben. Blutige Kriegszüge,

Krankheiten, Unfälle aller Art haben stets verheerende Niederlagen unter ihnen erzeugt, und die Bevölkerung war in den nordöstlichen Theilen der Insel sichtbar dem Aussterben nahe, als die Missionarien an dieser Küste landeten. Die Gesammtzahl aller Einwohner auf der Nordinsel kann vielleicht auf 180,000 Seelen angeschlagen werden: vielleicht ist sie etwas größer. Alle Volksstämme, welche von der Inselnbucht an bis zum Nordkap wohnen, betragen im höchsten Falle 28,000 Seelen. Diese Summe kommt heraus, wenn wir auf jeden streitbaren Mann 4 Eingeborne rechnen; ein Verhältniß, das zu groß wäre, wenn wir nicht in die Rechnung setzten, daß die Häuptlinge viele Weiber zu nehmen gewohnt sind, und daß viele Kinder in ihrer frühesten Jugend dahinsterben. Die Familienzahl ist daher immer im Verhältniß zu den Kriegern gering. Auf der ganzen Nordinsel beträgt die Gesammtzahl der streitbaren Mannschaft etwa 40,000, und von der Inselnbai bis zur Nordspitze etwa 7000 Krieger. Wie groß die Bevölkerung auf der südlich gelegenen Insel seyn möge, konnte bis jetzt nicht mit einiger Sicherheit berechnet werden; allein wir haben Ursache zu glauben, daß sie sehr gering ist, und daß auf weiten Landesgebieten hin nur wenige Menschen zerstreut umherwohnen.

Fünftes Kapitel.

Ursprung der evangelischen Mission auf Neu-Seeland. Schwierigkeiten des Anfangs. Rangihua, die erste Station. Später nach Tepuna verlegt. Besuch der beiden Häuptlinge, Hongi und Waikato, in England. Keriferi, die zweite Station. Hindernisse ihrer Errichtung in dem ersten Jahre. Paihia, die dritte Station. Bericht von derselben. Waimate, die vierte Station. Dörfer, Kapellen und Schulen, die mit ihr verbunden sind. Kai-

taia, die fünfte Station. Buriri, am Themsefluß, die sechste Station. Entwurf für die Errichtung neuer Missionsstellen auf der Insel.

Die kirchliche Missionsgesellschaft in England wurde auf Neu=Seeland zuerst durch die einladenden Schilderungen aufmerksam gemacht, welche der ehrwürdige Oberpfarrer der Kolonie auf Neu=Süd=Wallis, Herr Samuel Marsden, von Zeit zu Zeit derselben zusandte. Nur den unermüdeten Bemühungen dieses warmen und uneigennützigen Freundes der Neu=Seeländer ist es zuzuschreiben, daß am Ende Bedacht darauf genommen wurde, eine Mission unter ihnen aufzurichten. Da vielleicht nur wenige Männer in der Welt größere Hindernisse zu bekämpfen hatten, als dieß bei Herr Marsden in seiner Lage der Fall war, und heftigerem Widerstande ausgesetzt waren, als er, so hatte gerade ihn die Vorsehung in dieser Schule zu dem Manne herangebildet, der am tüchtigsten war, sich durch alle Hindernisse hindurch zu arbeiten, welche bei der Errichtung einer Missionsstelle auf Neu=Seeland zum Voraus zu erwarten waren. Er hatte nun einmal seine Lebensaufgabe darin erkannt, den Grundstein zur bleibenden Wohlfahrt dieses Landes zu legen; und daher wurde weder Kostenaufwand noch Mühe von ihm gespart, bis er die Freude hatte, diese Lebensaufgabe erfüllt zu sehen. Die Besuche, welche ihm in seinem Pfarrhause zu Paramatta einige Häuptlinge der Neu=Seeländer machten, ließen ihn von dem Charakter der Willenskraft und der Bildungsfähigkeit der Neu=Seeländer das Beste hoffen. Bei seinem ersten Besuche, den er auf ihrer Insel machte, fand er, was er zuvor erwartet hatte, in dem Volke ein kühnes, unternehmendes, zu Abentheuern aufgelegtes, kriegerisches Geschlecht, das sich durch seine gesunden Verstandeskräfte auszeichnete; und er glaubte daher Ursache zu haben, ein vielversprechendes Arbeitsfeld für die Liebe der Christen und für die Hand der Volksbildung unter demselben angetroffen zu haben.

Nur nach gereiften und vielseitigen Ueberlegungen konnte der Vorstand der kirchlichen Missionsgesellschaft in England zu dem Entschlusse schreiten, in die Vorstellungen des Herrn Marsden um brüderliche Unterstützung bei der Aufrichtung einer Missionsniederlassung auf dieser Insel einzuwilligen; und selbst alsdann waren die ihm zu diesem Zweck dargebotenen Hülfsmittel noch so beschränkt und unzureichend, das jedes andere Gemüth, als das seinige, schon im ersten Anfang diesen Entwurf gänzlich aufgegeben haben würde. Es war unter den damaligen Umständen für die Kommittee der Missionsgesellschaft eben keine leichte Aufgabe, die tauglichen Werkzeuge für solches Beginnen in England aufzufinden. Hiezu wurden christliche Männer erfordert, welche bereitwillig waren, mit ihrem Leben in der Hand nach den entferntesten Theilen der Erde zu ziehen, und unter einem fremden und wilden Volke sich niederzulassen, mit dessen Sprache sie gänzlich unbekannt waren, und von dessen Sitten und Lebensweise sie nichts weiter wußten, als daß es dem rohesten Kannibalengeschlechte angehörte. Indeß sandte doch die Kommittee von England im Jahr 1810 drei Missionarien, die Herren Kindall, Hall und King, mit ihren Gattinnen und einigen Handwerkern nach Port Jackson, welche die Bestimmung hatten, sich unter die Leitung des dortigen bewährten Missionsfreundes, des Herrn Prediger Marsden zu stellen, um von demselben auf Neu-Seland angesiedelt zu werden. Auch wurde ihnen eine jährliche Unterstützung von 6000 Gulden zu dem Zwecke zugesagt, einen Anfang mit der Aufrichtung einer Missionsstelle auf dieser entfernten Insel zu machen. Allein bald hernach wurde das englische Schiff Boyd im Hafen der Inselnbai von den Einwohnern von Wangaroa zerstört, und die Schiffsmannschaft grausam ermordet, und dieser Vorfall, so wie mancherlei Hindernisse anderer Art, nöthigten die Sendboten, beinahe vier Jahre auf Neu-Süd-Wallis

zu

zu verweilen, bis endlich Herr Marsden die geeigneten Mittel fand, sie am Ende des Jahres 1814 nach Neu-Seeland überzusetzen, wo sie die Stelle ihrer künftigen Wirksamkeit glücklich erreichten, und um den Preis von 12 Aexten ein Stück Land von 200 Jucharten als Eigenthum für die Mission erwarben. Die Schwierigkeiten, mit welchen diese frommen Männer in den ersten Jahren ihres Aufenthaltes auf dieser Insel zu kämpfen hatten, so wie die Gefahren, denen sie von allen Seiten ausgesetzt waren, sind in den frühern Jahrgängen unseres Missionsmagazines von Zeit zu Zeit umständlich erzählt worden. Indeß gereichte den Missionsfreunden schon der Umstand zum großen Troste, daß von diesen Sendboten wenigstens ein fester Fuß auf dieser Insel gefaßt worden war. Ihr Glaube erstarkte, und ihre Hoffnung gewann immer neue Zuversicht, so wie sie hörten, daß auf diesem wilden Boden das Leben dieser Arbeiter mitten unter allen Gefahren von dem starken Arm des HErrn von einem Tag zum andern erhalten wurde.

Rangihua, ein heidnisches Dorf auf der Nordwestseite der Inselnbai, wo der Häuptling Tuatara regierte, wurde als erste Missionsstelle in Besitz genommen, weil eben in Betreff des Landstriches, wo sie sicher wohnen konnten, keine Wahl war. Diese Stelle war damals noch die annehmlichste, und obgleich es von innen und von außen nicht an mächtigen Widersachern fehlte, so wurden doch die Boten des Evangeliums nie von derselben weggetrieben. In den ersten Jahren des Missionsgeschäftes mußten sich die Sendboten damit zufrieden geben, wenn sie nur die von ihnen besetzte Stelle bewahren konnten. Freilich würden die immer wiederholten Drohungen, die sie von den wilden Insulanern hören mußten, vollkommen zugereicht haben, sie von der Insel zu verjagen, hätten sie damals die Sprache derselben verstanden, die ihnen glücklicherweise noch unbekannt war. Entbehrungen aller Art, denen sie in ihrer

Lage ausgesetzt waren, den Mangel an einem Obdach gegen die harte Witterung, den Mangel an Nahrung, an Kleidung, an freundlicher Gesellschaft, hätten sie noch leicht ertragen; aber Hohn, das Spottgelächter, die Kniffe und Drohungen derer, um welcher willen sie jeden irdischen Genuß verlassen hatten, und denen sie wohlthun wollten, waren eine noch viel schwerere Probe ihrer Geduld und ihrer Glaubensfestigkeit. Da in den ersten Jahren ihrer Arbeit die Unterstützungen, welche sie von England her in Empfang nahmen, vergleichungsweise nur gering waren, so konnten auch keine ausgedehnteren Plane für die zeitliche und ewige Wohlfahrt dieser Nation ins Auge gefaßt werden. Indeß trug bald das Missionsschiff, das zum Besten ihrer Niederlassung von Herrn Marsden angekauft worden war, dazu bei, den Missionarien einen Vorrath von gezimmertem Holze herbeizuführen, womit sie dauerhafte Häuser aufrichten konnten. Indeß waren die gefürchtetsten Widersacher, die ihnen den Untergang droheten, einige ihrer eigenen Hausgenossen. Unter den Verstärkungen an Arbeitern, die ihnen zugeführt wurden, befanden sich nämlich einige, welche dem Geiste der Finsterniß Gehör gaben, und die traurigsten Zerrüttungen im Kreise der Missionsfamilie anrichteten. Einzelne derselben machten dem Wort vom Kreuze Christi, das sie den Heiden verkündigen sollten, und das Selbstverläugnung fordert, eine solche Schmach, daß kein anderes, als das schmerzhafte Mittel übrig blieb, ihren befleckten Namen aus dem Verzeichnisse der Missionsarbeiter auf Neu-Seeland auszutilgen. Die Wunde, welche auf diese Weise der Mission auf Neu-Seeland in ihren ersten schweren Anfängen geschlagen wurde, war unstreitig viel peinlicher, als jeglicher Verlust, den sie von Seiten der Eingebornen hätten erdulden müssen. Indeß arbeitete sich mit Gottes Hülfe das kleine Häuflein der Getreuen, das übrig geblieben war, durch alle Hindernisse hindurch, von denen sich die theilnehmenden Freunde im christlichen

Abendlande kaum eine richtige Vorstellung zu machen vermögen. In der ungeheuren Entfernung von der Heimath, die sie mit den erforderlichen Unterhaltungsmitteln versah; in stetem Kampfe mit drückendem Mangel, bei der geringen Unterstützung, die ihnen von außen her zufloß; mit tausend Schwierigkeiten ringend, welche das allmählige Erlernen einer gänzlich unangebauten Barbarensprache, und die grammatische Bearbeitung derselben ihnen täglich verursachte; und von allen Seiten eingeengt und in Verlegenheit gesetzt durch die abergläubischen Gebräuche der Eingebornen, mit denen die Missionarien größtentheils unbekannt waren, und die sie demnach jeden Augenblick zu verletzen Gefahr liefen, ohne im Stande zu seyn, sich gegen die erzürnten Insulaner darüber zu erklären, daß es unabsichtlich von ihnen geschehen sey: in solcher Lage schienen sie beinahe umsonst zu arbeiten, und zu hoffen, wo nichts zu hoffen war. Als aber endlich diese ersten Sendboten allmählig bis auf einen gewissen Grad den Insulanern sich verständlich machen, und ihre Denkweise und Gebräuche sich besser bekannt machen konnten, so zerstreute sich nach und nach das düstere Gewölk, in welches sie so lange Zeit eingehüllt gewesen waren, und ein heiterer Lichtschimmer fing an den dunkeln Pfad zu beleuchten, welcher sie der Zukunft entgegenführte.

Es war um diese Zeit, daß der berühmte Häuptling Hongi, nebst Waikato, dem einflußreichen Häuptling von Rangihua, England besuchten. Sie wurden in einer Audienz dem Prinz-Regenten vorgestellt, der sie huldreich aufnahm, und mit reichen Geschenken beladen von sich entließ. Nachdem sie große Reisen im Lande umher gemacht hatten, kehrten sie nach Neu-Seeland zurück, und landeten auf ihren Ufern, ausgestattet mit reichen Vorräthen von Sachen aller Art, die für sie und ihre zahlreichen Freunde auf der Insel den größten Werth hatten. Von diesem Zeitpunkte an hob sich die allgemeine Werthschätzung, welche die Missionarien von

Seiten der Eingebornen zu genießen hatten, und sie durften sich von jetzt an unausgesetzt der Liebe und des Schutzes des tapfern Hongi und seines Volksstammes erfreuen. Dem freundlichen Benehmen dieses kriegerischen Häuptlings darf nächst Gott, von dieser Zeit an, die Sicherheit der Missionarien unter diesem wilden Volke, so wie ihre ungestörtere Wirksamkeit für die Pflanzung des Evangeliums auf der Insel zugeschrieben werden. In manchen gefahrvollen Augenblicken stellte er sich muthig zwischen ihre kleine wehrlose Schaar und den Tod, der ihn und sie bedrohte. Seinen ganzen Einfluß wendete er an, um Angriffe auf ihr Eigenthum abzuhalten, und nie würde er, was auch immer der Erfolg für ihn gewesen wäre, gestattet haben, daß irgend etwas, das den Missionarien gehörte, die er seine Freunde nannte, zerstört werden durfte. Ich darf glauben, daß er der Mission auf Neu-Seeland seinen kräftigen Schutz in der aufrichtigen Ueberzeugung angedeihen ließ, daß die Arbeiter derselben es gut mit ihm, mit seinem Volke und der ganzen Menschheit meinen, und daß nur das Verlangen, Andern wohlzuthun, und nicht der Wunsch, etwas für sich selbst zu suchen, sie aus ihrem Heimathlande in das seinige gebracht habe. Es dauerte lange, bis die Mehrheit des Neu-Seeländervolkes hievon fest überzeugt wurde, und so lange dieß nicht der Fall war, vermochte selbst der kräftige Einfluß des Hongi nicht immer, die Missionarien gegen Beleidigungen zu schützen. Einige derselben büßten allmählig ihre Gesundheit ein, indem die häufigen Reibungen mit der Laune roher Barbaren ihr Nervensystem nach und nach erschütterten. Welcher von ihnen, mochte ihm der HErr auch noch so viel Seelenstärke und einen noch so kühnen Muth gegeben haben, mußte nicht bisweilen das Schutzlose und Gefahrvolle seiner Lage fühlen, wenn er 200—300 nackte Wilde mit aufgehobenen Speeren, mit geschwungenen Keulen und geladenen Gewehren auf sich losrennen sahe, indeß sie in drohendster Stellung ein

fürchterliches Kriegsgeheul mit einander anstimmten? Wie konnte er sich unter solchen Umständen der bangen Besorgniß erwehren, daß seine Person, seine Familie und sein Eigenthum das freche Spiel der wilden Leidenschaft von Menschen werden, deren Liebeserweisungen selbst roh und grausam genannt werden mußten? Was konnte ihn anders an seiner Stelle halten, als die lebendige Ueberzeugung, daß er sich unter dem Schutze eines allmächtigen Freundes befinde, der die Seinen niemals zu verlassen und zu versäumen verheißen hat! Wirklich war auch in solchen Augenblicken der Gefahr dieses Vertrauen auf Gott das einzige Mittel, den sinkenden Muth vor gänzlicher Hoffnungslosigkeit zu bewahren.

Zu Rangihua lebten und wirkten verschiedene Missionsarbeiter, von denen jedoch in unsern Tagen keiner mehr im Leben zurückgeblieben ist, als der ehrwürdige Missionar King, welcher jetzt der Senior der neuseeländer Mission ist. Seit zwanzig Jahren war seine ganze Zeit und Kraft nur der zeitlichen und ewigen Wohlfahrt dieses heidnischen Volkes gewidmet. Unter allen Veränderungen, welche innerhalb dieses Zeitraumes stattfanden, war er, selbst alsdann, da einige seiner Mitarbeiter, welche die Hand an den Pflug gelegt hatten, wieder zurückblickten, unbeweglich auf seinem Posten geblieben, und hat sich durch die Treue und Festigkeit, womit er der Sache des Weltheilandes diente, die Liebe und das Zutrauen der Eingebornen, und die allgemeine Hochachtung aller seiner Mitarbeiter erworben.

Nachdem die Missionswohnungen zu Rangihua so baufällig geworden waren, daß sie nicht länger bewohnt werden konnten, wurde für zweckmäßig gefunden, die Station zu Tepuna, auf der andern Seite des Hügels, in einem kleinen Thale, anzulegen, das früher von den Eingebornen angebaut worden war. Obgleich diese Stelle entschiedene Vorzüge vor der frühern voraus hat, so wird sie doch nie einen bedeutenden Umfang gewinnen

können; sie liegt in einem malerisch schönen Thale, blickt auf das Gewässer der Inselnbai hinaus, und ist fast auf allen Seiten von Hügeln umringt. Der Boden ist sumpfig, kann aber ohne große Mühe trocken gelegt werden. Indeß ist das Landen der Schiffe an dieser Stelle mühevoll, und bisweilen gefährlich, indem das Meeresufer sehr steil ist, und der Wellenschlag vom südlichen Oceane her eine stürmische Brandung verursacht, wenn der Wind von Osten oder Süden her bläst.

Die zweite Missionsstelle, Kerikeri, wurde im Jahr 1819 westlich von der Inselnbai aufgerichtet, nachdem die beiden Missionarien, Herr Butler und Kemp, als Verstärkung aus England angekommen waren. Auf dem Hügel, der zunächst bei der Niederlassung war, lag ein großes Dorf der Eingebornen, das vom Stamme Ngaitewaki besetzt war, an dessen Spitze der Krieger Hongi steht. Es ist eine malerisch schöne Stelle, bei welcher ein frischer Wasserfluß mit der Meeresfluth sich vereinigt. Das Thal bildet ein kleines Amphitheater, das durch die Berge im Rücken vor den herrschenden Westwinden, und von vornen gegen Nord- und Nordoststürme gesichert ist. Das Wasser des Kerikeriflusses stürzt über einen 9 Fuß hohen Felsen in ein schönes und weites Becken hinab, und zieht mit Fluth nach der Inselnbai. Der Fluß ist für Schiffe von 150 Tonnen bis gegen die Niederlassung hin schiffbar, und diese Stelle ist demnach um ihrer Lage willen von Wichtigkeit, indem sie sehr gelegen ist, um die Erzeugnisse der innern Insel nach den Häfen zu bringen. Landstraßen lassen sich von anbaufähigen Distrikten aus nach andern Orten am Ufer des Flusses beinahe nicht anlegen, und darum wird diese Stelle immer ihren bedeutenden Werth bewahren. Es sind hier mehrere dauerhafte Häuser von den Missionarien aufgerichtet worden, die, nebst der Kirche, welche auf der Anhöhe steht, einen wohlthuenden Anblick gewähren. Auch sind an dieser Stelle von den Missionarien umzäunte Gärten angelegt worden, welche bereits mit auserlesenen

Obstbäumen geschmückt sind. Anfangs hielt es hier sehr schwer, eine Schule aufzurichten, indem die Eltern und Kinder jedes Mal eine Belohnung verlangten, so oft sie eine Stunde in der Schule ausgehalten hatten. Auch die Gottesdienste am Sonntage wurden lange Zeit nur sehr nachläßig besucht, indem die Einwohner augenblicklich nach ihren Fischerplätzen oder zu ihren Booten hinzueilen pflegten, sobald am Sonntag die Glocke angezogen wurde. Bisweilen kamen sie zwar in die Kirche, aber entweder ganz nackt, oder auf eine Weise angezogen, die possenhaft war. Nicht selten standen auch einige mitten unter der Predigt plötzlich auf, und riefen aus: das ist erlogen, das ist erlogen! wer mag glauben, was der Mann da droben sagt? Wir wollen Alle zur Kirche hinaus! — Aber wie sehr hat sich nunmehr durch Gottes Segen der Zustand der Dinge geändert! Die größte Strafe, die wir jetzt über einen Eingebornen verfügen können, wenn er etwas Schlechtes begangen hat, besteht darin, wenn wir ihn von der Schule ausschließen; der Sonntag ist nun ein wahres Vergnügen geworden, und die meisten Einwohner sehen ihm mit sichtbarer Freude entgegen. Der Zudrang von Menschen in der Kirche ist bisweilen so groß, daß kein Raum mehr darin gefunden wird; auch darf man jetzt während des Gottesdienstes auf eine tiefe, andachtsvolle Stille bei den Anwesenden sicher rechnen. Aus entfernten Dörfern kommen Viele herbei, um hier den Sonntag zuzubringen, und die Gottesdienste des HErrn zu besuchen. Auch zeigt das Betragen, selbst entfernt wohnender Heiden, wenn sie hieher kommen, daß sie eine ehrfurchtsvolle Scheu vor der Feier des christlichen Sonntags im Herzen tragen. Auch ein Häuflein wahrhaft gläubiger Seelen hat sich an dieser Stelle gesammelt, die durch Sinn und Wandel das Evangelium Christi ehren, und von denen schon mehrere glaubensvoll in die Freude ihres HErrn eingegangen sind.

Noch ist von dieser Stelle bemerkenswerth, daß der gefeierte Name des Häuptlings Hongi sich in den Gemüthern der Insulaner für immer mit dem Namen Kerikeri verbunden hat. Hier war sein gewohnlicher Wohnsitz, und in Zeiten der Gefahr war er stets gegenwärtig, um die Wuth des Volkes zurückzuhalten, und sie, so viel in seinem Vermögen stand, zu hindern, daß die Missionarien oder ihr Eigenthum nicht angetastet werden durften. Beim ersten Laut von feindseligen Ueberfällen anderer Stämme war Hongi immer zuerst auf seinem Platz, und Tag und Nacht wachsam, daß seinen europäischen Freunden kein Schade geschehen möge. Aber bei allem Uebergewichte des Geistes und des Körpers, das er vor Tausenden seiner Landsleute besaß, vermochte er doch nicht immer, den finstern Groll seiner Landsleute im Zaume zu halten. Was er während seiner Lebzeiten den Missionarien war, und welchen Einfluß er auf sein Volk übte, geht am deutlichsten daraus hervor, daß bei seinem Tode das ganze Volk gleichsam seinen Charakter änderte, und daß Alle stillschweigend darin mit einander überein kamen, daß den Missionarien nichts zu Leid gethan werden solle, die Umstände mögen seyn, welche sie wollten. Hätte die Vorsehung dieß nicht auf wunderbare Weise also gefügt, so wäre der Tod dieses Mannes eine tödtliche Wunde für das Missionswerk auf der Insel gewesen. Aber auf seinem Sterbelager sprach er noch in Gegenwart aller seiner Freunde die letzten Worte aus: „Laßt die Missionarien im Frieden wohnen; denn sie haben uns nichts als Gutes gethan, und von ihnen habt ihr keinen Schaden zu befürchten." Von der Zeit seines Todes an hörten die Glieder der kleinen Gemeinde zu Kerikeri auf, ihre Thore zu verschanzen, und ihre Thüren zu verriegeln, wenn eine fremde Streifparthei herbeikam; denn sie durften eine Sicherheit und einen Frieden genießen, von welchem sie nie zuvor etwas gewußt hatten.

Die Missionsniederlassung zu Paihia, sechs Stunden südöstlich von Kerikeri, und südlich von der Inselnbai gelegen, wurde im August 1823 begonnen. Sie liegt auf einer lieblichen Stelle, und ist mit fruchtbarem Ackerboden umgeben. Hier fingen die Missionarien H. Williams und M. Fairburn zuerst ihre Arbeiten unter verschiedenen Stämmen an, welche auf weite Entfernung hin das Land inne hatten. Das erste Jahr brachten sie unter einem von Baumzweigen aufgerichteten Hause zu; und die Eingebornen um sie her waren damals ein ungemein wildes, ungebändigtes Geschlecht, das kein Menschengebot im Zaume zu halten vermochte. Ob sie gleich in den ersten Tagen ihrer Niederlassung nichts durch Diebstahl verloren hatten, so fanden sie doch bald, wie sehr es Noth thue, mit aller Vorsicht ihr Eigenthum zu bewachen. Vom frühen Morgen bis in die späte Nacht war ihre Hütte von den Einwohnern umlagert, welche der Reiz all der neuen Dinge, die sie hier sahen, herbeilockte, und die keinen Augenblick Bedenken trugen, nach Wohlgefallen in die Hütten der Missionarien hineinzudringen, oder den Kopf zum Laden hinein zu stecken, da sie sich durch kein Gehäge davon abhalten ließen. Bald ließen sich ein paar Knaben und Mädchen bei den Missionarien nieder, aber ein einziges Wort eines Häuptlings reichte zu, um sie augenblicklich nach Hause zu schicken. Es war häufig der Fall, daß, wenn man ihrer bedurfte, sie in den Busch gelaufen waren, um damit ihren neuen Landsleuten zu zeigen, wie hoch sie ihre Dienste anzuschlagen hätten. Andere schlossen sich an die Missionsfamilie an, gingen aber in der Stille der Nacht mit ein paar Kleidungsstücken oder mit Kochgeschirr wieder davon. Auf diese Weise dauerte es mehrere Jahre fort; indeß fingen sie doch an, sich ordentlicher zu betragen, und die Anzahl derer, welche sich auf dieser Stelle niederließen, nahm allmählig zu.

Um diese Zeit war die Verbindung der neuseeländer Missionsstellen mit Port Jackson noch sehr ungewiß,

und eben so ungewiß die Zufuhr der benöthigten Lebensmittel, die sie von dorther erhielten. Herr Samuel Marsden hatte lange den Wunsch in seinem Herzen getragen, ein eigenes Schiff für die Mission erbauen zu lassen; allein es hielt ungemein schwer, zum Besitz eines solchen zu gelangen. Da indeß ein Ueberfluß von gutem Bauholz in der Inselnbai zu finden war, so wurde beschlossen, den Bau eines Schooners von 52 Fuß Länge zu beginnen, weil man immer mehr die Ueberzeugung gewann, wie sehr das Gedeihen der Mission, und selbst die Existenz derselben von diesem Beginnen abhing. Nach zwanzigmonatlicher harter Arbeit wurde endlich der Schooner fertig, und zum großen Erstaunen der Eingebornen, so wie zur innigsten Freude der Missionarien und ihrer Familien in die See gelassen, indem sie nun das ersehnte Mittel in ihm erblickten, die regelmäßige Verbindung zwischen ihren Stationen und ihren Missionsfreunden zu Port Jackson zu erhalten. Diese Freude dauerte indeß nur wenige Jahre, indem das Schiff auf der Westseite der Insel, beim Eintritt in den Hockiangastrom, im Mai 1828, zu Grunde ging.

Das Jahr darauf wurde für nöthig erachtet, ein neues kleineres Schiff für die Küstenfahrt aufzubauen, um die erforderlichen Vorräthe von Lebensmitteln, so wie das Bedürfniß von Kartoffeln für die Schulkinder in die Vorrathskammer nach Kerikeri zu schaffen. Dieses Schiff wurde im Mai 1830 fertig, und erhielt den Namen Kariri (der Bote).

Die Schulen wurden schon im Jahr 1823 mit einigen eingebornen Knaben und Mädchen angefangen, und auch die Einwohner in der Nachbarschaft umher in ihren Hütten besucht, und im Christenthum unterrichtet. Es gefiel dem HErrn, ihre Arbeiten frühe zu segnen, und schon im Jahr 1824 wurde ein Häuptling zu Waitangi von der lebendigmachenden Kraft des Evangeliums ergriffen, und erhielt in seiner Taufe den Namen Christian Rangi. So wie die neuangekommenen Missionarien

mit der Volkssprache bekannter wurden, ward auch im weitern Umfang der Name des HErrn verkündigt; jedoch anfänglich mit wenig sichtbarem Erfolg, bis endlich wenige Tage vor dem Treffen zu Kororareka in dem Betragen der Eingebornen auf der Niederlassung eine merkwürdige Veränderung wahrzunehmen war. Einige von ihnen erklärten jetzt laut ihre Ueberzeugung von der Wahrheit dessen, was sie gelehrt worden waren, und erklärten ihr Verlangen, von der Thorheit ihrer Wege zum Gehorsam gegen den lebendigen Gott und den Erlöser zurückzukehren. Dieses Gefühl dauerte fort, und Viele wurden jetzt zu dem Häuflein der Gläubigen hinzugefügt, wodurch die freudige Zuversicht der Missionarien auf das Verheißungswort ihres Gottes mächtig gestärkt wurde. Bis nach dem Distrikte Tauranga hinab, das in der Bienenbai liegt, machten sie von Zeit zu Zeit Besuche, um die verschiedenen Volksstämme auf der Ostküste genauer kennen zu lernen; und in dieser Beziehung war von jeher die Lage dieser Missionsstelle als sehr vortheilhaft erfunden. Sie liegt nämlich im Mittelpunkte sämmtlicher Küstenstämme, welche von Zeit zu Zeit in Schaaren aus entfernten Distrikten hieher kommen, um mit europäischen Handelsschiffen in der Inselnbai Tauschhandel zu treiben, und so fanden die Missionarien daselbst reichliche Gelegenheiten, das Wort von der Erlösung weithin bekannt zu machen, so wie die häufigen Zwistigkeiten einzelner Volksstämme zu schlichten, und auf diese Weise den heilsamen Einfluß vorzubereiten, den jetzt die Missionarien auf die Denkart des Volkes und auf den Gang ihrer Unternehmungen gewonnen haben.

Getauft wurden auf dieser Missionsstelle von ihrer Aufrichtung an bis zum Juni 1831 nur 30 Insulaner, als um diese Zeit eine Segensperiode des Werkes Christi auf der Insel begann. Auch mit Uebersetzung der neutestamentlichen Schriften und anderer christlicher Lehrbücher in die Neu-Seeländer Sprache wurde um diese

Zeit der erste Anfang gemacht; jedoch ging dieses Werk nur sehr langsam von Statten, da die Missionarien bei ihrer geringen Anzahl noch immer mit äußerlichen Geschäften überladen waren. Indeß waren sie bis zum Juni 1832 mit der Uebersetzung des Evangeliums Matthäi und der Apostelgeschichte, eines Kirchen-Katechismus und eines Theiles des Kirchen-Gebetbuches fertig geworden, und fingen nun an, in den öffentlichen Gottesdiensten Gebrauch von diesen Uebersetzungen zu machen.

Auf Paihia sind fünf Schulen nunmehr aufgerichtet, nämlich eine Knabenschule, die von etwa 60 Knaben besucht wird, welche im Lesen, Schreiben, Rechnen und Religion unterrichtet werden. Die Gesammtzahl derer, welche von Anfang an in dieser Schule lesen und schreiben gelernt haben, beträgt nunmehr 263 Schüler, deren Betragen im Allgemeinen gut genannt werden darf. Die Mädchenschule für die Eingebornen, welche Vor- und Nachmittags gehalten wird, zählt 50 Schülerinnen, und die Gesammtzahl der bisher unterrichteten Mädchen beläuft sich auf 209, welche in der Schule Religionsunterricht empfangen, und Lesen, Schreiben, Rechnen und Nähen gelernt haben. Viele dieser Mädchen leben in den Missionsfamilien, und werden in Haushaltungsgeschäften geübt, und auch die übrigen erhalten noch eine besondere Pflege außerhalb der Schule. Im Januar 1832 wurde auch eine Kleinkinderschule für die Eingebornen angefangen, welche 22 Pfleglinge nunmehr in sich faßt, und zu diesen kam bald darauf noch eine englische Knaben- und eine englische Mädchenschule, zunächst für die Kinder der Missionarien, hinzu, von denen die erste 14, und die zweite 4 Schüler in sich begreift. Eine große Aufregung fand unter allen Einwohnern des nördlichen Theiles der Insel im Sommer 1831 um des Umstandes willen statt, daß eine Streifparthei der Eingebornen, welche von der Inselnbai aus die südliche Küste hinab in die Umgegend von Taranga gezogen war, um den Tod des Häuptlings Hongi und

ihrer übrigen Verwandten an den Einwohnern von Kororareka zu rächen, dort gefänglich eingezogen worden war. Alle Einwohner des Nordens, bis zum Nordkap hinauf, faßten nun den Entschluß, gegen Tauranga ins Feld zu ziehen; da indeß viele Häuptlinge ihre Unlust zu fechten ausgedrückt hatten, weil die Gefallenen die ersten Angreifer gewesen waren, so glaubten sich die Missionarien der Hoffnung überlassen zu können, daß der Friede zwischen beiden Partheien wieder hergestellt werden würde. Im Okt. 1831 segelten demnach die beiden Missionarien, H. Williams und D. Chapmann, auf ihrem Missionsboote ab, um die Eingebornen zu Tauranga und Rotorua zu besuchen, und eine Vermittlung zwischen beiden Theilen vorzubereiten. Sie wurden von den dortigen Einwohnern aufs freundlichste aufgenommen, und kamen mit verstärkter Hoffnung wieder nach Puriri zurück. Als nun im darauffolgenden Januar der Kriegszug wirklich aus der Inselnbai auslief, nnd die kommandirenden Häuptlinge den Wunsch ausgedrückt hatten, daß einige Missionarien denselben begleiten möchten, so wurde ausgemacht, daß die Missionarien Williams, Kemp und Fairburn mitziehen sollten. Unglücklicher Weise fingen die streitlustigen Männer vom Stamme Ngapuhi alsobald nach ihrer Ankunft den Kampf an. Zwar hielten sich die Missionarien ein paar Tage im Hafen von Tauranga auf, da sie aber sahen, daß alle ihre Vorstellungen zum Frieden vergeblich waren, so kehrten sie wieder nach der Inselnbai zurück. Dieß war eine Zeit schwerer Prüfung für sie; der große Widersacher schien zu siegen, aber die gewissen Verheißungen des HErrn waren die Stütze seiner Knechte, die seiner Hülfe warteten. Eine Woche lang lag die unglückselige Lage dieses bethörten Volkes schwer auf ihren Herzen, als sie einen nochmaligen Besuch zu Tauranga zu machen beschlossen, um den letzten Versuch zur Wiederherstellung des Friedens zu wagen. Unverweilt segelten nun die Missionarien Williams und Fairburn dorthin ab,

und waren nicht wenig erfreut, als sie wahrnahmen, daß die Lage, in welcher sich beide kriegführende Theile befanden, so beschaffen war, daß sie jetzt sich geneigt erzeigten, den Vorstellungen zum Frieden Gehör zu geben. Lange wurde nun an Friedensunterhandlungen zwischen beiden Partheien gearbeitet; weil aber der gewünschte Zwek nur sehr langsam zu Stande kam, so kehrten sie, um ihre Missionsarbeiten nicht zu lange zu unterbrechen, wieder nach Hause zurück.

Indeß hatte dennoch mitten unter allen Stürmen das Missionswerk seinen stillen Fortgang, und die Missionarien fanden Gelegenheit, die frohe Botschaft des Heiles unter allen umliegenden Volksstämmen zu verkündigen. „Wie gedrängt auch in mancher Hinsicht unsere Lage ist, schrieben sie im Laufe des Jahres 1832, so haben wir dennoch reichliche Ursache, auf die Vergangenheit und Gegenwart mit Gefühlen des Dankes, und auf die Zukunft mit hoffender Zuversicht hinzublicken. Mannigfaltig waren die Prüfungen, mit denen wir zu kämpfen hatten, aber desto kräftiger auch der Trost, den wir aus den Verheißungen unseres Gottes schöpfen durften. Stürme und Ungewitter haben uns bisweilen angefallen, und triumphirend rief der Widersacher aus: Das Tauwerk ihres Schiffleins ist zerrissen, ihre Segel sind durchbrochen, ihr Mast ist zersplittert; aber unter solchen Umständen durften wir erst recht erfahren, daß der HErr am Steuerruder sitzt, der über Wind und Meer gebieten kann. Warum sollten wir Ihm nicht getrost vertrauen, daß Er unser schwaches Schifflein glücklich über alle Wellen in den Hafen der ewigen Ruhe einführen wird. Obgleich von diesem Volk im Allgemeinen noch gesagt werden muß, daß dichte Finsterniß dasselbige bedeckt, so fehlt es dennoch nicht an erfreulichen Merkmalen, welche uns deutlich kund thun, daß der Allmächtige eine große Wiedergeburt unter demselben vorbereitet. Aber der festeste Anker unserer Hoffnung ist und bleibt das Wort des ewig treuen Gottes.

Die ersten Grundlagen einer Kirche Christi sind auf Neu-Seeland gelegt, und trotz alles Widerstandes von Seiten der Mächte der Finsterniß wird der Aufbau derselben vorwärts schreiten, und die Freunde des HErrn werden mit Freuden rufen: Glück zu, Glück zu!"

Diese Missionsstation, welche einem vielbesuchten Hafen der Inselnbai sehr nahe liegt, hat von Zeit zu Zeit durch das Betragen europäischer und amerikanischer Schiffsmannschaft und ihrer Anführer, welche hier landeten, Schweres erduldet. Die Glieder der Mission sahen sich häufig genöthigt, den verbrecherischen Umtrieben dieser Fremdlinge furchtlos sich entgegen zu stellen, und gegen alle Gottlosigkeit, die auf diesem gesetzlosen Boden von Europäern und Amerikanern frech und ungestraft verübt wird, muthig in den Krieg zu ziehen. Hätten sie dabei die Augen zugedrückt, oder auch nur aufgehört, das Betragen ihrer zügellosen Landsleute laut zu mißbilligen, so wäre es besser gewesen, ihre Missionsstelle ganz zu verlassen, und der Lasterhaftigkeit der Matrosen und ihrer Führer den Platz zu räumen. Aber die Sache, die sie treiben, ist Sache Gottes und der Wahrheit; sie gewinnt mit jedem Tage größere Kraft, der Widerstand verliert nach und nach seinen Einfluß, und die Werke der Gottlosen müssen die finstern Winkel suchen. Der sicherste Beweis, daß sie angefangen haben, ihren trotzenden Uebermuth aufzugeben, liegt darin, daß die Eingebornen sowohl als die Europäer mit vieler Angelegenheit vor den Augen und Ohren der Missionarien die Schandthaten zu verbergen suchen, die sie mit einander verüben.

Bis zur Aufrichtung der Missionsstation W a i m a t e, im Jahr 1831, welche vier Stunden landeinwärts von Kerikeri, und sechs Stunden von Paihia liegt, blieb den Missionarien nichts anderes übrig, als immer nur am Saume der Insel unstät herumzuziehen, und aller Anstrengungen ungeachtet, denen sie sich willig unterzogen, war es ihnen doch bis zu diesem Zeitpunkte hin

nicht gelungen, über diese Vorposten hinaus einen festen Fuß im Innern der Insel zu fassen. Lange, so erzählen sie, hatten wir das Treiben der Eingebornen beobachtet, und uns nach neuen Pforten umgesehen, welche die Hand Gottes zur Ausbreitung seiner seligmachenden Erkenntniß vor uns aufschließen würde. Wir waren überzeugt, daß so lange nichts Umfassendes angelegt und ausgerichtet werden konnte, bis wir im Innern der Insel, und in der Mitte ihrer volkreichsten Distrikte eine Missionsstation aufgerichtet haben würden. Von Kerikeri aus mußten die Missionarien stundenweit ziehen, bis sie zu einem Dorfe der Eingebornen gelangten, oder Gelegenheit fanden, einzelnen herumziehenden Partheien die Wahrheiten des Evangeliums auf ihrem Zuge nach der Inselnbai oder nach dem Innern des Landes zu verkündigen. Für solchen Zweck ist die Station Kerikeri gar wohl gelegen, denn sie ist die Stelle, welche von allen Theilen des Nordens her nach der Küste führt, und auf diese Weise kommen wir häufig dort in Berührung mit Eingebornen, welche wir auf andere Weise und auf anderem Wege nur selten oder nie zu Gesicht bekommen hätten. Aber dieß war doch immer blos ein kurzes und zufälliges Zusammentreffen mit den Heiden, und jedem, der mit Missionsarbeiten auch nur einigermaßen bekannt ist, muß es in die Augen fallen, daß, je näher wir den Menschen wohnen, die wir zur Erkenntniß der Wahrheit führen wollen, desto größer ist auch unsere Aussicht für das Gelingen unserer Arbeit. Aus diesem Grunde hatten wir das Dorf Waimate immer im Blick, da dasselbe der Mittelpunkt eines großen Distriktes ist, und die Huld Gottes fügte es, daß wir endlich eine Missionsniederlassung auf dieser Stelle aufrichten durften. Ein untergeordneter Zweck, den wir nie aus dem Auge verlieren durften, war der Ankauf eines Stück Landes, das zum Anbau des Waizens tauglich war, um die Mission mit dem erforderlichen Vorrathe einheimischen Kornes zu versehen, und uns auf

diesem

diesem Wege von der Einfuhr dieses unentbehrlichen Artikels von Port Jackson her unabhängig zu machen, welcher oft zu ungewöhnlich hohen Preisen zu stehen kam, und mannigfaltigen Unfällen auf der Zufuhr ausgesetzt war. Dabei durften wir noch mit Recht hoffen, daß die wilden Einwohner, wenn sie die Früchte der Arbeitsamkeit, und die Segnungen der Civilisation mit ihren eigenen Augen anzusehen Gelegenheit hätten, auch um so geneigter seyn würden, die bildende Hand zuzulassen, und sich an zweckmäßige Arbeitsamkeit zu gewöhnen. Wir durften mit Recht einen bedeutenden Zuwachs ihrer zeitlichen Wohlfahrt erwarten, wenn sie an einem Beispiele wahrnehmen würden, bis zu welchem Grade die Fruchtbarkeit ihres reichen Bodens, der größtentheils brach darnieder lag, erhoben werden kann, und wie viel leichter und schneller durch die geeigneten Werkzeuge der Anbau derselben vor sich geht.

Seit 15 Jahren hatten uns die Eingebornen Neu-Seelands eine Wohnstätte in der Mitte ihrer Dörfer im Innern des Landes versagt, und jedes Anerbieten verworfen, das wir ihren Häuptlingen in dieser Beziehung gemacht hatten, um die Ausbreitung der christlichen Erkenntniß unter denselben zu vermehren. Unterdeß legte sich seit wenigen Jahren unter den einflußreichsten Männern der Nation eine sichtbare Veränderung der Ansichten über diesen Gegenstand zu Tage; da aber alle unsere Anerbietungen bisher verworfen worden waren, so blieb uns nichts weiter darüber zu sagen übrig, und wir begnügten uns mit der Stellung, die wir bereits unter ihnen eingenommen hatten. Jetzt fing die Wagschaale an, sich zu wenden, und die dringendsten Einladungen wurden von ihnen an uns gebracht, nachdem sie nur kurze Zeit zuvor den billigsten Vorschlägen kein Gehör hatten geben wollen. Sie fingen nun an, aus Erfahrung einzusehen, daß die Missionarien nicht das Ihrige, sondern sie selbst suchen, und daß es ihnen aufrichtig

darum zu thun sey, ihre geistliche und ihre leibliche Wohlfahrt aus allen Kräften zu fördern. Da nun die Eingebornen wiederholt wünschten, daß sich die Missionarien im Innern des Landes unter ihnen niederlassen möchten, so gingen wir mit einander und mit Herrn Marsden darüber zu Rathe, der gerade damals einen Besuch bei uns auf Neu-Seeland machte, und es wurde der Beschluß gefaßt, eine Stelle zu einer Missionsniederlassung zu Waimate auszuwählen, die uns nicht nur mit großen Haufen von Eingebornen in unmittelbaren Verkehr brachte, sondern auch viel fruchtbaren Ackerboden darbot, auf welchem wir unsere Bedürfnisse an Korn und andern Erderzeugnissen für uns selbst und die übrigen Missionsstellen auf dieser Insel leicht gewinnen konnten. Die Einwohner zeigten sich willig, eine in hohem Grad hiezu geeignete Stelle an uns abzutreten, und das Land ward demnach der kirchlichen Missionsgesellschaft und ihren Arbeitern käuflich überlassen.

Indeß standen hier der Errichtung einer Missionsniederlassung noch mancherlei Hindernisse im Wege. Das erste bestand darin, daß es noch gänzlich an einem Fahrwege gebrach, um die Güter nach der Küste von Hokianga, oder östlich nach Kerikeri auf eine Entfernung von vier Stunden bringen zu können. Nach vielem Suchen ward endlich eine solche Fahrstraße gefunden, auf welcher man die vielen tiefen Schluchten des Weges, so wie die häufigen Sumpfplätze vermeiden konnte. Durch Aufrichtung von drei Brücken, von denen die eine über den tiefen und reißenden Strom Waitangi, und die beiden andern über ein paar Waldbäche führten, so wie durch das Niederhauen eines großen Gehölzes wurde endlich für kleine Räderwagen ein Fahrweg geöffnet, der im Sommer und Winter passirt werden konnte. Die über den Waitangi geführte 60 Fuß lange und 40 Fuß hohe Brücke wurde unter der Leitung der beiden Missionarien Clarke und Hamlin von den Eingebornen selbst, in etwas mehr als drei Monaten,

fertig, und diese beiden Lehrer, so wie Missionar Davis, und ich (Yate) erhielten nun den Auftrag, auf dieser neuen Niederlassung zu wohnen. Frühe im Jahr 1830 war die Station zum Bewohnen zugerüstet; sie hat eine herrliche Lage auf einer von Hügeln umgebenen Ebene; gegen Norden hin erhebt sich ein langer Bergrücken, der mit den herrlichen Kauribäumen bedeckt ist, und auf eine Entfernung von einer Stunde das trefflichste Bauholz im Ueberflusse darbietet. Am Fuße dieser Berge rollt der krystallhelle Strom des Waitangi dahin, welcher das herrliche Thal, das reichen Ackerboden darbietet, bewässert; zur Rechten der Station erhebt sich der prachtvolle Pukenui (der große Berg), welcher ein ausgebrannter Vulkan zu seyn scheint, und von dessen Höhe hinab man die herrlichste Landschaft überschaut, die sich denken läßt; in weiter Ferne liegt das Weltmeer mit seinen schäumenden Wogen, und am Fuße des Berges der schöne Mawe-See, der sich kaum zu bewegen scheint. Hier blickt das Auge in ein weites und tiefes Thal hinab, durch welches zahlreiche Wasserbäche ihrem großen Behälter entgegen eilen, und dort sieht man eine Reihe von Bergen, die sich über einander aufthürmen, bis sich ihre Gipfel in den Wolken verlieren, und den Gesichtskreis schließen. An einer Stelle wird man ein paar grüne Plätze gewahr, welche die Hand des Menschen angebaut hat; alles übrige Land aber bietet eine üppige Wildniß dar, deren Boden mit Gesträuch und Farnkraut überdeckt ist. Zahlreiche Dörfer der Eingebornen sieht man nach allen Richtungen hin, aber leider gewähren sie nicht den lieblichen Anblick, womit sie im fleißig angebauten Vaterlande das Gemüth zu erquicken pflegen; denn diese wilden, bildungslosen Söhne der Natur haben Wohnungen, die ihrem eigenen Wesen ähnlich sind. Zur Linken der Niederlassung reicht das Auge bis zu den fernen Hügeln der Ostküste und den Spitzen der Inselnbai hinaus, und im Rücken derselben läuft ein kleiner Bach, der die Grenze der Niederlassung

bildet, und jenseits desselben sieht man mehrere kleine Dörfer, und zwischen ihnen hinein da und dort einen heiligen Hain, der den Neu-Seeländern theuer ist, weil er die modernden Gebeine ihrer Verwandten und Freunde in sich faßt.

Nach allen Dörfern der Eingebornen, die sich auf 14 Stunden weit in südwestlicher Richtung hin ausdehnen, haben jetzt die Eingebornen einen Weg durch die tiefen Wälder geschnitten, um unsere Besuche bei denselben zu erleichtern, und ihnen das Evangelium zu verkündigen. Man genießt nunmehr zu Haus und auf den Straßen auf Neu-Seeland eine Sicherheit, die man kaum in den zivilisirtesten Staaten in solchem Grade antrifft. Oft war meine Wohnung viele Tage lang verlassen, ohne daß an Hausthüre und Kästen irgend ein Riegel oder Schloß zur Verwahrung gelegt wurde, und nie ist uns etwas entwendet worden. Auf meinen Wanderungen unter den Eingebornen umher war unter einem offenen Gezelt mein ganzes Reisegeräthe jedermann Preis gegeben, und nie habe ich ein Stück vermißt. Zu Haus und auf der Straße durfte ich mich stets auf die Ehrlichkeit der Eingebornen in vollem Maaße verlassen. Auf meinen Wanderungen auf der Insel habe ich meist allein viele Hunderte von Stunden bei Tag und bei Nacht zugebracht, und nie auch nur einen argwöhnischen Blick bei irgend einem der Eingebornen wahrgenommen. Zwar hörte ich bisweilen von Leuten, welche auf der Straße aufgehalten worden sind; aber bei näherer Nachfrage fand ich, daß es entweder entlaufene Matrosen oder Verbrecher waren, welche auf ihre Schiffe zurückgebracht, oder den Händen der Gerechtigkeit überliefert wurden. Wenn je Männer von einiger Bedeutung auf dem Wege aufgehalten worden sind, so fand ich immer, daß das Recht auf der Seite der Eingebornen war, und daß diese von denselben mißhandelt oder betrogen worden waren, und deßhalb aufgehalten wurden. Auch solchen Eingebornen, die ich als Boten zur Ueberbrin-

gung von Briefen oder anderer Sachen von Werth in entferntern Theilen der Insel gebrauchte, durfte ich immer das vollste Zutrauen schenken; denn kein einziger Fall ist mir bekannt, wo irgend etwas veruntreut oder nicht richtig ausgerichtet worden wäre. Selten verging eine Woche, in welcher ich nicht mit Europäern in irgend einem Seehafen zu korrespondiren, oder irgend etwas von Werth von denselben zu erhalten hatte, und ohne alles Bedenken konnte ich dem nächsten unbekannten Neu-Seeländer, der aus dem Walde herlief, den Auftrag anvertrauen, und gewiß seyn, daß er aufs richtigste werde ausgerichtet werden.

Der umherliegenden Dörfer sind sehr viele, und ihre Bewohner sind über eine weite Strecke hin zerstreut. Auf den meisten derselben, und an jeder Stelle, wo größere Volkshaufen beisammen wohnen, wurde eine Hütte zum Gottesdienste nach Neu-Seeländer Weise aufgerichtet, und der Verehrung des lebendigen Gottes geweiht. Einige derselben sind aus Baumästen, andere aus niedlich zusammengeflochtenen Binsen verfertigt; auch haben wir bereits angefangen, Kapellen dieser Art aus festen Dielen aufzurichten. Sie sind geräumig genug, um 150—200 Zuhörer in sich aufzunehmen; und so wenig man auch von innerlicher Verzierung reden kann, so sind sie doch reinlich gehalten, und zureichende Schutzmittel gegen das Ungestüm der Jahreszeit. Unsere Missionsgehülfen halten an diesen Stellen jeden Sonntag regelmäßigen Gottesdienst; auch werden sie von Zeit zu Zeit von Waimate aus von einem Missionar besucht.

Auf diesen Dörfern wird alle Sonntage, so wie an den Wochentagen von solchen Eingebornen, welche in unsern Missionsschulen unterrichtet worden sind, Schule gehalten. Zu Waimate selbst sind vier Schulen in voller Thätigkeit. Eine Kleinkinderschule, die von etwa 25 kleinen Kindern besucht wird, die wir, um sie frühe zur Arbeitsamkeit zu gewöhnen, dazu anwenden, die Kinder

mit Flachsbereitung, mit Weberei und andern nützlichen Dingen auf eine angenehme Weise zu unterhalten; ferner eine Schule für Jünglinge und Erwachsene, die Sommer und Winter zwei Stunden lang des Morgens Jedem offen steht, der sie benützen will; eine Nachmittagsschule für verheirathete Frauen und Mädchen, die von etwa 50 derselben besucht wird; und endlich eine Schule für die kleinen Kinder der Missionarien, die noch nicht alt genug sind, um nach Paihia gesendet zu werden. Ist die Morgenschule vorüber, so wird die übrige Zeit des Tages auf die vielfachen Geschäfte der Niederlassung verwendet, die von den Eingebornen unter Anweisung und Leitung unserer Gehülfen auf der Station verrichtet werden. Von unsern Gehülfen ist gleichfalls die Aufrichtung einer Mühle und einer Eisenschmiede begonnen worden. Von den Eingebornen wurden, unter der Anweisung unserer Brüder, über 50,000 Backsteine verfertigt und gebrannt, die zum Aufrichten der Kamine verwendet werden. Auch haben sie über 700,000 Schuh Bauholz zu Dielen und Brettern versägt, und mehr als 200,000 Schindeln gespalten und zubereitet. Drei feste 40 Fuß lange Wohnhäuser, so wie die nöthigen Stallungen für 14 Pferde, Vorrathshäuser aller Art, Arbeitsstätten für Zimmerleute und Schmiede, und zehn solide Wohnhäuser für Eingeborne, nebst einer geräumigen Kirche, die bei 400 Zuhörer in sich faßt, sind auf diese Weise unter der Leitung der Missionarien von den Eingebornen an dieser Stelle bereits aufgebaut worden.

Die Missionshäuser sowohl als der Boden, der zu denselben gehört und 30 Jucharte guten Landes in sich faßt, sind mit Pfählen umzäunt, und die innern Einrichtungen auf eine zwar einfache, aber nützliche und bequeme Weise getroffen worden. Dieß war das glückliche Ergebniß einer Arbeit von vier Jahren, und in dieser Gestalt habe ich Waimate im Jahr 1834 verlassen. Innerhalb dieser Verzäunungen ist der Boden

durchgängig angebaut, ein Theil desselben mit Klee und Gras angepflanzt, ein anderer mit edlen Fruchtbäumen besetzt, noch ein anderer Theil in Gemüsegärten umgewandelt, wieder andere Stücke verheiratheten Eingebornen, die bei der Missionsfamilie in Diensten stehen, zu ihrem Gebrauche überlassen, und mit niedlichen Wohnhäusern besetzt. Außerhalb des Gehäges ist das Ackerfeld, auf welchem bereits 48 Jucharte mit Waizen, Gerste, Hafer, Mais, Luzerner Klee rc. angebaut sind, und ergiebige Ernten liefern. Wohl kann dem Menschenfreunde kein Anblick willkommener seyn, als wenn er sieht, wie hier die Wildnisse Neu-Seelands mit dem brittischen Pfluge aufgebrochen werden, den jetzt die neuseeländer Jünglinge mit der gleichen Tüchtigkeit, wie die europäischen, zu führen wissen. Die Einführung des Pfluges und der Egge, die auf Waimate selbst verfertigt werden, bildet eine neue Epoche in der Geschichte dieses Landes. So lange diese Werkzeuge nicht in Thätigkeit gesetzt waren, wußte das Volk nur gar wenig davon, was ihr Boden zu ertragen fähig war, indem wegen der unsäglichen Mühe, womit derselbe mit Holzstöcken aufgebrochen werden mußte, nur wenig Land angebaut werden konnte. Ebenso wird nun auch alles Eisengeräthe, das für Wagen, Karren, Schleifen, Pflüge, Eggen, Spaten, Hauen rc. rc. erforderlich ist, hier verfertigt. Drei 55 Fuß tiefe Brunnen wurden gegraben, die erforderlichen Dämme gemacht, und Vorrathskammern aller Art aufgerichtet, welche dazu berechnet sind, sämmtliche Missionsstellen mit den nöthigen Bedürfnissen zu versorgen. Unter tausend Schwierigkeiten, welche eine solche Arbeit mitten in der Wildniß des finstern Heidenthumes begleiten, ist dieses Werk unter Gottes Beistand von 40 Erwachsenen und 40 Jünglingen der Eingebornen vollendet worden.

Am Sonntag fängt der Gottesdienst um 9 Uhr in [illegible]er Kirche an. Ein Lied in der Neu-Seeländersprache [illegible]ird gesungen, und ein Theil der Liturgie der angli-

kanischen Kirche, welche in die Sprache des Volkes übersetzt und gedruckt wurde, gelesen. Nach diesem werden noch einige Verse angestimmt, und dann eine Ansprache an die Eingebornen gehalten. Die Kapelle ist gewöhnlich von einer andächtigen Versammlung gedrängt angefüllt, und ich sah bisweilen Hunderte, welche keinen Raum mehr in der Kirche finden konnten. Nach dem Gottesdienste vertheilen sich die Missionarien in ihre besondern Geschäfte, indem einige Schule halten, während andere in einem Umkreise von zwei Stunden die Dörfer besuchen. Der Abendgottesdienst beschließt mit der Abendliturgie der englischen Kirche und einer Predigt, welche im Kreise der Eingebornen gehalten wird. Wie viele glückliche Sonntage habe ich nicht zu Waimate zugebracht, und wie freute sich nicht meine ganze Seele, wenn ich dieses, noch vor kurzer Zeit so verfinsterte Volk mit sichtbarem Freudengefühl dem Hause Gottes entgegen eilen sah! Es liegt etwas ungemein Wohlthuendes in den Tönen der Kirchenglocke mitten in den Wildnissen Neu-Seelands. Unsere Glocke ist auf dem hintern Theile der Kirche aufgerichtet, und ihre süßen Töne wiederhallen in den heiligen Höhlen, welche am Abhange des gegenüberliegenden Berges sich befinden. Wenn im Frühling des Jahres am frühen Morgen die Glocke zuerst in diesem Thale erschallt, so steigen die Nebel gerade vom Berge herab, und ruhen unten im Thale. Schon war die Stille der Natur durch den Gesang der Vögel, das Blöcken der Schafe und das Lispeln des sich erhebenden Windes unterbrochen; nun folgt das leise Gemurmel herannahender Stimmen von Menschen, welche dem Hause Gottes zueilen. Bald wird die Flagge aufgezogen, auf welcher das Kreuz Christi mit einer Taube über demselben, die einen Oelzweig trägt, so wie das Wort Rongo Pai (das Evangelium) gezeichnet ist, aufgezogen, und ihre Farben wehen in den säuselnden Lüften. Noch einmal ertönt der Glockenschlag, und verkündigt die frohe un-

heilige Stunde der christlichen Gottesverehrung im Heidenlande, die Stunde, in welcher Jesus durch seine Gesandten die Heilsanstalten seines Evangeliums verkündigen läßt, das die Wildniß in einen Garten Gottes verwandelt, und die Saatfelder bewässert, welche seine Hand gepflanzet hat, „damit Tannen wachsen, statt der Hecken, und Myrthen statt der Dornen, und soll dem HErrn ein Name und ewiges Zeichen seyn, das nicht ausgerottet werde.“ (Jes. 55, 13.)

Noch befinden sich zwei Stationen der kirchlichen Missionsgesellschaft auf Neu-Seeland, welche genannt zu werden verdienen. Mit ihrer Errichtung wurde erst im Jahr 1834 der Anfang gemacht, und darum läßt sich vorerst nur noch weniges von denselbigen sagen. Die Niederlassung von Kaitaia, welche 18 Stunden nordwestlich von Waimate liegt, und auf der nunmehr die beiden Missionarien W. Puckey und J. Matthews (Matthius) arbeiten, wurde durch die nachdrücklichsten Bitten der Häuptlinge und des Volkes vom Rarawastamme veranlaßt, welcher in der Nachbarschaft vom Nordkap wohnt, und der jedes christlichen Unterrichtes entbehren müßte, wenn nicht ein Wohnort von Missionarien ihm näher gerückt worden wäre. Da die Umgegend stark bevölkert ist, und die Einladungen der Einwohner, daß einige von uns in ihrer Mitte wohnen möchten, immer dringender wiederholt wurden, so wurden einige aus unserer Mitte in diesen nördlichen Theil der Insel gesendet, um die tauglichste Stelle zu einer Missionsniederlassung daselbst aufzusuchen. Da indeß gerade um diese Zeit die Einnahmen der Muttergesellschaft für die laufenden Verbindlichkeiten kaum zureichten, und uns, nebst dem sparsamsten Haushalte zugleich von derselben aufgegeben war, vorerst nichts Neues zu unternehmen, das einen bedeutenden Kostenaufwand erfordern würde, so wurde die Ausführung dieses wünschenswerthen Beginnens für einige Zeit ausgesetzt. Nachdem indeß die erforderlichen Zubereitungen gemacht worden waren,

wanderte im Januar 1834 Herr Matthews zu der auserkohrenen Stelle, um dort seinen bleibenden Wohnsitz zu nehmen, und als er nicht lange hernach ein paar Binsenhütten daselbst aufgerichtet hatte, schloß sich Missionar Puckey mit seiner Gattinn an ihn an, um eine Schule daselbst aufzurichten, und die Einwohner der entferntern Dörfer auf der Ost- und Westküste zu besuchen.

Diese Missionsanlage liegt auf einer kleinen Anhöhe in dem weiten und herrlichen Thale der Kaitaia-Bai, die von der Sandy-Bai her einen Wassereinschnitt im Lande bildet. Der Berg Campbell bildet die Nordseite des Zuganges, und das Hochland der Oruru-Bai die Südseite desselben. Die Lage der Station befindet sich gerade in der Mitte zwischen beiden Küsten, und hier ist die Insel bereits so schmal, daß man das Brausen der Wellenbrechung von beiden Ufern her hört. Ein reißender, aber nicht schiffbarer Fluß schlingt sich durch das Thal hindurch, durchschneidet die dichten Wälder von Kahikatea, und mündet sich in die Meeresfluth aus. Die Sandhügel auf der westlichen Küste schließen den Horizont zur Rechten der Niederlassung, und vor ihr liegen ein paar nackte Hügel, welche von tiefen, mit dickem Buschwerk überdeckten Schluchten durchbrochen sind. Zur linken Seite windet sich das Thal um ein paar reizende Anhöhen herum, welche zum Fuß der Berge führen, von denen die Ostküste umgürtet ist. Diese Berge thürmen sich über einander auf, und ihre obersten Spitzen sind immer von einer Wolkenmasse umhüllt. Die Hinterseite der Niederlassung bietet einen erhabenen Anblick dar. Der Fluß verfolgt seinen Weg über Steinmassen hin, und scheint ungeduldig über die Hemmungen zu murren, die sie seinem schnellen Laufe in den Weg legen, indeß seine beiden Ufer mit dem reichsten Pflanzenleben überladen sind. Ein hoher langer Bergrücken, der bis zu seinem obersten Gipfel mit dem schönsten Waldholze besetzt ist, und an dessen Fuß das Farnkraut im üppigsten

Wucher angetroffen wird, begrenzt von dieser Seite dieses wildschöne Naturgemälde. Mit dieser Niederlassung zu Kaitaia stehen große Schaaren von Eingebornen in Verbindung, die regelmäßig besucht werden können, sobald nur einmal gangbare Pfade zu ihren zerstreuten Wohnungen durch die Wälder und Gebüsche durchgehauen worden sind; eine Arbeit, mit welcher sie bereits den Anfang gemacht haben. Sie scheinen voll freudiger Sehnsucht der Zeit entgegen zu blicken, wo sie zu ihrem Unterricht häufigen Verkehr mit denselben haben können, und haben bereits freiwillig angefangen, die Sonntagsfeier unter sich einzuführen, welche auch mit freudiger Pünktlichkeit von ihnen beobachtet wird, obgleich noch keine Gottesdienste unter ihnen eingerichtet werden konnten. Die Wohnungen der Missionarien bestehen für jetzt noch in Binsenhütten; auch haben die Eingebornen bereits eine Kapelle und ein Schulhaus nebst ein paar ihrer Hütten in der gleichen Gestalt an dieser Stelle aufgerichtet. Alle Hände sind zu diesem Zwecke rührig, und besonders zeichnen sich die Knaben, durch ihre Thätigkeit aus, welche große Waldbäume fällen, Wassergruben anlegen, und das Holz für festere Wohnungen zu sägen angefangen haben.

Puriri ist eine weitere Niederlassung, welche erst in der neuesten Zeit am Themsefluß aufgerichtet worden ist, und die eine eigenthümliche Wichtigkeit hat, da sie uns zu den bevölkerten Distrikten, südlich von der Inselnbai, die Wege aufschließt. Bis zu dem letzten Feldzuge hin, den die Bai-Insulaner gegen Tauranga machten, war die Zerrüttung im Lande so groß, und die Erbitterung der Stämme gegen einander so allgemein, daß uns jeder Zugang zu den Bewohnern der südlichen Theile der Insel verschlossen zu seyn schien. Als noch überdieß die Stämme, die als unsere Freunde betrachtet wurden, den Beschluß faßten, einen allgemeinen Angriff auf den Süden zu machen, und das Blut ihrer gefallenen Landsleute an den Einwohnern zu rächen, so schien

auch der letzte Funke von Hoffnung mit diesem Wagestück untergegangen zu seyn. Aber des HErrn Wege sind nicht unsere Wege, und unsere Gedanken nicht seine Gedanken, und Er führt in den meisten Fällen seine verborgenen Rathschlüsse durch Mittel aus, welche unserer Kurzsichtigkeit eben nicht als solche erscheinen, die zum Ziele führen. Dieß war in hohem Grade der Fall in Hinsicht auf unsere Missionsentwürfe für die südlichen Distrikte, indem gerade das Ereigniß, das wir als einen verderblichen Schlagbaum unserer Arbeiten betrachteten, dazu dienen mußte, unsere gewünschten Absichten zu befördern. Die angestrengten Bemühungen, mit welchen die Missionarien den Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen den streitenden Partheien zu verhindern, und den Frieden zwischen denselben wieder herzustellen suchten, hatten den Einwohnern des Südens deutlich gezeigt, daß wir, obgleich bisher in der Inselnbai wohnend, dennoch die zeitliche und ewige Wohlfahrt aller Stämme mit gleicher Theilnahme auf dem Herzen tragen. Von Zeit zu Zeit waren von mehreren unter uns Besuche nach Hauranki, Tauranga und Orotorua gemacht, und die Missionarien von den Einwohnern daselbst mit Hochachtung und Liebe aufgenommen worden. Als endlich die nördlichen Stämme wieder vom Kriegszuge zurückkamen, ohne ihre Mordanschläge ausgeführt zu haben, so stand uns jetzt der Weg nach dem Süden offen, und unsere Berufspflicht zeichnete uns den Pfad vor, den wir wandeln sollten. Jetzt wurden mehrere Glieder aus unserer Mitte nach den Gegenden des Themseflusses ausgesendet, um sich daselbst nach einer tauglichen Stelle zu einer Missionsniederlassung umzusehen, und den Einwohnern kund zu thun, daß einige aus unserm Kreise bereit seyen, sich unter ihnen bleibend niederzulassen, sobald wir die Gestattung hiezu von der Missionsdirektion erhalten haben würden. Auf den weiten Ufern des Themsestromes zeigten sich viele taugliche Stellen zur Anlegung einer Missionsstation, von

denen endlich Puriri als diejenige erkohren wurde, welche uns vorerst die angemessenste zu seyn schien. Dieser große Distrikt, Hauranki genannt, der eine bedeutende, weit hinaus ins Meer sich erstreckende Erdzunge bildet, wird von vier großen Volksstämmen, dem Ngati-Maru, dem Ngati-Wanaunga, dem Ngati-Paua und dem Ngati-Tamatera bewohnt, welche sämmtlich an den Ufern des Flusses hin, auf festen Plätzen sich niedergelassen haben. Puriri bildet den Mittelpunkt dieses Distriktes, und ist zugleich die einzige Fläche, welche tauglichen Ackerboden zum Anbau für den Unterhalt einer Gemeinde bekehrter Eingebornen darbietet. Ein schmaler Wassereinschnitt vom Hauptstrome begrenzt diese Stelle auf zwei Seiten, die Themse selbst auf einer dritten, und im Hintergrunde der Niederlassung zieht sich eine lange Reihe von Bergen nach dem Süden hinab. Der Boden ist vortrefflich, übrigens die Lage des Ortes niedrig, und dürfte zur Winterszeit, wegen der nahen Sümpfe, sich als ungesund beweisen. Auf einer kleinen Anhöhe gedenken hier die Missionarien ihre Wohnung aufzurichten, um so viel wie möglich den nachtheiligen Einfluß der Feuchtigkeit des Bodens zu vermindern. Die Ufer des Themsestromes sind ausnehmend fruchtbar, Tausende von Jucharten mit dem üppigsten Wuchse der zarten Flachspflanze überdeckt, befruchten sich freiwillig von einem Jahr zum andern, ohne von einer Menschenhand berührt zu werden, und es bedarf nur der Arbeiter und der nöthigen Werkzeuge, um dieses freiwillige Erzeugniß des Bodens in eine reiche Quelle des zeitlichen Wohlstandes zu verwandeln. Dieß haben die Eingebornen bis jetzt aus Mangel an Gewerbskenntniß und an den erforderlichen Werkzeugen nicht gethan. Ihr bisheriges Verfahren in der Flachsbereitung war ungemein mühsam, und erforderte viele Hände, und da überdieß ihre eigenen Bedürfnisse an Leinwand bald befriedigt sind, so haben sie sich um die nützliche Verwendung dieser reichen Naturvorräthe nur wenig bekümmert. Puriri

ist von allen Seiten mit diesen Flachssümpfen umgeben; auch sind die Ufer des frischen Wasserstromes mit dieser Pflanze übersät. Etwa vier Stunden den Strom hinauf findet sich in der Mitte desselben eine kleine Befestigung, welche stets von einer großen Anzahl Eingebornen besetzt ist. Noch weiter hinauf trifft man große Kornpflanzungen und Kartoffelfelder an, und zahlreiche Dörfer, welche weit umher zerstreut sind. Den Seearm hinab, bis nach Wakatiwai hin, hat sich die Hauptmasse des Volkes niedergelassen, welche von Puriri aus auf einem Boote leicht besucht werden kann. Im Jahr 1834 erhielt nun Missionar W. Fairburn nebst seinen Gehülfen J. Morgan, J. Preece (Pris) und A. Wilson den Auftrag, sich auf dieser Stelle niederzulassen, um den ersten Anfang mit der Mission auf derselben zu machen. Einer von ihnen hielt sich indeß gerüstet, sobald es nur die Umstände gestatteten, noch weiter nach dem Südosten hinab zu ziehen, um auf der östlichsten Spitze der Insel eine weitere Niederlassung zu beginnen.

Den Missionarien auf Neu-Seeland liegt es nahe am Herzen, mit der Botschaft des Heiles von Christo immer tiefer nach dem Süden der Insel hinab zu dringen, und es sind deßhalb von ihnen alle erforderlichen Mittel vorbereitet worden, um die sichersten Wege kennen zu lernen, dieß Vorhaben unter dem segnenden Beistande Gottes auf die geeignetste Weise auszuführen. Im Februar 1834 erhielten die beiden Missionarien Brown und Hamlin den Auftrag, von Paihia aus quer über die Insel nach der Westseite derselben zu ziehen, und dort den Distrikt Waikato zu besuchen, welcher, so viel uns bekannnt ist, der bevölkertste Distrikt ist, der sich auf der Insel findet. Die Eingebornen daselbst haben uns wiederholt um Zusendung christlicher Lehrer gebeten, und ihre Bereitwilligkeit ausgedrückt, alles, was in ihren Kräften ist, zu thun, um das Leben der Sendboten und ihr Eigenthum sicher zu stellen, und ihren Aufenthalt im Lande angenehm zu machen. Diesen beiden

reisenden Brüdern wurde demnach der Auftrag ertheilt, sich in jenen fernen Gegenden nach einer tauglichen Stelle zur Aufrichtung einer Missionsstation umzusehen, dort ein paar Binsenhütten aufrichten zu lassen, und den Eingebornen unsere Bereitwilligkeit auszudrücken, uns mit dem Evangelio Christi in ihrer Mitte häuslich niederzulassen.

Nach einer Abwesenheit von mehr als drei Monaten kamen die beiden Missionarien Brown (Braun) und Hamlin von ihrer Untersuchungsreise wohlbehalten wieder zurück, und brachten nicht nur sehr gute Botschaft über die Beschaffenheit des Landes, sondern auch viele dringende Einladungen von Seiten der Eingebornen mit sich, daß Missionsstellen in ihren Gebieten aufgerichtet werden möchten. Nach reiflicher Erwägung aller Umstände wurde der Beschluß gefaßt, daß die Muttergesellschaft in England ersucht werden solle, drei neue Missionsstationen in den südwestlichen Gebieten dieser großen Insel anzulegen. Die beiden Missionarien Brown und Hamlin haben eine mächtige Strecke dieses Landes durchreist, und alle Häfen dieser Westküste bis südlich nach Kawia, oder der Albatrosspitze hinab, besucht. Nach ihren Berichten haben alle Seehäfen dieser Küste, die Bucht Manukau ausgenommen, gefährliche Sandbänke, die sich an ihren Eingängen hinabziehen, an denen sich unaufhörlich die See bricht, und welche das Einlaufen großer Schiffe in ihre Buchten unthunlich machen. Der Weg führte sie über viele große Ströme hinüber. Auf mehreren derselben ruderten sie durch ein fruchtbares Land hinab, das von großen zerstreuten Haufen wilder Insulaner bewohnt ist. Auch berichteten sie, daß die Bevölkerung des, unter dem Namen Waikato bekannten mächtigen Distriktes, der fast alles Land vom Themsestrome an bis nach Kawia in sich faßt, zwar nicht so ausnehmend groß sey, wie die umlaufenden Gerüchte aussagten, aber noch immer ansehnlich genug, um eine Anzahl von Missionsstellen unter derselben auf-

zurichten. Auch in diesem Lande, so wie in andern Theilen der Insel, trafen sie die Eingebornen, wenn sie nicht der Sicherheit halber auf befestigten Bergen lebten, in zerstreuten Dörfern an, die auf nur geringe Entfernungen auseinander lagen; noch viel weiter auseinander liegen ihre Pflanzungen, und dieß geschieht aus dem Grunde, damit sie, wenn sie an einer Stelle von einer Streifparthei ihrer Lebensmittel beraubt werden sollten, in entferntern Gegenden die erforderlichen Vorräthe ihres Lebensunterhaltes finden möchten. Die Missionarien kehrten auf dem Themsestrome zurück, besuchten am Ende desselben die Station Puriri, und kamen endlich zu Wasser gesund und fröhlich zu Paihia wieder an.

Wir sind nun mit der Anzahl von Einwohnern in allen Theilen des Landes, vom Nordkap an bis südlich nach dem Tafelkap hinab, ziemlich genau bekannt worden, und die Zeit scheint uns nicht ferne zu seyn, wo wir unsere Untersuchungen bis zur Entry-Insel in der Cooksstraße hinab ausdehnen, und die ganze Nordinsel Neu-Seelands in ihrer Länge und Breite genauer kennen zu lernen hoffen dürfen. Es ist uns ernstlich darum zu thun, alle Hülfsmittel, die das Land selbst darbietet, aufzufinden, und dem großen Zwecke dienstbar zu machen, ohne bedeutende Kostenvermehrung auf weite Entfernungen hin neue Missionsstationen aufzurichten. Diese Verfahrungsweise wird auch am segensreichsten auf die wilden Einwohner selbst zurückwirken, indem dieses große Werk vorzugsweise durch ihre eigene Mitwirkung ausgerichtet werden soll; und wir hoffen, sie bald zu der wohlthätigen Einsicht zu führen, daß ihr eigener heimathlicher Boden ihnen im reichsten Ueberflusse alle Mittel zur Beförderung ihrer zeitlichen Wohlfahrt darbietet, wenn sie nur einmal durch das Licht und die Kraft des Evangeliums den heilbringenden Anfang gemacht haben, weise zu werden zur Seligkeit durch den Glauben an Christum.

Sechstes Kapitel.

Geschichte der Methodistenmission auf Neu-Seeland. Die Station Wangaroa angelegt. Große Schwierigkeiten des Anfangs. Zerstörung dieser Station. Flucht der Missionarien nach Sidney. Wiederanfang ihrer Arbeiten am Hokiangaflusse. Station Mangungu. Rasches Aufblühen derselben. Erweiterung der Missionsarbeiten an andern Stellen. Buchdruckerpresse. Die neuesten Berichte der englisch-kirchlichen Missionarien auf dieser Insel. Reise nach dem Süden. Anlegung neuer Missionsstellen daselbst. Station Ngarua Wahia. Allgemeine Uebersicht der Missionsarbeiten.

Schon hatte das kleine Häuflein von Sendboten der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft in seinem ersten Beginnen sieben verhängnißvolle Jahre (1814—1821) auf dem wilden Neu-Seeländerboden durchgekämpft, ohne daß ein Stern der Hoffnung über ihrem trüben Himmel aufgegangen wäre, als auch die Methodisten-Missionsgesellschaft in England sich angeregt fühlte, auf dem gleichen Kampfplatze einen Missionsversuch im Namen des HErrn zu wagen. Der erste ihrer Sendboten, Herr Leigh, segelte mit diesem Auftrage den 1. Januar 1822 von Sidney auf Neu-Süd-Wallis ab, und kam nach einer Seefahrt von drei Wochen glücklich auf Neu-Seeland an, wo er den dort angesiedelten Missionarien durch Herrn Prediger Marsden empfohlen worden war. Bei seiner Ankunft daselbst fand er die ganze nördliche Insel in blutige Kriege verwickelt, indem der berühmte Krieger Hongi mit furchtbaren Streitmassen nach dem Themseflusse ausgezogen war, um sich das Land zu unterjochen. Ein blutiges Treffen ward daselbst geliefert, und Tausende fielen auf dem Kampfplatze, von denen die wilden Krieger vor ihrem Abzuge 300 am Feuer geröstet und gefressen hatten. Der arme Sendbote ließ sich auf

Hongi's Rath nahe bei dem Nordkap an einer Stelle in einem Dorfe, Hododo genannt, nieder, um dort den Ausgang der Feindseligkeiten abzuwarten. Die Eingebornen daselbst hatten ihn bereitwillig in ihre Mitte aufgenommen, und ihm Sicherheit seiner Person zugesagt. „Die Neu-Seeländer, schreibt er schon damals, lassen gern ihre Kinder unterrichten, und verlangen lesen zu lernen; und selbst die alten Leute haben nichts dagegen einzuwenden, wenn man sich der Jugend annimmt. Vor einigen Wochen sammelte ich Alte und Junge, Eltern und Kinder am Seeufer, stellte sie in einen Kreis umher, und fing àn, Sylben mit ihnen zu buchstabiren, die sie mir alle laut nachsprachen. Hododo liegt etwa 40 Stunden nördlich von der englischen Niederlassung Keriferi entfernt. Ich bin entschlossen, hier zu bleiben, und sobald ich die Sprache gelernt habe, den Versuch zu machen, um diesen armen Kannibalen das Wort von der Erlösung durch Christum zu verkündigen. Sobald mein Mitbruder White angekommen seyn wird, gedenke ich unverzüglich mit der Anlegung einer Niederlassung auf dieser Stelle den Anfang zu machen."

Herr Leigh vermochte sich indeß nicht lange an dieser Stelle zu halten, da er von jedem europäischen Verkehr zu weit abgeschnitten war, und in diesem wilden Lande, das in unaufhörliche Kriege verwickelt war, sich mit seiner muthigen Lebensgefährtinn den nothdürftigsten Unterhalt nicht zu verschaffen vermochte. Er zog sich daher mit derselben nach der Inselnbai zurück, welche häufig von englischen und amerikanischen Wallfischfängern besucht wird, und ließ sich in einem Dorfe, Wangarua genannt, nieder, wo er seinen Brüdern zu Keriferi näher war. An dieser Stelle sammelte er Alte und Junge zusammen, um von ihnen die Neu-Seeländersprache zu lernen, und jeden weitern Ausdruck dieser Sprache, den er gelernt hatte, dazu anzuwenden, um sie auf den Vater, der im Himmel ist, und ihr Leben in seiner Hand hat, aufmerksam zu machen. Die Neu-

Seeländer horchten ihm gerne zu, und überall, wohin er kam, fand er unter denselben eine freundliche Aufnahme. Wir heben einige Stellen aus seinem Tagebuche vom Jahr 1823 aus: „Ich ging in einiger Entfernung in den Wald hinein. Unterwegs begegneten wir mehrern Sklaven mit schweren Holzlasten auf ihren Rücken. Kaum wurden sie mich gewahr, so riefen sie aus: Herr, wollen Sie uns nicht lesen und beten lehren? Ich ließ sie nun im Walde niedersitzen, und sprach ihnen eine Stunde lang ein kurzes einfaches Gebet vor, das sie auswendig lernten. Als ich der schlechten Witterung halber mehrere Tage verhindert ward, auf den Dörfern herumzugehen, kamen mehrere Kinder zu mir, und fragten mich: Herr Leigh, warum kommen Sie nicht, um uns lesen und beten zu lehren?" Gerade zur rechten Zeit kamen zwei seiner heißersehnten Mitarbeiter, Herr White und Turner mit zwei Gehülfenbrüdern, Hopps und Stack, bei ihm zu Wangarua an, indem seine Gesundheit durch die fortgesetzten Anstrengungen, Entbehrungen und Beängstigungen so sehr erschüttert worden war, daß er auf einer Seereise eine Erholung suchen mußte. Zur großen Freude der Missionarien kamen im Juli 1824 die beiden Abgeordneten der Londoner Missionsgesellschaft, Herr Tyermann und Bennet, auf ihrer Missionsreise um die Welt bei ihnen zu einem kurzen Besuche an, der dem kleinen Häuflein dieser Sendboten zu großer Ermunterung gereichte. Wir haben schon in einem frühern Jahrgange unseres Magazins (1833 Seite 71.) die große Lebensgefahr erzählt, welche beim Einlaufen in die Wangaruabai diese beiden Reisenden von Seiten der mordlustigen Insulaner bedroht hatte, und wie im entscheidendsten Augenblick, als Herr Bennet eben von denselben ermordet werden sollte, Missionar White mit dem Häuptling Georg herbeigeeilt war, um durch seine kräftige Vermittlung ihm das Leben zu retten. Nach dem Zeugniß dieser beiden Abgeordneten hatten die Missionarien sich um diese Zeit bereits einige

Fertigkeit im Gebrauch der Neu-Seeländersprache erworben, und waren eben im Begriffe, mit der Predigt des Evangeliums unter den Insulanern den Anfang zu machen. Sie hatten zu Wangaroa ein Wohnhaus für ihre Familien, und zwei Hütten für den Schulunterricht aufgerichtet, und Gärten um ihre Wohnungen her angepflanzt, und es schien, als ob ein heiterer Lichtstrahl durch das dunkle Gewölke der heidnischen Finsterniß hindurchbrechen wollte. Allein ein neues Kriegsgetümmel brach unter den Insulanern auf der Seeküste aus. Der Häuptling Georg, der sie bisher treulich geschützt hatte, büßte sein Leben ein, und jeden Tag waren sie der Gefahr blosgestellt, von den plündernden Horden überfallen und ermordet zu werden; aber die Missionarien hielten standhaft auf dem Kampfplatze aus, und die Hand des Allmächtigen schützte sie, daß ihr Leben bewahrt wurde. Freilich war lange Zeit unter solchen verwirrungsvollen Umständen ihre Wirksamkeit ungemein beschränkt, aber sie harrten auf Hoffnung, und selbst in dieser Trübsalszeit ward ihr Glaube durch einzelne Spuren der göttlichen Gnade aufgerichtet, welche die Kraft des Evangeliums da und dort in einem Herzen dieser wilden Insulaner ins Leben rief.

Es dauerte nicht lange, so kamen die Missionarien zu Wangaroa in ein neues schreckliches Gedränge, das ihrer Niederlassung und selbst ihrem Leben den gänzlichen Untergang drohte. „Die Wesleyische Mission, so erzählt die Direktion der Gesellschaft in ihrem Jahresberichte vom Mai 1827, wurde auf Neu-Seeland in einem schönen und fruchtbaren Thale, Wesleythal von den Missionarien genannt, begonnen, und liegt etwa 8 Stunden von Kerikeri, der nächsten Niederlassung der kirchlichen Missionsgesellschaft, entfernt. Die Zahl von Insulanern, die das Thal bewohnen, beläuft sich auf etwa 200 Seelen, über welche der Häuptling Te Puhi gebietet. Auf eine Entfernung von 2 Stunden wohnt ein anderer Volksstamm, Ngatepa genannt, der etwa 700

Seelen in sich faßt, und beiden Stämmen waren die Arbeiten unserer Missionarien gewidmet. Schon glaubten wir, den beschwerlichsten Theil unseres Beginnens auf dem Rücken zu haben, und neue Hoffnungen für das Gedeihen dieser zarten Missionspflanze wachten in den Herzen unserer Sendboten auf, als ein Umstand sich zutrug, der unsere freundlichen Aussichten aufs neue verdunkelte, und unsere kleine Missionsniederlassung dem Rande des Verderbens nahe brachte.

Schon seit einiger Zeit gingen allerlei Gerüchte umher, daß der gefürchtete Häuptling Hongi darauf umgehe, von unserem Thale Besitz zu nehmen, und den Häuptling desselben, Te Puhi, nach einem andern Theile der Insel zu versetzen. Wirklich wurden wir auch am 4. Januar 1827, als wir eben mit unserem kleinen Häuflein zum Gottesdienste versammelt waren, durch die Botschaft erschreckt, daß Hongi mit einem Theile seiner Krieger im Hafen Wangaroa eingelaufen sey. Alles gerieth nun in angstvolle Verwirrung, da die Absichten dieses gefürchteten Mannes noch in Dunkel eingehüllt waren, und in der Nacht floh Te-Puhi mit mehreren seiner angesehensten Krieger nach Hockianga, auf der Westseite der Insel, etwa 16 Stunden von Wangaroa entfernt. Hongi ließ nun die Krieger dieses Platzes auffordern, sich zu einem Angriff gegen den benachbarten Ngatepostamm an ihn anzuschließen, was diese auch mit Freuden thaten, um sich an ihren Nachbarn wegen der Ermordung einiger ihrer Freunde zu rächen. Am folgenden Tage machten sich nun alle Einwohner unseres Dorfes mit ihrem Eigenthum davon, und liefen auf ihren Booten den Fluß hinab, um sich an Hongi's Parthei anzuschließen. Jetzt waren wir allein gelassen, und der Willkühr umherstreifender wilder Raubpartheien preisgegeben, von denen wir jeden Augenblick überfallen zu werden befürchten mußten; und wir beschlossen daher, unsere geliebten Brüder zu Kerikeri mit unserer gefahrvollen Lage bekannt zu machen. In demselben Augen-

blick rückten etwa zwölf bewaffnete Krieger von Hongi's Haufen unserem Hause zu, und auf unsere Frage, was sie verlangten? gaben sie zur Antwort: wir sind gekommen, euch alles wegzunehmen, und euer Haus zu verbrennen, denn ihr seyd verlassene Leute. Indeß begnügten sie sich, nur einige Lebensmittel mit sich fortzuschleppen, kamen aber am andern Tage wieder, und waren zudringlicher denn zuvor. Wir machten uns nun, da ihre wilde Raubsucht mit jeder Stunde wuchs, fertig, unsere Wohnung zu verlassen, und so schnell wie möglich zu unsern Brüdern nach Kerikeri zu fliehen. Nicht ohne tiefen Schmerz nahmen wir von unserer geliebten Hütte Abschied, um im Dunkel der Wälder über fast unzugängliche Berge und Klüfte hin der Mordlust der wilden Krieger zu entfliehen, während einige der neubekehrten Einwohner unsere von Anstrengung und Schmerz ganz erschöpften Gattinnen und Kinder auf dem Rücken trugen. Ehe wir aber Kerikeri erreichten, waren uns unsere Brüder von Paihia mit etwa zwanzig freundlichen Insulanern zu Hülfe geeilt, um sich unserer in unserer großen Noth anzunehmen, und uns nach ihrer Wohnstätte in Sicherheit zu bringen.

Indeß erscholl bald die Nachricht, daß der Häuptling Hongi im Treffen von einer Kugel getroffen sey, und daß die Wilden unser Wohnhaus zu Wangaroa niedergebrannt, und selbst in der Wuth den Leichnam des Kindes unseres Freundes Turner, das einen Monat zuvor dort begraben worden war, aus der Erde herausgescharrt hätten, um sich seines Leichengewandes zu bemächtigen. Die Erbitterung der Eingebornen gegen einander stieg mit jedem Tage höher, und wir hatten Ursache, das Aeußerste zu fürchten. Allein in der größten Noth war uns doch des HErrn Hülfe nahe. Als wir eben keinen Ausweg mehr vor uns sahen, erhielten wir völlig unerwartet ein Schreiben von einem englischen Kapitain, der gerade mit seinem Schiffe in der Inselnbai lag, und uns aufs freundlichste einlud, zu seinem

Schiffe unsere Zuflucht zu nehmen, indem er bereit sey, unter den gegenwärtigen verwirrungsvollen Umständen uns nach Sidney auf Neu-Süd-Wallis in Sicherheit zu bringen. Wir erkannten in diesem unerwarteten Anerbieten eine gnadenreiche Fügung des HErrn, und faßten daher den Beschluß, von dieser freundlichen Einladung Gebrauch zu machen, und zu Sidney den Ausgang der unglücklichen Verwirrung auf Neu-Seeland abzuwarten." Auf diese schmerzliche Weise endigte sich der erste Versuch der Methodisten-Missionarien, eine christliche Arbeitsstätte unter den wilden Neu-Seeländern aufzurichten. Ihre Niederlassung zu Wangaroa lag in Trümmern, ihr Leben war von allen Seiten bedroht, das Werk für jetzt für sie geschlossen; aber wie schmerzhaft auch die Empfindungen waren, mit welchem sie am Ende des Januars 1827 von diesem Kampfplatze scheiden mußten, so hatte ihnen dennoch der HErr durch die wunderbare Rettung, die ihnen im entscheidungsvollsten Augenblicke zu Theil geworden war, ein kräftiges Unterpfand in die Hand gegeben, daß Er sie nicht verlassen habe, und daß ihnen ein besseres Loos für die künftigen Tage von Ihm vorbehalten worden sey. Die Mission auf Neu-Seeland war mit ihrem Hinweggehen darum nicht unterdrückt; denn mitten unter dem blutigen Kriegssturme waren die Missionarien der kirchlichen Missionsgesellschaft zu Keriferi und Paihia unangetastet geblieben, weil sie auf Hongi's Gebiete ihre Wohnungen aufgeschlagen hatten, der ihnen bis zum letzten Lebenshauch den kräftigsten Schutz zugesichert hatte; ein Wort, das dieser wilde Krieger auch wirklich bis zu seinem Tode hielt.

Indeß dauerte die Flucht der Methodisten-Missionarien nicht lange; denn schon am Ende des Jahres 1827 kehrten die beiden muthigen Sendboten, Stack und Hopps, mit ihren Gehülfen wieder nach Neu-Seeland zurück, um das Missionswerk aufs neue zu beginnen. Da ihre erste Niederlassung in Trümmern lag, und die

Umstände nicht rathsam machten, ihr Werk auf der gleichen Stelle wieder zu beginnen, so nahmen sie die Einladung eines Häuptlings im Hokiangadistrikte mit Freuden an, um sich in seinem Gebiete als Boten Christi niederzulassen. Hokianga, auf der Westseite der Insel, ist etwa 16 Stunden von ihrer frühern Niederlassung Wangarua, und 20 Stunden von Kerikeri entfernt. Die Bevölkerung dieses Distriktes war ungleich größer, und belief sich etwa auf 4000 Seelen; auch konnten sie auf dem schönen schiffbaren Hokiangaflusse mit leichter Mühe die zahlreichen Dörfer der benachbarten Volksstämme besuchen. Hier ließen sie sich am Ufer des Flusses, nur wenige Stunden von seiner Mündung an einer Stelle, Mangungu genannt, nieder, und fingen aufs neue an, eine Wohnung aufzurichten, und in den umliegenden Dörfern das Wort vom Himmelreiche zu verkündigen.

Aber neue Prüfungen warteten ihrer auf dieser neuen Kampfstätte der Geduld, deren Ertragung jedoch ihnen durch die Wahrnehmung versüßt wurde, daß die Predigt vom Kreuze Christi nicht an allen Herzen der Einwohner fruchtlos vorüber gehe. Nach Hongi's Tod traten die Häuptlinge zusammen, um unter der Vermittlung der Missionarien sich die Hand des Friedens zu reichen, der auch wirklich im März 1828 geschlossen wurde. Die Freude hierüber war unter den Missionarien allgemein, weil sie hoffen durften, das Bekehrungswerk unter den Insulanern jetzt ungestörter treiben zu dürfen. Der Missionsposten zu Mangungu wurde durch die Ankunft des Missionars White noch weiter verstärkt, und nun fingen sie mit erhöhter Glaubenszuversicht an, die Hand an den Pflug zu legen, um auf dem wilden Brachacker für die Aussaat des göttlichen Samens die Furchen zu ziehen. Aber nur sehr langsam ging das Werk von Statten, und es flossen mehrere Jahre dahin, ehe sie die Freude hatten, aus dem wilden Heidenvolke umher eine Gemeinde gläubiger Seelen sammeln zu dürfen. Erst mit dem Jahr 1834 fing der ausgestreute

Same an, hoffnungsreicher als je zuvor auf ihrer Pflanzung empor zu wachsen. Im Berichte dieses Jahres wird von der Kommittee der Methodisten-Missionsgesellschaft bemerkt: „Von unsern Sendboten auf Neu-Seeland haben wir die Freude, zu berichten, daß nach vielfachen Prüfungen des Glaubens und der Geduld eine liebliche Ernte unter ihren Händen empor zu wachsen beginnt. Ein angesehener Häuptling ihres Distriktes schloß dem Glauben an den HErrn Jesum sein Herz auf, und ward einer der Erstlinge, der zu ihrem Christenbunde gesammelt werden durfte. Seine Bekehrung machte einen tiefen Eindruck auf das Volk, und dieser verstärkte sich noch mehr, als er nicht lange nach seiner Taufe, in welcher er den Namen Mohi empfing, voll heitern Glaubens sein Leben schloß, und auf seinem Sterbelager seinen umstehenden Verwandten zurief: „ich gehe hin, lebet wohl! ich eile zu Jesu, höret meine Worte! ich bin ein sterbender Mann, und vielleicht werdet ihr euch, wenn ich nicht mehr hienieden bin, an das erinnern, was ich euch gesagt habe. Ihr lebet alle noch in der Finsterniß, und wandelt den Weg zur Hölle. Ich gehe zu Jesu Christo; wollt' ihr mir nicht die Freude machen, daß wir einander im Himmel wieder finden?"

Ueber die heilsamen Wirkungen, welche die Predigt des Wortes um diese Zeit am Hokiangaflusse hervorbrachte, theilt ein Schreiben des Missionars White im Anfang des Jahres 1834 noch weitere Nachrichten mit. „In den letzten zwölf Monaten, schreibt derselbe, haben sich unsere Aussichten zu gesegneter Wirksamkeit auf die lieblichste Weise erheitert. Schon in meinem letzten Briefe meldete ich Ihnen, daß das Verlangen der Eingebornen nach Unterricht allgemein rege geworden sey. Ich freue mich, diese Botschaft aufs neue bestätigen zu dürfen. In unsern Schulen machen die Lernenden liebliche Fortschritte, und diese Schulen werden von Häuptlingen und Volk, von Jungen und Alten, von Frauen

und Mädchen, von Freien und Sklaven emsig besucht. An den Orten, wo wir Bethäuser aufgerichtet haben, wird der Sonntag heilig gehalten, und selbst die, welche sich noch nicht entschließen konnten, der Stimme des guten Hirten Gehör zu geben, nehmen an der Feier desselben Antheil. In vielen Wohnungen der Eingebornen wird am Morgen und am Abend Familienandacht gehalten, und es ist nicht ungewöhnlich, daß zu bestimmten Stunden des Tages vermittelst einer Stange Eisen, die statt einer Glocke aufgerichtet ist, die Einwohner des Dorfes zusammengerufen werden, und jetzt ein Lied in ihrer Muttersprache mit einander anstimmen, worauf einer aus ihrer Mitte ein Kapitel aus dem Neuen Testamente vorliest, und die Andacht mit einem Gebete aus dem Herzen beschließt."

Da in diesem Jahre die Zahl der Arbeiter durch die Missionarien Whiteley, Wallis und Woon verstärkt wurde, so ward jetzt von ihnen der Beschluß gefaßt, einen neuen Posten zu Waipa am Waikatoflusse in Besitz zu nehmen, wo sich bald darauf einige aus ihrer Mitte zur Arbeit niederließen. Indeß blühte der ausgestreute Same am Hokiangaflusse immer lieblicher auf. Missionar Woon schreibt hievon unter dem 26. Mai 1834: „Unsere Kirche füllt sich mit jedem Tage so sehr an, daß viele keinen Raum in derselben finden, und sich einander drücken, um das Wort Gottes zu hören. Mehrere sind in der letzten Zeit 12—16 Stunden weit hergekommen, um dem Gottesdienste beizuwohnen, und scheinen lebendigen Antheil an demselben zu nehmen. Ihr Gesang, ihre Gebete, ihre gespannte Aufmerksamkeit geben uns deutlich zu erkennen, daß sie es mit dem Evangelio Christi redlich meinen. Auch benehmen sie sich im Hause Gottes mit ehrfurchtsvollem Anstande. Gepriesen sey des HErrn Name! Ein herrliches Werk hat unter diesem Volke begonnen; aber unsere kleine Schaar reicht nicht zu, ihrem aufwachenden Bedürfnisse zu begegnen, indem Hunderte ihrem thörichten Aber-

glauben den Abschied gaben, und das Heil ihrer Seele suchen. Auch die Brüder von der kirchlichen Missionsgesellschaft sind in voller Thätigkeit, und streuen das Wort des Lebens nach allen Seiten aus.

Der neueste Brief des Missionars White von Mangungu vom 5. Februar 1835 bestätigt diese erfreuliche Botschaft. „Mehrere Häuptlinge der Insel, schreibt er, haben sich kürzlich für die Sache des Christenthums erklärt, unter denen sich Tawai und Miti auszeichnen, welche beide noch im kräftigsten Mannesalter sind. Ersterer war einer der berühmtesten und glücklichsten Krieger im Lande. Sie beide mit ihrem ganzen Volke, unter denen manche grauhaarige Menschenfresser sich befinden, sitzen jetzt, gleich jenem Besessenen im Evangelium, aus welchem der böse Geist ausgetrieben worden war, sanft wie die Lämmer zu den Füßen Jesu, um seinen Willen kennen zu lernen. Wir haben auf eine Strecke von etwa drei Stunden durch einen dichten Wald einen Pfad gehauen, um sie und ihre Leute zu Lande besuchen zu können.

Moitara, ein anderer einflußreicher Häuptling eines Distriktes, der 15 Stunden von hier liegt, hat uns letzten Monat sein sehnliches Verlangen kund gethan, einen Lehrer zu erhalten. Mehrere seiner Freunde haben die Wahrheit angenommen, aber er sträubt sich noch, sich öffentlich zu derselben zu bekennen, bis wir ihm einen Lehrer senden. Auch haben wir ihm denselben zugesagt, sobald neue Gehülfen aus Europa bei uns ankommen werden. Noah, ein anderer Häuptling, ist ein Muster von Einfalt und Aufrichtigkeit, und so gelehrig, wie ein kleines Kind. Wir haben angefangen, ihn als Gehülfen zu gebrauchen, so wie den jungen Moses, einen liebenswürdigen Jüngling, der ganz in der Sache Gottes lebt. Simon Peter, ein kräftiger junger Mann, den die Gnade Christi mächtig ergriffen hat, begleitete mich auf meinen beiden Wanderungen nach dem Waikato hinab. Hier trat sein Fuß an mancher Stelle auf einen

Boden, den er als Krieger zuvor mit dem Blute der Erschlagenen getränkt hatte. Die Verwandten derer, die er mit eigener Hand gemetzelt hatte, hörten, daß er in ihrer Nähe sich befinde, und folgten uns auf den Fußstapfen nach, um ihn ums Leben zu bringen. Ich machte ihn auf die Gefahr aufmerksam, die ihm von allen Seiten drohete; allein er gab mir zur Antwort: was liegt an meinem Leben! Läßt es mir der HErr gelingen, ihre Seelen zu erretten, so bin ich mit Freuden bereit, den letzten Blutstropfen, der in mir ist, daran zu wagen. Er war uns auf unsern Wanderungen von unbeschreiblichem Nutzen. Als wir zu Kaibea ankamen, war das Gerücht allgemein verbreitet, daß der Häuptling dieses Distriktes unsern Simon tödten wolle; allein bald darauf sandte dieser seine Tochter zu uns mit einem Geschenk von schönen Matten, und ließ uns durch sie sagen, das umlaufende Gerücht sey nicht wahr, und es thue ihm leid, daß so etwas von ihm gesagt worden sey. Simon habe nichts von ihm zu fürchten. Wir können in Wahrheit von ihm sagen, daß er wie ein Brand ist, der aus dem Feuer gerissen wurde. Er wächst in Gnade und Erkenntniß, und ist so belehrbar, wie ein kleines Kind."

Der neueste Jahresbericht der Methodisten-Missionsgesellschaft faßt die erfreulichen Ergebnisse des verflossenen Jahres 1835 in folgenden Worten zusammen: „Vier unserer theuren Sendboten arbeiten nunmehr unter dem neuseeländischen Volke in vollem Segen des Evangelii, an die sich 16 eingeborne Gehülfen angeschlossen haben. Eine Druckerpresse wurde zu Mangungu aufgerichtet, welche durch Herrn Woon in volle Thätigkeit gesetzt wird, um die Neu-Seeländer mit nützlichen Unterrichtsschriften in ihrer Muttersprache zu versehen. Eine entschiedene Veränderung hat unter demjenigen Theil von Einwohnern stattgefunden, mit welchem die Missionarien in stetem Verkehr sich befinden; statt des bittern Spottes, wodurch sich diese Insulaner vor jedem andern Volke

der Südsee auszeichneten, legen sie jetzt die ernsteste Aufmerksamkeit für den Unterricht ihrer Lehrer zu Tage, und ein redliches Verlangen, die Wahrheit zu erkennen. Mehrere verständige und einflußreiche Häuptlinge sind als Gehülfen der Mission beigetreten. Viele Eingeborne haben in verschiedenen Entfernungen von der Hauptstation Bethäuser zum Gottesdienste aufgerichtet; auch sieht man stets auf dem Flusse eine lebendige Bewegung hin und her segelnder Boote der Eingebornen, die nun nicht mehr, wie früher, auf Räuberzüge ausgehen, sondern die Einwohner zum Unterrichte und zur Kirche führen, oder einen friedlichen Verkehr mit den Handelsschiffen im Hafen treiben, welche jetzt gefahrlos die Insel besuchen können. Die Kirche am Hokiangastrome ist für die wachsenden Gemeinden zu klein geworden, und als die Eingebornen aufgefordert wurden, bei dem Aufbau einer neuen Kirche Dienste zu leisten, so boten sich alsobald 150 Männer freudig zur Arbeit an. Auf diese Weise hat sich in diesem Theile der Welt für die Beschäftigung von Missionarien und die Anlegung christlicher Schulen für die Gesellschaft ein großer Wirkungskreis aufgeschlossen."

Nicht minder erfreulich für die schnelle Verbreitung christlicher Erkenntniß und Bildung unter dem Neu-Seeländervolke lauten die neuesten Berichte, welche von den neun Missionsstellen der kirchlichen Missionsgesellschaft auf dieser Insel einlaufen.

Von der neuen Missionsstation Puriri meldet Missionar Fairburn unter dem 24. Juni 1834: „Wir sind, wie uns der Augenschein lehrt, in einen sehr fruchtbaren Wirkungskreis eingetreten. Unsere Schulen rücken auf eine sehr ermunternde Weise vorwärts, und Erwachsene, Jünglinge und Kinder kommen täglich herbei, um unterrichtet zu werden. Auch die Kleinkinderschule ist fleißig besucht. Die Mütter und Großmütter tragen ihre Kleinen auf den Armen herbei, um sich selbst mit ihnen unterrichten zu lassen. Schon sind wir genöthigt, unsere

Kirche ansehnlich zu erweitern, und bereits ist diese Arbeit angefangen. Das Betragen der Eingebornen bei den Gottesdiensten zeigt viel Ehrfurcht und Aufmerksamkeit. Viele von ihnen geben die Wahrheit der christlichen Religion zu, sagen aber nicht minder offen heraus, daß sie ihre alten Gewohnheiten noch nicht ablegen könnten, weil sie fürchten, der Zorn des Atua möchte sie tödten."

Am Ende des Jahres 1834 wurde von Herrn W. Collenso die erste Buchdruckerpresse auf der Station Paihia aufgerichtet. Missionar Wade schreibt hievon unter dem 10. Januar 1835: „Die Ankunft der Buchdruckerpresse wurde, wie wir erwarten durften, von unsern eingebornen Freunden als eine der merkwürdigsten Begebenheiten in der Geschichte Neu-Seelands begrüßt, und die Insulaner, welche dieselbe ans Ufer zu schaffen behülflich waren, tanzten unter lauten Jubelgesängen im Meeressande, als ihnen gesagt wurde, daß die Ta Pukapuka (die Buchmachermaschiene, wie sie die Presse nennen) angekommen sey. Es ist eine außerordentliche Nachfrage nach Büchern von allen Seiten." Herr Collenso fügt in seinem Briefe noch hinzu: „Als wir am Ufer landeten, streckten sie von allen Seiten mit dem freudigen Ausrufe: Na pai Mihanere (sehr guter Missionar) die Hände nach uns aus, und als Bruder Williams ihnen zu verstehen gab, ich sey gekommen, um ihnen die Bücher zu drucken, so waren sie ganz außer sich vor Freude. Kein Held der alten Zeit konnte von seiner Armee mit lauterem Jubel aufgenommen werden. Am 3. Januar 1835 war der merkwürdige Tag in der Geschichte Neu-Seelands, da die erste Buchdruckerpresse ans Land gebracht wurde, und ich war genöthigt, auf dem Sande alles auseinander zu legen, um ihnen die Sachen zu zeigen. Sie tanzten, sie schrieen, sie warfen sich im Wasser herum, und ließen den wildesten Ergießungen der Freude ihren Lauf. Ich hoffe, bald im Stande zu seyn, mich an die Arbeit zu machen. Ueber

die ganze Insel hin ist eine mächtige Bewegung der Gemüther ausgebreitet, und Häuptlinge von entfernten Stämmen kommen herbei, um Lehrer und Bücher zu holen. Ich habe selbst gesehen, wie sie mit Freuden schwere Lasten von Kartoffeln herbeitragen, um ein Buch zu bekommen."

Schon oben war von einer Reise die Rede, welche die Missionarien Brown und Hamlin von Paihia aus nach der Waikatobucht im Südwesten der Insel im Frühling 1834 gemacht haben. Sie zogen den Wairoafluß hinab, der sich in den Kai Parahafen ergießt. Von diesem Hafen aus wanderten sie durch ein von dem Meere auf allen Seiten durchbrochenes pfadloses Land, in der Richtung des Waikatohafens südlich hinab, und mußten sich oft unter den größten Schwierigkeiten den Weg durch hohes Farnkraut und Gebüsch hindurch bahnen. Ein Weg von etwa 32 Stunden, den sie in 8 Tagen zurücklegten, brachte sie nach dem Waikatoflusse, auf welchem sie tiefer ins Land eindrangen, um dasselbe genauer bis zur Albatrosspitze hin zu untersuchen. Nicht lange nach ihrer Rückkunft, die am 17. Mai Statt hatte, ward für zweckmäßig erachtet, eine zweite Untersuchungsreise dieser Art nach den südlichen Gegenden zu unternehmen, welche im Juli 1834 die Missionarien Williams, Brown und Morgan antraten, und drei Monate dauerte.

Aus ihrem Reiseberichte heben wir folgende Stellen heraus: „Am 16. August im Dorfe Ngarua Wahia angekommen, welches in der Nähe der Stelle liegt, wo die beiden Flüsse Waikato und Horatu zusammenfließen, setzten wir unsere Reise den Fluß hinauf weiter fort, bis wir am 23. August bei einem Dorfe, Mangapuri genannt, landeten, und den Entschluß faßten, an diesem schönen Fleck die Ankunft des Häuptlings abzuwarten. Awarahi, so ist sein Name, kam endlich am 27. August daselbst an. Er ist ein junger lebhafter Mann, dessen Aeußeres sehr einnehmend ist. Augenblicklich bot er uns

an, uns eine Wohnung aufbauen zu lassen, wenn wir hier bleiben wollten. Ich selbst, sagte er, bin ein Krieger, und muß jetzt in den Krieg ziehen; aber ich schicke euch ein paar kleine Knaben, die jetzt euerer Predigt glauben werden, und nach und nach werden wir vielleicht alle gläubig werden. Haben doch auch die Ngapuhi nicht eher geglaubt, bis die Missionarien lange bei ihnen gewesen sind, und so wird es auch bei uns gehen. Als ich ihm nun sagte, ich wolle hier bleiben, stand er alsobald auf, und verlangte, ich solle ihm die Stelle bezeichnen, wo ich mein Wohnhaus haben wolle, und augenblicklich machten sich 40 Männer ans Werk, das Buschwerk auszureißen, und die Länge des Wohnplatzes auszumessen. Awarahi äußerte nach einer langen Unterredung, sie werden bald alle glauben; unser Unterricht sey gut, und diene nur zu ihrem Besten. Wir fingen nun am folgenden Tage an, die Stelle mit den jungen Obstbäumen anzupflanzen, die wir mitgebracht hatten, indeß die Eingebornen in den Wald liefen, um Bäume für unser Wohnhaus zu fällen. Den Tag über hörten wir Freudenschüsse, welche die Einwohner abfeuerten, weil ein anderer Häuptling noch in dunkler Nacht herbeikam, um uns zu sehen. Mit ihm hatten wir eine lange Unterhaltung, und er schien etwas mißvergnügt darüber zu seyn, daß wir unsere Wohnung nicht näher bei ihm aufschlagen wollten. Als wir ihm aber bemerkten, daß der gegenwärtige Platz besser gelegen sey, weil wir von hier aus leicht zu vielen Volksstämmen kommen könnten, so gab er zur Antwort: ihr habt recht; denn diese Stelle, die ihr gewählt habt, ist auf beiden Seiten mit Dörfern besetzt.

„Von hier setzten wir, um das Land näher kennen zu lernen, auf dem Horatuflusse unsere Reise nach Maunga Tautari weiter fort, wohin unser Freund Morgan vorangegangen war, der bereits hier unter einem Haufen von 200 Insulanern sein Gezelt aufgeschlagen hatte.

So wild auch die Leute aussahen, so waren sie doch sehr höflich, und ihr Häuptling versicherte, er werde sogleich seine Mordkeule uns abgeben, mit welcher er so Viele ums Leben gebracht habe, sobald wir ihm einen Lehrer zugesendet haben würden. Am 2. Sept. kamen wir im Dorfe Matamata an, wo der alte Häuptling Waharoa an der Pforte seines Pa (Festung) uns bereits erwartete. Er ist einer der schönsten Krieger, die ich auf Neu-Seeland gesehen habe. Sein Körper ist gut gebaut; seine Gesichtszüge sind sprechend; sein Bart grau, sein Haar niedlich zusammengebunden; indeß sein ganzes Benehmen seine höhere Würde und seine geistige Ueberlegenheit beurkundet. Er hat sich als Krieger einen hohen Ruf erworben; dabei hat er etwas sehr mildes und anziehendes in seinem ganzen Wesen. Er habe, sagte er, etwas von Jesu Christo gehört, und von diesem Augenblicke an sey er nicht mehr in den Krieg ausgezogen, wie sehr ihn auch die Umstände dazu gereizt hätten. Aber, fuhr er fort, wie kann ich glauben? habe ich doch niemand, der mich lehrt? ist doch keiner da, der mir sagt, was ich thun soll? Mein Volk umher fängt an, mich auszulachen, und sagt, ich warte vergeblich, es werde doch nie ein Missionar hieher kommen. Ich versicherte ihn nun, daß zu Tauranga, am Themseflusse, und an der Mündung des Waikatoflusses ehestens Stationen von uns aufgerichtet werden sollen; Matamata liege nun in der Mitte, und werde gleichfalls bedacht werden. Am 13ten zogen wir von Matamata weiter; allein bald überfiel uns Regenwetter, und wir sahen uns genöthigt, auf offenem Felde unser Gezelt aufzuschlagen. Der alte Waharoa lief uns hieher nach, um uns Speise zu bringen, setzte sich zu uns auf den Boden nieder, um sein Gespräch mit uns fortzusetzen, und uns um einen Missionar zu bitten. „Die Themse wird glauben, sagte er, Tauranga wird glauben, Waikato wird glauben; aber was soll ich Armer

thun?" Wir trösteten ihn, und legten ihm den Rath Gottes zu seiner Seligkeit aus. Der alte Mann war tief gerührt. „Das ist eben der Grund, versetzte er, warum ich einen Missionar verlange, damit ich unterrichtet werden möge."

Die Missionarien setzten von hier aus ihre Reise nach dem Waipastrome fort, liefen auf demselben hinauf, und fanden das ganze Land umher wohl bevölkert. Ueberall warten die Einwohner auf Lehrer, welche sie mit dem wahrhaftigen Gott und dem Wege zum ewigen Heil bekannt machen sollen. Sie fanden im Süden des Landes gar manche Stelle, die mit dem größten Vortheil von Missionarien besetzt werden könnte, und es sind deren nicht weniger als fünf, deren möglichst beschleunigte Besitznahme durch Boten des Evangeliums von ihnen der Direktion der kirchlichen Missionsgesellschaft vorgeschlagen worden sind.

Fassen wir den allgemeinen Bestand der evangelischen Missionsthätigkeit auf Neu-Seeland, so wie er nunmehr stattfindet, ins Auge, so ergeht aus demselben folgendes Ergebniß hervor. Es sind auf dieser Insel zehn Missionsstellen, von 33 europäischen, größtentheils verheiratheten Missionsarbeitern besetzt, von denen eine Anzahl der Predigt des Wortes Gottes, dem Unterrichte der Jugend und dem Drucke nützlicher Schriften, und wieder andere dem Unterrichte der Insulaner in bürgerlichem Gewerbsfleiße, so wie im Anbau ihres fruchtbaren Bodens sich gewidmet haben. Es bestehen auf der Insel 24 Schulen, welche von einer bedeutenden Anzahl von Alten und Jungen besucht werden. Die Bevölkerung der Insel wird auf 180,000 Seelen angeschlagen, von denen etwa 45,000 bereits in den Bereich der christlichen Thätigkeit gebracht, und etwa 400 auf den Glauben an Christum getauft worden sind. Ungleich größer ist die Anzahl der Taufkandidaten, die sich im christlichen Unterrichte befinden; und wir dürfen getrost zu dem Reichthum der göttlichen Gnade hoffen, daß bei

treuer und fleißiger Anwendung der verordneten Heilsmittel das Licht des Evangeliums innerhalb kurzer Zeit die schauerlichen Finsternisse des Heidenthums auf dieser Insel durchdringen werde.

Siebentes Kapitel.

Wirkung des Evangeliums unter den Neu-Seeländern. Einführung des Sonntags. Religiöse Unterhaltungen. Sprache dieser Insulaner. Grammatische Bearbeitung derselben. Uebersetzung der neutestamentlichen Schriften und der Liturgie der anglikanischen Kirche. Taufe und Abendmahl. Ihr Verlangen nach Unterricht. Heilsame Wirkungen des Christenthums auf das Familienleben der Insulaner.

„Die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze, und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens." So lautet die Lehre der Offenbarung, wie sie der große Heidenapostel ausspricht, welcher Gelegenheit hatte, ihre Wahrheit durch eigene Beobachtung bestätigt zu finden. Er wußte, was das Evangelium an den Heiden ausrichtete, denen er dasselbe gepredigt hatte; auch war ihm der Zustand der Heidenwelt nicht unbekannt geblieben, in welchem sie sich durchgängig befand, ehe der Glaube an den HErrn Jesum seine erlösenden und heiligenden Kräfte an ihr beweisen konnte.

Dieselben Wirkungen, welche in der damaligen Zeit das Evangelium beim Pflanzungsgeschäfte der Kirche Christi unter den Heiden zu Tage legte, sind auch heute noch in ihrer Weise auf Neu-Seeland sichtbar. Das gleiche Evangelium, welches von dem Apostel verkündigt wurde, hat sich auch auf dieser Insel an Allen, welche an dasselbige glauben, als eine Gottesmacht zu Tage

gelegt, indem die wilden Bewohner derselben durch seinen Einfluß von der Finsterniß zum Licht, von der Unwissenheit zur Erkenntniß, von der Sünde zur Tugend, und vom Geist des Hasses und der Zwietracht in das Element der heiligen Liebe hinübergeleitet wurden.

Die erste Veränderung, die ich hier gerne bemerklich machen möchte, ist die allgemeine Einführung des Sonntags, als eines Tags der Ruhe, welcher vielen Einwohnern als ein Tag der Verehrung Gottes im Geiste heilig ist. Vor wenigen Jahren noch, fragte das Volk im Allgemeinen der Feier dieses Tages nichts nach, und kein Einwohner dachte darüber nach, wie seine Gott geweihten Stunden weislich angewendet werden möchten. Ohne Unterbrechung setzten sie an demselben ihre gewohnten Tagesarbeiten fort; und durften sie auf den Niederlassungen unserer Gesellschaft an denselben nicht arbeiten, so brachten sie dafür diesen Tag mit Schlafen und Spielen zu. Natürlich wurde an den Religionsunterricht dabei nicht gedacht, und derselbe an diesem heiligen Tage gewöhnlich häufiger als an jedem andern Wochentage versäumt. Aber wie hat sich nicht in dieser Hinsicht die Gestalt der Dinge auf Neu-Seeland innerhalb weniger Jahre verändert! Statt lärmender Volksbelustigung und wilder Aufreizungen zu Ausbrüchen der Leidenschaft, herrscht nun ein allgemeiner Friede; in vielen Dörfern der Eingebornen sind Sonntagsschulen errichtet, welche fleißig besucht werden; auch steht an diesem Tage jede Tagesarbeit stille. Die Kirche wird emsig besucht, und der Tag so heilig gefeiert, wie dieß immer in dem geordnetsten Dorfe in England der Fall seyn mag. Ich spreche hier von den christlichen Dörfern im Innern der Insel, nicht von denen, welche an der Meeresküste liegen, und häufig von europäischen oder amerikanischen Schiffsleuten besucht werden, welche gewöhnlich die Freiheit haben, mehr als die Woche hindurch an diesem Tage der rohesten Lasterhaftigkeit sich hinzugeben.

Eine Menge einzelner Belege, welche meine Tagebücher in sich fassen, könnte hier angeführt werden, welche die heilsamen Wirkungen bezeichnen, die durch die Pflanzung des Christenthums auf Neu-Seeland erzeugt worden sind, so wie es auch meinen theuern Mitarbeitern an einstimmenden Beweisen dieser Art nicht gebricht. An einem Samstag, den 19. Januar 1827, kam ich auf der Insel an, und hatte alsobald Gelegenheit, der Feier des Sonntags beizuwohnen. Am folgenden Morgen läutete zu Paihia die Glocke zum Gottesdienst, und weil der Bau der Kirche noch nicht vollendet war, so wurde die Versammlung im Hause des Missionars William gehalten. Nach ihr gingen wir unter die Insulaner, die wir in ihren Hütten besuchten, um bis Abends 4 Uhr über religiöse Gegenstände uns mit denselben zu unterhalten. Um 6 Uhr war abermals Gottesdienst, und um 10 Uhr legten wir uns zur Ruhe. Aber noch war es nur ein kleines Häuflein der Insulaner, das sich an unsere Sonntagsfeier anschloß, indeß die Masse des Volkes ihre wilde Lebensweise und ihre gewohnten Tagesgeschäfte fortsetzte! So besuchte ich z. B. an einem der folgenden Sonntage mit Missionar Kemp ein Dorf. Die Eingebornen saßen in Haufen umher, und besserten ihre Netze aus. Da die Stelle, wo sie dieß Geschäft verrichteten, tabuirt, und demnach für uns unzugänglich war, so riefen wir sie zu uns herbei, weil wir ihnen eine wichtige Botschaft zu verkündigen hätten. Bald verließen sie ihre Netze, und bildeten einen Kreis um uns her; sobald sie aber vernahmen, daß unsere Botschaft das Wohl ihrer unsterblichen Seele betraf, so lief einer um den andern davon, und die zurückblieben fingen ein lautes Geschwätz über ihre Arbeit an. Am Ende wollten Alle dafür bezahlt seyn, daß sie uns eine Zeitlang zugehört hatten, und als sie nichts bekamen, so liefen sie mit lautem Hohngelächter wieder ihrer Arbeit zu.

Es dauerte noch mehrere Jahre, bis sich der Sinn der Insulaner in dieser Hinsicht änderte. Unter dem 1. Juni 1832 wird in unserm Tagebuche bemerkt: Unsere Kapelle zu Waimate fängt an, jeden Sonntag mit aufmerksamen Zuhörern sich so sehr anzufüllen, daß Viele kein Plätzchen finden können, und wir uns genöthigt sehen, auf eine bedeutende Erweiterung der Kirche Bedacht zu nehmen. Sichtbar ist die Freude der Einwohner, so oft wieder ein Sonntag zurückkehrt, und obgleich sie die Sprache des frommen Sängers Israels nicht verstehen: „Meine Seele verlangt nach den Vorhöfen des HErrn, mein Geist und Leib freuet sich in dem lebendigen Gott; denn der Vogel hat ein Haus funden, und die Schwalbe ihr Nest, da sie Junge hecken, nämlich deine Altare, HErr Zebaoth, mein König und mein Gott!" so ist doch, obgleich den Meisten noch unbewußt, ein ähnliches Verlangen bei ihnen wahrzunehmen. Die freilich immer noch blos mechanische Regelmäßigkeit, womit die ganze Versammlung den kirchlichen Wechselgesang unserer schönen Liturgie wiederholt, lautet ungemein lieblich, und die Ruhe und Ordnung, welche in der Versammlung herrscht, ist unstreitig größer, als dieß in den meisten Kirchen Londons der Fall ist. Zudem haben wir auch alle Ursache, zu glauben, daß das gepredigte Wort auf manche Seele der Zuhörer einen heilsamen Einfluß ausübt. Einige von ihnen sind wirklich zu einem lebhaften Bewußtseyn ihrer Schuld vor Gott erwacht, und suchen ihr Heil bei dem gekreuzigten Christus; Andere erweitern ihre religiöse Erkenntniß, und werden in unserm allerheiligsten Glauben erbaut. Diesen Morgen lagen 17 Bitten um Krankenbesuche vor mir. Die Eingebornen schenken uns auch in ihren leiblichen Angelegenheiten ihr volles Zutrauen, und sind froh, sich und die Ihrigen unserer Leitung und Pflege anzuvertrauen. Nicht selten stehen über 50 Patienten vor meiner Thüre, und wir werden uns bald entschließen müssen, ein Krankenhaus aufzurichten.

Vom 5—14. November 1833 machten wir einen Besuch in entferntere Theile der Insel, um die Art und Weise zu erforschen, wie die Eingebornen gegen das Evangelium gesinnt sind. Zu unserer Freude durften wir gewahr werden, daß seit unserm letzten Besuche das Verlangen nach christlicher Bildung unter ihnen sichtbar zugenommen hatte; auch ohne Gottesdienst zu haben, feierten sie dennoch den Sonntag auf eine anständige Weise als Ruhetag, und überall, wo wir unser Gezelt aufschlugen, um Gottesdienst zu halten, stürmten Alte und Junge, Männer und Weiber in Schaaren herbei, und an einer Stelle lief einer von ihnen herum, und rief aus: „kommt herbei, Freunde, kommt, laßt uns Alle gläubig werden! Wenn wir den Glauben annehmen, was wird es uns schaden? Er bringt uns nicht ums Leben; denn die weißen Leute sterben nicht daran. Er macht uns nicht krank; denn die weißen Leute sind nicht krank. Er bringt uns keine Unehre; denn die Weißen sind ehrenhafte Leute. Darum laßt uns Alle, Alle, Alle glauben, vielleicht bringt es uns die Liebe des weißen Volkes Gottes ein; unsere Seelen werden nicht länger vom Teufel geplagt, sondern Christus nimmt Besitz von denselben, und wir werden sodann Alle in den Himmel kommen."

In der folgenden Nacht hatten wir ein ungemein erhabenes, aber höchst schauerliches Schauspiel vor uns. Ein hoher, bis zu seinem Gipfel mit dichten Waldungen überdeckter Berg gerieth, etwa eine starke Stunde von uns entfernt, in Brand, und die Flamme wüthete mit furchtbarem Gerassel rings umher von unten den Berg hinan. Die Nacht war ausnehmend finster, und ein starker Ostwind wehte das Thal herauf die Flamme an; weithin war die Umgegend beleuchtet und erwärmt. Die Eingebornen fügen sich durch das sorglose Anbrennen der dürren, mit hohem Farnkraut dicht bewachsenen Felder großen Schaden zu, indem das ganze Land umher dadurch oft plötzlich in Flammen geräth, und Wohnun-

gen, Wälder, angebaute Felder und Alles unaufhaltsam verzehrt wird, so daß nicht selten eine ganze Gegend, die bei Sonnenuntergang das schönste Bild üppiger Naturschönheit trägt, bis zur Wiederkehr der Sonne in eine versengte Wildniß verwandelt wird.

Der Eindruck, den die Einführung der Sonntagsfeier auf die Gemüther der Eingebornen machte, breitete sich allmählig weiter aus. Als wir im Anfang des Jahres 1834 eine Untersuchungsreise auf der Insel umher machten, sammelten wir an einem Sonntage die umherwohnenden Insulaner, um Gottesdienst mit denselbigen zu halten. Die ganze Bevölkerung der Gegend kam zusammen, und mit lächelnden Gesichtern setzten sich jetzt Alte und Junge, Vornehme und Geringe, Reiche und Arme, Freie und Knechte ohne Unterschied neben einander auf den Boden nieder, um das Wort vom ewigen Leben zu hören. Ich sprach das Gebet, und mein Begleiter, Herr Williams, hielt eine Anrede an das Volk, das in einem großen Viereck umher saß, und sich ausnehmend anständig betrug. Die Versammlung hatte ein wunderseltsames wildes Aussehen; einige derselben hatten sich auf den Dächern ihrer Wohnungen niedergelassen, Andere in ihrer ganzen Länge auf den Boden hingestreckt, wieder Andere hatten auf jedem ihrer beiden Kniee und auf dem Rücken ein Kind; aber alles war ungemein stille und aufmerksam. Die alten Leute hatten ihre besten Kleider, nach Insulaner Weise, angelegt, indeß die Jüngern fast durchgängig nackend dasaßen. Einige hatten ihre Bärte mit rothem Ocker und Oel übertüncht, Andere mit blauem Lehm, während jedes ihrer Augen mit einem Strich von rothem Ocker umzogen war. Diese Schminke mit den Gesichtszeichnungen verbunden, gab ihnen das wildeste Aussehen, das sich denken läßt, und Manche von ihnen waren den Geistergestalten aus der Schattenwelt ähnlicher, als den Menschen. Nach dem Gottesdienste kehrte jeglicher wieder nach seiner Wohnung zurück, und wir beide nahmen

ein Mittagessen von ein paar geschwellten Kartoffeln ein, da die Hunde während der Nacht den Weg in unser Gezelt gefunden, und alle Nahrungsmittel mit sich fortgeschleppt hatten. Nachmittags gaben wir der Jugend mehrere Stunden lang Unterricht, und nach demselben besuchten wir die Leute in ihren Hütten, um mit ihnen über göttliche Dinge zu reden. Sie schienen alle wohl zu begreifen, daß dieß der Sonntag sey; denn kein Einziger kam, um uns etwas zum Kaufe anzubieten, obgleich sie den Tag zuvor mit ihren kleinen Handelsartikeln sich in unser Gezelt gedrängt hatten. Gut, bemerkte ein sehr alter Mann, als die Gottesdienste vorüber waren, so lange ich lebe, werde ich nicht mehr unterlassen, am siebenten Tage stille zu sitzen. Ich will die Nächte zählen, und mir bemerken, wenn der heilige Tag wieder an die Reihe kommt. Noch spät in der Nacht kam eine Schaar von Insulanern vor meine Thüre, um ein Lied singen zu lernen, und einer ihrer Priester sagte zu mir: endlich sind doch die richtigen Gedanken von Gott und von der Schöpfung, vom Menschen und von seinem Heil, vom Himmel und von der Hölle auch zu uns gekommen. Ihr müßt jetzt entweder selbst bei uns bleiben, oder uns Lehrer senden, daß wir euere Worte nicht wieder vergessen, und unsere Herzen falschen Gedanken zuwenden. Bis diese Lehrer kommen, lasset uns einige eurer verständigen Knaben hier, damit diese uns unterrichten, und wir von ihnen lernen mögen. Diese Aeußerungen waren sehr ermunternd, und es lag uns am Herzen, diesen lernbegierigen Insulanern Gelegenheit zum Unterricht zu verschaffen.

Dabei darf nicht unbemerkt bleiben, daß von Andern mancherlei Mittel angewendet wurden, um die Absichten der Missionarien zu vereiteln; besonders gelang es einem verschlagenen Betrüger, seine Kunstgriffe geltend zu machen. Ein Neu-Seeländer hatte sich nämlich eine Zeitlang auf einem europäischen Schiffe aufgehalten, und war auf demselben mit einem Mann bekannt

geworden, welcher die Bauchrednerkunst verstand. Dem Kapitain des Schiffes kam bald zu Sinne, daß bei seiner Rückkehr nach Neu-Seeland dieser Insulaner füglich als Werkzeug gebraucht werden könnte, um das Bekehrungswerk der Missionarien auf der Insel, dem er um gewisser Gründe willen von Herzen gram war, zu hindern, oder gar zu zerstören. Er ließ daher den jungen Insulaner in der Bauchrednerkunst unterrichten, in der gewissen Zuversicht, auf diese Weise einen außerordentlichen Eindruck auf die abergläubischen Gemüther der Neu-Seeländer machen zu können, und wies den jungen Mann an, sich für einen Lehrer auszugeben, den Gott gesendet habe, und zum Beweise dafür sollte er die Steine redend machen, daß sie ein Zeugniß für seine Behauptung ablegen würden. Der Neu-Seeländer gab sich wirklich zu solchem Plane her, trat als ein von Gott gesendeter Lehrer auf der Insel auf, und verrichtete Wunder, dadurch, daß er selbst leblose Dinge und Thiere redend machte, und behauptete nun, daß nicht der Sonntag, sondern der Samstag als Ruhetag gefeiert werden müsse. Sein Auftritt machte anfänglich großes Aufsehen; da er aber seine mancherlei seltsamen Dinge vortrug, so wurden die Insulaner, seiner Bauchrednerkunst ungeachtet, doch bald des Betruges gewahr. Wir hielten bei diesen Umtrieben für rathsam, uns möglichst stille zu halten, um durch unsere Einsprache nicht noch größeres Aufsehen zu erregen, weil wir überzeugt waren, daß die Sache bald als Betrug in sich selbst zerfallen würde. Dieß war auch wirklich der Fall, und statt dem Missionswerke auf der Insel zu schaden, mußte sie vielmehr dasselbe befördern; und ich führe dieses Beispiel nur darum an, um die bittere Feindschaft zu bezeichnen, womit von sogenannten Christen die Predigt vom Kreuze Christi unter den Heiden nicht selten angefochten wird, und die schlechten Mittel nachzuweisen, welche oft bei solchem finstern Beginnen in Anwendung gebracht werden.

Die Aeußerungen der Eingebornen über religiöse Wahrheiten, wie sehr sie auch bisweilen mit Irrthum vermischt sind, und in den Ohren gebildeter Christen seltsam klingen, tragen doch einen erfreulichen Beweis in sich, daß in manchem Herzen dieser Insulaner eine Richtung auf das Göttliche lebendig geworden ist. Ich hebe hier nur einige Beispiele aus meinem Tagebuche heraus, um die eigenthümliche Weise zu bezeichnen, wie sich die Insulaner bisweilen über religiöse Gegenstände auszudrücken pflegen. „Als ich einmal in der Bädaibucht, beim Wohnort eines heidnischen Häuptlings, landete, fing dieser alsobald ein Gespräch mit mir an, indem er mir sagte: sein altes Herz sey fortgegangen, und ein neues Herz sey an seine Stelle gekommen. — Fortgegangen? fragte ich, und wohin denn? — Es ist begraben, fuhr er fort, ich habe es von mir geworfen. — Wie lange ist es jetzt, fragte ich, daß es fortgegangen ist? — Es sind jetzt vier Tage, gab er zur Antwort. — So, versetzte ich, wie hat denn dein altes Herz ausgesehen? — Es war wie ein Hund, wie ein tauber Mensch, es wollte das Wort der Missionarien nicht hören und auch nicht verstehen. — Wie lang hast du denn dein altes Herz gehabt? fragte ich ihn. — Immerdar, bis jetzt, aber jetzt ist es fort. — Wie sieht denn dein neues Herz aus? fuhr ich fort? — Gerade so wie das Deinige, es ist sehr gut. — Warum hältst du es denn für gut? fragte ich. — Es sagt mir, ich soll am Sonntage den ganzen Tag auf den Boden liegen und schlafen, und nicht hinaus gehen und mit den Leuten fechten. — Ist das alles Gute, sagte ich, was dein neues Herz dir gebracht hat? — Ja, versetzte er. — Aber sagt es dir nicht auch, du sollst zu Jesu Christo beten? — Allerdings, das sagt es auch. Ich soll zu Ihm beten, wenn die Sonne aufgeht, wenn die Sonne mitten am Himmel steht, und wenn die Sonne untergeht. — Was hast du denn diesen Morgen gebetet? Ich sagte, versetzte er, o Jesu Christe, gib mir einen Teppich, damit ich glau-

ben möge. — Ich fürchte, sagte ich, dein altes Herz ist noch immer da; ist dem nicht also? — Nein, sagte er ganz ernst, das neue ist wie angenagelt, es ist da (indem er an seinen Hals hinwies). — Aber, versetzte ich, das neue Herz, das von Gott kommt, betet nicht auf diese Weise, und sitzt auch nicht an diesem Orte. — Wie denn? fragte er. — Ich wies ihn nun so einfältig wie möglich an, wie er auf die rechte, Gott wohlgefällige Weise, und um was er beten soll, und jetzt bat er mich dringend, ich solle doch recht bald wieder in sein Dorf kommen: er wolle nicht vergessen, was ich ihm gesagt habe, und wenn er es je vergessen sollte, so möchte ich ihn doch wieder daran erinnern.

Als ich an einem Abend über das Gleichniß vom verlornen Schaf zu den Insulanern sprach, schienen einige derselben sehr gerührt zu seyn. Nachher sagte mir ein Knabe, als ein großes Geheimniß: so oft er bete, gebe er sich alle Mühe, gute Gedanken zu haben; allein etwas, er wisse nicht was, komme immer wieder dazwischen, und lösche diese Gedanken wieder aus. Was soll ich jetzt thun? fragte er. Wie kommt es doch, daß das Herz eines Insulaners so trügerisch ist, und das Herz eines weißen Menschen so gut? Der gute Junge, er wußte nicht, mit was wir Alle zu kämpfen haben, und wie viel eitle Gedanken unser Herz jeden Tag durchströmen, und die heiligsten Andachtsstunden verunreinigen.

Kürzlich hörte ich im Vorübergehen eine Unterhaltung, welche nach der Predigt zwischen einigen unserer Gemeindeglieder statt fand. „Aber, sagte der Eine, spricht der Mann wohl auch die Wahrheit? Sind wir denn Alle böse? — Nein, versetzte der Andere, ich bin kein Mörder; ich habe nur meinem Sklaven befohlen, er soll dem andern den Kopf abschlagen; aber ich habe es nicht selbst gethan. — Aber, hat der Lehrer nicht gesagt, daß auch derjenige, welcher wünsche, daß der Andere sterbe, ein Mörder sey vor Gott? — Ei, so muß es doch so seyn, wie er sagt. Wir haben auch gestohlen,

und haben Lügen gesagt, und viel gethan, was nicht recht ist vor Gott; damit Er nun nicht mit uns zürne, so wollen wir eben Alle an Ihn gläubig werden, und Ihn bitten, daß Er uns ein neues Herz schenken möge."

In Unterhaltungen dieser Art findet sich meist eine schmerzliche Mischung von Gutem und von Bösem. Im Allgemeinen ist die Unwissenheit unter ihnen eben noch sehr groß, und dennoch dünken sich viele weise zu seyn. Unstreitig findet sich gar manches unter ihnen, das gut ist, und ein Werk des göttlichen Geistes verräth; aber gar viel anderes muß beschnitten, in der Zucht gehalten oder gar abgehauen werden, wenn das Wachsthum gedeihen soll. Kürzlich haben sie angefangen, in lauter Gleichnissen zu reden; es ist eine natürliche Folge ihrer Ungewohntheit, sich über geistliche Dinge auszudrücken, aber dabei kommt eben viel Thörichtes zum Vorschein. Wir dürfen es uns nicht verbergen, daß die Schwierigkeiten unserer Arbeit in demselben Grade sich vermehren, als die Kirche Christi sich auf dieser Insel erweitert."

Schon bei dem ersten Anfang ihres Geschäftes fühlten die Missionarien die Wichtigkeit des Beginnens, die Sprache dieser Insulaner in Schrift aufzufassen, und grammatisch zu bearbeiten, wobei ihnen der gelehrte Professor, Herr Lee (Li), zu Cambridge durch die Herausgabe einer Sprachlehre freundlich an die Hand ging. Diese ersten Anfänge erforderten natürlich fortgesetzte Erweiterungen und Verbesserungen, indeß sind doch nunmehr die Missionarien mit der Bearbeitung der Neu-Seeländersprache so weit vorwärts geschritten, daß für die geistige Bildung dieses Volkes die wichtigsten Ergebnisse davon erwartet werden dürfen. Die Sprache der Neu-Seeländer ist in hohem Grade sanft und weich, und in den längsten Reden schlägt auch nicht ein einziger harter Ton an das Ohr. Sie ist ihren Sprachwurzeln nach mit den Mundarten der Sandwichs-Insulaner, der Bewohner der Gesellschafts- und Freund-

schaftsinseln, so wie überhaupt der Völker Polynesiens aufs engste verwandt, und ruht mit ihnen auf der gleichen Wurzel. Man dürfte sich gar nicht wundern, wenn eine auf einer abgelegenen Insel des Weltmeeres gesprochene Sprache eines rohen Barbarenvolkes sehr mangelhaft seyn würde, und wenn geübte Sprachkenner nicht nur einen sehr geringen Vorrath von Ausdrücken für geistige Gegenstände, sondern auch eine Vernachläßigung ihres innern Baues zum Voraus von derselben erwarten. Allein die Sprache der Neu-Seeländer, so wie der übrigen Bewohner des stillen Meeres, besitzt einen großen Wörtervorrath, bietet die mannigfaltigsten Ausdrucksweisen dar, hat für die zartesten Begriffsunterschiede ihre passenden Bezeichnungen, und läßt sich durchweg auf feste grammatische Grundsätze zurückführen. Wirklich befinden sie sich im Besitze so eigenthümlich zarter, bezeichnungsvoller Ausdrucksweisen, daß es in vielen Fällen schwer ist, den vollen Sinn ihrer Rede in eine westliche Sprache überzutragen, ohne sich der Umschreibung dabei zu bedienen. Man wird es kaum glauben, wenn ich behaupte, daß die Neu-Seeländer für jede Gattung von Bäumen, Gesträuchen, Gewächsen, Früchten und Gegenständen ihrer Insel ihre eigene Benennung haben, und daß die Benennungen der Bäume und Pflanzen allein etwa 700 Wörter ihres Wörterbuches ausmachen. Ich war ganz erstaunt, obgleich ich es zum Voraus hätte erwarten sollen, als kürzlich bei einem Besuche, den ein berühmter Pflanzenkenner, Herr Baron von Hügel, auf unserer Insel machte, einer der schlichten Eingebornen den bedeutenden Vorrath von Pflanzen, den er gesammelt hatte, jede einzelne derselben ohne viel Besinnen mit ihrem eigenen Namen benennen konnte. Einige dieser Pflanzen waren so klein, daß man hätte vermuthen sollen, daß das Auge der Insulaner sie nicht bemerkt haben werde. Aber dem war nicht also; keine Pflanze, wie klein sie auch war, und wie verborgen die Stelle, auf welcher sie gewachsen war,

konnte vorgezeigt werden, ohne daß er nicht alsobald die eigentliche Benennung derselben hersagen konnte. Und damit man nicht glauben möchte, der Mann habe diese Namen willkührlich selbst gemacht, so wurde ein anderer Insulaner am folgenden Abend herbeigerufen, als gerade die Pflanzen auf frisches Papier ausgelegt waren, und von etwa 300 derselben nannte auch er den gleichen Namen, einen einzigen Fall ausgenommen. Ebenso verhält es sich mit den Benennungen der Vögel, der Fische, der Insekten, der Kleidungsstücke und alles dessen, was sie nur immer im Besitze haben; auch sahe ich nie einen dieser Insulaner verlegen, wenn er in den verschiedenartigsten Schattirungen Leidenschaften, Gefühle, Empfindungen der Freude, des Schmerzes, Bezeichnungen von Gut und Böse, oder Eigenschaften der Dinge ausdrücken sollte. Mit einem Wort, es läßt sich kaum irgend etwas denken, wofür die Neu-Seeländer nicht eine passende Bezeichnung hätten, einzelne religiöse und christliche Begriffe ausgenommen, wie z. B. Hoffnung, Dankbarkeit, Menschenliebe rc. rc., wofür jedoch in ihrer Sprache leicht neue Ausdrücke geschaffen werden können. Bei unsern Uebersetzungen des Neuen Testamentes und anderer Schriften durften wir nur etwa 12—20 neue Benennungen erfinden, so wie sie der Geist ihrer Sprache selbst hergab, und diese werden jetzt durchgängig verstanden, und bedürfen bei unsern öffentlichen Vorträgen keiner weitern Erklärung.

Es finden sich gar manche zarte Eigenthümlichkeiten in der Struktur ihrer Sprache, welche der Europäer nur schwer unterscheiden lernt, und die ihn oft zu der lächerlichsten Ausdrucksweise veranlassen, wenn er noch nicht zum vollen Besitze dieser Sprache gelangt ist. Es ist z. B. sehr leicht, folgenden Sprachfehler zu machen: „Die Speise hat den Mann gegessen, statt: der Mann hat die Speise gegessen; oder: setzt das Pferd auf den Sattel, statt: legt den Sattel auf das Pferd; wollt ihr

mich essen? statt: wollt ihr mit mir essen?" — Letzterer Sprachfehler hat schon manchen Missionar in große Noth gebracht, indem eine solche Frage das schrecklichste ist, was man einem Neu-Seeländer sagen kann; und würde einer aus ihrer Mitte sich also ausdrücken, so würde er augenblicklich der blutigsten Rache seiner Volksgenossen sich aussetzen. Indeß ist es den Insulanern bekannt, daß es nur Unbekanntschaft mit ihrer Sprache ist, wenn ein Europäer Sprachfehler dieser Art macht; übrigens würden die Gesetze des Landes einen Jeden berechtigen, einen solchen Mann rein auszuplündern.

Als die Sprache dieser Insulaner von den Missionarien in feste Regeln gefaßt, und ein Wörterbuch derselben angelegt war, machten sich einige von ihnen unverweilt an das Werk, einzelne Theile der heil. Schrift, so wie das Kirchengebetbuch der englisch-bischöflichen Kirche in dieselbe zu übersetzen, und es gelang ihnen schon im Jahr 1830, die erste Neu-Seeländerschrift von 117 Seiten, Schriftauszüge, Gebete, einen kleinen Katechismus und einige Lieder in sich fassend, zu Sidney drucken zu lassen. Dieses Buch wurde mit der größten Dankbarkeit von diesen Insulanern aufgenommen, und sie waren von Herzen willig, mit allem, was sie Verkäufliches im Besitze hatten, dasselbe anzukaufen. In den beiden folgenden Jahren wurde die ganze Kirchen-Liturgie, ein größerer Katechismus, so wie die Evangelien Matthäus und Johannes nebst der Apostelgeschichte und den Briefen Pauli an die Römer und Corinther zum Druck übergeben, welcher im August 1833 fertig war. Die Kirchen-Liturgie war nebst dem Gebrauch der heiligen Schriften und der mündlichen Predigt des Evangeliums eines der kräftigsten Mittel, christliche Erkenntniß unter den Insulanern auszubreiten. Ihr Inhalt so wie ihre Sprache ist so einfach, drückt alle leiblichen und geistlichen Bedürfnisse des Volkes so umfassend aus, und ist, wie das Wort Gottes selbst, dessen

Sprache sie redet, so anwendbar auf jeden vorkommenden Fall, daß sie kräftiglich zum Gewissen des Menschen spricht, den Unbekehrten zur Buße ruft, den Traurigen tröstet, und den geförderten Christen durch den geistlichen Inhalt ihrer Bitten erbaut. Meine Amtserfahrung auf Neu-Seeland hat mir den überzeugendsten Beweis geliefert, daß für ein im Denken so ungeübtes, an das Gebet so wenig gewöhntes, mit geistlichen Dingen so unbekanntes Volk, wie die Neu-Seeländer sind, zu seinem Unterrichte nichts tauglicher ist, als eine feststehende, dem Bibelwort vollkommen angemessene, einfach verständliche Kirchen-Liturgie. In ihr, so wie in der Schrift selbst, werden wir allein zu dem lebendigen Gott hingewiesen, der in Christo Jesu, unserm gekreuzigten Erlöser, unser versöhnter Gott und Vater ist; auf Christum, und auf Ihn allein wird die Hoffnung der Vergebung unserer Sünden und des ewigen Lebens gegründet; und da diese heiligen Wahrheiten in den Ohren des Volkes immer wiedertönen, und von ihm selbst im Gottesdienste wiederholt werden, so tragen sie auch mächtig dazu bei, einen richtigen Grund der Schrifterkenntniß unter demselbigen zu legen. Von dem heilsamen Eindruck, den die Predigt des Worts und die öffentlichen Gottesdienste auf die Gemüther der Neu-Seeländer ausüben, führe ich hier nur einige Beispiele an.

Kurz vor meiner Abreise von Neu-Seeland taufte ich am 4. Mai 1834 vier Häuptlinge, einen Sklaven, nebst ein paar Kindern. Einer dieser Häuptlinge, Paparanschi, sehnte sich schon lange darnach, des Heiles in Christo theilhaftig zu werden, und den Glauben zu finden, der das Herz reinigt, und durch Liebe thätig ist. In seinem hohen Alter wurde das Werk des heiligen Geistes immer kräftiger in seiner Seele, und er ist ein treuer Nachfolger Christi geworden. Er sowohl wie die drei andern Häuptlinge, und vor Allem der arme Sklave besitzt eine gründliche Kenntniß der christ-

lichen Heilslehre. Sie stehen im einfältigen Gebetsumgange mit Gott, und ihr Wandel macht unsern Herzen Freude. Nicht lange hernach taufte ich am 8. Juni dieses Jahres 38 erwachsene Insulaner nebst 16 ihrer Kinder, und der größere Theil derselben bestand aus Häuptlingen dieses Volkes. Einer derselben, Atua-Häre (der wandelnde Gott), ist einer der berühmtesten Krieger des Distriktes Kaikohi; bei seiner Taufe standen ihm zwei seiner Sklaven, von denen er das Wort Gottes zuerst gehört hatte, als christliche Brüder zur Seite, und aller Unterschied des Ranges war bei dieser feierlichen Handlung verschwunden. Unsere Kirche war mit Menschen gedrängt angefüllt; eine feierliche, andachtsvolle Stille waltete in der ganzen Versammlung, und jedes Herz schien es zu fühlen, daß der HErr wahrhaftig an diesem Orte ist.

Bisweilen ereignen sich dabei allerdings seltsame Zufälle, welche von der ursprünglichen Rohheit des Volkscharakters zeugen. So wurde z. B. im Oktober 1830 einer unserer Jünglinge, der in unserm Hause diente, mit einer jungen Tochter aus einem andern, früher feindseligen Distrikte, von mir zur Ehe eingesegnet. Ueber 300 fremde Gäste begleiteten das Hochzeitpaar zur Kirche, und ein großer Theil der Anwesenden fand in derselben keinen Raum mehr. Die Hochzeit fand erst, nachdem sie geschlossen war, einigen Widerspruch, wie dieß früher auf dieser Insel häufig der Fall war. Tags zuvor kam nämlich die Mutter der Braut zu mir, um mir zu sagen, in ihrem Herzen sey sie gar wohl mit der Verehlichung ihrer Tochter zufrieden, aber sie müsse bei der Hochzeit in Gegenwart ihrer Stammgenossen sich wild und zornig stellen, weil diese sonst ihres ganzen Eigenthums sie berauben, und ihre Pflanzungen zu Grunde richten würden. Dieß ist auf dieser Insel immer der Fall, wenn in der Familie eines angesehenen Häuptlings eine bedeutende Veränderung stattfindet. Begegnet nämlich einem Häuptling irgend ein Zufall, so

wird er aller seiner Kleider beraubt; heirathet er ein Weib, so plündern sie sein ganzes Eigenthum aus. Diese Sitte ist so gewöhnlich, daß ein Häuptling sich für gering geachtet ansehen würde, wenn ihm nicht bei gewissen Vorfällen etwas dieser Art begegnete. Um nun diesem alten Herkommen vorzubeugen, wollte die alte Mutter einen Betrug spielen. Als ich nämlich mit dem Bräutigam und der Braut von der Kirche zurückkehrte, trat sie dem Zuge feindselig entgegen, und machte einen wüthenden Anfall auf mich. Unter den fürchterlichsten Geberden warf sie alle Kleider vom Leibe, riß sich, einer Furie ähnlich, die Haare aus, und schrie mir zu: Du weißer Missionar, du bist schlimmer, denn der Farbige. Du hast zuerst einen Sklavenjungen zu deinem Sohn gemacht, und jetzt verheirathest du ihn an meine Tochter, die eine hochgeborne Dame ist. Ich will dir dafür die Augen ausreißen! Wirklich machte das alte Weib Miene, ihre Drohung auszuführen, während sie mir leise ins Ohr lispelte: alles Maul! alles Maul! (sie meine es nicht also, wie sie spreche.) Ich sagte ihr, ich wolle ihren Mund mit einem Stück Tuch stopfen. Ha, ha! versetzte sie, das ist gerade, was ich wollte. Gib mir ein Stück Tuch, und dann ist alles gut. Nicht lange hernach verehlichte ich ein anderes Paar, das gleichfalls aus zwei verschiedenen Stämmen war, und mehr als 400 Gäste wohnten der Feierlichkeit in der Kirche bei, von denen viele auf den Schultern ihrer Freunde getragen wurden. Auch bei dieser Hochzeit mußte ich mich auf einen ähnlichen Auftritt gefaßt halten; denn obschon die beiderseitigen Eltern ihre Einwilligung zu dieser Verehlichung hergegeben hatten, so ist es doch gegen die Landessitte, daß ein junger Mann eine Tochter aus einem andern Stamm heirathen darf. Allein obgleich die Hochzeit öffentlich gehalten wurde, so fiel doch nichts Aehnliches vor, und wir haben es als großen Gewinn zu betrachten, daß diese feindselige

Gewohnheit durchbrochen ist, indem die Volksstämme auf diesem Wege einander friedlich genähert werden.

Bei diesem geistlichen Segen, welchen der Christenglaube über das Neu-Seeländervolk verbreitet, verdient ferner ihr Durst nach Erkenntniß bemerkt zu werden, der immer sichtbarer unter demselben hervortritt. Ein jeglicher von ihnen wünscht jetzt lesen und schreiben zu lernen und sie kaufen gerne Bücher und Schreibplatten zum Behuf des Unterrichts. In manchen Dörfern sind zwei Schulen, die eine für Knaben, die andere für Mädchen, aufgerichtet, in denen ein Jüngling als Lehrer angestellt ist, welcher in der Schule der Missionarien seine Bildung erhalten hat. Allerdings läßt sich eben keine große Ordnung von einer Schule erwarten, welche in ihrem ersten Anfang von einem zügellosen Volke besucht, und von einem eingebornen Lehrer geführt wird, dessen ganzes früheres Leben ohne Ordnung und in Regellosigkeit war. Aber wie viel auch in diesen Schulen noch zu wünschen übrig bleibt, so haben doch so manche Hunderte der Einwohner in denselben verständlich lesen und schreiben gelernt; und noch mehr läßt sich von ihnen erwarten; denn das Volk ist sehr wißbegierig, theilt sich gerne und leicht jede gewonnene Erkenntniß mit, und diese wird auf weite Entfernungen unter Volksstämme hinausgetragen, welche ohne diese Schulen in gänzlicher Unwissenheit dahin lebten. Viele Kriegsgefangene, welche von den Bewohnern der Inselnbai als Sklaven gehalten wurden, haben in den Missionsschulen einen gewissen Grad von Erziehung erhalten, und nachdem sie ihre Freiheit sich erkauft, oder von den Häuptlingen entlassen worden waren, kehrten sie in ihre alte Heimath zurück, nahmen ihren kleinen Schatz von Erkenntniß mit sich, und wurden überall von dem Volke als Lehrer freundlich bewillkommt. Nicht selten wurden wir auf unsern Wanderungen in entfernte Gegenden der Insel von vorbereitenden Anstalten dieser Art auf das Angenehmste überrascht. Wenn wir anfingen, dem ver-

sammelten Volke die großen Heilswahrheiten unserer Religion zu verkündigen, so hörten wir sie öfters zu unserer Verwunderung sagen: das alles wissen wir schon! und bei näherer Prüfung durften wir finden, daß wirklich ein Grund christlicher Erkenntniß bereits unter ihnen vorbereitet war. Sie hatten von ihren zurückkehrenden Landsleuten die erste Wahrheit des Evangeliums vernommen; und hatten diese noch überdieß nützliche Gewerbe, als Zimmerleute, Schmiede, Ziegelbrenner rc. rc. gelernt, und konnten jetzt bei Aufrichtung ihrer Wohnungen ihnen hülfreich an die Hand gehen, so waren sie nur um so bereitwilliger, ihren religiösen Unterricht aufzufassen, und dem Namen Jesu, an den sich dieses alles anschloß, ehrfurchtsvoll ihre Herzen zu öffnen.

Auch in den Familienkreisen hat der Glaube an das Evangelium bei Vielen eine heilsame Veränderung erzeugt. Die Wirkungen der Sünde, der Schmutz und das Elend der Armuth, die zügellose Rohheit, welche nicht gehorchen will, der ununterbrochene Zungenstreit treten in den heidnischen Familien dem Auge und dem Ohre des Zuschauers nur allzu nahe, als daß er sie nicht alsobald bemerken sollte. Früher pflegte kein Vater sein Kind zu züchtigen, was es immer thun mochte; es war ihm gestattet, in allen schlechten Dingen sich herum zu wälzen, ohne daß ein Auge über dasselbe wachte. Dieser Uebelstand war handgreiflich; in Neu-Seeland, wie in jedem andern Lande, ist ein ausgeartetes Kind eine große Plage; aber wohl war diese Plage nirgends fühlbarer, als auf dieser Insel. In allen schlechten Dingen, ohne die geringste Zucht und ohne irgend einen Rückhalt aufgewachsen, überließen sich die Männer jedem Laster, und den zügellosesten Leidenschaften wurde nach Herzenslust gefröhnt. Gott sey dafür gepriesen; es ist nun anders geworden, und Zucht und Ordnung gewinnt je mehr und mehr in den Häusern der Eingebornen die Oberhand.

Eine andere wesentliche Verbesserung des Familienlebens besteht darin, daß die Vielweiberei wenigstens so weit abgeschafft ist, daß diejenigen, welche nur eine Frau haben, entschlossen sind, keine andere zu suchen; auch wenden sie, so weit sie es vermögen, ihr ganzes Ansehen und allen ihren Einfluß dazu an, daß es Andere nicht thun. Man hört zwischen den Ehegatten die alten Zänkereien nicht mehr, auch dürfen wir getrost hoffen, daß die blutigen Schlägereien, welche so oft das Familienleben verwüsteten, bei Vielen für immer ein Ende genommen haben.

Achtes Kapitel.

Abschaffung der Todtenopfer. Allmählige Aufhebung der Götterweihe. Vermehrter Kunstfleiß. Friedensliebe. Briefe verschiedener bekehrter Neu-Seeländer. Seliger Tod einiger derselben.

Noch weiter verdient als heilsame Wirkung des evangelischen Einflusses unter diesem Volke der Umstand herausgehoben zu werden, daß durch denselben gar manche unmenschliche und abergläubische Gebräuche bereits unterdrückt worden sind. Bekanntlich wurden auf dieser Insel bei dem Tode eines angesehenen Häuptlings oder eines seiner Verwandten mehrere Menschenopfer dargebracht, um die Manen der Verstorbenen zu versöhnen, und sie als Diener in die Geisterwelt zu begleiten. Oft sahen sich die Missionarien veranlaßt, die Thorheit und Grausamkeit dieses väterlichen Herkommens den Einwohnern ans Herz zu legen. Als nun am 6. März 1828 der berühmte Krieger Neu-Seelands, Hongi, starb, so hatten sie alle Ursache, ähnliche blutige Auftritte bei seinem Todtenmahle zu erwarten. Allein die ernste Erinnerung, welche er den Häuptlingen auf seinem Sterbe-

lager gegeben hatte, sich von dem Rathe der Missionarien leiten zu lassen, machte einen so tiefen Eindruck auf ihre Gemüther, daß bei seiner Beerdigung alles friedlich vorüberging, und keines seiner Weiber, und auch keiner seiner Sklaven als Schlachtopfer getödtet ward. Wir dürfen hoffen, daß dieses heilsame Beispiel, das beim Tode dieses berühmten Häuptlings gegeben wurde, in künftigen Fällen um so mehr werde befolgt werden, da ein nicht geringer Theil der Häuptlinge bereits dem Christenthum öffentlich gehuldigt hat.

Auch die abergläubischen Gebräuche ihrer religiösen Weihe (Tabu) gerathen nach und nach in Zerfall, und an manchen Orten sind sie bereits gänzlich abgeschafft. Dieser Gewinn ist von hoher Wichtigkeit, wenn man die unseligen Wirkungen bedenkt, welche in den meisten Fällen das Tabu über die Bewohner Neu-Seelands verbreitete, das früher den schreckhaftesten Einfluß über sie ausübte, und als Bannstrahl in den Händen der Häuptlinge und Priester gebraucht wurde. Statt sich jetzt durch jedes Wundergeschichtchen in Schrecken setzen zu lassen, wundern sie sich vielmehr, wie sie früher an solche Mährchen glauben, und von ihnen sich fesseln lassen konnten. Der stille Widerstand, den wir diesen albernen Gebräuchen entgegensetzten, hatte uns früher in mancherlei Verlegenheiten und Gefahren verwickelt, welche jedoch nunmehr fast ganz aufgehört haben.

Als ich vor mehreren Jahren zu Taku, einem großen Dorfe, etwa fünf Stunden von Keriferi, einen Besuch machte, traf ich den Häuptling Wata nicht zu Hause an, der indeß sein Weib unter einem strengen Tabu zurückgelassen hatte. Alle Speise, die sie genoß, mußte ihr zu den Füßen gestellt werden, und sie mußte, die Hände rückwärts streckend, sich so weit auf den Boden bücken, bis sie die Speise mit dem Munde auffassen konnte. Ich verkündigte hier den Einwohnern die unerforschlichen Reichthümer Christi, und als ich nach einem kurzen Besuch nach Hause zurückkehrte, traf ich

einen bekannten Insulaner, Titore, auf dem Wege nach Taku an, der auf einem Speer die heilige Speise trug, welche Wata essen sollte. Auch dieser Träger lag unter dem heiligen Bann, und durfte nicht das Geringste genießen, bis er seine Speise dem Wata auf eine weite Entfernung hingebracht hatte. Ich bot ihm etwas zu essen an; allein so hungrig er auch war, so floh er vor dem Bissen wie vor einer Schlange, und sagte mir, er werde am folgenden Tage nach Keriferi zu mir kommen, wo ihm erst gestattet sey, Speise zu sich zu nehmen.

Im September 1829 machte ich mich nach Rangihua auf den Weg, um die kranke Gattinn meines dortigen Mitarbeiters zu besuchen. Kaum war ich ein paar hundert Schritte vorwärts gegangen, so erblickte ich eine große Schaar Insulaner, welche am Seeufer mit der Verfertigung eines neuen Netzes beschäftigt waren, und die mich nicht weiter vorwärts gehen lassen wollten, weil die ganze Gegend mit einem Tabu belegt war, und so mußte ich wieder nach Hause zurück. Indeß entschloß ich mich, am folgenden Tage das Tabu zu durchbrechen, es möge kosten, was es wolle, und machte mich daher mit meinem Mitarbeiter Kemp und einer Anzahl Ruderer auf unserm Boote den Fluß hinab auf den Weg. Die Insulaner leisteten uns zwar anfänglich Widerstand, indeß gaben sie bald nach. Als wir aber zu Rangihua landeten, machten sie einen heftigen Angriff auf unser Boot, verwundeten einen unserer Ruderer, schleppten eines unserer kleinen Kinder mit sich fort, und drohten, uns entgegen zu gehen; allein unsere ruhige Fassung brachte sie bald zur Besinnung; sie brachten das Kind zurück, ersetzten den Schaden, den sie im Boote angerichtet hatten, und von jetzt an hinderten sie uns nicht weiter, unsern Weg, selbst über den geheiligten Boden, fortzusetzen.

Nicht minder erfreulich ist die Wahrnehmung, welche wir nunmehr zu machen vielfache Gelegenheit finden, daß das unstete, wildkriegerische und diebische Wesen

dieses Volkes überall, wo das Evangelium Wurzel faßt, allmählig verschwindet, und den bessern Gewohnheiten des friedlichen und geregelten Zusammenlebens und des ehrsamen Gewerbfleißes Raum macht. In ihrem natürlichen Zustande sind diese Insulaner gar bald einer bestimmten Lage überdrüßig, und von Tag zu Tag muß der Ort gewechselt werden. Ihr Hang, von einer Stelle zur andern zu wandern, ist ihnen angeboren, und nur schwer können sie dazu gebracht werden, sich an einem Orte bleibend niederzulassen. Allein das Christenthum hat auch in diesem Stück eine mächtige Veränderung unter ihnen hervorgebracht. Sie haben angefangen, regelmäßige Wohnungen aufzubauen, und in der Heimath das Vergnügen zu finden, das sie bis jetzt auf ihren beständigen Streifzügen gefunden haben. Selten wird jetzt ein verlassenes Dorf weiter angetroffen. Die Männer finden Vergnügen daran, ihre Wohnungen bequem einzurichten, ihre Feldstücke anzupflanzen, ihre Gärten zu umzäunen, und Kapellen und Schulhäuser in ihren Dörfern aufzurichten; indeß die Weiber sich auf eine nützliche Weise für das Wohl der Ihrigen beschäftigen. Ich möchte indeß mit dieser Behauptung keine falsche Vorstellung hervorrufen; ich sage nicht, daß sie jetzt ihre Zeit immer auf die rechte Weise anzuwenden wissen, oder daß sie immer beschäftigt sind. Ein Europäer wird noch immer viel müßiges Wesen unter ihnen antreffen. Doch nehmen mit dem Fortschreiten ihrer Bildung auch ihre zeitlichen Bedürfnisse zu; das Wort Gottes, das sie lesen, sagt ihnen, daß, wer nicht arbeiten will, auch nicht essen soll; und wir ermahnen sie, den Vorschriften des Evangeliums zu gehorchen, und fleißig mit ihren Händen zu arbeiten, um sich und die Ihrigen auf eine ehrliche Weise zu versorgen. Ich darf wirklich mit Freudigkeit behaupten, daß unter einem großen Theile derselben Gewerbfleiß, Regelmäßigkeit und das Bestreben, ihre äußerlichen Umstände zu verbessern, sichtbar zunimmt, und daß auch in dieser Beziehung der

heilsame Einfluß des Evangeliums auf die leibliche Wohlfahrt des Volkes auf eine erfreuliche Weise sich zu Tage legt.

Dieß ist den Insulanern selbst bereits klar geworden, und sie sprechen sich häufig über die mächtige Veränderung aus, welche das Christenthum bereits auf ihrer Insel hervorgebracht hat, und unter Gottes Segen noch ferner hervorbringen wird. Als ich auf einer meiner letzten Wanderungen durch die Insel nach Kopu kam, wurde gerade der Häuptling des Ortes, Horeta, der eine Zeitlang vom Dorfe abwesend gewesen war, von den Einwohnern bewillkommt. Er stand mitten unter dem Volke da, und indem die Menge mit dem lautesten Freudengeschrei ihn begrüßte, lispelte er ihnen freundlich seine guten Wünsche zu. Voll Begeisterung ritzten sich die Weiber auf eine fürchterliche Weise die Haut auf, indeß die Männer mit einander wetteiferten, welcher von ihnen am lautesten brüllen würde. Als der Jubellärm vorüber war, fing Horeta seine Anrede an sie an, in welcher er seine innigste Freude darüber ausdrückte, daß sich Missionarien unter ihnen niedergelassen haben. Warum, fragte er laut, warum sind sie gekommen, um unter uns zu wohnen? — Sie sind gekommen, um unsere Mordkeulen zu zersplittern, die Spitzen unserer Speere abzustumpfen, die Kugeln aus unsern Gewehren herauszuziehen, und zu machen, daß ein Stamm den andern Stamm lieb gewinnt, und daß wir als Freunde und Brüder friedlich neben einander sitzen. Darum laßt uns unsere Herzen hingeben, und den Missionarien gehorchen, so werden wir in Frieden wohnen. Mich dünkt, diese kurze Zeichnung ist ein richtiger Ausdruck der Wirkungen, welche das Evangelium des Friedens unter diesem Volke ins Leben zu rufen begonnen hat.

Um den heidnischen Insulanern, unter denen ich arbeitete, Gelegenheit zu geben, die Gefühle ihres Herzens freimüthig auszusprechen, und sich derselben klarer

bewußt zu werden, hielt ich es für zweckmäßig, sie zu veranlassen, von Zeit zu Zeit sich schriftlich an mich zu wenden. So kam es, daß in den letzten fünf Jahren Einwohner dieser Insel aus den verschiedensten Klassen und Bildungsstufen Briefe an mich gerichtet haben, die zu einer bedeutenden Sammlung sich vermehrten. Um das innere Gewebe ihrer Gefühle und Vorstellungen, so wie da und dort die stillen Spuren von der Wirksamkeit der göttlichen Gnade in ihren Herzen den Lesern anschaulich vorzuführen, werden einige dieser Briefe, die verschiedenartigen Inhaltes und von verschiedenartigen Insulanern geschrieben sind, in einer möglichst wörtlichen Uebersetzung hier beigefügt.

1.) Schreiben eines verheiratheten Insulaners, Wahanga.

Mein Herr Yate, höret auf meine Rede an Euch. Groß ist mein Herz gegen Gott, denn Er hat Sorge getragen für mich, mein Lebenlang, und den größten Umfang der Liebe gegen mich kund gethan. Es ist gut für mich, durch Ihn geheiliget, und vermittelst der Taufe zugelassen zu werden zu seiner heiligen Gemeinde auf Erden, damit ich auch, wenn ich sterbe, in seiner Gemeinde dort oben im Himmel aufgenommen werden möge. Wer vermag das Feuer zu ertragen, das ewiglich brennt? Mich verlangt zu Jesu Christo zu eilen, um von demselben errettet zu werden. Wie der Wind die Wellen des Meeres aufwühlt, so wühlt der Arge die Sünden meines Herzens auf, und ist immer Tag für Tag daselbst geschäftig. Wache ich um Mitternacht auf, so wacht er auch, um mit mir zu streiten, daß ich nicht zum Erlöser fliehe, oder meinen Mund zuzuhalten, daß ich nicht zu Ihm bete.

Dieß ist mein ganzer Brief an Euch, Herr Yate; ich liebe Euch; ja ich

Wahanga.

2.) Schreiben der Gattinn desselben, Pahuia.

Herr Yate! Es ist wahr, es ist sehr wahr, daß es gut ist, dem Jehovah Alles zu sagen, was in unserem Herzen ist, es sey gut oder böse. Mein Verlangen ist, gerettet zu werden am Tage des Gerichts. Wird es doch nicht lange dauern, bis Christus erscheint, die Welt zu richten, und auch ich soll gerichtet werden. Verdammniß ist mein Loos, denn mein Herz ist böse, und will nichts Gutes thun, nicht eines, auch nicht eines, das Gott für gut erklärt. Zürnet Gott auf mich, so hat Er vollkommen Recht. Aber wird mich der Sohn Gottes nicht erretten? Ihr saget: ja, und ich glaube es. Ihr saget, daß Er mein Herz, wie unrein es auch ist, waschen will in seinem Blute, und es gut und rein machen. Dieß ist eben was ich brauche. Ich wünsche, in seine Kirche aufgenommen zu seyn, und sein Kind zu werden, und die Worte aus seinem Buche zu lernen, und von Ihm gepflegt zu seyn, und zu thun, was sein Mund spricht. Ach so sage an, HErr Jesu, sage an, was ich dir zur Freude thun soll.

Dieß ist alles von Eurer Pahuia.

3.) Schreiben von Hongi, einem verheiratheten Insulaner.

Höret auf meine Gedanken, Herr Yate! Ich suche ein Herz für die guten Dinge Gottes; ich habe mit meinen Ohren seine süßen Worte gehört, aber ich bin nicht im Stande, mich selbst zu seinem Kinde zu machen, denn ich habe noch viel mit der Sünde zu kämpfen. Wir haben alle seine frohe Botschaft aus seinem Buche gehört. Das sind gute, gnädige, köstliche Worte; sie sind Zeugen des heiligen Geistes, der den Geist des Menschen führen will. Wenn sie in meiner Seele wohnen, so wacht mitten in der Nacht die Freude mit mir auf, und ich muß immer an Euch denken. Was denkt Ihr wohl von uns? Ihr saget: es müsse uns schmerzen, daß auch wir den HErrn des Lebens, den Sohn

Gottes, unsern Erlöser Jesum Christum, durch unsere Sünden gekreuziget haben. Diesen Schmerz fühle ich schon lange, und ich fühle ihn jetzt, weil auch ich Ihm sein Blut gekostet habe. Und darum ist jetzt mein Herz sehr groß, denn ich möchte gerne einer seiner Getauften seyn. Aber ich bin noch sehr stolz, und spreche oft in mir: Ei, was gehen dich diese Dinge Gottes an? Du bist nur ein Neu-Seeländer! das ist gut für die weißen gelehrten Leute, aber nicht für uns. Ich bin einer von denen, der gerne Gott dienen möchte; da sitze ich nun, und wünsche von Euch getauft zu werden. Ich, Euer alter Reisegefährte im Boote, das nach Rangihua fuhr.

Hongi.

4.) **Atua Häre, der Häuptling des Ngatitautahi zu Kaikohi ist der, welcher durch seines Sohnes Hand an Euch schreibt.**

Dieses sind meine Worte, welche mein Sohn mit einer Feder auf einer Tafel an Euch schreibt: Sieben und dreißig von uns in meinem Wohnort hier haben schon viele Monden gewünscht, getauft zu werden. Ich bin der alte Mann, und der alte Häuptling dieses Stammes, und alle meine Söhne sagen: Atua Häre schreibe, Atua Häre sprich, Atua Häre dringe in Herrn Yate, ehe er zu Schiffe geht, auf den, wir können gar nicht sagen, wie langen Weg nach England. Ihr kennet uns und die Gedanken unseres Herzens; Ihr habt Euere Zelte neben meiner Wohnung zu Kaikohi aufgerichtet, und Ihr wißt all unser Verlangen. Wir denken in uns, und unser Mund spricht: es ist gut zu glauben, es ist gut zu beten, es ist gut zu hören, es ist gut zu folgen. Unser Bethaus ist noch nicht fertig. Wir Eingeborne sind recht alberne Leute; wir nahmen die Stützen unter dem Dach weg, ehe es fest stand, und es ist wieder eingefallen, und alle Wände mit ihm. Als das Bethaus auf dem Boden lag, indeß ich schon in meinem Herzen gedacht hatte, Ihr werdet in zwei Wochen kommen, um uns darin zu unterrichten, so fing ich an zu

schreien, und das Herz meines Volkes wehklagte und wurde finster, und wir sagten: es hilft nichts, wir können kein so großes Haus aufrichten. Dann habt Ihr Kohuka, Euern Sohn, gesendet, den Ihr aus der Sklaverei losgekauft habt, welcher kommen sollte uns zu helfen, und zu zeigen, wie man es machen muß. Da wurden unsere Herzen leicht, wir gingen wieder frisch an die Arbeit, und das Dach steht jetzt fest. Herr Yate, Ihr müßt jetzt nach Kaikohi. Mura und Wahanga und Kaha werden kommen, und Euer Kleiderhaus (Zelt) tragen, und auch Eure Kleider. Waha ist in den Wald gegangen, um ein paar Waldtauben und Tuis zu schießen. Ich habe ein kleines Schwein, das will ich schlachten, wenn ich Euer Pferd in der Ferne erblicke, und Piro's Weib wird Eure Kartoffeln waschen, weil Ihr sie nicht mit der Bedeckung gekocht haben wollt. Jetzt nicht weiter. Sitzt im Frieden. Mura hat diese Platte geschrieben. Die Worte sind gesprochen von

Atua Häre.

5.) Schreiben von Henry Waranga, und seiner Gattinn, Rebecka.

Vater Yate! meine Seele ist glücklich, weil sie etwas weiß von der Liebe Gottes. Ich wünsche mehr davon zu erfahren, und öfter der guten Dinge mich zu erinnern, welche Gott durch Jesum Christum für uns gethan hat, und seinen Willen mit Freuden zu thun. Mein altes Herz ist noch nicht fort; es bleibt noch in mir, und wenn ich bei Nacht auf dem Lager liege, so spricht es: Henry, thu morgen etwas, was nicht recht ist; und dann gehen meine Gedanken damit um, und ich thue es, und meine Gedanken sagen mir, es sey böse, und mein Herz sagt mir, ich sey ein ungläubiger, böser Mensch, und Satan sagt zu mir, ich gehöre nicht Christo an, sondern ihm, und werde immer sein Werk thun müssen. Was denkt Ihr, Herr Yate?

Ihr habt die Schriften gedruckt gebracht von der andern Seite des Wassers, und ich habe auch ein Buch bekommen, und Rebecka spricht: ich müsse ihr daraus vorlesen, wenn sie krank ist, und jeden Tag hinein sehen, und mehr zu Gott beten, wenn ich lese, und dann werde ich bald erfahren, was ich thun soll. Euer Herz, und Eurer Mitarbeiter Herzen denken immer Gutes; aber wir! ach! Rebecka sagt: dieß sey ihr Brief und mein Brief; denn er enthält unser beider Gedanken, und unser beider Herz ist eins.

6.) Von dem Häuptling Hotaiwa, an Herrn Yate.

Ich sende einen meiner Sklaven mit diesem Buch (Brief), das Thomas Reo für Herrn Yate zu Waimate geschrieben hat. Die Straße ist fertig durch den Wald, für euer Pferd und für Euch, damit Ihr in meinen Wohnort nach Mangakahia kommen möget. Kommt, kommt, kommt! Es ist eine gute Straße; vielleicht werdet Ihr sagen, sie ist gut; vielleicht aber auch, sie ist schlecht. Wir waren 35 Männer 3 Wochen und 4 Tage lang; und wir Alle sagen: nein, wir wollen keine Bezahlung haben für dieses Werk. Es ist eine Straße für unsere Lehrer, daß sie kommen mögen, uns von Jesu Christo etwas zu sagen. Dieß ist unsere Bezahlung, damit sind wir wohl zufrieden. Ihr seyd erst viermal zu Mangakahia gewesen; aber jetzt ist der Weg fertig, Ihr müßt jeden Monat kommen, damit wir Eure Worte, und Eure Bücher und den Katechismus nicht vergessen, den Ihr uns lehret. Kommt bald und geschwind, lieber Freund, Herr Yate!

So viel Geschriebenes von Hotaiwa an den Prediger des Evangeliums, der bisweilen zu Mangakahia, und bisweilen zu Waimate ist.

7.) Schreiben Temorengas.

Von Temorenga ist dieses Buch an Herrn Yate. Meine beiden Freunde tragen auf ihren Rücken in zwei

Körben neun Zweier (Paare) von Vögeln. Sie sind eine Gabe, ein Nichts für Euch, um sie auf dem Kriegsschiff zu essen, wenn Ihr auf dem großen Wasser seyd. Nehmt Euch in Acht vor den Wellen der großen See. Ach wie groß waren sie doch, als ich nach Port Jackson zu Herrn Marsden ging! Vergeßt nicht, was ich Euch gesagt habe; bringt einen, bringt zwei, bringt drei, ja noch mehr Missionarien, um zu den Volksstämmen im Süden zu ziehen, damit zwischen uns hier und ihnen kein Krieg mehr seyn möge. Bringt auch Eure Schwester im Schiff mit Euch, und vergeßt nicht, was ich, Temorenga, Euch gesagt habe. Ich werde Euch hier ein Haus geben, wenn auch die übrigen Einwohner die Missionarien nicht im Lande wohnen lassen wollten. Ein Neu-Seeländerherz ist sehr trügerisch und unzuverläßig. Laßt die Männer, welche die Vögel bringen, mir ein bischen Tabak zurück bringen, denn meine Pfeife ist leer. Geht im Frieden, und sehet Eure Freunde in England. So spricht Temorenga zu Manawenua, wo er sitzt.

8.) Von dem Sohne des Temorenga.

Mein Vater! ich wünsche Euch Gesundheit. Bleibt doch im Frieden hier im Neu-Seeländerland, und gehet nicht nach England. Laßt immerhin Eure europäischen Freunde Briefe schreiben und Kisten schicken; aber Ihr bleibt zu Waimate, und kommt jede Woche hieher uns zu unterrichten. Die Zeit ist gekommen, wo das Licht in unsere Herzen bricht, und ganz Neu-Seeland durchzieht. Bleibt hier, lieber Lehrer, und gehet nicht weg. Dieß sind unsere Gedanken am Manawenuastrom; und alle Leute sagen: Herr Yate geht fort, und wir werden Alle sterben und weggewischt werden von der Erde, ehe er wieder kommt; und wenn er wieder zu seiner Wohnung kommt, so sind die Häuser niedergebrannt, und Farnkraut wächst an der Stelle, und Alles wird eine öde Wildniß seyn. Aber geht nur nach England, und

bringt

bringt mit Euch viele, viele Lehrer zurück; denn jedes Dorf muß einen Missionar haben, der den Leuten sagt, was Recht ist, und sie vom Bösen abhält.

So schreibt der Sohn des Temorenga; vielleicht könnt Ihr dieses Buch lesen, vielleicht auch nicht. Meine Finger sind schlecht zum Schreiben, die Meinen.

9.) Schreiben von Paru.

Ist es wirklich wahr, Herr Yate? Soll Waimate Euch nicht wieder sehen? Für wie viele Monate? Vielleicht für fünfzig, vielleicht für hundert? Als Ihr nach Port Jackson ginget, sagte ich: o, er kommt bald wieder. Es sind nur zwei Wochenreisen dorthin. Sein Vater lebt nicht an diesem Ort, und seine Schwester nicht, und er wird nicht bleiben. Aber bei dieser Reise sagt Henry: wir werden ihn nicht wieder sehen; und Cosmo spricht: er kommt wieder; und Eduard sagt: seyd nur nicht bekümmert, ein starker Wind bläst in die Segel, und bringt ihn wieder nach Waimate zurück; aber ich spreche: vielleicht wird Gott sagen, komm! vielleicht wird Er sagen, komm nicht! Ich bin sehr betrübt in mir, daß das Schiff von meinem Geburtslande Euch wegträgt. Mein Weib hat einige Bänder für Pfarrer gemacht, und ein paar von etwas als Handschuhe für englische Frauen, solche, wie sie Frau Busby trägt. Ihr gebt sie in England solchen, die Euer Herz liebt. Ziehet im Frieden nach England, und laßt uns, wenn Ihr fort seyd, weinen und schreien. Mögen keine Stürme Euch überfallen.

In keiner Lage tritt die Glückseligkeit des Gläubigen und das Elend des Ungläubigen in so lebhaftem Bilde ans Licht hervor, als dieß auf dem Kranken- und Sterbelager der Fall ist. In diesem Augenblicke schwinden alle irdischen Dinge aus dem Auge, und durch die finstere Pforte des Grabes entfaltet sich vor dem Blicke des Menschen eine lange unbekannte Ewigkeit. Tausende,

welche ihr ganzes Leben hindurch den Christenglauben von sich stießen, würden mit inniger Freude seine Tröstungen umfassen, wenn die Kräfte der Natur dahinsinken, und der Tod sie mit seinen kalten Armen umfaßt. Ich habe den rollenden Blick des Ungläubigen gesehen, der an der Pforte des Todes zähneknirschend zu ihm sprach: Bist du gekommen mich zu quälen, ehe denn es Zeit ist? Ich sahe aber auch die Freudenthränen, und ich hörte den Jubelruf gläubiger Seelen, welche in der Todesstunde dem kommenden Bräutigam frohlockend entgegen zogen. Auftritte beiderlei Art sind auch auf Neu-Seeland nichts seltenes; hier nur einige derselben, wie sie mir die eigene Erfahrung nahe brachte.

Paru, ein angesehener Häuptling im Ngaitewagistamme, war ein Mann von kühnem Unternehmungsgeiste, wildem Gemüthe, und ganz unbekümmert um die Folgen, welche seine Handlungen für ihn und für Andere hatten. Frühe schon trug er den Keim der Auszehrung in sich, der sich auch auf einem seiner letzten Räuberzüge nach dem Süden, den er im Winter unternahm, zu einer Krankheit entwickelte. Auf diesem Zuge war ein Theil seiner Leute im Flusse ertrunken, andere raffte die Kälte und der Hunger hinweg, und die übrig gebliebenen brachten den Stachel des Todes in ihrem Körper in die Heimath zurück, der ihr Ende frühe beschleunigte. Im Frühling 1829 mußte sich dieser junge Häuptling aufs Krankenlager niederlegen, und auch die ernstesten Ermahnungen eines unserer Brüder Arznei zu gebrauchen, richteten nichts bei ihm aus. Er hatte sein ganzes Vertrauen den vermeintlichen Zauberkräften der heidnischen Priester gegeben, welche seinen Tod beschleunigten. Oft hatten wir seinem Herzen die Wahrheiten des Evangeliums nahe gelegt, und ihn dringend ermahnt, sich versöhnen zu lassen mit Gott; aber jedes Anerbieten der göttlichen Gnade wies er trotzig von sich ab. Oft versuchten wir, durch leibliche Erquickung auf seinem Krankenlager sein Herz zu erweichen; aber alles

war umsonst. Da lag er auf einem Bette von Farnkraut unter einem elenden Schoppen, der ihn weder vor den brennenden Sonnenstrahlen des Mittags, noch vor den Regengüssen oder der Kälte der Nacht zu schützen vermochte, als ein Bild der Verzweiflung da, und ein altes tabuirtes Weib saß neben ihm, um mit ein paar Flachsstengeln den Angstschweiß abzutrocknen, der über sein gefurchtes Gesicht herabströmte, während der wilde Haufen seiner Freunde auf die gefühlloseste Weise neben seinem Lager possenhaft über das Trinkgelag und die Todtentänze sich unterhielten, die sie bei seiner Beerdigung halten wollten. Bei meinem letzten Besuch sprach ich mit ihnen über ihr gefühlloses Benehmen; allein sie verlachten meine Erinnerung. Jetzt wandte ich mich an den Sterbenden, der mit dem Odem kämpfte, indeß der Todesschweiß auf seiner Stirne lag. Noch war er beim vollen Verstandesgebrauche; und ich ermahnte ihn dringend, keinen Augenblick zu versäumen, als ein bußfertiger Sünder zu Christo seine Zuflucht zu nehmen, der ihn heute noch, wenn er ernstlich nach Ihm verlange, zu retten bereit sey. Allein der Sterbende ward hierüber zornig, sein Angesicht ergrimmte, und er sprach zu mir: von Geburt an habe ich als Neu-Seeländer gelebt, und als Neu-Seeländer will ich auch sterben. Er wurde ruhiger, als ich ihn fragte, wohin sein Geist nach dem Tode gehe, und ob er jenseits desselben ein seliges oder unseliges Leben erwarte? Der Glaube an ein zukünftiges Leben steht in der Seele aller Neu-Seeländer fest, wie albern auch ihre Vorstellungen von demselbigen sind. Die Antwort, welche mir Paru auf meine Frage gab, waren die letzten Worte, die sein Mund vor dem letzten Todeshauche sprach: ich will zur Hölle fahren, sprach er mit fürchterlichem Nachdruck; ich will zur Hölle fahren! Dort ist Wiro (der Fürst der Finsterniß), und sein Gefährte werde ich für immer seyn. Ich habe noch nicht Menschen genug gemordet, daß meine Augen Sterne werden können am Himmel, wie dieß bei Hongi

der Fall war. Ich bin kein alter Kriegsmann, sondern noch ein Jüngling; aber wohin anders sollte ich gehen, als zur Hölle! dorthin will ich fahren! Mit diesen Worten gab er seinen Geist auf. Ich wage nicht auszusprechen, was sein Zustand jetzt ist. Der Mensch ist nicht Richter. Er steht vor dem Richter der Lebendigen und der Todten, der Jedem vergelten wird nach seinen Werken. Nur so viel wissen wir, daß der arme Paru bis zum letzten Todeshauche dem Wege des Lebens den Rücken zugekehret hat.

Coleman Aoheke liefert uns ein Bild entgegengesetzter Art; und wie gerne wenden wir unser Auge dem Sterbelager eines scheidenden Christen zu, dessen erlöste und geheiligte Seele auf den Fittigen der Engel durch die Todespforte zum Himmel getragen wird. Aoheke war schon in seiner Jugend zum Kriegsgefangenen gemacht worden; sein Besitzer gestattete ihm jedoch, unsere Schule zu Paihia besuchen zu dürfen, und später fanden wir Gelegenheit ihn vom Sklavenjoche loszukaufen. Noch war damals nichts in seinem Benehmen, was uns eine Wiedergeburt von oben in demselben hoffen ließ, obgleich sein Betragen in der Schule unserer Zufriedenheit werth war. Er erlernte leicht das Tischlerhandwerk, und wurde uns in der Werkstätte nützlich. Die unglückliche Schlacht zu Kororareka, die er mitkämpfte, machte den ersten heilsamen Eindruck auf seine Seele, und von jetzt an dachte er auf das, was zu seinem Frieden diente. Im November 1831 ward er mit sechs andern Erwachsenen durch die Taufe in die Gemeinde der Christen aufgenommen. Obgleich ein starker junger Mann, zog er sich doch durch Unvorsichtigkeit, indem er sich bei heftigem Schweiße auf den kalten nassen Boden niedersetzte, eine Krankheit zu, die mit einer langsamen Auszehrung endigte. Unter seinen Leiden war er ganz in Gottes Willen ergeben; sein Gemüth war heiter, und nichts machte ihm größeres Vergnügen, als die Beschäftigung mit dem Worte Gottes,

und der Besuch seiner Freunde. Einmal fragte er mich: ist es denn wirklich wahr, daß Christus auch einen solchen Sünder, wie ich bin, erretten will? ist dieß wahrhaftig und gewiß? Ja, antwortete ich ihm, Christus ist gekommen in die Welt, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist. Ach, rief er aus, das ist gut, das lautet köstlich; so darf ich also nicht verloren gehen! O wie leicht wird jetzt mein Herz! Zuvor war es finster, jetzt ists licht; ich darf mich nicht weiter vor Gott fürchten, denn der Sohn Gottes, Jesus Christus, hat auch mich versöhnt mit seinem Blute. Ein ungetrübter, heiterer Gottesfriede nahm jetzt Besitz von seiner ganzen Seele, und begleitete ihn bis zum Todesthale hin. Sein einziger Wunsch war nur, seine Gattinn und sein Kind getauft zu sehen. Ein Tag ward hiezu bestimmt; aber er war zu schwach, um in die Kirche getragen zu werden. Allein nicht minder war seine Freude, sie jetzt der lebendigen Gemeinde Jesu einverleibt zu wissen. Voll Glaubenszuversicht schloß er sein Auge für diese Welt, und gab segnend seinen Geist auf.

Napu, ein Bruder unseres bekehrten Titore, besaß großes Ansehen unter seinem Stamme; seine Gemüthsart war zwar mild, aber unzuverläßig und verschlagen, und er scheute auch das schlechteste Mittel nicht, wenn es ein Opfer seines Ehrgeizes galt. Er war ein bitterer Widersacher der Wahrheit, und verspottete bei jedem Anlasse, der sich ihm darbot, das Evangelium. Eine lahme Hand, die er hatte, hinderte ihn, das Schießgewehr nach Herzenswunsch zu gebrauchen; dennoch machte er, so gut er konnte, die wilden Räuberzüge mit, bis er auf einem derselben durch starke Erkältung sich eine auszehrende Krankheit zuzog. Ich besuchte ihn, um ihm Arzneimittel zu reichen, und benützte jeden Anlaß, um sein Herz für den Glauben an Christum zu gewinnen. Allein bei sanften Einladungen wie bei ernsten Erinnerungen blieb er hart und gefühllos, und die Spottreden seiner Freunde, die um sein Krankenlager

standen, machten sein Herz noch verschlossener gegen jeden Eindruck der göttlichen Gnade. „Wenn Gott meinen Körper gesund machen kann, äußerte er, warum thut Er es nicht? Dann wollte ich das glauben, was Ihr mir von meiner Seele sagt. Laßt Euren Gott nur einmal mir die Schmerzen aus meinem Körper hinweg nehmen, so wird mir dieß ein Zeichen seyn, daß Er der wahrhaftige Gott ist. Was Ihr sprechet, ist zu gut für uns; wir Neu-Seeländer thun besser, wenn wir bleiben, was wir sind. Eure Religion fordert zu viel, und mehr als wir thun können." — Ja, ja, riefen ihm seine Freunde zu, Rapu hat recht, wir können es nicht thun. Wir können nicht an Gott denken; wir haben kein Herz dazu, um dem zu folgen, was geschrieben steht. Wir wollen eben bleiben, wie wir sind. Rapu, höre ihm nicht zu! Der arme Mann gehorchte der Stimme der Spötter, und stieß die angebotene Gnade von sich. Eine Woche später war er eine Leiche, und sein Tod war Verzweiflung und bange Finsterniß.

Anna Wajapu wohnte mehrere Jahre lang bei der Missionsfamilie zu Kerikeri. Sie war in ihrer Jugend von der Heimath weggestohlen worden, und trat später als Schülerinn und als Dienstmagd in das Missionshaus. Lange hing sie jedoch ihrem heidnischen Aberglauben an, und es schien, als ob die Botschaft des Lebens ein Geruch des Todes für sie werden sollte. Im Jahr 1828 ward sie an Wajapu, einen kräftigen jungen Mann, der gleichfalls in der Missionsfamilie als Knecht diente, verheirathet. Als Mutter zweier Kinder war sie ein Muster von Sorgfalt und Liebe, und als Gattinn ein Beispiel der Friedsamkeit; und noch ehe sie das Evangelium kannte, bemerkte man nichts an ihr von der rohen zügellosen Weise, in welcher die Weiber in diesem wilden Lande häufig dahinleben.

Im Jahr 1830 machte auch Wajapu den unglücklichen Feldzug nach Kororareka mit, und mitten im blutigen Schlachtgetümmel kehrte er mit Wenigen unversehrt

und mit Schaam bedeckt nach der Heimath zurück. Aber bald marterten bange Gewissensbisse sein Herz beim Andenken an sein Betragen in der Schlacht, und die Pfeile des Allmächtigen drangen tief in seine Seele ein. Es waren indeß nicht Todespfeile, sondern Vorboten des Friedens, welche ihn zum Kreuze Christi hintrieben, wo er Vergebung für alle seine Sünden, und den Balsam fand für seine verwundete Seele. Auch seine Gattinn ward in dieser demüthigenden Leidensschule zur Quelle des Heiles in Christo hingezogen, und Beide wurden im August 1830 durch die Taufe in den Bund mit Gott aufgenommen, und bekräftigten von dieser Zeit an die Aufrichtigkeit ihres Glaubensbekenntnisses durch einen Wandel in der Gottseligkeit.

Nach ihrer zweiten Entbindung zeigten sich allmählig bei unserer Anna Spuren einer auszehrenden Krankheit. Ihr Herz war ruhig im Frieden Gottes gefaßt. Unter ihren langen Leiden kam keine Klage über ihre Lippen. Nur ein Gedanke schmerzte sie, daß sie das viele Gute, das sie genoß, nicht wieder vergelten konnte, und besonders lag ihr die ewige Wohlfahrt ihrer kleinen Kinder nahe am Herzen. Jakob, sagte sie öfter zu ihrem Gatten, halte doch unsere Kinder nicht ab, zum Himmel zu gehen. Ich werde bald sterben, aber ich bitte dich, hilf ihnen, daß auch sie selig werden. Nimm sie mit dir zur Kirche, laß sie in keine schlechte Gesellschaft, sondern halte sie ernstlich an, daß sie nach dem Himmel ringen. Ihr ganzes Gespräch war ein fortgesetzter Lobgesang der ewigen Liebe, womit sie Christus geliebet hat. „Ach! sagte sie einmal zu Frau Kemp, als diese ihr das Kopfkissen zurecht legte, ach, guten Abend, liebe Frau, ich gehe jetzt zu Jesu Christo, der mich lieb hat; ich werde Ihn bald sehen dürfen. Schon hat Ihn mein Herz erblickt, und jetzt liebe ich Ihn von ganzer Seele. Es sind nicht blos meine Lippen, welche glauben; der Glaube ruht tief in meinem Herzen."

Sie verlangte nach dem heil. Abendmahl, auf dessen Genuß sie vorbereitet wurde. „Ja, sprach sie, wäre Jesus nicht auch für mich am Kreuze gestorben, so würde ich jetzt als unwissende Heidinn der Finsterniß zum Raube werden. Ach, darf ich nicht am nächsten Sonntag nach der Kirche getragen werden, um mit meinem lieben Jakob dort das gesegnete Brod und den gesegneten Wein zu genießen, von welchem der Heiland

gesagt hat: das thut zu meinem Gedächtniß. An was sollen wir uns denn erinnern, fragte sie? — daß Christus uns geliebet habe, antwortete ich, und für unsere Sünden gestorben sey. — Ach, erwiederte sie schnell, das kann ich ja nimmermehr vergessen. Mach doch, lieber Jakob, den Tragsessel fertig, daß ich am Sonntage zum Hause Gottes gebracht werden möge, denn mich verlangt, mit Ihm seine sterbende Liebe zu feiern. Der Sonntag kam, und sie ward mitten in der Gemeinde vor den Altar des HErrn hingetragen. Ich konnte mich dabei der Thränen nicht enthalten, als ich auf den Armen ihres Gatten diese heilsdürstende Seele zu Jesu Füßen sich niederlassen sah. Der Auftritt war feierlich, und machte einen tiefen Eindruck auf die ganze Gemeinde. „Jesus Christus ist mein, rief sie frohlockend aus, und ich gehöre Ihm als eine mit Ihm verlobte Seele. Er kennt mich, und ich kenne Ihn; hier (auf ihr Herz deutend), hier hat Er seinen Wohnsitz aufgeschlagen, und von dieser Stelle wird Er nicht mehr weichen." Ihre letzte Lebensstunde rückte jezt schnell herbei. Einmal gab sie mir auf meine Frage: ob sie nicht lieber wieder gesund werden möchte? zur Antwort: wie, zur Welt zurückkehren? Christum nur bisweilen haben, und bisweilen nicht? Bisweilen Gutes und noch öfters Böses denken! Nein, nein! Frau Kemp wird eine bessere Mutter für meine lieben Kleinen seyn. Ich will gehen!" Es war ein heiliges Vergnügen, ein paar Augenblicke an ihrem Sterbelager zu verweilen. Hier sah man, was die Liebe Christi thun kann; welch ernstliches Verlangen nach dem ewigen Heile unserer Mitbrüder sie der Seele mittheilt; welche himmlische Strahlen der Liebe sie über das sterbende Antlitz verbreitet. Noch ehe der letzte Augenblick erschien, rief sie noch einmal ihre Kinder herbei, übergab sie betend Gott, ihrem Heilande, weinte über sie, und schloß sie jetzt in die Arme ihres Gatten ein, indem sie zu ihm sagte: „Lieber Jakob, ich gehe; der Freund meiner Seele ist nahe, Er ist da!" Mit diesen Worten gab sie den Geist auf.

Inhalt
des vierten Heftes 1836.

Insel Neu-Seeland.

Namen-Register.

1.) Personen-Register.

(Die römischen Ziffern bedeuten das Heft, die arabischen die Seitenzahl.)

2.) Orts- und Sach-Register.

Nro. VI. Juni 1836.

Monatliche Auszüge
aus
dem Briefwechsel und den Berichten
der
brittischen u. ausländischen Bibel-Gesellschaft.

England.

Zweiunddreißigste Jahresfeier der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.

London.

Diese, am Mittwoch den 4. Mai in der großen Exeter-Halle zu London gehaltene und von einer mächtigen Versammlung besuchte Feier, eröffnete der edle Präsident dieser Gesellschaft, Lord Bexley, mit folgender Bemerkung: „Bei der Eröffnung dieser zweiunddreißigsten Jahresfeier unserer Gesellschaft, geziemt es uns vor Allem, den Anfang zu machen mit dem Ausdruck unseres demüthigen Dankes gegen Gott, welcher uns im verflossenen Jahre das große und segensreiche Werk mit Liebe und Eintracht führen ließ. Nie waren die Arbeiten derselben ausgebreiteter und kräftiger, und nie wurden sie, wie im Laufe desselben, mit mehr Harmonie und geistiger Vereinigung geführt. Obgleich das Werk unserer Gesellschaft in den verflossenen zweiunddreißig Jahren sich beinahe über jedes Land und Volk der Welt erstreckte, so hat es doch den großen Körper der Menschenfamilie kaum erst auf seiner Oberfläche berührt. Zwar hat, wie wir getrost glauben dürfen, der durch das Wort Gottes verbreitete heilsame Sauerteig an-

gefangen, die große Masse zu durchdringen, und die Wirkungen desselben werden von einem Jahre zum andern sichtbarer; aber wer von uns kann wissen, wer die volle Wirksamkeit desselben erleben wird? Lassen Sie uns in unserm Geschlechte die Klugheit der Kinder dieser Welt nachahmen! Nie waren sie wohl thätiger und geschäftvoller als in dem gegenwärtigen Augenblick, und wer von uns darf daran zweifeln, daß die Hand der Vorsehung auf eine verborgene Weise ihre Bestrebungen zur Förderung und Ausführung ihrer großen und heilsamen Rathschlüsse über die Welt zu lenken wissen wird? In wie vielen Ländern hat nicht schon der wuchernde Handelsgeist den Weg zur Verbreitung des Evangeliums aufgeschlossen? Wie viele neue und unerwartete Erleichterungen zur Förderung der heiligen Zwecke unserer Gesellschaft dürfen wir nicht von den mit so viel Begeisterung verfolgten Planen unserer Tage erwarten, mit allen Völkern der Erde in Verkehr zu treten, und die wechselseitigen Mittheilungen auf eine erfreuliche Weise zu beschleunigen? Es geziemt uns, und jedem Gliede unserer Gesellschaft, seiner Stellung und den ihm dargebotenen Gelegenheiten gemäß, zur Förderung der großen Zwecke der Bibelverbreitung die Zeit weise zu benützen und des apostolischen Ausspruches dabei zu gedenken: „Alles was ihr thut, das thut zur Ehre Gottes!“ Wie groß sind nicht in dieser Hinsicht die Vortheile, welche wir genießen, in Vergleichung mit der Lage, in welcher unsere Väter gelebt haben, und wie hätten wir selbst in den frühern Tagen unseres Lebens solche mächtige Veränderungen vorher zu sehen vermocht! Wer würde damals erwartet haben, bei Veranlassungen wie die gegenwärtige ist, Abgeordnete einer großen, durch Bande des Blutes mit uns verwandten Nation, von der entgegengesetzten Küste des Weltmeeres her, zur Verbreitung der frohen Botschaft des Heiles in unserer Mitte sehen zu dürfen! Auch andere christliche Völker haben ihren Antheil an

diesem seligen Werke genommen. Deutschland hat schon seit langer Zeit viele seiner frommen Söhne als eifrige und hingebungsvolle Diener des HErrn in entfernten Ländern herbeigeführt, und derselbe heilige Antrieb wird auch in andern Ländern empfunden; aber für die besondern Zwecke dieser Gesellschaft, die Verbreitung des Wortes Gottes bieten Brittannien und Amerika ihre eigenthümlichen Vortheile dar. Die große Ueberlegenheit ihrer Schiffahrt, die weite Verbreitung der englischen Sprache, die ungeheuere Bevölkerung der brittischen Kolonien verschafft ihnen Zutritt und Einfluß in Ländern und unter Völkern, wo andere christliche Nationen kaum dem Namen nach bekannt sind. Aber für die Anwendung dieser Vorzüge sind wir verantwortlich, und ich preise Gott, daß diese Verantwortlichkeit je mehr und mehr erkannt und gefühlt wird; auch bin ich gewiß, daß eine Versammlung, wie die gegenwärtige ist, gerne ihren Einfluß dazu anwenden wird, bis unter beiden Völkern Gefühle dieser Art allgemein geworden sind, und bis überall, wo ihre Flaggen sichtbar werden, sie als Herolde der Wahrheit, des Friedens und der Menschenliebe unter allen Völkern begrüßt werden."

Nun wurde von den Herren Predigern Browne und Brandram ein Auszug aus dem Jahresberichte vorgelesen, aus welchem erhellt, daß im verflossenen Jahre 558,842 Exemplare der heiligen Schriften von der Gesellschaft in Umlauf gesetzt wurden. Ihre Geld-Einnahme an Beiträgen belief sich in diesem Jahre auf 86,819 Pfund Sterling (1,041,828 fl.). Unter dieser Summe ist der Erlös von verkauften heiligen Schriften mit 45,856 Pfund (550,272 fl.) einbegriffen, indeß die freiwilligen Beiträge, Legate und Geschenke sich auf die Summe von 38,902 Pfund (466,824 fl.) beliefen. Die Gesammt-Ausgabe der Gesellschaft stieg in diesem Jahre auf 107,483 Pfund (1,289,796 fl.), während die bereits

aufgenommenen Verbindlichkeiten sich auf 34,000 Pfund (408,000 fl.) belaufen.

Der Bischof von Winchester schlug die Annahme und den Druck des vorgelesenen Berichtes vor, und machte in seiner Ansprache unter Anderm folgende Bemerkung:

„Ich habe, wie schon bei frühern Gelegenheiten dieser Art, so auch in diesem Berichte, positive Gründe angetroffen, welche Freunde der Bibelsache zum Dank gegen Gott und zu muthiger Fortsetzung des begonnenen Werkes ermuntern dürfen. Ich erinnere diese Versammlung vor Allem an die große Thatsache, welche wir so eben vernommen haben, daß mehr als eine halbe Million Exemplare der heiligen Schriften im verflossenen Jahre als ein guter Same auf den Acker der Welt ausgestreut worden sind. Ich erinnere sie an den Umstand, daß die Ausgaben der Gesellschaft die des vorhergehenden Jahres bedeutend überstiegen haben. Dieß sind unstreitige Ermunterungsgründe, aber es sind auch noch manche andere, welche uns der so eben vorgelesene Bericht vor die Augen legte. Ich war begierig zu vernehmen, ob im Laufe des verflossenen Jahres sich neue Saatfelder für unsere Wirksamkeit aufgeschlossen haben, und auch in dieser Beziehung zeichnet sich der vorliegende Bericht vor vielen seiner Vorgänger aus. Ich nenne als Beispiel China und den Zutritt, den vor kurzer Zeit das Wort Gottes zu diesem ungeheuer großen, bis jetzt unzugänglichem Reiche gefunden hat; so wie den bis jetzt unerhörten Umstand, daß selbst Mandarinen in diesem Lande an der Verbreitung der heiligen Schriften thätigen Antheil genommen haben. Ich nenne das nicht minder anziehende ungeheuer große Saatfeld Indiens. Wir haben den ermunternden Ausdruck des Bischofes von Indien vernommen, daß die Völker Indiens auf unsere Arbeiten warten. Ein Ausdruck, welcher mich lebhaft an das

Wort erinnerte, das in unserer vorjährigen Versammlung der Bischof von Ohio mit einer Wärme, die ich nimmermehr vergessen werde, zu unseren Herzen sprach, daß nämlich eine ganze, im Verderben der Sünden gefangene Welt, sehnsuchtsvoll erwartet, daß die Kirche Christi ihre Pflicht an ihr ausüben werde. Noch möchte ich für einen Augenblick Ihre Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand hinlenken, welcher mir in unsern Jahresberichten immer bemerkenswerther erscheint; es ist nämlich die Frage: ob weitere Vorräthe an heiligen Schriften von den Volkern der Erde von uns verlangt werden. Und ist wohl in dem vorliegenden Berichte der Ausdruck dieser Wünsche geringer geworden? Haben wir nicht vernommen, daß nach allen Richtungen hin, der Ruf nach dem Worte Gottes zu unsern Ohren dringt, und daß die Agenten unserer Gesellschaft nicht im Stande sind, das vorliegende Verlangen zu befriedigen? Einer derselben sagt uns, daß sein ganzer Bibelvorrath vergriffen war, ehe er zwei Drittheile seiner Reise vollendet hatte. Der Bericht nennt uns einen heilsbegierigen Mann, welcher einen Weg von mehr als 36 Stunden zurücklegte, um zum Besitze eines Bibelbuches zu gelangen. Ein Eifer, der unserer Nachahmung billig werth ist, und uns ermuntern soll, Alles für Schaden zu achten, um Christum zu gewinnen, und den hohen Werth, den das Wort Gottes für uns hat, dadurch zu beurkunden, daß wir dasselbe allen Völkern der Erde als Heilmittel ihrer Seelen mittheilen."

Leider läßt es der enge Raum dieser Blätter nicht zu, noch mehrere Auszüge aus den interessanten Ansprachen herauszuheben, welche in der Versammlung gehalten wurden; jedoch können wir nicht umhin, aus dem Vortrage des Missionärs W. Schaw (Schau), welcher dreizehn Jahre als Missionär unter den heidnischen Völ-

kerstämmen des südlichen Afrika's gearbeitet hat, einige Stellen herauszuheben:

„Viele Jahre lang, sagte er, arbeitete ich als Diener Christi unter dem Kaffernvolke. Das Land desselben ist sehr groß und dehnt sich vom Fischflusse an bis nach der Algoabai auf 400 Stunden aus. Dieser große Landstrich ist von einer bedeutenden Anzahl von Völkerstämmen bewohnt, welche von verschiedenen Häuptlingen beherrscht werden, die aber alle, der Hauptsache nach, dieselbe Sprache reden. Bei meinem Eintritt unter ihnen war ich lange zweifelhaft, ob sie irgend eine Vorstellung von dem Dasein eines höhern Wesens haben oder nicht. So wie nun meine Bekanntschaft mit ihrer Sprache zunahm, machte ich die Entdeckung, daß sie mit einem bestimmten Ausdruck den Schöpfer aller Dinge zu bezeichnen pflegen. Sie nennen denselben gewöhnlich Athlanda, ein Wort das von dem Hauptworte, Zusammensammeln und miteinander vereinigen, hergenommen ist. Somit fehlt es ihnen nicht an der Vorstellung von einem Wesen, das Alles ins Dasein ruft und mit einander verknüpft, mit der sie jedoch die albernsten Gedanken zu verbinden pflegen. Dieser Athlanda lebt nämlich in einer großen Höhle auf der Ostseite der Erde, aus welcher die Sonne jeden Morgen hervorgeht. Aus der gleichen Höhle sind auch die ersten Menschen und Thiere entsprossen. Wie wünschenswerth ist es nicht, daß wir ihnen die heiligen Schriften in die Hände geben, aus denen sie allein die richtige Erkenntniß des wahren Gottes schöpfen können.

Es freut mich, Sie versichern zu dürfen, daß nunmehr durch die grammatische Bearbeitung der Kaffernsprache, welche wir dem Missionär Boyce verdanken, die Erlernung derselben gar sehr erleichtert worden ist. Wir haben nun angefangen Schulen aufzurichten, um die Kaffern lesen zu lehren; und noch erinnere

ich mich gar wohl meines ersten Versuches, den ich mit dieser Sache machte. Es hielt ungemein schwer, den Kindern irgend eine Vorstellung beizubringen von dem, was ich mit ihnen machen wollte, weil zuvor nie geschriebene Bücher unter ihnen vorhanden gewesen waren. Als ich nun mit dem Buchstabiren anfing, schrieb ich ein paar große Buchstaben auf einen Bogen Papier, den ich an einem Baume aufhing. Ich erklärte ihnen nun, daß ich bei jedem dieser Zeichen einen besondern Ton machen werde, den sie mir nachsprechen sollten. Als ich nun das A aussprach, sahen die Knaben zuerst mich, und dann einander voll staunender Verwunderung an, und brachen in ein lautes Gelächter aus, indem sie nicht begreifen konnten, was ich dabei beabsichtige. Ich suchte es ihnen abermals so deutlich wie möglich zu machen, sprach den Ton zu wiederholten Malen aus, und forderte sie auf, dasselbe zu thun, und jetzt lachten die Knaben noch viel herzlicher als zuvor. Dieß war sehr geduldübend; aber ein Missionär darf nicht so bald die ruhige Fassung verlieren; und es kam eben Alles darauf an, den Knaben die Sache, um die sichs handelte, einigermaßen begreiflich zu machen. Jetzt griff ich die Sache anders an. „Ihr wisset, sagte ich zu den Knaben, daß die Ochsen eures Vaters Namen haben, mit denen sie bezeichnet sind. Wenn ihr nun einen Ochsen aus dem Stall holen sollt, so nennt er euch den Namen desselben, und dann geht ihr hin und bringt gerade den Ochsen herbei, den euer Vater meint. Ist dem nicht also?“ Ja, gaben sie alle zur Antwort. „Nun denn, fuhr ich fort, diese schwarze Zeichen auf dem Blatte sind meine Ochsen, und ich habe ihnen allen Namen gegeben, und ich wünsche nun, daß ihr die Namen meiner Ochsen kennen lernt.“ Dieß erregte auf einmal ihre Aufmerksamkeit, und es machte ihnen Vergnügen, die Ochsen des Missionärs ihrem Namen nach kennen zu lernen; und auf diese Weise

wurde ihnen bald das ganze Geheimniß der Lesekunst deutlich.

Die Uebersetzung der heiligen Schriften in die Kaffernsprache hat ihren guten Fortgang, und es ist dabei den Missionären darum zu thun, ihre ersten geringen Versuche nicht sogleich drucken zu lassen, so sehr sie auch wünschen den armen Kaffern das Wort Gottes recht bald in die Hände geben zu können. Wir haben deswegen eine Anzahl von Kaffern ausersehen, welche ihre Sprache gut verstehen, und die mit uns jeden einzelnen Abschnitt der Uebersetzung sorgfältig durchgehen, wobei wir so lange verweilen, bis wir für jede einzelne Vorstellung den rechten Ausdruck gefunden haben. Wir hoffen nun bald im Stande zu sein, dem Kaffernvolke die heiligen Schriften als köstlichen Schatz in seiner eigenen Sprache überliefern zu können.

Zum Preise Gottes darf ich dieser verehrten Versammlung versichern, daß es unter dem armen Kaffernvolke Gottlob nicht an einzelnen erfreulichen Beispielen gebricht, welche uns den heilsamen Eindruck der göttlichen Wahrheit auf ihre Herzen kund thun. Als ich kurz vor meinem Weggehen einer Kaffernversammlung, von welcher die meisten nie zuvor etwas von den Offenbarungen Gottes gehört hatten, einen kurzen Abschnitt aus dem N. Testamente vorlas, und einige einfache Erklärungen demselben beifügte, trat einer der Häuptlinge hervor und sprach: warum ist doch dieses Wort nicht schon längst zu uns gekommen? Wenn das wahr ist, was Ihr sprechet, was ist aus unsern Vätern geworden? Wohin sind sie gekommen nach dem Tode? Diese Fragen jagten uns eine tiefe Schamröthe ins Angesicht, denn sie enthielt einen gerechten Vorwurf, der uns Alle trifft.

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibel-Gesellschaft.

Nro. VII. Juli 1836.

Monatliche Auszüge

aus

dem Briefwechsel und den Berichten

der

brittischen u. ausländischen Bibel-Gesellschaft.

Aus dem ein und dreißigsten Jahresberichte der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft vom Mai 1835.

Ostindien. Calcutta.

Es ist erfreulich, aus dem neuesten Berichte der Hülfsbibelgesellschaft zu Calcutta zu vernehmen, wie im Laufe des verflossenen Jahres weiter als je zuvor das Wort Gottes im Lande verbreitet, wie größere Geldmittel beigesteuert, wie das Verlangen nach dem Worte Gottes häufiger als je vernommen und überhaupt die Thätigkeit der Gesellschaft durch die Gnade Gottes in einen hoffnungsreichern Zustand versetzt wurde. Die persische Uebersetzung der beiden prophetischen Bücher, Jesajas und Jeremias, ist im Druck vollendet, und das Buch Ezechiel befindet sich unter der Presse; auch darf im Laufe dieses Jahrs die Vollendung der Uebersetzung sämmtlicher alt-testamentlicher Schriften erwartet werden. Mehrere alt-testamentliche Bücher in der Uebersetzung der Hinduwi-Sprache sind von Miss. Bowley und Dr. Mill aufs Neue revidirt und für die Presse zubereitet; auch ist eine neue Auflage des hindostanischen Neuen Testamentes zu 2000 Exemplarien zu Serampore im Druck vollendet worden. Die Freunde des Wortes Gottes zu Calcutta haben die Freude gehabt, im Laufe des verflossenen Jahres in verschiedenen

Sprachen 17,113 Ex. der heil. Schriften in Umlauf zu setzen, fast eine noch einmal so große Summe, als die vorjährige gewesen war.

Auch aus andern Städten des Landes, von Berhampore, Burdwan, Meerut, Allahabad, Patna und Cawnpore, sind bei der Gesellschaft erfreuliche Nachrichten eingegangen. Miss. Bowley, dem im verflossenen Jahre 4000 Ex. der heiligen Schriften zur Vertheilung anvertraut worden waren, schreibt von dem großen Marktplatze zu Ghazipur, den er von Zeit zu Zeit besucht, folgendes:

„Bei diesen Besuchen haben wir Gelegenheit, die Wirkungen wahrzunehmen, welche die frühern Aussaaten des Wortes Gottes unter der großen Volksmasse hervorgebracht haben. Mit Dank gegen den HErrn darf ich es sagen, daß mein letzter Besuch auf dieser volkreichen Stelle der ermunterndste war, den ich je daselbst gemacht habe. Wir fanden mit unsern Arbeiten ungleich weniger Widerstand als zuvor, und ein größeres Verlangen nach dem Worte Gottes, wobei sich bei Vielen der redliche Wunsch, es zu ihrem Heile zu benützen, deutlich zu Tage legte. Wer von weiter Ferne her diese Vertheilungen heil. Bücher unter die große Volksmasse in's Auge faßt, mag sie vielleicht für etwas Nutzloses, oder gar für Verschwendung halten; allein schon der Glaube an das gewisse Wort der Verheißung läßt uns an ihrer heilsamen Wirksamkeit nicht zweifeln, und unsere Missionswanderungen bringen uns stets augenscheinliche Beweise nahe, daß auf unbemerkte Weise der unter die Völkermasse hineingeworfene Sauerteig seine guten Früchte trägt."

Herr Prediger Dealtry, Sekretär der Bibelgesellschaft zu Calcutta, meldet der Gesellschaft folgendes:

„Das Verlangen nach englischen Bibeln wird immer lauter und allgemeiner, und wir sind nicht im

Stande, dasselbe zu befriedigen. Dieses Verlangen rührt daher, daß unter den Eingebornen die Anzahl der wahrheitforschenden Gemüther je mehr und mehr zunimmt. Könnten Sie in die Schulen Calcutta's hineinblicken und die Schaaren hinduischer Jünglinge sehen, welche die Bibel lesen und verstehen gelernt haben; könnten Sie das Verlangen derselben wahrnehmen, Exemplare des Wortes Gottes in der englischen Sprache zu erhalten: so würden Sie uns gerne so viele derselben zusenden, als Sie nur immer entbehren können. Je rascher und weiter sich in den Schulen die Bekanntschaft mit der englischen Sprache im großen Reiche umher verbreitet, desto mehr wächst auch das Verlangen unter dem Volke, eine englische Bibel zum Gebrauche zu haben. Jetzt erst tritt es immer deutlicher hervor, daß die frühern Knechte Gottes auf ihren, nicht selten mit Thränen benetzten, Saatfeldern nicht umsonst gearbeitet haben; denn von großen Schaaren der Einwohner, welche sie im geduldigen Unterrichte vorbereiteten, läßt sich behaupten, daß sie nicht ferne sind vom Reiche Gottes; und darum darf ihnen das Wort der Wahrheit nicht vorenthalten werden." — Die Kommittee zu London sah sich auf diese Nachricht hin veranlaßt, ihren Freunden zu Calcutta 500 englische Bibeln und 2000 N. Testamente zuzusenden; auch wurde für zweckmäßig gefunden, den laufenden Bibeldruck daselbst mit einer neuen Geldgabe von 6000 fl. zu unterstützen.

Die Kommittee zu Calcutta wurde ferner von unserer Gesellschaft ermächtigt, 5000 Ex. des bengalischen N. Testamentes auf Kosten derselben zu drucken; auch wurden ihr zu diesem Zweck 250 Ries Papier zugesendet. An dem Hingang des vollendeten Dr. Carey, vieljährigen Missionars zu Serampore, hat das Bibelgeschäft in Indien einen unersetzlichen Verlust gemacht, indem sich derselbe vierzig Jahre lang mit unermüdeter Beharrlich-

keit damit beschäftigte, die zahlreichen Sprachen des Ostens gründlich zu erlernen, das Wort Gottes in dieselben zu übersetzen, und dasselbe gedruckt den Völkern des Orientes in die Hände zu geben. Für dieses schwierige Unternehmen war er in hohem Grade der geeignetste Mann, indem er eine ungemeine Leichtigkeit besaß, Sprachen zu erlernen, und dieses Talent unter den schwierigsten Umständen und beim gänzlichen Mangel an sprachlichen Hülfsmitteln, auf eine bewunderungswürdige Weise zu Tage legte. Wie treu der Vollendete die von Gott empfangene Gabe zur Verherrlichung des Namens Gottes und zum Heile seiner Brüder angewendet habe, dafür bedarf nur der Umstand in kurzen Worten genannt zu werden, daß er in Verbindung mit seinen Brüdern zu Serampore das Werkzeug in der Hand Gottes war, in dreißig bis vierzig verschiedenen Sprachen des Orientes die heil. Schriften ganz oder theilweise den Völkern Asiens in die Hände zu geben.

Madras.

Die verbesserte Auflage des tamulischen N. Testamentes wurde zu Madras zu 15,000 Ex. im Drucke vollendet, und auch von den Schriften des alten Testamentes der erste Band zu 5,000 Ex. besonders abgedruckt. Miss. Rhenius meldet von Palamcottah:

„Im Kreise unserer zahlreichen Gemeinden wird das Wort Gottes täglich gelesen. Viele Götzendiener um uns her hören dasselbe, und nicht Wenige von ihnen geben dem Götzendienste den Abschied, machen sich mit dem Wege der Seligkeit bekannt, und verlangen das Evangelium zu haben.“

Von Nagercoil wird von den dortigen Missionarien Mault und Müller der Gesellschaft gemeldet:

„Es verdient bemerkt zu werden, daß uns mehrere Fälle bekannt geworden sind, wo heidnische Eltern und andere Erwachsene zur Erkenntniß Christi dadurch geführt worden sind, daß unsere Schulkinder Abschnitte der heil. Schrift ihnen zu Hause vorlasen, oder das, was sie aus dem Worte Gottes gelernt hatten, denselben wiederholten. Wir haben auf dieser Station einen Knaben in der Schule, dessen Eltern vor einem Jahre auf diese Weise zum öffentlichen Bekenntniß des Christenthums, und zur Taufe auf Christum geleitet worden sind. Vormals hatten sie als Heiden vor Dämonen ihre Kniee gebeugt, und jetzt sind sie der göttlichen Wahrheit nahe gebracht worden, die sie weise machen kann zur Seligkeit."

Von Nevur schreibt Miss. Mead folgendes: „Unser neuester Jahresbericht, der sich mit dem Oktober schließt, zeigt eine Zunahme von etwa 300 Heidenfamilien, welche im Laufe des verflossenen Jahres ihrem Götzenthume den Abschied gegeben haben; und auch seither haben sich mehrere andere heidnische Familien zum Unterrichte im Christenthume gemeldet. Diese geistigen Bewegungen, welche unter unserm Volke statt finden, haben auch ein vermehrtes Nachfragen nach dem Worte Gottes zur Folge gehabt. Es wird Ihre Kommittee freuen, zu vernehmen, daß die Heiden um uns her im Allgemeinen keine Abneigung gegen die heil. Schriften der Christen zeigen, und daß manche von ihnen ernstlich verlangen, zum Besitz dieser köstlichen Gabe zu gelangen. Die erwachsenen Mitglieder der Gemeinde, so wie die Kinder in unsern Schulen, lernen das Wort Gottes auswendig; und obgleich weit um uns her noch viel Finsterniß in diesem Lande wahrzunehmen ist, so dürfen wir doch von einem Jahr zum andern immer erfreulichere Beweise gewahren, daß das Wort Gottes unter den verfinsterten Ein-

wohnern nicht umsonst gepredigt, und nicht umsonst gedruckt in ihrer Mitte ausgebreitet wird."

Von Salem in der Provinz Tritschinopoly wird uns durch den dortigen Missionar Georg Walton geschrieben: „Im Laufe des verflossenen Jahres sind viele Theile des Wortes Gottes weit hin verbreitet worden, und die Begierde des Volkes, dasselbe in Empfang zu nehmen, berechtigt uns zu den schönsten Hoffnungen. Es ist eine erfreuliche Thatsache, wahrnehmen zu dürfen, daß nicht wenige Heiden, welche zum Besitze der heil. Schriften gelangten, den Inhalt derselben täglich für ihr Thun und Lassen zu Rathe ziehen, was ihnen auch in hohem Grade das Mißfallen und die Mißhandlung von Seiten der heidnischen Priester zugezogen hat, welche ihr schändliches Gewerbe in Gefahr erblicken."

Der Druck des Neuen Testamentes in der Telugu-Sprache konnte aus Mangel an Missionarien, welche die Revision desselben besorgen, bis jetzt nicht fortgesetzt werden. Indeß werden die noch vorräthigen Exemplare dieses N. Testamentes noch immer unter sehr erfreulichen Umständen ausgetheilt. Die Revision der kanaresischen Uebersetzung hat viele Zeit gekostet; auch waren die Nachfragen nach dem Worte Gottes in dieser Sprache weniger zahlreich als zuvor, weil die Missionarien aus Mangel an vorräthigen Exemplaren genöthigt waren, viele Heiden, die nach dem Wort Gottes verlangten, unbefriedigt abzuweisen."

Miss. Norton, welcher auf der südwestlichen Küste Indiens, zu Cotyam, die Verbreitung des Wortes Gottes besorgt, und im verflossenen Jahre 898 Theile desselben in Umlauf gesetzt hat, meldet folgendes hierüber: „Dieses Jahr war eine größere Nachfrage nach syrischen Bibeln als je zuvor. Die römischen Priester der syrischen Gemeinden scheinen denselben Erlaubniß

zum Lesen des Wortes Gottes gegeben zu haben, und von dieser Gestattung haben die Leute Gebrauch gemacht, so daß in den letzten vier Monaten kaum eine Woche vorüber ging, ohne daß Mehrere herbei kamen, und dringend um heilige Schriften flehten. Die syrischen Seminarien sind, so viel mir bekannt ist, nunmehr mit dem Worte Gottes versehen, das auch fleißig in denselben gelesen wird. Dieser Umstand bildet eine neue Epoche in der syrischen Geschichte, und wir dürfen hoffen, daß der gnadenreiche Gott sein Wort segnen, und früher oder später in den syrischen Gemeinden der Provinz Travancore einen Luther oder Melanchton erwecken wird, der mit unerschrockenem Muthe das Wort von der Gnade Gottes in Christo laut bezeugt. Vor einigen Monaten hielt ich mich vier Wochen zu Cotyam auf, und predigte in den syrischen Kirchen daselbst; und seit dieser Zeit hat das Verlangen nach dem Worte Gottes sichtbar unter ihnen zugenommen. Auch sagt mir Herr Peet, daß syrische und römische Priester mit großer Begierde nach dem Psalmbuche fragen; innerhalb weniger Tage hat er 100 Ex. desselben, die ich ihm zusandte, in Umlauf gesetzt, und er hat um weitere 100 Ex. sich bittend an mich gewendet."

Miss. Bailey ist auf seinem Missionsposten in der Präsidentschaft Madras kürzlich zurückgekehrt, und hat 5000 Ex. der Evangelien in der Malayalem-Sprache, welche unter seiner Leitung in England gedruckt worden sind, nebst einem Papiervorrathe von 250 Ries mit sich gebracht, um den Druck der apostolischen Briefe in dieser Sprache zu Madras zu vollenden. Noch immer ist daselbst das Papierbedürfniß zum Druck heiliger Schriften nicht nur ungemindert, sondern im Zunehmen. „Wir sind genöthigt, schreibt Miss. Smith von dort, eine neue Auflage der drei ersten Evangelien von vorne zu beginnen; da wir die gedruckten Bogen von der Presse

hinweggeben mußten, und sie demnach, um vollständige Exemplare des N. Testamentes in der tamulischen Sprache zu haben, wieder nachgedruckt werden mußten. Ich nenne Ihnen diesen Umstand, um Ihnen unser fortdauerndes Papierbedürfniß an's Herz zu legen." Um demselben abzuhelfen, sind der Hülfsgesellschaft zu Madras 1250 Ries Druckpapier als Geschenk zugesendet worden.

Seit dem Jahr 1833 hat die Hülfsgesellschaft zu Madras 15,120 Ex. der heil. Schriften, besonders in der tamulischen Sprache, in Umlauf gesetzt; und seit ihrem Entstehen, im Jahr 1820, sind 137,475 Ex. der heil. Schriften in ihren Umgebungen von derselben verbreitet worden. Um dem Bedürfniß an englischen Bibeln zu begegnen, sind ihr 500 Ex. derselben nach Madras zugesendet worden.

Insel Hayti, vom 25 Mai 1835.

Ich bereiste diese Insel, um das Wort Gottes auf derselben auszubreiten. Mich begleitete ein Eingeborner von Hayti, ein frommer Handwerker, der den Glauben an den Herrn Jesum gefunden hat, und zwei Tagereisen lang bezahlte er die Miethe für ein Pferd, einen Esel und einen Führer nebst allen übrigen Ausgaben, die sich auf 26 Thaler beliefen; und als ich ihm das Geld aufdringen wollte, hob er einen Stein auf, und sprach halb französisch, halb englisch: nie werde ich dieß thun. Mein Herz war ehemals diesem Steine gleich; Gott hat es durch sein Wort und durch seinen Geist weich gemacht, und jetzt trage ich aus herzlicher Liebe zu ihm gerne alles dazu bei, dieses heilige Wort auf der ganzen Erde auszubreiten. Dieser Schwarze liefert von seinen kleinen Ersparnissen einen jährlichen Beitrag von 12 spanischen Thalern zum Werk der Bibelverbreitung.

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibel-Gesellschaft.

Nro. VIII. August 1836.

Monatliche Auszüge
aus
dem Briefwechsel und den Berichten
der
brittischen u. ausländischen Bibel-Gesellschaft.

Aus dem ein und dreißigsten Jahresberichte der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft vom Mai 1835.

Bombay.

In einem neuern Briefe von Bombay wurde die Bitte an unsere Gesellschaft vorgelegt, der dortigen Hülfsgesellschaft 500 Ries Druckpapier zuzusenden, um 8,000 N. Testamente in der Mahratten-Sprache in Nagri-Schrift, nebst 2,000 Ex. der Evangelien und der Apostelgeschichte und 1,000 E. des Psalmbuches zu drucken. Eine kleine Auflage von 500 Ex. des Evangeliums Matthäi im Katschi-Dialekt, dessen Uebersetzung der Regierungs-Kaplan Gray verfertigte, befindet sich unter der Presse, und das erforderliche Druckpapier, nebst 100 hebräischen Bibeln und 50 hebräischen Psaltern, wurde der dortigen Gesellschaft mit Freuden bewilligt.

Folgendes ist ein Auszug aus einer Mittheilung, welche die amerikanischen Missionarien der Umgegend der Hülfsgesellschaft zu Bombay zugesendet haben. „Die Erfahrung, welche wir im verflossenen Jahre gemacht haben, zeigt uns deutlich, daß die Nachfrage nach heil. Schriften im Zunehmen ist; und so oft wir die Stadt Bombay verließen, um das Wort Gottes und christliche Traktate unter den heidnischen Bewohnern des Landes

zu verbreiten, so oft konnten wir nicht Exemplare genug mit uns nehmen, um das Verlangen der Leute zu befriedigen. Für mehr denn die gedoppelte Zahl der Evangelien in der Mahratten-Sprache hätten wir leicht Leser unter dem Volke gefunden, wären uns Exemplare genug zur Verfügung gestanden. Die Zeit ist gekommen, wo es Pflicht der Missionarien geworden ist, in Bombay und den volkreichen umliegenden Dörfern in jeder Familie, in welcher man lesen kann, ein Ex. des Wortes Gottes zurückzulassen. Dieses Wort Gottes ist das kräftige Werkzeug, um die Bollwerke des Satans in diesem Lande zu zerstören, und so lange nicht dasselbe allgemein unter dem Volke verbreitet ist, und von demselben gelesen wird, so lange können wir nicht eine allgemeine Rückkehr des Mahrattenvolkes zur Wahrheit und Gerechtigkeit erwarten."

Miss. Fyvie schreibt aus Surate:

„Ich habe etwa 1000 Theile von N. Testamentlichen Schriften dem Volke in die Hände gegeben. Die Bücher werden allgemein gelesen, und die Bekanntschaft mit dem Christenthum nimmt auf diese Weise unter dem Volke zu. Ich habe ansehnliche Versammlungen von Eingebornen bei dem sonntäglichen Gottesdienste; und die Regelmäßigkeit, womit sie dieselbigen besuchen, ihre Entsagung des Götzendienstes und heidnischer Gebräuche, ihr Wachsthum in christlicher Erkenntniß, ihre Hochachtung für die Sonntagsfeier und die Familienandacht, ihre Willigkeit, ihren heidnischen Landsleuten nützlich zu werden, so wie der Umstand, daß sie von unserer Mission keine zeitlichen Vortheile erwarten und fordern, berechtigen mich zu der lieblichen Hoffnung, daß große Schaaren derselben Christum öffentlich durch die Taufe anzuziehen bereit stehen. Ein Wunsch, der gerade jetzt ihre Aufmerksamkeit vielfach beschäftigt."

Von der Hülfsbibelgesellschaft zu Bombay sind im verflossenen Jahre nicht weniger als 5,098 Ex. ganzer Bibeln und N. Testamente, oder einzelner Theile derselben verbreitet worden.

Insel Ceylon.

Von der Hülfsbibelgesellschaft zu Columbo ist bis jetzt noch kein Bericht von ihren Arbeiten im verflossenen Jahre bei uns eingegangen; aber die Zweiggesellschaft zu Jaffna hat uns durch ihren Sekretär, Miss. Knight, eine erfreuliche Mittheilung zukommen lassen. Letztere hat im verflossenen Jahre nicht weniger als 5,586 Theile von alt- und neu-testamentlichen Schriften in der tamulischen Sprache unter den Eingebornen verbreitet. Es wird hierüber in einem Briefe bemerkt: „Obgleich die Kommittee noch nicht die Freude hat, das heidnische Volk im Allgemeinen nach dem Besitze des Lebenswortes begierig zu sehen, so giebt es doch Einzelne, welche diese köstliche Gabe hochzuschätzen wissen, und einen großen Gewinn darin finden, wenn sie diesen theuren Schatz in ihre Hände bekommen. Nicht minder erfreulich ist die Bemerkung, zu welcher uns der Zustand der Dinge berechtigt, daß eine noch weit größere Anzahl derselben so weit unterrichtet ist, daß sie das Wort Gottes lesen können und willig sind, dieß zu thun, was sie durch Mitwirkung des heil. Geistes weise machen kann zur Seligkeit; und wie sehr ist es nicht unsere freudige Hoffnung und unser ernstliches Gebet, bald noch viel allgemeinere und herrlichere Früchte von den Arbeiten der Gesellschaft erblicken zu dürfen."

Miss. Knight bemerkt in einem andern Briefe vom 26 Mai: „In den beiden letzten Monaten sind aus Amerika sieben neue Missionsgehülfen in dieser Provinz angekommen. Eine solche Vermehrung der Arbeiter, welche

die Aufgabe haben, für die sittliche und religiöse Wiedergeburt dieses Volkes, durch das Licht und die Kraft der göttlichen Wahrheit, thätig zu sein, wird nothwendig unsere Arbeitskreise ansehnlich erweitern, und in kurzer Zeit die Zusendung bedeutend größerer Vorräthe heil. Schriften nothwendig machen. Wir ermangeln jetzt hauptsächlich eines Vorrathes alt=testamentlicher Schriften. Unsere Kommittee wünscht daher angelegentlich, solche in einem kleinen Formate in bedeutender Anzahl zu erhalten, um unsere Neubekehrten und Anderè, die nach dem Worte Gottes verlangen, mit der ganzen Bibel in Einem Bande zum täglichen Gebrauche zu versehen."

Diese thätige Zweiggesellschaft ist ihrem Verlangen gemäß, mit 1500 Ex. heil. Schriften in den Sprachen jener Völker versehen worden.

Singapore.

Eine wichtige Verbesserung im Druck mit chinesischer Schrift ist hier im Gange. Nachdem Miss. Dyer bei der Zubereitung dieser Schrift mancherlei Schwierigkeiten mit glücklichem Erfolge überwunden hat, welche bisher unüberwindlich zu sein schienen, schreibt er jetzt in seinem neuesten Briefe:

„Sie werden sich wundern, wenn ich Ihnen sage, daß ein zureichender Guß chinesischer Metalltypen nicht über 1200 fl. zu stehen kommen wird, was nicht bloße Vermuthung, sondern wirkliche Erfahrung ist. Wir haben nämlich gefunden, daß wir, um die heilige Schrift in der chinesischen Sprache zu drucken, nicht viel mehr als etwa 3000 Schriftzeichen bedürfen, und daß, sind diese einmal fertig, wir das Pfund Schrift leicht um 16 Bz. zu liefern im Stande sind. Bis jetzt haben unsere Gelder zugereicht, und für das Uebrige wird der HErr sor-

gen.“ — Es wurde ihm aufgetragen, das Evangelium Matthäi versuchsweise mit dieser neuen Schrift zu 5000 Ex. abzudrucken.

Miss. Medhurst bereitet jetzt eine Harmonie der vier Evangelien in der chinesischen Sprache vor, was in Gottes Hand ein weiteres Mittel sein wird, dem Worte des HErrn in China die Thüren aufzuschließen. „Zu Batavia, so schreibt derselbe, drucken wir jetzt 1000 Ex. dieser Harmonie ab; aber 30,000 derselben würden für das vorliegende Verlangen nicht genügen. Auf jeder Missionsstation sollte der Druck der chinesischen Bibel eingeleitet werden, da die Wege, das Wort Gottes unter dem chinesischen Volke auszubreiten, sich mit jedem Tage vermehren.“

China.

Die heitern Aussichten für die Pflanzung des Evangeliums in China sind in unsern Tagen theilweise umwölkt worden, durch den schmerzlichen Verlust eines Mannes, den die Vorsehung Gottes auf eine ausgezeichnete Weise als Werkzeug gebrauchte, um in der ungeheuern Wildniß China's der Verherrlichung des HErrn die Wege zu bereiten. Dieser Knecht Gottes ist Doktor Morrison, der vor 27 Jahren als Jüngling nach China zog, das vor seiner Zeit noch kein protestantischer Missionar betreten hatte, und den ersten Versuch wagte, die gewaltigen Hindernisse zu überwinden, welche der Erlernung dieser schweren Sprache bis jetzt im Wege gestanden haben. Um dieselbe Zeit war Dr. Marschmann zu Serampore in Bengalen mit dem Versuche beschäftigt, eine Uebersetzung der heil. Schriften in die chinesische Sprache zu bewerkstelligen; aber Dr. Morrisson fing jetzt dieses riesenhafte Werk auf dem chinesischen

Boden selbst an, und die Huld Gottes ließ es ihm gelingen, für mehr denn 300 Millionen des menschlichen Geschlechtes das Buch der Offenbarungen Gottes aufzuschließen. Lange stand dieser edle Streiter Gottes allein in dieser ungeheuern Wildniß da, und zahllos waren die Hindernisse, welche er zu bekämpfen hatte. Viele Jahre flossen vorüber, ehe er eine Frucht seiner Missionsarbeiten sehen durfte, und so lange er lebte, war ihm die Freude nicht zu Theil geworden, einen bedeutenden Zuwachs der Gemeinde Christi in China sehen zu dürfen. Ihm war fast ausschließlich das Loos beschieden, den köstlichen Saamen zu bereiten und etwas von demselben auf dem wilden Acker auszustreuen; indeß es andern Arbeitern vorbehalten ist, die Ernte einzusammeln, für welche bereits die Felder China's weiß geworden sind. Tief empfindlich ist der Verlust eines solchen Mannes, den der HErr vom Arbeitsfelde hinweg zur Versammlung der Vollendeten hinüber rief; aber gepriesen sei die Huld Gottes dafür, daß er seinen Diener lange genug leben ließ, um die Grundlagen eines solchen Werkes in China zu legen, und mittlerweile eine Reihe von Dienern vorzubereiten, die, wie ein Gützlaff, Medhurst, Dyer und Andere, bereit stehen, um das begonnene Werk im Namen des HErrn mit erneuter Kraft und unter vielfach begünstigenden Umständen fortzusetzen.

In seinem letzten Briefe schrieb der Vollendete:

„Ich habe indeß vernommen, daß Sie dem chinesischen Kollegium zu Malakka den Auftrag ertheilt haben, eine neue Auflage chinesischer Schriften zu 5,000 Ex. zu veranstalten; auch ist mir von Herrn Gützlaff, der gegenwärtig die nordöstliche Küste China's besucht, die Nachricht zugekommen, daß er den bedeutenden Vorrath von Bibeln und andern christlichen Schriften, die er mit sich nahm, unter dem Volke verbreitet hat. Auch wir bedürfen hier derselben mehr, um von Tag zu Tag dem

Bedürfniß heilsbegieriger Seelen entgegen zu kommen. Was für ein Segen ist doch eine Gesellschaft, wie die Ihrige ist, welche den Beruf hat, dieses heilige Buch denen in die Hand zu geben, welche es nicht zu kaufen vermögen! Auch mein Sohn, John, fügt er hinzu, obgleich er noch jung ist, findet doch eine süße Freude daran, dem Werke der Bibelverbreitung zu dienen, und ich hoffe, daß er ein brauchbarer Arbeiter in dem Weinberge des HErrn werden wird. Er hat die chinesische Sprache und das Drucken derselben gründlich erlernt, und ich habe ihm deßhalb eine eigene Druckerpresse angeschafft, um eine Auflage der chinesischen Bibel um die andere mit den nöthigen Sprachverbesserungen auszufertigen."

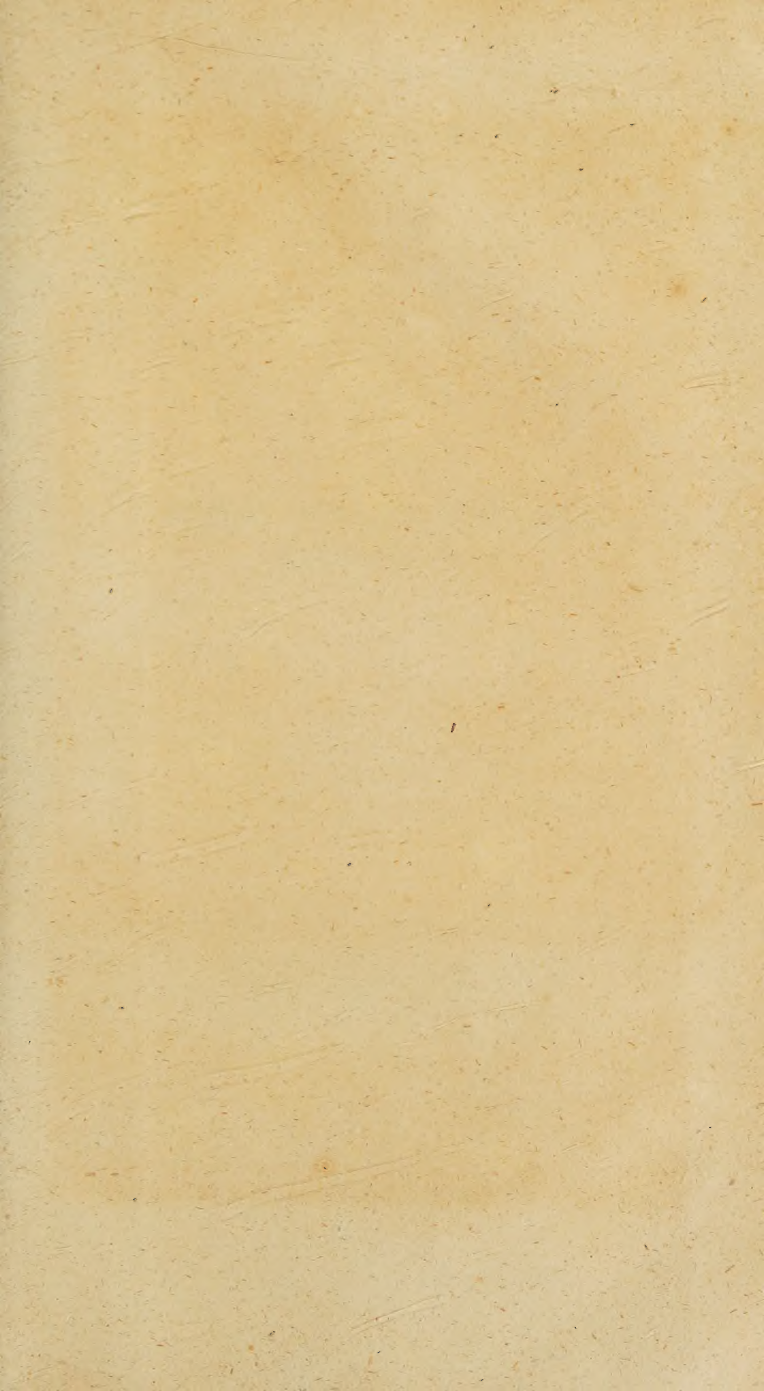
Von Herrn Gützlaff sind zwar im verflossenen Jahre keine nähern Nachrichten an unsere Gesellschaft eingegangen; allein die Bekanntmachung seines Reise-Tagebuchs hat eine ungewöhnliche Theilnahme für das Missionsgeschäft in China unter unserm Volke angeregt. Wir glaubten diese theilnehmenden Gefühle unserer Nation benützen zu müssen, und vereinigten uns in dem Beschlusse: die Anstalten zum Druck der chinesischen Bibel zu vervielfältigen, und die bestehenden Anstalten für die Fortsetzung ihres Geschäftes auf's kräftigste zu unterstützen. Es wurde daher den Missionarien zu Malakka der Auftrag ertheilt, außer der bereits im Druck befindlichen Auflage chinesischer N. Testamente von 15,000 Ex., noch eine zweite von 5,000 Ex. unverweilt zu veranstalten, und sich nach ein paar tüchtigen Agenten der Gesellschaft umzusehen, welche den Beruf haben, in den Provinzen China's umherzureisen und das Wort Gottes unter dem Volke auszubreiten.

Der zu St. Petersburg veranstaltete Druck des N. Testamentes in der Mandschu-Sprache, ist seiner Vollendung nahe, und die Vorsehung wird uns die Wege

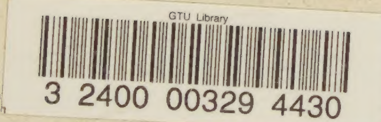
bezeichnen, auf denen wir zur Verbreitung desselben in den nördlichen Grenzprovinzen China's gelangen mögen. Ein Manuscript einer Mandschu-Uebersetzung der alttestamentlichen Schriften ist gleichfalls in unsere Hände gelangt. Dr. Morrison schreibt in einem seiner letzten Briefe von dieser Arbeit: „Ich hoffe, daß diese Mandschu-Uebersetzung eine gute und sprachrichtige ist. Vereint mit der chinesischen Bibel, wird sie ein willkommenes Mittel sein, in den nördlichen Provinzen dieses Reiches die Erkenntniß des wahren und alleinigen Gottes unter dem Volke auszubreiten. Wie wundervoll müssen doch Arbeiten dieser Art, die auf verschiedenem Wege und in weiten Entfernungen von einander statt finden, dazu dienen, sich wechselsweise hülfreich die Hand zu bieten, und einander zu unterstützen."

Von den Missionarien zu Selinginsk, den Herren Swan und Stallibrass, ist das erste Buch Mosis in die mongolische Sprache übersetzt, und in derselben gedruckt worden. Letzterer schreibt bei Uebersendung einiger Exemplare: „Betrachten wir China als ein Land, das sich für die Aufnahme des herrlichen Evangeliums allmählig aufschließt, so gewinnt diese Uebersetzung um so mehr an Wichtigkeit; denn die Sprache derselben ist für alle Mongolen verständlich, welche den ungeheuren Landesstrich bewohnen, der in Norden von der sibirischen Grenze und im Süden von der Mauer China's umschlossen wird, so wie vielen Chinesen selbst, die das Innere bewohnen."

Herausgegeben von der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft.






GTU Library
3 2400 00329 4430

